Die

Geschichte der Seele.

Von

Dr. Gotthilf Heinrich v. Schubert.

Vierte neu bearbeitete und vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1850.

Die

Geschichte der Seele.

Von

Dr. Gotthilf Heinrich v. Schubert.

Vierte neu bearbeitete viel vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1850.

Vorrede zum zweiten Band.

Nur Weniges habe ich dem Vorwort zum ersten Bande beizufügen.

Das, was in diesem zweiten Bande, dem Inhalte wie der Form nach, neu hinzukam, bedarf wohl kaum einer besondern Einführung bei dem Leser. Schon ein flüchtiger Vergleich etwa des §. 29 mit jenem der frühern Auflagen, dessen Stelle er einnimmt, wird es bezeugen können, daß der innere Beweggrund, welcher den Verfasser zu dem Versuch einer Umarbeitung antrieb, ein sehr nahe liegender gewesen sey. Auch bei den ganz neu hinzugekommenen §§. 30, 34, 37, 39, 62 wird der Zweck, bei den Zusätzen, namentlich zu §. 41, 46, 55 u. f. die Nothwendigkeit ihrer Einfügung in den Inhalt des Ganzen leicht zu erkennen seyn. Den §. 30 mögen seine Schlußworte, so wie sein Zusammenhang mit andern ihn ergänzenden Stellen des Buches, z. B. mit §. 71, vor leicht möglichen Mißverständnissen schützen; auch hofft der Verfasser in der neuen Bearbeitung des ersten Bandes seiner Geschichte der Natur, welche in wenigen Wochen unter die Presse gehen wird, das hier nur unvollkommen Angedeutete besser erörtern zu können.

Daß ich von den vielen, zum Theil sehr inhaltreichen Werken unserer Litteratur, aus dem Gebiet der Psychologie, welche seit den frühern Auflagen dieses Buches erschienen sind, so wenig Gebrauch gemacht habe, das scheint noch einer besondern Entschuldigung zu bedürfen. Ich berufe mich dabei auf die alltägliche Erfahrung jedes Erbauers auch der unbedeutendsten Hütte,

daß sich in das innere fest und starr gewordene Gefüge eines alten Gemäuers nicht leicht ein neues, fremdes Material, selbst kein Marmorstein in die Lehmwand hineinpassen lasse, ohne den Zusammenhalt des Ganzen in Gefahr zu setzen.

Zu den oben auf S. VIII der Vorrede zum ersten Bande erwähnten, leicht verbesserlichen Druckfehlern hätte billiger Weise auch noch der auf S. 10 Z. 1 jenes Bandes übersehene: Bahndurchmesser statt Durchmesser hinzugefügt werden sollen.

Möchten der Fehler und Mängel in meinem Buche nicht mehrere und größere seyn als solche, selbst einem weniger geübten Auge sichtbare und äußere.

München, 7 August 1850.

Der Verfasser.

Inhalt.

III. Die Seele des Menschen.

IV. Die Lehre vom Geist.

V. Die Herrschaft des Leibes.

VII. Die Herrschaft des Geistes.

III. Die Seele des Menschen.

Die Fragen nach der Seele und ihrem Seyn.

§. 25.

Es dringt ein Sonnenstrahl in die dunkle Kammer, und das Auge siehet alsbald im Strome des Lichtes Stäublein, aufgescheucht vom Odem und Fußtritt des Menschen; Stäublein welche emporsteigen und durch einander wirbeln, als bewegte sie ein selbstständig inwohnendes Leben. Der Strahl entweicht, und der bewegte Wirbel ist verschwunden. War es vielleicht nur die hineinscheinende Sonne, welche das Gebilde von Staub emporhob vom Boden, da es vorhin bei andrem Staube geruht, und gab nur sie ihm die wirbelnde Bewegung, oder war das Gebilde vorhin schon da und in Bewegung, und der Sonnenstrahl macht es nur sichtbar, so oft und so lange er da hineindringt?

Das Leben des Leibes ist ganz etwas Andres, Selbstständigeres, als das Bewegen des Staubes von fremdem Hauche; der Weg der Seele zum Leibe und der Verkehr mit diesem ist etwas Näheres, Innigeres, Lebendigeres, als alles Wirken des Lichtstrahles auf die todte Masse. Und dennoch lässet für die Fortdauer eines lebensähnlichen Bewegens der Anblick der Sonnenstäubchen in der Kammer noch mehr Hoffnung, als der Anblick des Menschenleibes im Tode. Denn gleich einem wandelnden Thurme von

Sand, welchen der Wirbelwind in der Wüste gestaltet, sinkt das wundervolle Gebilde zum Boden und bewegt sich nie mehr; der Wind aber, jetzt die Distel, dann den Wipfel der Palme bewegend, ziehet weiter seines Weges, über Gebirg und Meer.

Der Mensch, eben noch so bewegt von Lebensmuth und Hoffnung, der Mund überfließend von Gedanken, das Auge voll Begeisterung; da ergießen sich einige Tröpflein Blutes ins Gehirn, der Mund verstummt, die Gedanken weichen wie Spreu vor dem Winde, und das bleiche Angesicht des Todten scheint nur sagen zu wollen: „es ist aus, Alles aus."

Es trifft die Leber, oder die wichtigsten Eingeweide der Verdauung ein langsames Leiden, und siehe, derselbe Mensch, in dessen Seele der Zorn ein selten oder nie hindurchwandelnder Fremdling schien, derselbe Mensch, der das Grämen und die Neigung zum Sorgen nicht kannte, wird jetzt von einem am Wege liegenden Stein, oder durch das Lachen, das er vorhin geliebt, zum Zorn gereizt: ein fliegendes Gewölk weckt die leise schlafenden Sorgen, ein fallend Blatt das Grämen auf. „Wir selber dann ein aus unbekannter Höhe zu Boden fallendes Blatt, mit welchem ein durch die Leiblichkeit gehender Wind spielet, welcher kommt, wir wissen nicht woher, und gehet, wir wissen nicht wohin?"

„Nimmt uns doch schon das Alter eine dieser sogenannten Kräfte der Seele, eine der mühsam errungenen Erfahrungen und Erkenntnisse nach der andern hinweg; die erlernten Worte entfallen dem Gehirn, wie dem greisen Scheitel die Haare; die, wie es schien, auf ewig festgestellten Bilder, die Gedanken, welche der Mund aussprach, vergehen und entweichen von ihrer Stätte, wie die Zähne, welche vorhin den Mund geziert. Mit dem Augennerven und dem Sehehügel zugleich vertrocknen und versiegen die letzten Er-

innerungen, auch an die Farben und Gestalten der Dinge; mit dem Hörnerven das Andenken der Stimme und Töne. So schwindet Alles, was der Mensch geliebt und gehofft und erkannt; denn es gehörte so wenig sein, als die wandernden Vögel dem Lande, das sie, sich aufmachend vom Boden, im Herbst verlassen. Was da noch zurückbleibt, nahe an dem Eingang zur Gruft, das träge Bewegen der Muskeln unter der zusammengeschrumpften Haut, welches aus alter Gewohnheit das blinde Auge eben so nach der Sonne als nach dem Dunkel hinstarren macht; das leise Athmen, das noch immer an diesem Gerippe aus- und eingeht, das ist ferner nicht das, was die denkende Seele Leben nannte, es ist nur das letzte Verrinnen der leiblichen Lebenssäfte am verdorrenden Gebein."

„So entreißt auch ein heftiges Fieber der Seele, oder vielmehr dem Gehirn des Menschen die ganze inwohnende Welt der vermeintlich ewigen Güter; der trefflich gelehrte Mann hat auf einmal die ersten Anfangsgründe der erlernten Sprachen, ja die Buchstaben, und selbst den eignen Namen vergessen. Wie die Gicht, wenn sie zwischen den Knochen der Hand die krankhaften erdigen Ansätze erzeugt, dieser Hand zugleich alle die erworbenen Künste und Fertigkeiten der Finger nimmt, so entzieht ein Verdichten der Knochenplatten des Hirnschädels dem Gehirn mit einmal alle ihm eigenthümlich geschienenen Gaben; es kann nun dieses seine Außenwelt eben so wenig fassen und in sich bewegen, als die kranke Hand; das Leben der Seele wird von den Träumen des Wahnsinnes zerrissen, oder versinkt in Blödsinn."

„Wie? sollte vielleicht alles das, was wir Seele und Kräfte der Seele nennen, nichts Andres seyn, als ein feinermaterielles Bewegen der leiblichen Elemente, ein Bewegen, das bloß mit und durch den Leib entsteht, und mit ihm

wieder aufhört; oder gleicht die Seele der Stimmung eines besaiteten Instruments, welche nur währet und möglich ist, so lange das Instrument vorhanden ist, an welchem sie haftete und mit welcher es ein Ende hat, wenn jenes zertrümmert wird?"

„Das Denken und das Empfinden sind dann etwa auch nur ein solches leibliches Bewegen, in den Säften und luftartigen Flüssigkeiten des Gehirns, als das Geschäft der Verdauung und Ernährung ein Bewegen der Speise und der Speisesäfte in den Gedärmen und Gefäßen: die Speise und die Säfte werden entzogen, und das Verdauen und Ernähren hören für immer auf; der Lebenshauch aus dem Gehirn entweicht, und was wir Seele nannten, das ist nicht mehr. Die Hoffnung und die Furcht, das Sehnen und der Gram, Schmerzen und Lust sind dahin und kehren zu dem bleichen Staube nie zurück."

„Oder bin ich es etwa nicht selber, dieser Todte, welcher starr im Sarge liegt, und den man unter dem Geleite ernster Worte und vielleicht auch der Thränen ins Grab senkt? bin ich nicht der Staub, welcher da bei den andren Todten verwest? der Staub, mit welchem vor kurzem noch ein warmer, belebender Lufthauch gespielt; ein Hauch, der nun zurückgekehrt ist in das große Meer der Luft, und von dem Spiele, das er eben noch getrieben, so wenig weiß, von den geäußerten Kräften so wenig zurückbehält, als der Wind, der durch die Flöte drang, von den Tönen, welche er erzeugt, sobald er die Flöte verlassen?" — —

So sprachen und stritten, in den tieferen Stunden der Nacht, denen kein Stern der höheren Zuversicht geschienen, denen noch kein Morgenlicht des Geistes getagt, Fleisch und Blut.

„Blume des Feldes, schöner bekleidet, als Salomo in aller seiner Herrlichkeit es gewesen, heute saugend den Thau

des Himmels und morgen nicht mehr; ungeborne Frucht der Mutter, unter dem liebenden Herzen entstanden und vergangen noch ehe du etwas Andres, als die wärmende Liebe erfahren, warum ward ich nicht wie du? Was will denn der närrische, denkende Staub in mir, der zum Lachen sagt: du bist toll, und zur Freude: ich bin deiner satt? — Närrischer Staub, willst du lieber den Schmerz, warum drängst du dich denn so unersättlich zur Lust, die deiner nicht begehrt? Eilst du so wie der hinabfallende Stein zu seinem mütterlichen Boden, zu deinem alten Vater, dem Tod aus dem du genommen worden, was sträubst du dich denn und schauderst, wenn der Vater dich zieht, daß du wieder seyest, was er ist und was du warst? Ich sahe den Reigen, welchen die Freude und des Lebens Lust um einen Schlafenden tanzten. Der Schlafende in der Wiege war der Schädel eines Todten. Die Freude lachte, und die Lust erjauchzete laut; der Schlafende aber schwieg und lachte nicht. Da ward nach wenig Tagen die Freude zum Schmerz, die Lust zum Aechzen des Jammers; der Schlafende aber schwieg und weinte und ächzte nicht. Schlafender, hätte dein Angesicht für den denkenden Staub nur nicht diesen thörichten Schrecken, ich möchte mit dir seyn, da kein Leid noch Geschrei ist, da die Stimme des Drängers nicht mehr gehört wird."

„Dränger, warum stirbst du nicht auch, wie mein denkender Staub, was willst du hier bei der armen, bunten Wasserblase, bei dem fallenden Laube? Wärmte ich mich am heimlichen Herde und wollte entschlafen, da weckte mich deine Stimme: — schaue hinaus zur Sonne, die Sonne ist höher und unvergänglicher, als das Feuer des Herdes, und du sollst hinaus zur Sonne, selber von Sonnennatur! — Erfaßte ich endlich mit beiden Armen die lang gesuchte, die ersehnte Lust des Lebens und wollte an ihr ruhen, da schreckte mich dein Ruf: — siehe, das ist nicht das, was

du willst, was dein Sehnen suchte. — Mein Dränger, was will ich denn und was will mein Sehnen, als die kurze Lust des Hinabfallens aus der Wiege ins Grab; warum hält deine Hand meine Seele in diesem Laufe auf? Ich bin ein Vogel, der am kalten Winterabend den Weg gefunden hinein zu der Königshalle, erleuchtet und erwärmt vom gewürzhaft duftenden Feuer; ich komme und eile zum andren Thore hinaus, und vergesse alsbald, wenn ich hinaus bin in das kalte Dunkel, deines Feuers und deiner glänzenden Halle, warum säumest und quälest du, alter Dränger, die Seele, auf ihrem kurzen Fluge durch die Halle? Siehe, das starre Auge im Sarge, das nicht mehr weinen kann, der letzte Hauch des Sterbenden fragt dich: warum peinigst du mich?"

Die Seele, so nackt, so unbewehrt ihren Schmerzen und den Qualen des innren Rufers hingegeben, saß am Morgen: sie saß und spann sich ein Kleid, das die Kälte von außen; sie schmiedete sich Waffen, welche den Ungestüm des alten Drängers abwehren sollten:

„Der Lebenshauch aber in mir, der sich in seinem kräftigsten, innersten Bewegen Selbstbewußtseyn nennet, sagt und weiß es gewiß: ich bin Derselbe, den die Mutter geboren. Derselbe, der als Kind gespielt, als Jüngling gestrebt, als Mann gewirkt. Der Leib, in allen seinen Elementen und Säften und Fasern, starb in jedem Augenblick und erzeugte sich wieder; er ist, seitdem ich weiß, daß ich bin, mehr als ein- und mehr als zehnmal ein ganz neues Gebäu und Gefüge von leiblichen Stoffen geworden; ich aber bin noch, der ich war. Der Verstümmelte, welchem äußere Verletzung oder die Krankheit ein Glied nach dem andren genommen und fast keines mehr gelassen, als das Haupt und die den Lebensfunken nährende Brust, sagt: diese Glieder waren mein und sind es nun nicht mehr, ich aber

bin auch ohne sie noch der ich war. Ja — denn was sind alle Glieder gegen das die Seele in ihrer Mitte hegende Gehirn — es sagt die Beobachtung der glaubwürdigsten Forscher, daß zuweilen noch eine selbstbewußte Seele in Menschen war und durch willkürliches Bewegen und Sprache sich äußerte, wenn dieser oder ein andrer Haupttheil des Gehirns, und selbst wenn fast das ganze Gehirn durch krankhafte Gebilde verdrängt oder zerstört war. Aeußerte sich doch sogar noch am unvernünftigen Vieh die thierische Seele in ihrer ganzen, gewöhnlichen Thätigkeit, wenn statt des Gehirns, wie sich nach dem Schlachten gezeigt, eine todte, kalkige Masse fast von der ganzen Schädelhöhle Besitz genommen."

„Und was hat der Seele das lähmende Alter, was hat ihr das Gewölk des Fiebers und des Wahnsinnes, ja was hat ihr selber der Tod an? Bricht doch öfters mitten durch das nachtende Dunkel der Sterbebetten und des kranken Irrwahnes das klare, wache Leben des Geistes hindurch, wie die Sonne, die den ganzen Tag am Himmel steht, durch die Wetterwolken, welche die Stunden des Tages zur Nacht machten. Die Sonne, immer dieselbe, gehet unter an ihrem Ort und gehet wieder auf; so wird dieses wache Leben des Geistes, auch wenn es nicht mehr scheinet, dennoch dasselbe seyn, was es war und was es ewig ist."

„Wenn aber denn eine Seele ist, selbstständig und gesondert vom Leibe, mit welchem Wesen aus dem Kreise meines Erkennens darf ich sie vergleichen? Wer ist sie und woher des Landes? Ist sie ein Feuer, wie Einige gesagt, warum verlischt sie so lange nicht; ist sie ein Wasser, warum verrinnt sie nicht? ist sie, nach einem öfters erwähnten Wort des Alterthums, eine Stimmung des Leibes, gleich der Stimmung, welche etwa die Hand des Künstlers dem Holz und den Saiten einer Lyra mittheilt, warum ist jene, auch

wenn der Leib derselbe blieb, heute wie gestern so wandelbar?"

„Wäre sie ein Feuer, das würde unaufhaltsam brennen, nach inwohnendem Gesetz stärker, wenn die Nahrung in Fülle da wäre und der Luftzug die Flamme triebe, schwächer, wenn die Nahrung mangelte und der Luftzug entwiche. Das aber, was wir Seele nennen, das ist ein Ding, welches durch Kraft seines Willens die Flamme der Leidenschaft besprechen und stillen, oder durch innre Kraft auch in dem sterbenden Gebein die Gluth des Wollens anfachen kann."

„Wäre sie ein Ton, den irgend eine Hand oder ein stärkerer, äußerer Ton der Lyra des Leibes entlockt, und wäre sie ihrem Wesen nach nur eine Stimmung dieser Lyra, wie käme es dann, daß sie selber, die Meisterin, durch eigne Kraft dem Tone jetzt seine Stimme geben, dann ihn zum Schweigen bringen könnte; wie vermöchte sich doch eine Stimmung, die am Leibe haftet, durch eigne Macht, ohne Mitwirkung eines Leiblichen, von der Mißstimmung und schwachen Spannung der Alltäglichkeit zu dem hehren, mächtigen Einklang mit dem ewigen Loblied der Gottheit zu erheben; wie vermöchte ein Etwas, das nothwendiger an den Leib gekettet wäre als der Schatten an den rollenden Stein, statt selber mit dem rollenden bewegt zu werden, diesen vielmehr, dem Lauf seiner Natur entgegen, mit sich hinauf zu reißen nach der Höhe? Oder wie vermöchte im entgegengesetzten Falle eine bloße Stimmung der Lyra sich selber zu verderben und an dem Körper, zu welchem sie nur gehört wie der Glanz zum geschliffenen Metall, zum fressenden und zerstörenden Gifte zu werden? — Wie denn das Laster durch eigne Schuld der Seele das schöne Gebäu des Menschenkörpers zerstört, und wilde Leidenschaft, gleich einem unbesonnenen Reiter das edle Roß zu Tode jagt."

„Nicht demnach als Etwas, das der Körper, als Urheber, durch die Mischung und Bewegung seiner Elemente erzeugt, sondern als Etwas, das vor und über dem Körper ist, als ein unsichtbar Ergänzendes und Erzeugendes seines sichtbaren Wesens, erscheint uns die Seele; denn es wäre kein Fortgang des Lebens und der Bewegung am Leibe, so wäre auch kein Anfang des Lebens ohne sie. Zeigt uns ja schon die alltägliche Erscheinung einer Unterbindung oder Lähmung des Nerven, daß das einzelne Glied, ja der ganze Leib ohne Empfindung und Bewegung, ein todtes Gemisch von Trocknem und Feuchtem wäre, ohne einen belebenden Anstoß, der von innen und oben, von der Seele kommt. Nur der Leib demnach, das an sich Todte, wird seiner Natur nach des Todes sterben, die Seele, deren Natur das Leben ist, kann eben so wenig sterben, als das Licht als solches finster, die Flamme des brennenden Holzes kalt, der Schnee jemals heiß seyn."

„Wenn dann im Tode die Seele vom Leibe sich scheidet, wird uns dieser sich zeigen als das was er ist: ein an sich Lebloses und Todtes; die Seele aber bleibt was sie immer war: ein sich selber bewegendes Leben. Und jedes dem natürlichen Zuge folgend, kehret der Leib zurück zu dem andren Staube, aus dem er genommen war, die Seele aber zu dem oberen Ursprung, aus welchem sie gekommen."

„Staub zu andrem Staube, bald kein Gebeinchen mehr, das die Menschengestalt verräth — Seele zu Seele — — Wie? fließt da vielleicht auch der glänzende Tropfen: mein geistiges Ich, hinein in das große Meer eines göttlichen Seyns, und — Gott Alles in Allem, Ich aber bin nicht mehr? Wie die Flamme, die verzehrt und reinigt, nimmt etwa ein Seyn alles Seyns mich und die Andren mit unsren Verirrungen und Befleckungen in sich hinein? Das scheinbar Fremde vergeht, wie der Schmutz am Asbest, wenn

die Flamme ihn läutert; da ist ein Tropfen wie der andre Tropfen: der Glaube an ein Gutes, das gut ist und bleibt, und an ein Böses, war ein Wahn des staubgebornen Auges; die Seele weiß bald auf ewig nicht mehr, daß und was sie wähnte oder wußte und that; der Gedanke eben noch Ihm gegenüber, ist auf immer ausgedacht, der arme Augenblick vergangen und kehret als derselbe nicht wieder." —

„Krümmt sich doch der elende Wurm, wenn der vollkommnere, gesangreiche Vogel ihn angreift: schmerzvoll zappelt das Fischlein am Angelhaken, wenn der Herr der Natur es heraufzieht aus dem Bache, damit er das unvollkommne Fischfleisch in sein eignes, edleres Fleisch verwandle, und ich sollte nicht beben vor dem Gedanken an einen solchen Alles verzehrenden Gott?"

„Jener Kronos der alten Heiden fraß doch die eignen Kinder auf, noch ehe sie ihn und sich selber erkannt, ehe sie erfahren, was Hoffnung und Furcht, was Liebe und Haß sey; ein solcher zuletzt Alles verschlingender Gott schlachtet aber und ißt die Kinder, die ihn schon bei dem süßen Vaternamen genannt, die ihm vertraut, die sich liebend an sein Herz gelegt."

„Der Mensch getrieben von mannichfacher Noth, der Mensch voll Irrthum und Schwäche, ihm zittert die Hand, und Wehmuth ergreift ihn, wenn er das in seinem Hause groß gezogne Lamm schlachten soll, das ihn so oft zutraulich zum Garten begleitet und wiederkäuend sich zu seinen Füßen gelegt. Und doch weiß dieses Lamm nichts vom Tod, es verstehet nichts von des Menschen Schuld, durch welche ihm der Tod kommt. Es läßt sich willig ergreifen wie sonst — ein einziger Stich des Messers, ein kurzes Zucken, und es fühlt nicht mehr. Der kaum halb gesättigte Bettler entzieht sich selber den Bissen, um den treuen Gefährten, seinen Hund, vom Hungertod zu retten; wie

möchte er, mitten in seinem Mangel, den Gedanken ertragen, sich mit dem Fleische des liebenden Thieres zu sättigen! — Jener aber, der Pantheisten Gott, kennet dieses Erbarmen nicht. Den Menschen, der die Freude am Leben und den Schauder vor dem Vergehen fühlt, wie keine andre Creatur, der Ihn näher erkannte als der Hund den pflegenden Bettler, verschlingt dieser große Pan, den kein Mangel, keine Noth zu solcher That treibt; der — das zeigen die Werke — von den Schwächen und Irrungen des Menschen nichts weiß. Und nicht schnell tödtet der Pan seine Opfer, wie der Schlächter das Lamm, sondern öfters unter lange dauernden Martern; unter Schmerzen, welche die Elenden von der Wiege bis zum Grabe begleiten." —

Doch dieses Nachtgespenst eines allverschlingenden Gottes ängstet die weiter sinnende Seele nicht lange. Es verschwindet, sobald die Seele es näher und schärfer betrachten will, wie ein wunderliches Traumbild; unstatthafter und lächerlicher zusammengedichtet, als jene phantastischen Gestalten, welche zum Theil Fisch und Frosch, zum Theil Vogel sind und Jungfrau.

„Wie? — sollten jener oberen, unsichtbaren Welt, nach welcher ein mächtiger Zug die Seele führt, nicht wenigstens dieselben Rechte, derselbe feste Bestand zukommen, wie die sind, welche nach der gewöhnlichen Annahme in der sichtbaren Welt der wägbaren Stoffe herrschen? Bei dieser niedrern Region, welche doch die Menschensprache die vergängliche, die wandelbare nennt, ist es anerkannt, daß in und aus ihr sich kein Stoff, kein einzelnes Stäublein ganz verlieren, ganz vernichtet werden könne. Das Wasser, wenn es auch als Dampf in die Luft sich erhoben, wenn es durch den Nordwind zum Eis verwandelt worden, oder wenn es beim Festwerden des Steines als Bestandtheil in das Gefüge des Krystalls sich gewebt, bleibt noch immer dasselbe

Wasser: eben so viel und so wenig in der einen als in der andren Gestalt. Das Eisen, wenn es jetzt mit Schwefel verbunden den Kies, oder von jenem getrennt und mit dem Oxygen vereint den Rotheisenstein gebildet: bleibt immer so viel und dasselbe Eisen, das es gewesen. Die Chemie, noch auf ihrem jetzigen Standpunkte, verlachet den alten Wahn, daß aus reinem Wasser Kieselerde, aus Quecksilber oder Spießglanz Silber werden könne, oder daß Kupfer durch die Kunst sich in Gold verwandlen lasse. Und dennoch kennet unsre Chemie bei weitem nicht alle die verschiednen Erscheinungsformen, unter denen vielleicht ein und derselbe Grundstoff auftreten könnte. Wenn aber auch in dieser Beziehung ein späteres wissenschaftliches Forschen noch zwischen verschiednen, für einfach gehaltnen Stoffen einen ähnlichen Zusammenhang entdecken sollte, als der zwischen der Larve und dem Flügelthier einer und derselben Insectenart es ist; so bleibt doch schon auf dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft ein Beweis für die Unvergänglichkeit und gleichsam Unsterblichkeit des wägbaren Stoffes jene allbekannte Erfahrung: daß die Elemente in allen ihren verschiednen Verbindungen und Verwandlungen immer dieselbe Beziehung zu ihrem planetarischen Ganzen, dasselbe Gewicht behalten. Denn wenn jetzt die metallische Grundlage des Kalkes und Sauerstoffgas, sammt Kohlensäure und Wasser, oder wenn Sauerstoffgas und Kupfer und Kohlensäure in der chemischen Werkstätte zusammengeführt und vereint werden; so erkennt zwar das Auge weder in der Kalkerde mehr die alte Natur des Kalkmetalls oder der säurenden Elemente, noch im Malachit das Kupfermetall und die Kohlensäure; aber auch in dieser neuen Verbindung hat keines der Elemente auch nur ein Merklein des anfänglichen Gewichtes verloren: sie wiegen vereint noch eben so viel als vorhin das Gesammtgewicht der einzelnen betragen, und es kann unsre Kunst

die Stoffe alle wieder gesondert darstellen, noch ganz in demselben Maß und Gewicht, das sie vorher gehabt."

„Die Chemie denn, bedächtigen Sinnes, spottet des Wahns, als ob irgend ein wägbar leibliches Element ganz vernichtet, irgend ein für anfänglich und einfach erkannter Grundstoff vollkommen aufgehoben oder in einen gänzlich anderen verwandelt werden könnte, und eine sogenannte Philosophie wollte in der Geschichte der Seele und ihres Hinübergehens das alte Mährchen erneuern, und hier eine Auflösung und Verwandlung geltend machen: in ein großes „göttliches" All oder Nichts!"

„Zeigt sich doch selbst da, wo sich in anfänglicher, unverstellter Offenheit die obere, unwägbare Welt der Principien mit bewegender und gestaltender Kraft zu den wägbaren Elementen gesellt, eine Unsterblichkeit jener Principien, welche noch ungleich geistigerer, wundervollerer Art ist, als die eben erwähnte Unzerstörbarkeit der gröber leiblichen Stoffe. Jener bekannte Versuch von Davy an der Voltaischen Säule gemacht, ist in dieser Beziehung ein sinnvolleres Abbild von dem Uebergehen der Seele aus der sichtbaren Region der Elemente in die unsichtbare der Geisterwelt, als die Verwandlung der Raupe, durch den Scheintod der Puppe zum Schmetterling. Denn bei dieser Verwandlung vermag der Beobachter das Thier vor seinen Augen zu behalten und den ganzen Verlauf sichtlich und handgreiflich sich darzustellen; wenn aber in Davy's Versuch die Säure, welche durch den oxydirenden Pol der Voltaischen Säule in einem Becher mit salziger Auflösung gebildet war, dadurch zerstört und gleichsam getödtet wird, daß man jetzt den alkalisirenden Pol in sie eintaucht, und umgekehrt die alkalische Natur der Flüssigkeit in dem Becher der entgegengesetzten Seite durch den in sie gebrachten oxydirenden Pol erstirbt, da zeigt sich ein Hinübergehen, eine Versetzung je-

ner beiden Gestorbenen, in eine andre Region; vorbildlich vielleicht an das erinnernd, was mit der Seele im Tode geschieht. Die Säure verschwindet von ihrer bisherigen Stätte, und eben so verschwindet das alkalisch Flüssige von der seinen. Aber der diesseitig verstorbene Stoff lebt dagegen alsbald, vollkommen als derselbe und in der ganzen Eigenthümlichkeit seiner Stärke und Beschaffenheit, in welcher er diesseits bestanden, an der jenseitigen Stätte auf: es bildet sich die Säure in dem Becher, den vorhin das Alkali bewohnte; dieses aber tritt von neuem auf im vorherigen Becher der Säure. Zuweilen schien, wenn der Versuch auf andere Weise, in Glasröhren angestellt ward, in denen die Flüssigkeit, darin der eine Pol versenkt war, von jener des andern durch feste Zwischengränze geschieden war, eine Wanderung von leiblicher Art fast eben so wenig gedenkbar, als das Hinauskommen eines wägbaren Elementes aus einem hermetisch verschlossenen Gefäße oder Sarge."

„Ist denn schon in der untren, materiellen Welt den einfachen Grundstoffen eine solche Unzerstörbarkeit und Unveränderlichkeit ihrer Natur zuerkannt, wie sollte nicht die Seele, welche „ursprünglicher und selbstständiger, einfacher und unveränderlicher" ist, als jedes Element der Leiblichkeit, jedem Untergang, jeder Auflösung trotzen? Ist schon den beiden wägbaren Elementen irgend eines Salzes: der Säure und dem Alkali, eine solche Versetzung von der einen, ganz abgeschiednen Stätte an die andre oder wenigstens ein solches Unmerkbarwerden (Verschwinden) für die zwischenliegenden Medien möglich, daß wenn hier der säurende, dort der alkalisirende Pol einer Voltaischen Säule in die Mischung tritt, an der einen Seite das Alkali vergehet, an der andren die Säure, beide aber, ohne daß nur das Gewicht eines Stäubleins an der Mischung fehlte, und ohne für die dazwischen gestellte Lackmus-Auflösung gleichsam sichtbar zu

werden, sich die eine hier, das andre dort zusammengehäuft finden; ist hierauf, bei der obenerwähnten Umtauschung der Pole ein solches, kaum auf gewöhnlich materiellem Wege erklärliches Wandeln der gesammten Säure, wie des gesammten Alkali's nach der andren Stätte möglich: wie sollte es uns in der höheren Region der Lebensprincipien unmöglich däuchten, daß die Seele, wenn sie hier aufgehört zu wirken, auf einmal auf ganz andrer Stufe wieder da seyn und wirksam werden könne?"

„Oder ist denn etwa die ganze Eigenthümlichkeit des Wollens und Denkens, wodurch Ich ich selber und kein Andrer bin, etwas weniger Feststehendes und Unveränderliches, als die Beschaffenheit jener Tröpflein von Säure oder Alkali, welche bestehen, und von neuem an einer andren unvermutheten Stätte werden, wenn sie das Auge hier vergehen sah?"

„Ein weiter forschender Sinn findet in seiner Sichtbarkeit noch mehrere und andre Zeugnisse für die jenseitige Fortdauer der Seele. Wie sich in der Zwiebel oder im Samenkorn schon das künftige Gewächs mit seinen Samenblättern, ja mit dem Keim der Blüthe findet, so zeigt sich schon in der Larve und Puppe des Insects die Anlage der künftigen Flügel, in der Larve des froschartigen Thieres der Keim der Lungen, durch welche späterhin das ausgebildete Thier athmen wird. Alle diese Keime, im jetzigen Zustand so nutzlos, so müßig dastehend, werden sich in einem künftigen, vollkommneren Zustand so gewiß entfalten, als das Thier lebt. Das verborgne Innre wird dann öfters zum sichtbaren Aeußren. So erscheinen auch an vielen Uebergangsformen des Pflanzen- und Thierreiches Organe und Anlagen, deren das Thier auf seiner jetzigen Stufe des Daseyns nicht bedarf, welche aber in einer nachbarlich an-

gränzenden, verwandten Thierform in ihrer eigentlichen Bestimmung und Wechselbeziehung hervortreten. Es kommt jeder in der Natur aufstrebenden Anlage eben so gewiß die Zeit und die Stätte ihrer Entwicklung und Vollendung, als dem Bedürfniß nach dem Athmen und Nahrungnehmen eine anderswo vorhandne Luft oder Speise entspricht; selbst die spät blühende Herbstzeitlose (Colchicum autumnale), welche, wenn der Winter naht, scheinbar ohne alle Frucht verwelkt, findet eine künftige Zeit des Frühlinges, da der im Verborgnen bereitete Stängel aus seinem Grabe hervorgeht und seine Früchte trägt. Und der Mensch, das Mittelwesen zwischen zwei Welten: halb schon hinüberragend in ein Reich des Geistes, halb noch dem Staube gehörig, sollte all dieses hienieden vergeblich nach Erfüllung fragende Sehnen, all diese tausendfältigen Anlagen für ein Seyn der Ewigkeit umsonst in sich tragen? Allenthalben bliebe sonst die bildende, Künftiges und Fernes bedenkende Natur ihren Versprechungen so treu, und hier, wo sie endlich den höchsten Gipfel ihrer sichtbaren Schöpfungen erstiegen, sollte die alte Treue und Wahrheit auf einmal aufhören, sollte zur Lüge werden?"

„Die Seele weiß es, sie weiß es schon aus den Werken: daß ein Gott sey, voll Weisheit und erbarmender Liebe, der „des Verlassenen und Verstoßenen," der aller seiner Creaturen gedenkt. Ein Gott, der alle Dinge abwäget in seiner Hand, gerecht und wahr und treu. So wahr denn dieser gerechte Gott ist, so wahr wird für meine Seele nach dem Tode ein Leben seyn, da sich das hienieden zu Boden getretne Gute ans Licht erheben, das wuchernde Böse aber versinken wird: ein Gott, ein Vergelter!"

Dieß und noch vieles Andre spann und webte die sinnende Seele, um damit die Blöße und geheime Schande ihrer

Zweifel zu bedecken: ihrer Zweifel an dem eignen Leben, durch das sie doch spann und dachte, an der ihr eingebornen Macht des Erkennens, welche, wie dieß schon die Weisheit des Alterthums gelehrt, weil nur Gleiches das Gleiche erkennt, von ewigem göttlichen Geschlecht ist; ihrer Zweifel an der alltäglichen Gewißheit, daß der Tag heller scheine als die Nacht, und daß auf Morgen der Mittag, auf den Mittag der Abend folge. Da erhub sich die Sonne, und die Ungewißheit der Zweiflerin war vergangen. Denn es erwachte der Geist zu seinem Leben in Gott. So gewiß aber als der Leib im Verlauf des Lebens das Fortleben im Schlafe und das Wiedererwachen aus demselben erfahren, hat es auch der wache Geist in und an sich selber erfahren: daß in ihm ein Leben sey, welches hervorging und erwachte, mitten aus dem Tode; ein Leben, welches die Wandelbarkeit und der Tod des Leibes nicht anrühren, denn es ist ewig und ohne Wandel, wie Gott, in und aus welchem es ist. Es ist hier ein Stillstehen auf dem felsenfesten Lande der Heimath, ein Erfassen desselben mit den eignen Händen, ein Beschauen desselben mit den eignen Augen, ein Vernehmen der heimathlichen Töne, welches keinen Zweifel mehr übrig läßet. Der Hafen, nach langem Herumtreiben auf dem Meere, ist gefunden: unsichres Glück und Hoffen, des aus der Ferne das Land begrüßenden Schiffers, fahret hin!

Die Keime und Grundlagen einer sichtbaren und unsichtbaren Welt, eines diesseitigen und jenseitigen Lebens, welche in der Seele liegen, wird uns nun die weitere Betrachtung der Geschichte der Seele kennen lehren. Von dem Leben der Ewigkeit, das aus Gott ist, und von den Kräften dieses Lebens, welche mitten durch die Zeit des Leibes hindurch wirken, vermag die Wissenschaft nur einige unvollkommne Andeutungen zu geben, mit denen ein späterer Abschnitt dieses Buches sich beschäftigen wird.

Erläuternde Bemerkungen. Wir haben in dem vorstehenden §. von der Menschenseele in jenem weiteren Sinne gesprochen, in welchem sie nicht nur der übersinnliche Ausgang und Endpunkt des thierischen Empfindens und Wollens, sondern vernünftig erkennender und sprechender (durch das Wort sich verleiblichender) Geist ist. In diesem Sinne handeln wir auch in den hier nachfolgenden erläuternden Bemerkungen von der Seele.

Auf so unsterbliche Weise hat der Menschengeist sonst nie und nirgends von der Unsterblichkeit der Seele gezeugt, als im Phädon von Plato. Der in diesem Buche enthaltene Hauptbeweis für die ewige Fortdauer des in uns lebenden, erkennenden Geistes wird uns noch weiter unten begegnen; vorläufig sollten einige Stellen des vorstehenden §. nur an einzelne Stellen jenes Buches erinnern, welches nächst dem griechischen das Eigenthum keines andren Volkes so sehr geworden als des Volkes der Deutschen, seitdem Schleiermacher es zu einem Meisterwerk auch unsrer Sprache machte. — Die Seele in der Sprache des sinnlichen Augenscheines ein im Tode zerfließender Windhauch und Rauch (πνεῦμα ἢ καπνὸς), welcher hinfort nichts mehr ist (Platon. Phaed. 70, a). — Wohin schwand, fragt Philo (als Greis) das Kind, der Knabe, der Jüngling, der vollendete Mann? — — Wohin kommt die Seele, wenn sie scheidet? — Wie lange wird sie bei uns wohnen? Was ist ihr Wesen? Wann empfingen wir sie? — Vor der Geburt — da waren wir nicht. — Wird sie auch nach dem Tode seyn? — Da sind wir nicht mehr als dieselben — wir gehen dann einer neuen Geburt entgegen (de Cherub. 127, ed. Mang. I, 159). — Die Seele ist nach Heraclit ein Theil des oberen Feuers, welcher gleichsam als Fremdling und Gast Herberge genommen im Leibe (m. v. Sext. Emp. contrad. VII, 130; Plut. de Is. et Os. 76). Die Seele wird mit einer Harmonie oder Stimmung des Leibes verglichen nach der Lehre der Pythagoräer (m. v. Claud. Mam. II, 7) vom Simmias in Plato's Phädon 85, e und 86, a, welche Lehre Sokrates geistvoll widerlegt (ebendas. 93, 94 u. f.), wie denn diese Widerlegung auch oben S. 8 aus Plato entlehnt wurde. — Eben so wurde das, was Plato's Sokrates des Kebes philosophischem Mährlein entgegensetzt, dem Mährlein von dem alten Weber, der zwar viele von ihm selber gefertigte Gewänder überlebte, endlich aber eher verging, als das letzte, das er sich gefertigt, oben S. 6, benutzt: die Seele, weil sie ihrem Wesen nach Leben ist, kann eben so wenig sterben, als der Schnee (als solcher) heiß werden; wie der Schnee sich davon macht, wenn die Hitze kommt, so die Seele, wenn der Tod den Leib ergreift (Plat. Phaed. 106. Tritt der Tod den Menschen an: so stirbt, wie es scheint, das Sterbliche an ihm, das Unsterbliche aber und

Unvergängliche zieht wohlbehalten ab, dem Tode aus dem Wege. Ἐπιόντος ἄρα θανάτου ἐπὶ τὸν ἄνθρωπον, τὸ μὲν θνητὸν, ὡς ἔοικεν, αὐτοῦ ἀποθνήσκει· τὸ δ' ἀθάνατον, σῶν καὶ ἀδιάφθορον οἴχεται ἀπιὸν, ὑπεκχωρῆσαν τῷ θανάτῳ. M. v. auch über denselben Gegenstand Plat. Phaed. 245, c).

Auf eine sinnvolle Weise vergleicht Philo (55. Leg. Alleg. III, 73, ed. Mang. I, 101) die Seele in ihrer höheren Kraft mit einem Athleten. Dieser vermag nur kurze Zeit seine Statue zu schleppen, die Seele trägt ihren Leib wohl bis zum 100sten Jahre. — Die unsterbliche Natur der Seele wird nach Maxim. Tyrius. (diss. XXVIII, p. 292 ed. Davis.) schon aus dem Festbleiben ihres Wissens und ihrer Erinnerungen erkannt und erwiesen. Der Leib, in immerwährender Veränderung und Bewegung begriffen, kann dergleichen Eindrücke weniger noch festhalten, denn ein zerfließend Wachs die Eindrücke des Petschafts. — Darum gleicht (nach demselben, diss. XXVII. ed. Dav. p. 280) die Seele einem Felsen, der mitten im wogenden Meere feststehet. M. v. auch noch diss. XXV, p. 262.

Jenen Ansichten des Aristoteles, nach welchen die einzelnen Seelenthätigkeiten eben so vielen Wirksamkeiten der leiblichen Theile entsprechen, die Seele die vollendete Wirklichkeit (Entelechie) des Leibes ist (m. v. de part. anim. I, 5; Met. VIII, 3; de gen. anim. II, 4; de anim. II, 1; 4), haben sich schon unsre vorhergehenden Untersuchungen über die Bedeutung des Leibes angeschlossen, und jene über die Seele im engeren Sinn werden dasselbe noch mehr thun. — Die Seele ist eine nicht zusammengesetzte, unkörperliche Einheit (de anim. I, c. 5; II, 1), welche als solche der Vielheit der leiblichen Theile entgegensteht (II, 2) u. s. f.

Aus dem unsichtbaren, alle Theile mit wunderbarer Kraft durchdringenden Wesen der Seele können wir (sagt Basil. magn. Homil. in illud: attende tib. ips. ed. Paris. Opp. II, 23) auf Gottes Wesen und Natur schließen. Der Leib empfängt seine Kraft von der Seele, hinwiederum die Seele vom Leib die Mitgenossenschaft des Leidens; der Leib nimmt Leben von der Seele, die Seele Schmerzen aus dem Leibe.

Wir gehen nun auf einige weitere Erläuterungen des Inhalts des vorstehenden §. über:

Solche Krankheitsfälle, welche als Beweis für eine gänzliche Unterworfenheit der Seele unter die Veränderungen des Körpers betrachtet wurden, wie die, auf welche wir oben hindeuteten, sind sehr allgemein bekannt, und mehrere davon sollen auch noch in einem spätern (im Vten) Abschnitt erwähnt werden. Minder bekannt sind jene Fälle, welche zeigen, daß es der Seele in ihrem

Verhältniß zum Leibe öfters eben so ergehe, wie dem Kriegsmann, von dessen innrer Beharrlichkeit es gar sehr abhängt, ob er einen vom Feinde angegriffenen Posten schnell verlassen, oder oftmals das unmöglich Scheinende möglich machen, und auf den Trümmern der gewesenen Wohn- und Bergungsstätte sich noch vertheidigen und festhalten will. Bei jenem 64jährigen Greise, von dessen Tod und Leichenöffnung Thom. Schwenke (rari casus explicatio anatomico-medica. Hag. 1733, in Hallers collect. disp. pract. Vol. VII. Part. I. p. 469) erzählt, war die innre Verletzung des Gehirns, die er drei Jahre vor seinem Tode durch einen heftigen Fall mit dem Kopf gegen einen Baum erlitt, unfehlbar, dieß zeigten die Folgen, so bedeutend, daß sie in den meisten ähnlichen Fällen schon für sich a ein einen plötzlichen Tod bewirkt hätten. Dennoch kam der Alte aus seinem ziemlich lange dauernden Zustand der Bewtußlosigkeit wieder zu sich, und schien nicht unwohl; bis nach einiger Zeit ein öfteres, plötzliches Niederfallen zum Boden die noch fortwährenden Wirkungen der Hirnverletzung verrieth. Aber auch diese Zufälle und der höchst ungünstige Einfluß einer von jetzt an zwei Jahre lang fortgeführten, völlig ungewohnten, sitzenden Lebensweise, bei reichlicher Nahrung und langem Schlaf, überwand seine kräftige Natur. Eben so eine sehr gefährliche Krankheit im 63sten Lebensjahre, die vorzüglich das Gehirn heftig afficirte. Wenn von nun an auch von Zeit zu Zeit Schwindel, Schwere im Kopfe, vorübergehende Schwäche des Gesichtes, Stumpfheit des Gefühles in diesem oder jenem Theil auf ein Leiden des Gehirnes hindeuteten, so mußte dieses dennoch den beobachtenden Aerzten nicht besonders stark erscheinen, denn der Mann erholte sich gewöhnlich bald wieder, sprach und benahm sich wie sonst. Als er endlich, nachdem dieser wechslende Zustand ein halbes Jahr gedauert hatte, bei einem heftigeren, mit Fieber verbundenen Anfall jener Art gestorben war, fanden die Aerzte das Gehirn um fast $^1/_3$ seines sonstigen Umfanges verkleinert, in eine saftlose, fast wie sennige Masse verwandelt und mit 10 bis 12 Unzen Wasser umgeben. Wie lange mochte hier der beinahe hirn- und doch nicht seelen- oder geistlose Zustand schon angedauert haben, ehe der Tod erfolgte? Einen ähnlichen Fall erzählt Watson (Medic. Communicat. Vol. I.) von einem alten Podagristen, dessen Hirn bei der Leichenöffnung fest und zäh wie Wachs gefunden wurde. – Zuweilen fand sich sogar das Gehirn oder der größte Theil desselben ganz zerstört, ohne daß man, bei schon lange andauernder Zerrüttung dieses Organs, von dessen Integrität man die Kraftäußerungen der Seele so abhängig glaubt, eine Abnahme des geistigen Vermögens bemerkt hätte. Jener Soldat, dem eine Flintenkugel zwischen Schädel und feste Hirnhaut gedrungen, und

dessen Gehirn, in Folge dieser Verletzung, zur Hälfte vereitert war, hatte nach seiner Verwundung noch die Fußreise aus Italien nach Paris gemacht, wo er 9 Monate hernach starb (Morands verm. Schriften S. 1). Ein Geschwür, so groß als ein Hühnerei, in der rechten Halbkugel des Gehirns, das Portal (Samml. auserles. Abh. für prakt. Aerzte X. S. 418) bei der Leichenöffnung eines Mannes fand, hatte während des Lebens nur einen leichten Kopfschmerz erregt. Eine Frau, welche doch hierbei 64 Jahre alt wurde, hatte seit dem Anfange ihrer vierziger Jahre eine Vereiterung im Gehirn gehabt, die sich dreißigmal in zwanzig Jahren durch metastatische Eitererzeugungen in Ohren und Nase kund machte (Plenciz act. et obs. med. 51). Einen noch merkwürdigern Fall, wo eine heftige Kopfverletzung im dritten Jahre des Lebens die Vereiterung und Zerstörung eines großen Theils des Gehirns herbeigeführt hatte, die jedoch 13 Jahre lang (bis der Fall eines Wagens auf den Kopf des Kranken den Tod herbeiführte) nichts als periodische Kopfschmerzen bewirkte, erzählt Stoll. Bei einem Mann von 46 Jahren, der bis zu seinem plötzlichen Tode, nach einer starken Mahlzeit, bloß an Kopfweh und vorübergehenden Anfällen von Schwindel und Neigung zum Erbrechen gelitten, fand man bei der Leichenöffnung das kleine Gehirn so ganz zerstört, daß in den zusammengerunzelten, häutigen Bedeckungen desselben nur noch ein wenig (kaum eine halbe Unze) Wasser und Eiter war. (De Lamare in den Samml. für prakt. Aerzte, B. 1, St. 3, S. 127.) Jener Jüngling, von dem Morgagni L. I. Ep. LI. 19 berichtet, daß er an den Folgen der Verletzung am Stirnbein zwei Monate nachher gestorben, hatte bis zu seinem Ende auch keine Spur von Unordnung oder Verminderung der Geistesthätigkeit verrathen, obgleich die Zergliederung zeigte, daß unter der Pfeilnath und dem cariös zerfressenen Stirnbein ein Geschwür im Gehirn war. Noch augenfälliger erscheint jedoch ein andrer Fall, der sich in den Samml. auserlesener Wahrnehmungen aus d. Arzneiw. B. II, S. 102 aufbehalten findet, von einem jungen Manne, bei welchem ein durch geringe Quetschung entstandenes, bösartiges Geschwür am Schädel zuletzt das Gehirn ergriff, dessen zerstörte, doch noch immer kenntliche Masse täglich ausfloß, ohne daß sich eine merkliche Veränderung der Verstandeskräfte gezeigt hätte. Erst 4 Tage vor dem Tode verlor er die Sprache (und wahrscheinlich auch die Empfindung). Bei der Section fand man nur noch auf dem Grund der Hirnschale einen Rest der Hirnsubstanz, der in ein schwärzliches, fauliges, halbflüssiges Wesen verwandelt war. — Zuweilen scheint die Natur selber Geschwüre, durch welche ein sehr großer Theil des Gehirns zerstört worden war, wieder geheilt zu haben. So unter vielen

andren Fällen bei jenem Manne, der von einem Schlagfluß glücklich genesen, später an einer andren, damit gar nicht zusammenhängenden Krankheit gestorben war, und bei welchem (nach Bianchi in Morgagni's Ep. II, 16) ein ansehnlicher Theil der rechten Halbkugel des Gehirns fehlte. Von Zerstörungen, Verhärtungen und Verwandlungen eines großen Theils der Hirnmasse: so der grauen Substanz, nach Pacchioni und Reil (Memorab. clin. fasc. III. p. 39), der gestreiften Körper nach Morgagni (Ep. L, 55), der Zirbeldrüse (ebend. Ep. XXI, 24. Ep. LXI, 4), welche sogar zuweilen ursprünglich ganz fehlte (nach Lieutaud. L. III. Sect. VIII. obs. 550. Tom. II. p 466), und so fast aller einzelnen Theile des Gehirns (nach Sömmerings Hirn- und Nervenlehre 1800, §. 330 und Arnemanns Versuchen B. II.), ohne einen merklichen Nachtheil für das Leben und die Geistesthätigkeiten erzählen uns die Beobachter eine Menge Fälle. Das Gehirn war bei dem Mädchen, von dem Borellus (Obs. med. phys. Cent. I. obs. 38) berichtet, daß es an langwierigem Kopfweh gelitten habe, großentheils, durch eine Wassermasse von zwei Pfund, die sich in seinem Innersten (in dem hintern Paare der Vierhügel) gebildet hatte, verdrängt. Die Schädelhöhle eines Ochsen war von einer steinigen Masse ausgefüllt (nach Büttners anat. Wahrnehm. S. 93 und Schenk in d. Miscellan. Nat. Cur. Dec. I. An. I. obs. 26). Einem Knaben von 12 Jahren wurde durch einen Windmühlenflügel eine große Portion von Gehirn herausgeschlagen, und er genas, ohne die mindesten nachtheiligen Folgen für seine Geisteskräfte (Eller. in den Mém. de l'acad. des Scienc. de Berl. 1752). Ein Andrer genas, nachdem er einen ähnlichen Verlust der Gehirnsubstanz bei dem Zerschmettern des Schädels von einem herabfallenden Ziegel erlitten (nach Hofmann in Hallers coll. diss. chir. Vol. I. nr. 7), und einen ähnlichen Fall berichtet Grandchamp (in Hufelands neuesten Annalen der franz. Arzneiw. B. III, St. 1. S. 1). Eine Menge hieher gehörige Fälle s. m. zusammengestellt in Voigtels Handbuch der patholog. Anatomie mit Zusätzen v. Meckel, B. I. S. 586 u. f., so wie bei Burdach und in vielen andren neueren Schriften über pathol. Anat. und Physiologie.

Von einem plötzlichen Wiederaufflammen der innren, geistigen Thätigkeit, nach lang anhaltender Lähmung oder Gebundenheit derselben, gab unter andrem der Greis zu Bützow ein Beispiel, dem nach 28jähriger Lähmung die Sprache plötzlich wiederkehrte. Beispiele eines innren, geistigen Hellwerdens vor dem Tode waren: das Kind, von dem Michael Sachs erzählt; die Wöchnerin; die Euphrosyne Elers; die Predigerstochter zu Schmöln, bei Seelmann, und mehrere Andre, von denen sich in meiner Symbolik des Traumes u. m. Ansichten von der Nachts. d. N. W. eine weitere Erwähnung

findet. Mehreren ähnlichen Fällen werden wir auch in den Bemerkungen zu den spätern §§. begegnen.

Der Glaube an eine Fortdauer der Seele findet sich bei allen, auch den rohesten und verwildertsten Völkern; er ist öfters fast zuversichtlicher ausgesprochen, als der Glaube an das Daseyn Gottes. Nicht nur das Buch der Natur (der Anblick eines aus der scheinbaren Erstorbenheit des Winters wieder auflebenden Baumes, eines aus der Puppe hervorgehenden Schmetterlings oder Käfers, die Aeußerungen der Seelenkräfte im Schlaf- und Traumzustand), sondern eine feste, in der Seele selber gegründete Zuversicht von einem jenseitigen Daseyn, so fest als die Zuversicht des Hungers, daß es eine Speise geben müsse, fähig ihn zu stillen, läßt die Hoffnung auf ein neues, künftiges Seyn nach dem Tode nirgends erlöschen. Jene unwissenden und rohen Indianer, von denen Loskiel in s. Gesch. d. Mission. S. 48 erzählt, behaupteten zuversichtlich: wir Indianer können nicht für immer sterben. Geht ja doch das Welschkorn, wenn es unter die Erde kommt, wieder auf und wird lebendig. Die Grönländer (nach Cranz Historie von Grönland und C. Simons Geschichte des Glaubens an eine Fortd. d. Seele n. d. Tode, Heilbr. 1803) glauben an zwei Seelen im Menschen: an den Athem, der das Leben in dem Schlafenden erhält, und den Schatten, der sich schon im Traume, noch mehr nach dem Tode ganz vom Körper frei macht. Auch die Wilden in Canada erkennen zwei Seelen im Menschen an, davon die eine, nach dem Tode, beim Leichnam bleibet, die andere in das Land der Seelen wandert, und diese Meinung von dem Daseyn mehrerer Seelen findet sich nach de la Borde bei mehreren nordamerikanischen Völkern. Die Chinesen nehmen eine empfindende Seele (Pe) und eine denkende (Hang-Hoen) an. Bei vielen verwilderten Völkern knüpfte sich selbst der grausame Gebrauch der Menschenopfer an den Glauben an eine Fortdauer der Seele (ganz als derselben nach dem Tode an; die, oft lächerlich sich äußernde Furcht vor dem Wiedererscheinen der Verstorbenen und vor Gespenstern findet sich fast bei allen, auch den rohesten Völkern. Am seltsamsten erscheint daher wohl die Meinung einiger Gelehrten (auch so geistvoller wie Lessing war) des vorigen Jahrhunderts, daß die alten Hebräer: daß die Verfasser der Schriften des alten Bundes nicht an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode geglaubt hätten. Man könnte mit derselben Sicherheit sagen, daß die alten Hebräer nicht gewußt hätten, daß Gold schwerer sey als Spinnweb, oder auch nur als Wasser, denn man findet diese Gewichtsverschiedenheit nirgends in der heiligen Schrift alten Bundes erwähnt. Vielleicht hat auch bei dem damaligen Menschengeschlecht die Nase hinter den Ohren gestanden, und an

jedem Fuß waren 4 oder 7 Zehen; denn wir finden wohl erwähnt, daß ein gewisser langer Mann (2 Sam. 21, 20) 6 Zehen hatte, nirgends aber die Behauptung, daß an den Füßen der Königstöchter und des übrigen Volkes nur 5 Zehen gestanden. — Es erzählt wohl selten oder nie den Bürgern seiner Vaterstadt ein andrer Bürger von den Merkwürdigkeiten dieser Stadt, sondern von denen der andren, fernen Städte, die nur er, vor mehrern Andren gesehen. Da erst, wo der Unglaube sich zu regen beginnt: nach der Babylonischen Gefangenschaft, wird unter den Hebräern von einer Fortdauer der Seele nach dem Tode, wie von einem streitigen und doch gewissen Satze gesprochen. — Wie könnte der Mensch, wäre er ein leicht verwehender Staub, nach dem Ebenbild eines ewigen Gottes erschaffen seyn; der Sterbende zu den Vätern versammelt werden; das Leben des Leibes mit einer Reise im Fremdlingslande — mit einer Wallfahrt — verglichen werden; wie könnte sich der Seher Bileam (denn Tod ist ja überall Tod) sein Ende — seine Zukunft — wünschen, wie die Zukunft des erwählten Volkes; wie könnte (5 B. M. 13, 11) von einem Befragen der Todten, von einem Hinunterfahren mit Herzeleid zu dem geliebten Sohne, von einem Gedenken des ewigen Gottes an die im Scheol verborgne Seele (Hiob 14, 13), von einem Erlöser, der siegreich und erweckend über dem Grabe lebt, von einer Hoffnung Israels auf die Wiederkehr des gen Himmel gefahrnen Elias die Rede seyn? Der Gerechten Seelen, sagt das Buch der Weisheit, (3, 1) sind in Gottes Hand, und keine Qual rührt sie an. Von den Unverständigen werden sie angesehen, als stürben sie, aber sie sind in Frieden; ihre Hoffnung ist der Unsterblichkeit voll. — Es ist in jenen alten Schriften allerdings von des Todes und der Finsterniß Thoren, von Banden, welche die scheidende Seele umfangen, von den Bächen des Jenseits, welche die hinabfahrende Seele umrauschen, von einem traurig stillen Zustande (Pred. Salom. 9, 10) der abgeschiednen Seelen die Rede, nie aber (als nur dann, wenn dieses Wort den Thoren in den Mund gelegt wird) von einem Aufhören des Seyns der Seele mit dem Leben des Leibes, vielmehr werden nach Jes. 26, 19 die Todten leben und auferstehen, und es ist die Zeit des Todes (nach Daniel 12, 1—3) die Ruhe eines Schlafenden in seiner Kammer. Fortlebende Seelen der Gestorbenen sind es, welche über Babels Fall frohlocken, Jes. 5, 14. C. 28 u. f. Ferner hierher gehörig sind Ez. 32, 21 u. f.; Ps. 16, 10 u. 11 u. f. Wie hätte die ganze Gotteslehre des alten Volkes der Hebräer einen eigentlichen Sinn, setzte sie nicht die große Wahrheit (so gewiß, als der Tag heller ist, denn die Nacht) voraus: daß ein Leben nach dem Tode sey. Glaubten doch

auch die alten Magier nach Diog. Laërt. 1 (Proëm. §. 9) an eine Auferstehung der Todten, und es wußten deßhalb die Celten von keiner Todesfurcht δι' ἐλπίδα ἀναβιώσεως. Es unterscheiden die späteren Cabbalisten im Menschen 3 Seelen: das leiblich-anregend Flüssige (Nephesch), welches bei dem Leibe verweilt, bis derselbe verwes't ist; Ruach, die Seele, welche im untren Paradies ihre Heimath hat; und Neschamah, den Geist, der zu Gott zurückkehrt. „Des Leibes Leben ist im Blute."

Die oben (S. 13) besprochenen Versuche mit der Voltaischen Säule, in denen sich gleichsam eine Seelenwanderung der niederen Art zeigt, lassen sich vielfach verändern. „Füllt man z. B. von drei neben einander stehenden Schalen aus Quarz die erste mit schwefelsaurem Kali, die zweite mit verdünnter Salpetersäure, die dritte mit Wasser, verbindet dann die beiden Endschalen mit der mittlern, in welcher die Salpetersäure etwas niedriger als die Flüssigkeit in den beiden andren Schalen steht, mittelst angefeuchteten Asbestes, und senkt hierauf in die Schale mit dem schwefelsauren Kali den vom + Pole kommenden, in die Wasserschale den vom — Pole kommenden Platinadraht eines Voltaischen Apparates, so wird sich nach einiger Zeit das Wasser am — Pole alkalisch zeigen, ungeachtet die mittlere Schale noch immer freie Säure zu erkennen gibt. Es ist hier demnach das Kali des Duplicatsalzes mitten durch die Salpetersäure zum — Pole geführt worden. Schüttet man in die mit dem negativen Pole verbundene Achatschale Kochsalzlösung, in die mittlere eine Lösung von salpetersaurem Silber, und in die mit dem positiven Pole verbundene Schale Lackmusaufguß: so wird die Salzsäure, ohne die geringste Trübung zu verursachen, durch die Silberauflösung geführt, und färbt nach kurzer Zeit die blaue Flüssigkeit am + Pole roth. Ist in der mittlern und in der + Schale Lackmusaufguß, so wird die Säure durch die mittlere Schale durchgeführt, ohne den Lackmusaufguß im geringsten zu röthen, sammelt sich am + Pole, und färbt hier den Lackmusaufguß roth." M. v. Scholz Anfangsgründe der Physik, dritte Auflage, S. 262. Auch vergl. m. Berzelius' Lehrbuch der Chemie, übersetzt von Wöhler I. S. 122 und 123, wo der Versuch der Trennung und Absonderung der Flüssigkeiten beider Pole mittelst einer (freilich für Flüssigkeiten permeablen) Blase beschrieben ist.

Gesetzt auch, daß man in diesen und andren Fällen ein materielles Hinüberwandern der polarisirten Stoffe von der Stätte des einen Poles zu jener des andren annehmen wollte; so ist der Umstand, daß die Säure und das Kali mitten durch die Lackmustinctur gehen, ohne diese roth oder grün zu färben, oder daß sie durch andere, sonst von beiden sehr augenfällig veränderliche Auflösungen ihren Weg

nehmen, ohne in diesen die gewöhnliche Veränderung hervorzubringen, fürs erste eben so wunderbar als die Aeußerungen des Instinctes bei beseelten Wesen, wenn diese z. B. über Länder und Meere fliegen, ohne dem gewöhnlichen Zug zum Ruheort des Bodens zu folgen, oder beim Brüten den sonstigen Hang zum Nahrungnehmen verläugnen. Aber jene Wanderung mitten durch ein sonst für den Wanderer sehr empfindliches Medium, ohne für dieses merklich zu werden, ist noch auf andre Weise für die Geschichte des letzten Ueberganges unsres Wesens aus dem Zustande der jetzigen Verleiblichung in den einer andren Verwirklichung sehr lehrreich. Man kann nämlich mit Recht sagen, die hinwegziehende Säure oder das Kali sind durch ein leibliches Medium gegangen, welches sonst eine deutlich wahrnehmende Kraft für dieselben hat, ohne von diesem (wenigstens auf einem großen Theil ihres Weges) wahrgenommen zu werden; sie sind gleichsam nur unsichtbar und unfühlbar geworden, ohne deßhalb aufgehört zu haben als dieselben, die sie waren, vorhanden zu seyn.

Die Herbstzeitlose (nach S. 16) schien, wie ihr sinniger, deutscher Name sagt, wirklich „außer der rechten Zeit" gekommen; ihre Stätte wird bei angehendem Winter nicht mehr gefunden, wohl aber in dem Frühling eines andren, jenseitigen Jahres die Früchte der Blüthe, welche während des Winters im Schooße der Erde verborgen gewesen. So ist der Mensch mit aller seiner geistigen Anlage eine Saat, welche der Säemann am Ende des Sommers, als schon alle andren Gewächse ihre Frucht getragen und gereift hatten, am Gipfel der Zeit des Jahres auf Hoffnung, auf Hoffnung eines nachkommenden Frühlings und Sommers — der die Keime reifen wird — ausstreute. Der Engerling des Maikäfers, wenn er sein Leben als Larve endet, kriecht (statt höher hinauf zum Lichte) tiefer in den Boden hinab, um sich da sein Puppengrab zu graben. Er thut dieß auf Hoffnung eines kommenden Frühlings, der endlich aus dem sichren, vor der Kälte geschützten Grabe ihn wecken wird. Der Zugvogel, selbst die schwerfällige Wachtel, erhebt sich, leicht geflügelt, wenn die Zeit zum Fortwandern gekommen. Da ist ein weites Meer, jenseits welchem das Menschenauge kein gastliches Ufer, keine Ruhestätte erblicket. Der Vogel aber, auf Hoffnung, schwingt sich hinüber über das Meer, und findet so das Land, wo ein neuer Frühling, neue Lebensfülle ihn erwarten. Die emsig arbeitenden Ameisen pflegen, wenn im Herbste von den schön geflügelten Männchen und Weibchen nichts mehr zurückgeblieben, als die Stäubchen ähnlichen Eier, diese, so wie die zarten Larven und nachmals die Puppen, auf Hoffnung. Sie tragen

und wenden die todscheinende Hülle, bringen sie zur Sonne und in den Schatten — und ihre Hoffnung wird nicht zu Schanden, denn aus den bewegungslosen Puppen gehet das neue Geschlecht hervor. Auf Hoffnung kehret die Schaar der arbeitenden, ihres Weisels und der Weiselbrut beraubten Bienen eine gewöhnliche Brutzelle mit der Oeffnung nach unten und versorgt die Larve mit königlicher Speise. Und die Hoffnung wird erfüllt; denn aus der künstlich veränderten und neu versorgten Zelle gehet der neue Weisel hervor. Und der Mensch, der ein Sehnen in sich trägt, welches auf Erden nie erfüllt worden, sondern welches, je mehr das Niedrige und Thierische schweigt, je näher die Zeit des Abscheidens herankommt, desto heißer und unstillbarer wird, der sollte sich auf Hoffnung niederlegen ins Grab, und sein Hoffen, hierin einzig vor dem Hoffen aller andren Creatur, sollte zu Schanden werden?

Von mehrern Uebergangsformen in der Natur, welche, wie oben erwähnt, auf eine nächst höhere Entwicklungsstufe, noch in der sichtbaren Natur hindeuten, s. m. Mehreres in m. Geschichte der Natur B. III, §. 9 u. §. 12 u. f. und in m. Ansichten von der Nachts. d. Naturw. die 12te Vorlesung.

Die Gewißheit des Geistes im Menschen über sein Fortleben nach dem Tode des Leibes gründet sich auf eine innre Erfahrung, so fest und sicher, als die äußere: daß die Glieder eines lebendigen Leibes in einem nothwendigen Zusammenhang und innigen Verband mit ihrem Haupte stehen, und daß sie da seyn müssen, wo ihr Haupt ist: auf die Zuversicht des Glaubens.

Zu dem ganzen Inhalt des vorstehenden §. vergl. m. übrigens vor allem eine reiche Schrift der neuern Zeit: C. Fr. Göschel, von den Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele, im Lichte der speculativen Philosophie; eine Ostergabe 1835. Diese Schrift hat die Fragen der Menschenseele über ihre Fortdauer ebenso zur Ueberzeugung des Verstandes als zur Beruhigung des Herzens beantwortet. Allerdings würden, das bekennt ihr Verfasser schon im Eingange seiner Schrift, alle Beweise, die der Verstand darreicht, unserm Forschen noch kein Genüge gewähren, wenn uns nicht vor und über diesen Beweisen noch ein anderer, der historische, in der Offenbarung gegeben wäre. Dennoch ist und bleibt es eine eigenthümliche Bestimmung der Menschenseele, von dem ewigen Gegenstande ihres Erkennens und Denkens nicht bloß erfaßt zu werden, sondern ihn selber zu erfassen: das was dem Auge des Geistes offenbar ward, auch mit dem Verstande zu begreifen. Denn dieses Erkannte soll nicht bloß den Geist, sondern sammt ihm die Kräfte der Seele, ja selbst den Leib durchdringen, erneuern und vollbereiten. Was diese Durchdringung sey, das hat der Verf.

der genannten Schrift nicht nur in dieser besprochen, sondern er hat es, so wie er sich uns gab, an seinem eigenen Beispiele, durch die That gezeigt. (Münchner gelehrte Anzeigen vom 27sten October 1835.)

Die Seele in ihrer Geschiedenheit und Besonderheit vom Leibe.

§. 26.

Von dem, was aus der Seele wird, wenn der Leib in Staub versinkt, erfähret das sterbliche Auge nichts; was wir daher von einem Seyn der Seele für sich, abgeschieden vom Leibe, bemerken können, das sind nur einzelne Schlüsse, vom Kleinen aufs Große, vom Einzelnen aufs Ganze.

Wenn der belebende Nerv, der nach einem Gliede gehet, hinweggenommen oder unwirksam gemacht worden, erkennen wir, was das Glied ohne den Nerven, oder vielmehr was es ohne die höhere Wirksamkeit der Seele sey, welche das Nervengebilde durchdringt: eine Fleischmasse ohne Gefühl und willkürliche Bewegung. So erkennen wir auch nach dem Hinwegnehmen der Fleisch- und Hautdecke vom Nerven, was dieser abgesondert und allein für sich gelassen wäre: bewegungslos und ohne abwehrende Kraft nach außen, so sehr auch jede Berührung der Außenwelt aufs schmerzhafteste ihn aufregte. Beide Zustände der Abtrennung, wie sie etwa sonst das künstlich zerlegende Messer darstellt, sehen wir in einigen krankhaften Fällen ohne äußre Gewalt, von selber, an den Organen des lebenden Leibes hervortreten, und es erscheint zuweilen an einem Gliede das Leben und die Thätigkeit des empfindenden und bewegenden Nerven so vorherrschend, daß jener Theil des Leibes wie bloßer, nackter Nerv sich verhält, oder auch umgekehrt, es ist die niedre, bildende Thätigkeit in der Fleisch- und Fettmasse so vorherrschend geworden, daß ein solches Glied wie nervenlos erscheint.

Wir können durch unsre Kraft die Seele nie vom Leibe entblößt der Beobachtung darstellen, auch den lebenden Leib keinen Augenblick dem Einfluß der eignen oder einer fremden Seele vollkommen entzogen und allein sehen; wohl aber kennen wir Zustände, in denen die Seele, noch während ihres Lebens im Leibe, so selbstmächtig und ungehemmt, in solcher vorherrschenden Kraft wirkt, daß der Leib gleichsam selber zur Seele geworden scheint, wie bei einem verwandten Vorgang, welcher freilich einer niedren Stufe angehört, selbst der sonst gefühllose Knochen durch eine Entzündungskrankheit so empfindlich werden kann, als ein bloßgelegter Nerve. Es sind dieß Zustände, in denen der Leib so durchwirkt von der Seele und gleichsam so durchscheinend geworden ist, daß die eigenthümlichen Kräfte der innren, unsichtbaren Natur allenthalben hindurchbrechen; wie die eigenthümliche Natur des tief verborgnen Nerven durch den Knochenkern und Schmelz des schmerzenden Zahnes.

In einer mittelbaren, zunächst von der Aufregung der thierischen Lebenskraft ausgehenden Weise können gewisse Nahrungsmittel oder Getränke, namentlich die sogenannt geistigen ein Ueberfluthen und Auflodern der Seelenkräfte hervorbringen, welches in der Form der silenischen Begeisterung dem Beobachter der menschlichen Zustände öfters vor Augen kommt. Weniger vielleicht in dieser positiven als in negativer Weise ist der Einfluß gewisser Stoffe, die den Giften verwandt sind, wie etwa das Opium, bei dem Freiwerden der Seelenkräfte geschäftig. Von diesem negativen Wege der Entbindung der Seele, in einem weitern und allgemeinern Umfange sprechen wir hier zuerst.

Wenn an einem zu üppig ernährten Baume allenthalben nur Zweige und Blätter, nirgends die höheren Bildungen der Blüthe und Frucht hervorbrechen; dann wird das Emporkommen und Vorherrschendwerden der höheren,

vollkommneren Richtung der bildenden Kraft durch Beschränkung und Mäßigung der andren, niedren erlangt. Dem Uebermaß der Ernährung wird durch Versetzung in andren Boden, oder selbst durch gewaltsames Erschweren des zu häufigen Andranges der Säfte gewehrt, und statt der Knospen der Blätter oder Zweigsprossen, erscheinen nun Blüthen und Früchte.

So besteht auch die eine Weise, auf welche die Seele, sey es nun durch äußre Führung, oder durch den eignen, besseren Willen, vom Leibe freier, enthüllter zu werden vermag, in dem Mäßigen und Beschränken der etwa vorherrschenden, niedren Richtung aufs bloß Leibliche und Sinnliche. Es wird die äußre Nüchternheit und Stille der Entfaltung und Entbindung der innren Kräfte immer günstiger gefunden, als üppige Ueberfüllung, oder das laute Toben der leiblichen Lust.

Krankheit und äußrer Mangel, Schmerz und Noth, haben auf diese Weise das innre Seelenleben öfters so hoch gesteigert, sein Sichtbarwerden so begünstigt, daß schon aus der leicht zu habenden Betrachtung dieser Zustände Vieles für die Erkenntniß der Seele gewonnen wurde.

Es wirkt aber auch im gewöhnlichen, täglichen Verlauf des Lebens schon der Schlaf auf diese entbindende Weise; auch er lüftet in seinem Maße den Schleier der Leiblichkeit, und die Seele wird im Traume nicht selten in ihrer eigenthümlicheren Wirksamkeit gesehen. Diese natürliche Art und Weise unsres innren Menschen läßt sich von der des äußren leicht unterscheiden. Sie gleichet abermals in etwas jener des bloß und nackt gelegten oder des krankhaft an einem Gliede vorherrschend gewordnen Nerven. So lange der Nerv noch mit dem gesunden Fleisch und seinen Decken umgeben ist, und die Richtung seiner bewegenden Kraft im gewöhnlichen Verlauf ungehemmt nach den Knochen geht

(nach §. 17), empfindet und bemerkt er nur jene Gegenstände der umgebenden Körperwelt, welche unmittelbar mit der Außenfläche seines Gliedes in Berührung kommen, oder etwa das Einwirken einer von der innren Leibeswärme sehr verschiednen, äußren Temperatur. Sobald er aber bloßgelegt oder krankhaft aufgeregt worden, tritt er in einen sehr merkbaren Wechselverkehr mit Potenzen der Natur, welche nicht für sich allein, sondern immer erst durch ihre Wirkungen in unsre Sinnen fallen. Es sind dieß die Elemente einer oberen, der leiblichen Schwere nicht unterworfenen Natur; die Principien oder Anfänge der unteren, sinnlichen. Die Anfänge: denn wie etwa die Handlungen und Bewegungen des Leibes vorher, ehe sie geschehen, erst in der unsichtbaren Region der Gedanken überdacht und begonnen werden, und aus dieser erst nachher in die sichtbare der Nerven und Muskeln herabsteigen, so beginnen alle Bewegungen und Veränderungen der äußren Natur zuerst in der oberen, unsichtbaren Region der Principien, und sind in dieser Region eher vorhanden, als sie in der untren hervorkommen. Wenn nun der Nerv in krankhaftem Zustand, statt nur durch die herrschende Kraft der Seele, durch jene, dem Wesen der Seele verwandten Principien berührt und angeregt wird, bemerkt er weniger, oder in seiner gewaltsamen Absonderung vom Fleisch gar nicht mehr die secundären Bewegungen der untren Region, sondern nur die anfänglichen und vorhergehenden der oberen: er hat z. B. ein Vorgefühl der künftigen Witterungswechsel.

So ist es auch die eigenthümliche Art der Seele, welche überall offenbar wird, wo die Decke des hemmenden Leibes in etwas gehoben, oder die Kraft des Geistes durch innre Gründe aufs Höchste gesteigert ist: daß sie alsdann nicht mehr mit dem leiblichen und gewöhnlichen Auge das Hervorbrechen und Abstrahlen des Lichtes in der gröberen Körper-

welt siehet, sondern jene nach einem gemeinsamen, oberen Mittelpunkt emporsteigende Richtung alles Seyns und Lebens, aus welcher das sichtbare Licht (nach §. 18) hervorgeht. Sie bemerket diesen immer und ohne Aufhören emporwärts gehenden Zug auch da, wo er dem leiblichen Auge sich entzieht, mit dem innren, geistigen Auge; bemerket das von oben nach unten gehende Bewegen eines allgemeinen Lebens, in seinem Wechselverkehr zu den leiblichen Dingen unmittelbar, mit dem innren Ohre, ehe es dem äußren, als eine körperliche Erschütterung zum hörbaren Ton geworden.

Im Traume, wenn die Seele, sey es auch nur im geringen, vorbildlichen Maße, vom Leibe etwas frei geworden, geschieht es uns öfters, daß wir uns auf einmal bemühen wollen, mit dem gewöhnlichen, leiblichen Auge zu sehen. Es scheint jedoch über diesem eine schwere Decke zu liegen, und tiefe Dämmerung der Blindheit umhüllt es. Oder es dünkt uns im Traume, wir wollten auf gewöhnliche Weise Schritt vor Schritt mit den Füßen des Leibes gehen, aber diese Füße versagen den Dienst, sie sind wie von Blei, wir bringen sie nicht zu der so oft im Leben geübten Bewegung. Da entschließt sich plötzlich die Seele, jene äußeren und fremden Wege, welche jetzt ungangbar geworden, zu verlassen, und die angemesseneren Wege ihrer eignen Natur zu gehen: sie betrachtet die Dinge mit dem selbstständigen, innren Sinne, und augenblicklich wird die Welt wieder tageshell und Alles klar; statt zu gehen Schritt vor Schritt, erhebt sie sich vom Boden, und schwebt ihrer leichten, geisterhaften Natur gemäß, gleich einem durch eignen Willen bewegten Gewölk von Ort zu Ort, oder noch öfter versetzt sie sich, mit der Schnelle des Gedankens, in eine ferne, fremde Gegend, zu fernen Menschen, und sie ist mit unaufhaltsamem Bewegen alsbald da, wohin sie will.

So fühlet sich in allen ähnlichen Fällen, am meisten in jenen krankhaften, bei welchen das Freiwerden der Seele vom Leibe immer vollkommner statt findet als im Traume, unser innrer Mensch beengt und schmerzhaft gebunden, sobald er den gewöhnlichen Weg seines Wirkens und Bewegens in der Sichtbarkeit gehen will. Ihm geschieht dann wie Einem, dessen Augen plötzlich geblendet oder verbunden worden sind, und der überall in seiner sonstigen bekanntesten Umgebung anstößt, weil er sie nicht mehr sieht. Denn die Anziehung der umgebenden, schweren Massen auf den Leib, ihr Vor- und Hinter- und Nebeneinanderstehen, wodurch sie eine die andre gegenseitig sich verdecken und unsichtbar machen, wird von dem wach und frei gewordnen innren Sinne nicht bemerkt, sondern dieser folgt nun einem andren, eigenthümlichen Zuge, der ihn auf einmal, unaufgehalten durch das für ihn durchsichtig gewordne oder vielmehr gar nicht vorhandne Gemäuer und durch alle dazwischen gelegnen, trennenden Räume nur das sehen und bemerken läßt, was seine Welt ist. Es fällt unter andrem den Hellsehenden schon peinigend schwer, wenn sie den Menschen nicht zunächst in seiner geistigen, selbstständigen Erhobenheit über die Schranken der äußren Corporation und des Ranges betrachten und anreden sollen.

Die Wirksamkeit und Weise der Seele wird demnach, sobald sie in mehr oder minderem Grade unabhängig vom Leibe sich zu äußern vermag, eine so ganz eigenthümliche und von der gewöhnlichen verschiedne, daß wir daraus schließen können, was die Seele für sich allein, in ihrer Besonderheit vom Leibe seyn möge.

In einigen Fällen, so dürfte man sogar hinzufügen, lassen uns solche Zustände die Seele in ihrer Besonderheit und Verschiedenheit selbst vom Geiste erkennen, und es ist unter andrem auffallend, wie die Sprache der Seele so ganz

nur in Bildern und Anregungen von Gefühlen, statt der Worte besteht, während die Sprache des Geistes die eigentliche, gedankenvolle Menschen- und Wortsprache ist. Wenn dann beim Einschlafen oder im Irreseyn des Fiebers der Geist in seine innren Tiefen zurücktritt, und nun bloß noch die Strahlen der Seelenthätigkeit in das leibliche Leben herabfallen, nur noch die Seele spricht; da verwandeln sich sogleich die Worte, in denen wir beim Wachen und im gesunden Zustand denken, in eine Reihe von Bildern. Wenn dagegen der Geist beim Erwachen die ihm gebührende Herrschaft zurücknimmt, dann gibt er der Sprache wiederum das Gepräge seiner Natur: welche ursprünglich in Zeichen, Zahlen und Tönen nicht bloß das Erscheinen der Dinge für das äußre Auge, sondern ihre innre Bedeutung für eine höhere Ordnung des Seyns und Lebens erkennt und darstellt. Doch wir erinnern uns hier nur vorläufig an diese Gränzen der Seele nach einer andren, höheren Richtung hin, als die nach dem Leibe ist, denn diese Untersuchungen werden an ihrem Orte (vorläufig schon im nächsten §.) auch jenen ferneren Gränzen sich zu nähern suchen. Einstweilen begreifen wir noch das ganze inner und ober dem Kreis des Sinnlichen und Leiblichen gelegne Gebiet des Lebens unter dem beide, Seele wie Geist, zusammenfassenden Namen der Seele.

Es wird, so sahen wir bereits, die Seelenthätigkeit auf einem zweifachen Wege zu jenem vorherrschenden Verhältniß gegen ihre Leiblichkeit gebracht, in welchem der Mensch gleichsam ganz Seele, der Leib wie nicht mehr vorhanden ist. Einmal dadurch, daß die Bewegung des Lebens in der leiblichen Region sehr gehemmt und geschwächt, ja wie vernichtet wird, dann aber auch dadurch, daß die geistige Thätigkeit bis zu einer Höhe aufgeregt und gesteigert ist, auf welcher sie nicht mehr vom Gefäß des Leibes gehalten und

erfaßt werden kann, sondern frei aus diesem hervortritt oder dasselbe zersprengt. Wie denn auch der oben erwähnte vorwaltende Charakter des Nervenlebens einem kranken Glied auf zweifache Weise gegeben werden konnte: einmal dadurch, daß eine äußre Verletzung die den Nerven umhüllende Masse zerstörte oder hinwegnahm, dann aber auch, und noch öfter, dadurch, daß die Thätigkeit des Nerven zu krankhaftem Uebermaß gesteigert und aufgeregt wurde.

Wir werden, dem gewöhnlichen Verlauf der Natur nach, erst im Tode des Leibes in vollkommnem Maße erfahren, wohin das Seelenleben auf dem ersteren Wege, auf jenem des Hinwegnehmens der äußren Hemmung, geführt werde; Nüchternheit und äußre Stille, so wie eine durch lange Gewohnheit begründete Unterwürfigkeit des Leiblichen unter das Geistige lassen uns schon im gesunden Zustand des Lebens erkennen, was die Seele für sich seyn und vermögen werde. Die Höhen, zu denen der andre Weg emporführt, werden uns zuweilen im gesunden Gange der innren Entwicklung, wenn auch nur auf einige schnell vorübergehende Augenblicke, durch das Aufflammen einer Begeisterung von rechter und göttlicher Art beleuchtet, durch welche der innre Mensch wieder in seine alten Rechte tritt, und zum Besitz seiner ursprünglichen Kräfte gelangt. Wir wählen jedoch in unsern Betrachtungen wiederum den Weg, den wir öfters im vorhergehenden somatischen Theil der Untersuchungen genommen, und wie wir dort zuerst den Bau und das innre Gefüge der Organe, so wie dasselbe das zergliedernde Messer im Tode darlegt, betrachteten, und hernach von den eigenthümlichen Lebenserscheinungen an diesen Organen sprachen, so beginnen wir auch hier mit etwas Niedrerem, deutlicher in die Sinne Fallendem: mit Erscheinungen, welche die zertrennende und den gesunden, innren Zusammenhang auflösende Krankheit aufdecket und

hervor ans Licht zieht. Ohnehin bilden diese Erscheinungen den schicklichsten Uebergang von der bloß äußeren, sinnlichen Betrachtung der menschlichen Natur zu einer andren, tiefer ins Innre gehenden.

Als im letztvergangenen Jahrhundert ein frecher Sinn der Empörung gegen jedes fest, in einer höheren Ordnung Begründete, der Seele Alles genommen hatte, was ihr theuer und werth, ja was das eigentlich Ihrige ist: den Glauben an einen Gott und an seine des Menschen sich erbarmende Vorsorge; den Glauben an eine Kraft des Gebetes, ja an das selbstständige Daseyn und Fortbestehen des Geistes im Menschen, da trieb der Schmerz des großen Verlustes die kranke Seele in ihr Innres zurück. Es wurde ihr hier — denn ungewöhnliche Krankheiten fordern ungewöhnliche Heilmittel — gegen den gewöhnlichen gesunden Gang ihrer Natur, das im Schlafe wieder gegeben, was man ihr im Wachen genommen, und wenn auch das theure Geschenk häufig, ja bei den Meisten, so vergänglich und ohne tiefer gehende Nachwirkung geblieben, wie ein liebliches Traumbild, so hatte es doch zugleich in jener armen Zeit auch die tröstende, aufrichtende Kraft eines schönen, reichen Traumes. Wenn jene Stimmen schweigen, denen es zukäme zu sprechen, da werden die Steine schreien; wenn die Wachenden sich zur Lüge verkehren, da muß wenigstens der ungeschminkte Traum die Wahrheit reden, ja die Todten müssen gegen die Lebenden zeugen.

Welche Wirkung die Entdeckung des sogenannten animalischen Magnetismus und aller mit ihm verbundnen Erscheinungen in ihrer Zeit gehabt, das werden Die leicht begreifen, welche den verarmten, trostlosen Zustand des Menschenalters und der Völker kennen, für welche jene Entdeckung gemacht war. Der Materialismus wollte gern das ganze Gebiet dieser Erscheinungen wie einen Traum der

Nacht verlachen und hinwegweisen, aber in dem Traum und in der Nacht war eine furchtbar wirkende Kraft, welche sich nicht hinwegweisen, nicht verläugnen ließ. Die kranke Zeit, welche selbst den eigentlichen Namen des Lebens vertilgen wollte und sich hierbei auf das Zeugniß des stummen Schlafes und des Todes berief, mußte auf einmal den gefürchteten und gehaßten Namen zu ihrem Schrecken aus dem Munde eines Todtenschlafes selber hören.

Wir betrachten zuerst, ohne noch eigentlich zu erklären, die Erscheinungen des magnetischen Schlafwachens und ihre Aehnlichkeit mit andren, bereits beschriebenen Zuständen.

Man hatte jene Erscheinungen, wie der gewählte Name zeigt, mit dem des Magnetismus in der unorganischen Welt verglichen, nicht bloß deßhalb, weil man sich zum Hervorbringen derselben zum Theil des gewöhnlichen Magnets bedienen wollte, sondern weil sich diese Erscheinungen, wie sich bald ergab, auf eine ähnliche Anziehung und Wechselwirkung zweier lebendiger Wesen auf einander gründen, als die Wechselwirkung zwischen Magnet und Eisen ist.

Denn es wird, bei dem gewöhnlichen Verfahren, der Leib eines kranken oder von außen leichter aufregbaren Menschen, mit dem Leibe eines gesunden und lebenskräftigeren in eine ähnliche Verbindung gesetzt, als die zwischen Haupt und Gliedern, zwischen den Nerven und andren Organen ist. Es bewegt der Gesunde etwa die Spitzen seiner Finger in der Richtung des Laufes der Nerven, am wirksamsten vom Haupte abwärts, gegen den kranken Leib, und jene von innen nach außen, von oben nach unten ausströmende Kraft des (zunächst nur thierisch menschlichen) Lebens, welche wir im vorhergehenden Theil dieser Untersuchungen auf mehrfache Weise betrachtet, wirkt aus dem gesunden Körper so mächtig auf den kranken ein, daß sie bald durch Kleidung, ja durch Bettdecken hindurch sich merkbar machet. Sie

reißt in den Strom ihres Bewegens die gehemmte und vorhin unregsamere Kraft der Nerven des kranken Leibes mit hinein. Wenn hierbei, wie ein hindurchziehender Wind, der Strom des Lebens durch den kranken Körper wieder abfließt, der Strom, welcher wie ein Bach der Gebirge von obenher vom Quell immer neu gefüllt wird, sobald nur die vorhergehenden Wellen abfließen und hinweglaufen ins Meer; da erfüllt den ganzen Leib ein ähnliches, tiefes Wohlbehagen, als jenes ist, das die athmende Brust fühlt, wenn auf Einmal durch die erstickende, zu lange unerneuert gebliebene Luft eines Zimmers ein frischer Zugwind wehet. Die alte Luft von innen fährt hinaus, die belebende von außen dringt hinein: so sind es auch die Kräfte eines höheren, allgemeinen Lebens, welche, durch die Wesen strömend, diese immer neu beleben und bekräftigen, sobald die Lebendigen durch selbstthätige Aeußerung des innren Lebens sich in die Richtung, in den Zug jenes belebenden Stromes begeben.

In der Regel zeigt sich bald nach dem vorhin erwähnten Verfahren an dem Kranken eine Neigung, wie zum gewöhnlichen Schlafe. Die Augenlieder schließen sich zuletzt, und es versinkt der Leib in seinen alltäglichen, scheinbar bewußtlosen und etwa nur dunkel träumenden Zustand der Ruhe.

Es hat dieser künstlich herbeigeführte Schlaf auf die Leidenden eine ähnliche (vielleicht nur noch erhöhtere), stärkende und erquickende Wirkung, als der tägliche Schlaf auf die Gesunden. Beide Arten des Schlafes werden auch auf die gleiche Weise herbeigeführt. Denn der gewöhnliche, gesunde, ist eine natürliche Folge der selbstthätigen Bewegung der von innen nach außen wirkenden Nervenkraft, oder der sogenannten Anstrengung derselben. Das Hineinströmen der allgemeinen, mitbildenden Kräfte (nach §. 20) bei einem

solchen frischen, kräftigen Abzug der besondren, wird zuletzt so übermächtig, daß es die selbstständig regierende Kraft in diesem besondren Lebenskreise besiegt, und Seele wie Leib der Anziehung des gewaltigeren Elementes sich hingeben, in seinen neubelebenden Strom sich versenken. Eben so wird auch der magnetische Schlaf dadurch herbeigeführt, daß die von innen nach außen gehende Bewegung der Lebenskraft erneut und in rascheren Gang gebracht wird. Beide Arten des Schlafes gleichen dann zuletzt auch in der Weise ihres Entstehens dem Tode. Denn auch dieser wird, wie wir oben sahen, durch das immer vermehrte Anwachsen und Uebergewicht der selbstthätigen Lebensthätigkeit, über die empfangende, von außen nach innen gerichtete, bewirkt.

In der That, mehr als irgend ein andrer, ist der Zustand des magnetischen Schlafes ein Bild des Todes, mit allen seinen Schrecknissen und mit seinen Hindeutungen auf einen siegreichen Ausgang des Lebens aus diesen Schrecknissen. Mitten in dem Zustande, der schon selber einem tiefen Schlafe gleichet, scheint es öfters, als kündige sich ein noch tieferer, gleichsam eine zweite, höhere Potenz des Schlafes an. Die Kranken reiben sich die Augen, gähnen und geben alle Zeichen der äußersten Schläfrigkeit von sich; zuweilen geht hierbei der Odem so schwer aus und ein, wie bei dem angehenden Röcheln des Todes. Aus einem solchen todtenähnlichen Zustand des Schlafes entwickelt sich aber nun ein Erwachen, welches ebenfalls jenem, das der Seele aus dem Tode widerfahren wird, näher zu stehen scheint, als das gewöhnliche Wachen. Plötzlich bewegt das bleiche Gesicht, dessen Augen fest geschlossen sind, ein innres Leben, welches die Züge des Schmerzens oder der gleichgültigen Ruhe in die des Entzückens und des wachesten Bewußtseyns umwandelt. In der That, es hat öfters ein solches Aussehen jenen Schein, welchen die Augenblicke der höchsten

Begeisterung über das Menschenangesicht verbreiten, oder es gleichet der Verklärung, welche zuweilen in den letzten Stunden des Lebens über das Antlitz der Sterbenden heraufsteigt.

Der Leib ist jetzt mehr noch als im tiefsten Schlafe, ja zuweilen so sehr als in der Starrsucht und dem Scheintod, nach jener Richtung, in welcher sonst das Gehirn auf die Sinnorgane und Glieder, und diese rückwärts auf das Gehirn wirken, gelähmt und gebunden. Es zeigt schon die Stellung und das Aussehen, der wie bei einem Todten nach oben starrende Augapfel, einem Beobachter, welcher die Augenlieder des magnetisch Schlafenden gewaltsam von einander zieht, daß die Versicherung solcher Schlafenden gegründet sey, nach welcher sie, wie bereits oben erwähnt, nicht mit diesem gewöhnlichen Auge zu sehen vermögen. Die völlige Taubheit der Somnambulen gegen alle, auch noch so lauten Stimmen, außer jener des Magnetiseurs und andrer mit ihnen magnetisch verbundnen Wesen, beweist auch, daß der gewöhnliche Weg des Hörens bei ihnen nicht statt finde, und so ist es mit der Thätigkeit aller andren Sinne.

Einige Kranke, deren Zustand übrigens offenbar jenem des magnetischen Hellsehens glich, sprachen nicht, und die Umstehenden erfuhren bei diesen eben so wenig, was in ihrem Innren vorgegangen, als wir erfahren, was in der Seele eines Ohnmächtigen oder eines fest Schlafenden geschehe. Ueberhaupt muß den durch die gewöhnliche magnetische Behandlung schlafwachend gewordnen Kranken der Gebrauch ihres eignen Leibes öfters erst durch den Willen und Befehl einer fremden Seele gegeben werden. Dieser unter andrem vermag jenen selbst die Sprache zu ertheilen, wenn sie den Gebrauch derselben durch eigne Kraft nicht finden konnten. Wiewohl es in den meisten Fällen als eine Auszeichnung dieses Zustandes erscheinet, daß, bei sonst verschlossenen, andren Aus- und Eingängen der Kraft des

Wollens und Empfindens, der ganze Apparat des Sprechens, der Gebrauch des Wortes, in der Macht der wie durch einen vorbildlichen Tod abgeschiedenen Seele bleibt. Es sprechen an solchen Hellsehenden selbst die Züge des Gesichtes mit einem so lebendigen Ausdruck, daß man die Mitwirkung der festverschlossenen Augen kaum vermisset; die Stimme ist lieblicher und wohlklingender als im Wachen, und in ihrem Wechsel der Töne eines viel geistigeren Ausdruckes fähig; Zunge und Lippen sprechen so geläufig, der Ausdruck der Rede ist so edel, so bezeichnend, und öfters so tief bedeutend, daß nach diesem allen die Seele ganz zum Worte, zur Sprache geworden scheint.

Oder vielmehr, es ist hier vorbildlich das eingetreten, was das jenseitige Leben und den neuen Leib von dem jetzigen unterscheiden wird, und was wir schon hier in der leiblichen Natur des Menschen eben so klar angedeutet und vorbereitet sehen, als die Gestalt des künftigen Schmetterlings im Leibe der Raupe oder Puppe. Denn, wie wir oben sahen, mitten im äußeren, größeren Leib des Menschen ist es der kleinere Leib der Stimmorgane, welcher im vollsten Maße alle jene Kraft, Schnelligkeit und Ausdauer der bewegenden Nerven und Muskeln in sich vereint, die wir in den angränzenden Formen des Thierreichs vereinzelt und vertheilt sehen. Diese Kräfte, welche die Natur im Säugthiere entwickelt und dem Auge dargelegt hat, sind da, wo nun der Gipfel der Gestaltungen im Menschen erreicht ist, keineswegs verloren gegangen, sondern sie sind nur ins Innre zurückgetreten, haben sich hier einen andren, mit allen Vollkommenheiten der willkürlichen Bewegung ausgestatteten Leib gebildet. Das Wort, die Rede als der verkörperte Gedanke ist dann das einzige, was den Menschen (den selbst sein deutscher Name als den Denkenden bezeichnet) vor dem Thier unterscheidet; es ist schon in den Zuständen des magnetischen

Scheintodes das Einzige, was der wollenden und bewegenden Seele als gehorchender Leib zurückbleibt. Darauf hindeutend, daß nur das recht und seinem Ursprung gemäß gebrauchte Wort es sey, was den Menschen des Geistes, was den innren Menschen vollenden, und für ein höheres Seyn gestalten könne; ja daß dieses ihm gegebne und von ihm angenommene Wort der neue Leib selber seyn werde, welcher allein für ein Leben der Ewigkeit gemacht ist.

Wenn denn, in den Zuständen des magnetischen Scheintodes, die Seelenthätigkeit sich ganz aus dem Kreise des äußern Leibes und Lebens zurückgezogen hat: in den innern der Stimme und Rede und in einen innersten, aus welchem die gewöhnliche Menschensprache hervorgegangen ist, und in welchen dieselbe auch wieder zurückführt, dann sieht und erkennt die Seele, wie bereits erwähnt, nicht mehr zunächst nur die äußere, sinnliche Welt, aus deren Gestaltungen und Bewegungen der Mensch, in seinem gewöhnlichen Zustand nur unsichre Schlüsse auf die innren, wirkenden Ursachen machet; sondern sie sieht unmittelbar diese Region der innren Anfänge, und erkennt in ihr alles das deutlich vorgebildet, was hernach in der äußern Natur abbildlich zum Vorschein kömmt. Wie sich dem äußern, gewöhnlichen Auge das darstellt, was die äußere, leibliche Hand thut und bildet, so sieht jetzt das innre Auge das dem äußern unsichtbare Geschäft der bildenden, den Leib und alle seine Bewegungen schaffenden Seele; sieht das gesunde Gelingen oder das krankhafte Mißlingen jenes Geschäfts. Von dem Standpunkt aus, von welchem sie jetzt die Dinge betrachtet, bemerkt sie denn in gewissem Maße das sonst noch nie mit dem leiblichen Auge gesehene, wundervolle Gefüge der Nerven, der Gefäße und andrer innrer Theile; bemerkt den Sitz und gewöhnlichen Ausgangspunkt der leiblichen Schmerzen und krankhaften Bewegungen, überblicket die ganze Reihe

der vergangenen, und nicht selten mit großer Sicherheit auch der künftigen Veränderungen.

Was hierbei öfters am meisten überrascht hat, ist das Hineinblicken solcher innerlich wach gewordnen Menschen in den Leib, ja in die Region der Gedanken der andren Menschen, welche sich dem psychischen Lichte genähert haben, bei welchem der Schlafwache siehet. Denn es verhält sich hier in diesem Gebiet eben so, wie in dem des äußern Leibes. Wir sehen da, mit dem leiblichen Auge, nur solche Gegenstände, welche in der Richtung des Lichtstromes stehen, der unser Auge beleuchtet; so sieht das innerliche Auge der magnetisch Scheintodten nur solche Gegenstände, welche sich dem Lebensstrome nähern, der sich in ihnen entweder von selber, oder durch die Einwirkung des Magnetiseurs wieder eröffnet hat, diese Gegenstände mögen nun nahe oder fern, dem äußern Auge erreichbar oder nicht erreichbar seyn. Besonders wird deßhalb der ganze Kreis der Sorgen und Bedenken, des Erkennens und Fühlens des Magnetiseurs beleuchtet: zwei Wesen sind in diesen Zuständen, zwar nicht wie in andern Fällen ein Leib, aber eine Seele geworden.

Es wäre nutzlos, hier jene vielfach bekannten Thatsachen, welche aus dem magnetischen Hellsehen hervorgingen, ausführlicher aufzuführen. Bei solchen Zuständen zeigte sich unter andrem, daß der Seele kaum ein einziges Wort, kaum ein Gedanke aus der Erinnerung verloren gehe. Sie siehet alles das, was sie gethan, und was ihr, so lange sie im Leibe war, geschehen, in klarem Lichte um und neben sich, sobald sie innerlich erwachet. Auch zeigt sich da der innre Mensch in seiner eigentlichen freien, ungehemmten Kraft des Denkens, des Fühlens, des geistigen Auffassens und Darstellens.

Aber diese ganze reiche, innre Welt ist auf Einmal erloschen, und bis auf die letzte Spur aus der Erinnrung

vertilgt, wenn die magnetisch Scheintodten wieder aus ihrem todesähnlicheren Schlafe in den gewöhnlichen, alltäglichen, und dann aus diesem in das gewöhnliche Wachen zurückkehren. Denn dieses ist insgemein der Ausgang jenes Zustandes: daß das innerliche hellere Wachen in den Mittelzustand des Schlafes übergeht, der zwischen beiden Arten des Wachens, dem äußeren und innren, die gemeinsame Gränze bildet. Alsdann, in einem Augenblick, der öfters vorher, im Zustand des Hellsehens genau vorhergesagt und bestimmt war, wacht der Mensch wieder zu seinem gewöhnlichen, alltäglichen Thun und Leben auf, und weiß kein Wort mehr von allen den Tiefen des innren Anschauens und Erkennens, welche er noch eben in seinen Gesprächen durchwandelt hat.

Es wird hieraus, wie wir dieß bereits im Vorhergehenden andeuteten, klar, daß noch eine andre Welt der innren Wirksamkeit für die Seele vorhanden sey, in welche sie sich zurückzuziehen vermag, wenn an dem schlafenden Leib keine Spur jener Wirksamkeit sich zeigt. Was dann in uns geschehen, das wissen wir beim Wiederaufwachen zum gewöhnlichen Leben nicht, öfters aber wird es in seinen in das wache Leben hinüberwirkenden Folgen errathen und geahndet.

Das Erinnern an das, was wir während des gewöhnlichen Wachens gethan und erfahren, entsteht, wie wir später sehen werden, in seinem geistigeren Kreise auf eine ähnliche Weise, als im leiblichen das Riechen. Der Geruch bemerkt (nach §. 18) jenen, den andren Sinnen verborgnen Einfluß, welchen der lebende Nerv bei jeder durch ihn gewirkten Bewegung, bei jeder Annäherung und Berührung auf die umgebende Körperwelt hat; er bemerkt öfters nicht bloß die äußern, durch den Muskel gehenden, sondern auch die bloß innerlichen Regungen des Nervensystemes, bei dem

Erwachen thierischer Leidenschaften und Begierden. Auf diese Weise erkennen der nachspürende Hund, wie auch der scharfriechende Indianer, noch viele Tage nachher die unsichtbare (elektrische) Einwirkung eines vorübergehenden Menschen auf den Boden oder auf andre Gegenstände, welche sein Fuß, seine Hand berührten.

In einer noch viel näheren, innigeren Beziehung, als das feinspürende Thier mit dem Leib seines Herrn, stehet die Kraft der gewöhnlichen, wachen Erinnerung mit allen Bewegungen und Rührungen der empfindenden und wirkenden Seele, welche durch die Wahrnehmungen der Sinnen aufgeregt und durch die Thätigkeit der Glieder äußerlich offenbar geworden. Diese nachspürende Kraft der Erinnerung ist noch viel weniger, als die des Geruches, an eine Zeit gebunden, und wenn jene durch die Macht des Willens oder durch irgend eine äußerliche Veranlassung wieder auf irgend einen innren Weg der Reihenfolge der Eindrücke und Handlungen zurückgeführt wird, welchen die Seele vor länger als fünfzig Jahren durchwandelte, so findet sie öfters die Spuren dieses Vorüberwandelns noch so leicht und frisch, als wäre der Weg erst gestern gemacht; sie bemerkt und erkennt die Gegenstände am Wege wieder in derselben Zusammengesellung und Abwechslung, in welcher sich dieselben damals befanden. Wie bei einigen Menschen der Geruch durch das Spiel der sogenannten Sympathien und Antipathien mehr für diese oder jene Gegenstände empfindlich ist, so wird auch die Kraft der Erinnerung bei einigen Seelen mehr für die Eindrücke, welche durchs Ohr kommen, bei andren mehr für die Bilder des Auges und ihre Aufeinanderfolge geeignet und befähigt gefunden.

Im gewöhnlichen, wachen Zustand nimmt dann das dem Vorübergegangenen nachspürende Gedächtniß denselben Weg, an welchen die fühlende und wirkende Seele durch

ihre Verbindung mit dem Leibe gebunden ist; den Gang, in welchem der Zeit nach Handlung auf Handlung, Empfindung auf Empfindung sich folgten, mit einigen leichter vorübereilenden Blicken auf das, was zugleich geschehen, und was unmittelbar darneben empfunden worden. Es läßt sich dieser Gang mit jenem eines Thieres vergleichen, welches auf Füßen gehet, und welches auf seinem Wege langsam jetzt an diesem, dann an jenem Gegenstande vorüberkommt. Ein solches Thier wird die Gegenstände, welche sich zunächst an seinem Steige finden, bemerken; während ihm andre, oft ziemlich nahe gelegne, ein vorstehender Fels oder ein dichtes Gesträuch verdecken. Die Gränzen des Einwirkens auf die Außenwelt sind dann, so lange die Seele an den gewöhnlichen Verlauf des Bewegens und Fühlens, vom Gehirn aus durch die Nerven nach den Gliedern, von diesen rückwärts nach dem Hirn gebunden ist, eben so beschränkt, als die des Erkennens und der Erinnerung.

Die Seele, sobald sie, mehr oder minder vom Leibe frei geworden, ihrer eigenthümlicheren Weise folgt, hat, so sahen wir bereits oben, einen andren Weg des Wahrnehmens und Erkennens, als den durch die Sinnorgane, einen andren des Wirkens nach außen, als den durch die Nerven und Muskeln. Wie uns im Traume die gewöhnliche Art des Gehens, bei welcher ein Fuß nach dem andren fortgesetzt wird, äußerst schwer, ja unmöglich fällt, leicht dagegen die des unmittelbaren, schnellen Versetzens unsres Wesens an einen fernen Ort, oder das freie Schweben über dem Boden (S. 32); so gleicht auch das eigentliche geistige Bewegen der Seele in den Zuständen des Hellsehens mehr einem Fluge, als einem langsamen Gange; das Wahrnehmen und Erkennen der Außenwelt geschieht wie von oben, aus einer höheren Region her, und die betrachtende Seele überblickt, gleich dem schwebenden Vogel, zugleich und mit

einem Male die ganze Aufeinanderfolge der Empfindungen und Handlungen, welche sie im gewöhnlichen, wachen Zustande langsam und allmählich erfährt. Daher wurde in einem von Moritz erzählten Falle, in einem Hellgesicht, welches kurze Zeit vor dem Tode eingetreten, das ganze vergangne Leben, mit allen seinen reichen Erfahrungen und Führungen, mit seinen tausendfältigen Handlungen, in geisterhafter Nebeneinanderstellung und Blitzesschnelle überblickt, und in andren Fällen schien die Geschichte einer ganzen Vergangenheit wie durch eine einzige bedeutungsvolle, nur der Seele verständliche Zahl, oder durch ein einziges Bild ausgedrückt. Wenn dann die Seele im Hellsehen diesen eigenthümlichen Flug genommen, so vermag seinen Spuren der gewöhnliche Gang der Erinnerung eben so wenig zu folgen, als ein vierfüßiges Thier dem Fluge des Vogels. Denn die Aufeinanderfolge und Verkettung des Gesehenen wie des Geschehenen ist hier eine ganz andre, als dort.

Die Seele kann bei dem gewöhnlichen Geschäft der Erinnerung nur das in die leibliche Natur abspiegeln, was sie selber durch den Leib und seine Sinnen erhalten, nicht das, was ihr auf unmittelbarere Weise geworden.

In gewisser Hinsicht darf allerdings der Somnambulismus, in seiner jetzigen Allgemeinheit und besondren Form, als eine moderne Erscheinung betrachtet werden, welche im Gebiet des Psychischen der neueren Zeit eben so eigenthümlich angehört, als im Gebiet des Leiblichen, manche Krankheiten, welche, vorher nur in unvollkommener Form und in sehr einzelnen Fällen beobachtet, auf einmal, zu ihrer bestimmten Zeit, als allgemeine Seuchen auftraten. In beiden Gebieten haben dergleichen besondre Ereignisse eine gewisse Zeit ihres allgemeinen Ausbruches und des Abnehmens, und es mag wohl auch die Wirksamkeit des anima-

lischen Magnetismus für diesesmal ihren Gipfel bereits überstiegen haben.

Wenn aber auch jene, für die letztvergangenen Menschenalter bedeutungsvolle Erscheinung nicht ganz als dieselbe den früheren Zeitaltern und den gesammten Völkern der Erde angehören sollte, so gibt es dagegen andre, welche dem Wesen nach unter sich selber und mit ihr nahe verwandt, in der Form jedoch ebenfalls unter einander verschieden sind, und welche in großer Allgemeinheit bei allen Völkern und Zeiten gefunden werden.

Der Leib wird, wie wir oben sahen, im Ganzen auf zweifache Weise für die Seele leicht und durchsichtig gemacht, und hierdurch die Seele bis zu einem gewissen, noch im Sinnenleben möglichen Grade von ihrer Hülle entblößt. Bei der einen negativen Weise wird die Entkleidung von außen, durch leiblichen Mangel und Entziehung aller Sinnesaufregungen herbeigeführt, bei der andren, positiven von innen, durch ein Uebermächtigwerden der selbstthätigen Kraft der Seele über die Kräfte des Leibes. In gewissen Fällen wirken beiderlei Ursachen der Entkleidung der Seele zugleich und gemeinsam, und die Erscheinungen der psychischen Entbundenheit werden dann desto augenfälliger.

Zu der letzteren Art mögen unter andrem viele von jenen Gesichten gehören, welche sich nicht selten an Sterbenden oder gefährlich Kranken ereignen. Nicht selten war an solchen ein Ferngesicht, wie an magnetisch Hellsehenden entwickelt, und eine sterbende Mutter, welche noch in ihren letzten Stunden sehr bekümmert um den weitentfernten Sohn war, hatte auf einmal, durch einen innren Blick die Ueberzeugung von dem Wohlbefinden ihres Sohnes erhalten, so fest und gewiß, als hätte sie bei ihm stehend, ihn mit ihren eigenen Augen gesehen (man vrgl. auch weiter unten den §. 45). Jener gelehrte Engländer, welcher über Phan-

tasmen viel geschrieben und gedacht hatte, sah sich, wie er dieß in Nicholsons Journal (Bd. XV, S. 295) erzählt, selber, plötzlich von einer visionären Welt umringt, als er einst, in großer Gefahr zu ertrinken, alle Kräfte anstrengte den Wellen durch Schwimmen zu entgehen. Denn siehe, mitten im Wasser erblickte er seine Wohnung und andre Gegenstände seiner gewohnten Umgebung vor sich, so lebhaft als schaute er sie genaht, mit leiblichen Augen. Auch Stuart sah, in ähnlicher Gefahr des Ertrinkens, seine Familie vor sich, in so täuschendem Anschein, als wäre sie wirklich bei ihm zugegen.

Auf ähnliche Weise sind auch Schmerz und Noth von außen, zusammen mit der innren heftigen Bewegung des Gemüths nicht selten die Erzeuger der Cassandrischen Weissagungen gewesen, und äußere Enthaltsamkeit hat im Bunde mit einer innren Aufregung von religiöser Art, die Begeisterung der Pythia gewirkt. Zur Verstärkung des innren, aufregenden Momentes haben, scheint es, die zu solchem Geschäft Bestimmten, allerdings auch Einflüsse leiblicher Art, wie etwa, nach einer Aussage des Alterthumes, Dämpfe, der Erde entsteigend, benutzt, doch sind jene leiblichen Einflüsse nie von der Natur der gröber berauschenden Mittel oder der narkotischen Gifte gewesen, wie die es sind, durch welche die Schamanen des nördlichen Asiens den nach ihnen benannten Zustand der psychischen Auflösung erzwingen, welcher vielmehr dem getrübten Hellsehen des Wahnsinnes als dem Somnambulismus verwandt ist.

Ein siecher Leib, ein bleiches, aufgedunsenes Gesicht, Augen welche wie von innrer Gluth und äußerlichem Weh zugleich entzündet sind, pflegen den zur schamanischen Entrückung Geneigten dem Blick eines erfahrnen Beobachters leicht zu verrathen. Die Mittel, deren sich der Schamane bedient, um seine verarmte Seele aus der krankhaften

Dumpfheit des Leibes herauszureißen und sie in die Entzückung des Wahnsinnes zu versetzen, sind nicht bloß die ungeheuren Anstrengungen des Körpers, dessen Glieder zu den widernatürlichsten Bewegungen gemißbraucht werden; sondern zugleich solche Aufregungen, welche der gesunde Mensch als Gifte verabscheut. Denn während in dem Verlauf des immer wilder tobenden Tanzes der Kopf so schnell hin und her bewegt wird, daß er einer an einem Bande geschwungenen Kugel gleicht; während das wilde Zucken der Glieder, die im Kreise wirbelnde Bewegung des Leibes, in einem des Anblickes ungewohnten Zuschauer Schwindel erregen, wird noch immer, in den Zwischenaugenblicken des Ausruhens, von dem Tolltänzer ein betäubendes, aus Fliegenschwamm bereitetes Getränk, oder doch starker Branntwein verschluckt, wobei derselbe zugleich Dampf von starkem Tabak in sich haucht. So tritt auch die schamanische Entrückung nicht mit jenen stilleren, lieblicheren Erscheinungen ein, welche dem innren Wachwerden des Somnambulismus vorauszugehen pflegen; sondern ihre Ankunft wird durch jene furchtbareren Symptome angekündigt, welche die Epilepsie oder die Anfälle des Schlagflusses begleiten. Der Tolltänzer fällt bewußtlos zu Boden; hierauf folgen heftige Zuckungen; ein furchtbares Stöhnen, aus der wie zum Tode gebrochnen Brust, dazwischen Töne welche thierischen Stimmen oder dem fernen Geheul des Sturmwindes gleichen, zuletzt ein Zustand, welcher eher dem Starrkrampf als der Ohnmacht ähnelt. Nicht selten bricht in diesem oder auch schon in einem vorhergehenden Stadium des Tolltanzes ein blutiger Schweiß aus der Haut, besonders des Angesichts, hervor. Aus solchem Zustand erwacht der Schamane zuweilen von selber, öfter aber wird er von Andren durch das Klirren metallener Geräthe, oder das Gegeneinanderwetzen von Messern erweckt, zu seinen Zaubersprüchen. Wie

ganz anders erscheint aber dieses Erwachen denn jenes, welches wir vorhin beim Somnambulismus beschrieben. Das Gesicht glühet, die Augen, als hätte sie ein ungeheures Entsetzen ergriffen, starren wild vor sich hin, die Glieder hat ein unstillbares Zittern, wie in der Nähe eines ernsten Todtenrichters, befallen. Endlich verrathen die erneuten, wilden Bewegungen der Zaubertrommel, daß es Zeit sey dem Sprecher des Verborgenen zu nahen. Die Antworten auf die an ihn gerichteten Fragen bezeugen es indeß, wie dieß noch aus dem Bericht eines neueren Reisenden hervorgehet, daß nun wirklich in dem Schamanen ein Ferngesicht erwacht sey, dessen nur die Seele, in ihrer (theilweisen) Entbindung vom Leibe fähig ist. Als v. Matjuschkin, welcher den Oberst Wrangel auf seiner Nordpolerpedition begleitete, im Jahr 1820 im Alar Süüt, eine Tagreise von Werchojansk, ein unvermutheter und anfangs unwillkommner Zeuge eines solchen schamanischen Tolltanzes war, fand er, bei seinem Eintritt in die Jurta, den Schamanen bereits mitten in seinem Geschäft der gewaltsamen Selbstbegeisterung (momentanen Selbstentseelung) begriffen. Dieser Mensch hatte den Fremden nie, noch dieser ihn gesehen; dennoch gab er auf die von Matjuschkin an ihn gerichteten Fragen solche Antworten, welche der spätere Erfolg wirklich als die eines Fernsehers rechtfertigte. Denn gleich den magnetisch Hellsehenden, gab er eine nachmals richtig befundene Auskunft über die Begegnisse und das jetzige Befinden eines weit entfernten, eben erst aus Wassersnoth erretteten Freundes, so wie über das Befinden andrer, dem Frager theurer, in der fernen Heimath verweilenden Personen. — Auf dieselbe Weise wie der Zustand einer solchen Entrückung eingetreten, pflegt er sich auch wieder zu enden. Der Schamane stürzt abermals zum Boden, geräth in heftige Zuckungen und Krämpfe und kehrt dann, nur mühsam sich ermunternd, zu

der Dumpfheit seines gewöhnlichen Wachens zurück. Auch hierbei wird bemerkt, daß der Wiedererwachte gar nichts mehr von dem allen weiß, was er während seiner psychischen Entrücktheit gesprochen und gethan hat. Der erwachte Schamane, in dessen Nähe doch nun Matjuschkin schon seit mehreren Stunden verweilte und vor welchem er eben noch als Frager gestanden war, staunte jetzt den Fremden als eine ganz neue, unerwartete Erscheinung an und schien die neuen Fragen, welche jener Beobachter zur weiteren Erläuterung der vorhin erhaltnen Antworten an ihn that, so wenig zu verstehen, als jeder andre der in der Jurta anwesenden Tungusen.

Obgleich dergleichen psychische Erscheinungen nur noch als schwache Nachwirkungen eines vormals (namentlich in pythischer Form) kräftigeren und leichter in die Menschennatur eingreifenden, geistigen Miasma's betrachtet werden können, welches in seiner jetzigen Halberloschenheit meist gewaltsamer Beihülfen bedarf, um zur Wirksamkeit zu gelangen, und obgleich öfters ein leicht zu durchschauender, grober Betrug sich in die schamanischen Verdrehungen und Verzuckungen der Glieder einkleidet; so wird doch in den meisten Fällen eine ähnliche Unverstelltheit und, wenn man hier den Ausdruck brauchen darf, innre Wahrheit der krankhaften Erscheinung bemerkt, als die ist, welche der Wahnsinn, oder die Mondsucht haben. Auch die Gaukelpriester der Südseeinseln haben, als sie sich nachmals zum Christenthum bekehrten, es bekannt, daß zwar zuweilen jener Zustand der Entrückung, in welchem sie das Ferne und Künftige zu sehen und zu weissagen pflegten, ein verstellter war, daß sie aber viel öfter wirklich alsdann außer sich und ihrer selber unbewußt gewesen seyen. Dasselbe ist ohnfehlbar auch bei den Orakelpriestern und Priesterinnen des Alterthums der Fall gewesen.

In einem Falle, den ebenfalls Matjuschkin beobachtete, zeigte der Schamanismus jene besondre ansteckende Gewalt, welche nicht selten an den heftigen Gemüthsbewegungen der sogenannten Inspirirten beobachtet worden. Das junge Mädchen, welches für jenes psychische Miasma so empfänglich war, fürchtete sich übrigens vor dieser ihrer innern Beweglichkeit so sehr, daß sie auf jede Weise den aufregenden Einfluß von sich abzuhalten suchte.

Zum Theil von scheinbar und auch wahrhaft reinerer Art sind die Zustände der psychischen Entzückung bei den sogenannten Inspirirten gewesen, welche in verschiedenen Formen, bis in die neueste Zeit, in ihren Umgebungen Staunen und nicht selten zugleich mannichfache Verwirrung erregt haben. Auch hiermit war gewöhnlich, und zwar in ausgezeichnetem Maße, ein prophetisches Hell- und Ferngesicht verbunden. Es ist indeß hier schwer das wahrhaft aus der Natur der Seele Gekommene von dem ihr Angekünstelten zu unterscheiden; noch schwerer aber die feine Gränze zu bemerken, wo sich dem noch eben geistig gesund und heil Erscheinenden eine Gefahr nahet, vor welcher es kaum noth ist zu warnen, da hiervon eher zu viel und in übertreibender Weise, als zu wenig in Wort und Schrift verhandelt und zur allgemeinen Kunde gekommen ist.

Eine Hauptgefahr gehet bei allen dergleichen Fällen immer aus jener Verirrung des Erkenntnißvermögens hervor, welche eine ungleich niedrere und bloß krankhafte Erscheinung für eine höhere und gesunde hält: das convulsivische Zucken eines krankhaft aufgeregten Gliedes, für ein Bewegtwerden desselben, durch den selbstbewußten Willen. Denn wie die Glieder unsres Leibes zu ihren regelmäßigen Bewegungen der hülfreichen und herrschenden Einwirkung des Willens bedürfen, der sich mittelst des Nerven ihnen mittheilt, sonst aber, wenn dieser herrschende Einfluß fehlt

nur in convulsivische Zuckungen gerathen können: so bedarf die Menschenseele bei jener ächten und göttlichen Begeisterung, welche einst die der Propheten war, unausgesetzt des leitenden und herrschenden Einflusses von oben. Auch den höchsten Erscheinungen der pythisch-pneumatischen Begeisterung geht entweder, wie in Bileams Wesen, der Sinn und das Eigenwirken der fleischlichen Natur des Menschen zur Seite, oder dieses ist sogar in vorherrschender Weise der Grund jener Wunder, welche gleich denen der ägyptischen Zauberer, die Wunder einer theopneustischen Macht (m. vergl. §. 50) nur nachäffen, nicht wahrhaft wirken können. — China's Jongleurs, so sehr sie sich dessen rühmen, können nicht das Wetter machen noch verändern: und wenn bei den vorhin erwähnten Schamanentänzen die Umstehenden mitten unter dem Stöhnen des von Krämpfen befallenen Gauklers das Geheul eines fernen Sturmwindes zu vernehmen glauben, so beruht dieses auf einer akustischen Täuschung. Der Wind aber des Himmels, ein Bote Gottes, wehet wann und wo er will, und seinen Gang bezeichnet ein gesundes Athmen und die innre Bekräftigung des Lebens aller Creaturen.

Wir kehren wieder zurück zu jenen Erscheinungen, welche denen des gewöhnlichen magnetischen Hellsehens näher verwandt, darin aber von ihnen verschieden sind, daß jene Entbundenheit der Seele vom Leibe, darauf sie beruhen, ausschließend auf negative Weise, durch äußern Mangel und Entziehung der gewöhnlichen Sinnenreize des wachen Lebens herbeigeführt wird.

Das Entbehren von fast allem Dem, was in südlicheren, reicheren Ländern der Erde die Seele beständig wach erhält und zur Selbstthätigkeit antreibt, lässet den Lappländer in seiner mitternächtlich stillen, öden Natur empfänglich werden für einen psychischen Zug, welcher dem Zuge zum Schlafe, ja zum völligen Entweichen der Seele im Tode

gleichet. Denn obgleich der Zustand der mit Willen herbeigeführten Entrückung der Seele, welchen namentlich Olaus Wormius bei den lappländischen Jongleurs beobachtete und beschrieb, einige Aehnlichkeit hatte mit der vorhin beschriebenen Ekstase der Schamanen, so unterschied er sich dennoch dadurch wesentlich, daß ihm sein Ferngesicht in einer Art von tiefer Ohnmacht kam, welche dem Scheintod glich. Diese todtenähnliche Erstarrung dauerte gewöhnlich gegen 24 Stunden, und die Freunde der Schamanen mußten, wie Schäffer versichert, sorgfältig jede Berührung des starren Leibes, jedes laute Getös, vor allem das Aufrufen des Schlafenden bei seinem Namen zu verhüten suchen, weil ein gewaltsames Erwecken desselben öfters Zufälle zu erregen pflegte, welche plötzlich den Tod herbeiführten.

Auch die jetzigen Lappländer sind nach Höchströms Beschreibung noch von einer ähnlichen psychischen Disposition. Ein plötzlich und unvermuthet entstehender Schall, ja das laute Abspringen eines Funkens vom brennenden Holze, vermag ihnen Zuckungen und Ohnmachten zu erregen; die stark und heftig lautende Stimme eines Redners versetzt sie außer sich selber; unwillkürlich ahmen sie die auffallenden Bewegungen und Mienen eines vor ihnen stehenden Fremden nach.

Wenn sich auch, wie wir dieß später (im §. 55) betrachten wollen, ein und dasselbe innre, psychische Geschäft bei dem hierin allerdings ganz eigenthümlich gestimmten mongolischen Menschenstamme äußerlich anders gestaltet als bei den Völkern eines andren Stammes, so gehet dennoch das in neuerer Zeit wieder viel besprochene Doppelgesicht der Bewohner der schettländischen und Färöer-Inseln aus dem gleichen Grunde der äußerlichen Entblößung und Beraubung hervor, als der ekstatische Zustand der Lappländer. Jene Eilande, welche wenigstens früher als ein vorzüglicher

Wohnsitz oder eine Bildungsstätte der Fernseher erschienen, werden den größten Theil des Jahres von der übrigen Erde durch ein stürmisches, mit Klippen durchzogenes Meer, und selbst von den Lichtern des Himmels durch ein nur selten zerreißendes Gewölk und kalte Nebel geschieden. Die einförmige Stille, selbst des Sommers, wird nur durch das Anschlagen der Brandung und das Geschrei der Seevögel unterbrochen; der ganze Winter gleichet dem Grauen der Nacht. Der Besuch und die Nähe eines Fremden wirket (so sagt man) auf einigen dieser Inseln als ein solcher außerordentlicher Reiz ein, daß sich alsbald, mit ansteckender Gewalt, eine Neigung zum Husten der Eingebornen bemächtigt. Ja ein solches Ereigniß werde öfters Mehreren, wenn das Schiff mit den Fremden noch fern im Meere ist, durch ein Vorausgesicht angekündigt, welches den Seher aufs genaueste die Zahl und Gestalt der neuen Ankömmlinge erblicken lasse. Doch sey dieses nicht der einzige Gegenstand der Voraussicht, sondern diese gehe viel öfters das Schicksal der Befreundeten und Bekannten an. So sey nicht selten, wie dieß das Zeugniß vieler Menschen, ja ganzer Gemeinden bekräftigt haben soll, von einem solchen Seher ein ganz unvermuthetes Ereigniß, welches irgend eine fern abwesende oder auch in der Nähe verweilende Person betraf, mehrere Stunden, ja mehrere Tage vorher verkündigt worden, oder das Doppelgesicht habe Begebenheiten geschaut, welche sich eben jetzt, in einer durch Meer und Klippen geschiednen, abgelegenen Gegend zutrugen. Der Wille vermöge nichts über diesen seltsamen Zug der Seele; denn ein solcher Seher, welcher, nach Martins Zeugniß, von seinem Seelsorger wegen jener zweideutigen und gefahrvollen Gabe gewarnt und zum Kampf dagegen ermahnt worden war, hatte selbst während des Gottesdienstes den Leichnam des damals noch lebenden Menschen an derselben Stätte vor sich

gesehen, wo man diesen bald nachher beerdigte. Zuweilen erscheinen die künftigen Geschichten, welche das Vorausgesicht schauet, von so seltsamer und zugleich unbedeutender Art, daß auch der geschäftigste Witz eines Müßigen nicht auf die Vermuthung eines solchen Zufalles gekommen wäre.

Von den bisher betrachteten Erscheinungen der etwa verwandten Art unterscheidet sich das Doppelgesicht dadurch, daß es meist mitten im Wachen und plötzlich über den Seher kommt; daß es fast immer nur bei Männern, ungleich seltner bei Frauen gefunden wird; daß ihm nur sehr selten krankhafte leibliche Bewegungen oder innre Erschütterungen vorausgehen, und daß es eben so plötzlich und von außen unbemerkbar wieder vergeht. Es gleichet einem Traumgesicht, welches sich unversehens, und ohne allen Zusammenhang mit ihnen, mitten in die Begegnisse des wachen Lebens hineindrängt.

Noch mehr und näher dem nächtlichen Traume verwandt ist der Zustand des gemeinen Nachtwandelns oder der Mondsucht. Hierbei, wie beim Veitstanz, theilet die Seele selbst den Händen und Füßen etwas von ihrer eigenthümlichen Kraft und Weise mit. Der Leib wird in solchen Zuständen öfters zu fast unbegreiflichen Bewegungen und Fertigkeiten geschickt, vermag sich ziemlich lange in Stellungen zu erhalten, welche im wachen Zustande augenblicklich zum Fall führen würden, an Wänden empor zu klettern, findet mit verschlossenen Augen den gefahrvollen Weg über Dachgiebel und hohe Mauerngesimse, schmiegt sich durch enge Oeffnungen und Klüfte, welche dem wachen Menschen nie zugänglich schienen. In der That, es scheint hier selbst auf den Leib die Anziehung einer oberen, unsichtbaren Natur zu wirken, welche der Anziehung der unteren, grobkörperlichen Welt: der gewöhnlichen Schwere, so das Gleichgewicht hält, daß diese ihre sonstige Uebermacht über den Körper verliert.

Auch den Dingen der Außenwelt theilt die Seele in solchen Fällen öfters eigenthümliche Kräfte mit, läßt die genossenen Speisen und Getränke anders auf ihren Leib wirken, nimmt der Winterkälte ihre lähmende Macht, verwandelt sich, wie im Traume, das nächtliche Dunkel in hellen Tag. Sehr bedeutungsvoll ist dabei die Kraft, welche das Rufen beim Namen auf viele Nachtwandler hat, wenn diese dadurch augenblicklich in das gewöhnliche Wechselverhältniß des wachen Leibes zu seiner Körperwelt zurückgezogen werden.

Auf eine deutlich in die Sinne fallende Weise zeigt sich im Zustand des Nachtwandelns jene vorwaltende Richtung der Seelenthätigkeit, welche, als eine expandirende, aus dem Kreise des gewöhnlichen leiblichen Bewegens hinaustritt, auch in der großen Neigung der Kranken auf hohe Bäume, Dächer, Thürme zu klettern oder einen weiten Lauf zu machen. Das was hier als leiblich bewegende Kraft sich äußert, erscheint beim Ferngesicht des Somnambulismus wie des thierischen Instinctes als ein expansives Hinaustreten des Empfindungsvermögens aus seinem gewöhnlichen Kreise.

Bei dem Starrkrampfe mit innrem, geistigen Hellseyn, wie in einem Falle, der in Hufelands Journal erzählt ist, verräth sich, wie im magnetischen Hellsehen, ein neues, die Erkenntniß der Außenwelt vermittlendes Organ in der Gegend der Herzgrube: ein Organ, welches die Stelle der Sinnen des Hauptes vertritt. Von dieser metastatischen Auswanderung der empfindenden Seele in eine ganz andre Region des Leibes ist schon oben die Rede gewesen und wird es noch später seyn.

Wenn wir noch einmal die Thatsachen, mit denen der Inhalt des vorstehenden §. sich beschäftigte, in Beziehung auf einige verwandte Erscheinungen aus der mitlebenden Welt der beseelten Wesen ins Auge fassen, dann wird uns das

Verhältniß klar, in welchem auch hierbei das rein Menschliche mit dem Thierischen stehet. Jener Aufregung der Lebenskräfte im innern Kreise des Organismus, darauf die silenische Begeisterung beruhet, ist auch das Thier fähig; das Hinaustreten der Seelenvermögen aus dem engeren Kreise in den weitern des Mitfühlens und Mitbewegens mit einem allgemeinern Naturleben, welches sich im magnetischen Ferngesicht kund gibt, ist seinem Wesen nach ein und dasselbe mit den Aeußerungen des thierischen Instinctes. Ein magnetisches Ferngesicht ist es, das den wandernden Storch über Land und Meer zu seinem Bergungsort im Winter und wieder zurück zur Heimath führt, dasselbe, welches das mütterliche Thier zur Vorsorge für die noch ungeborne Brut antreibt. Aber beim Thier gleicht das Wirken des Instinctes dem innern Bewegen der Säfte und des Lebensodems im schlafenden Leibe, beim Menschen vermag sich die leibliche Aufregung wie das instinctartige Ferngesicht mit den Kräften des selbstbewußten erkennenden Geistes zu überkleiden. Der magnetischen Begeisterung ist die pythische, die cassandrische aber dem Wahnsinn verwandt. Bei dem Entstehen der pythisch pneumatischen Begeisterung (S. 49) wirket nicht die Lebenskraft der Nerven etwa eines Magnetiseurs oder ein gleichmächtiger äußrer Zug auf die Nerven eines lebenden Menschen ein, sondern der Zug eines in harmonischer oder unharmonischer Weise mächtig angeregten Geistes auf einen andern Geist.

In ergänzender Weise wird sich an den Inhalt dieses §. jener des §. 38 anschließen.

Erläuternde Bemerkungen. Der Inhalt des vorstehenden §., so wie der des nachfolgenden, wird zum Theil durch den späteren Verlauf dieser Untersuchungen noch weiter aufgehellt werden; auch vergl. man die Bem. zum §. 27.

Die Seele kann, nach Philo (quod a Deo mitt. somn. 571. 572 ed. Mang. I, 627), die Behausung des Körpers verlassen,

sie erlangt dann das nur durch den Geist Erfaßbare (τὰ νοήσει μόνον καταληπτὰ ἔλαχε), während sie durch den Leib nur das Sinnliche empfindet. — M. vergl. Porphyr. vit. Plotin. c. 23. Andre hiemit verwandte Stellen älterer Schriftsteller werden wir bei spätern §§. finden.

Anton Friedr. Mesmer, der wissenschaftliche Begründer der sogenannten magnetischen Heilart (geb. 1734, gest. zu Mörsburg am Bodensee 1815), weckte, besonders in Frankreich, wo er mehrere Jahre lebte und wirkte, bis die Stürme der Revolution seine dortige Thätigkeit unterbrachen, in vielen Seelen, welche allen Glauben an etwas Geistiges verloren hatten, diesen wieder auf. Ueber die oben angedeuteten Erscheinungen des Hellsehens vergl. m. unter den älteren Schriften: Kluge's Versuch einer Darstellung des animal. Magnetismus, Berlin 1811; Gmelin, über den thier. Magnetism. 1788, und desselben Materialien für die Anthropologie; Wienholts Heilkraft des thier. Magnetism. 1802, und desselben Beitrag zu den Erfahrungen des thier. Magnetism. 1787; Heineckens Ideen und Betracht., den thier. Magn. betreffend, 1800; Wolfarts Darstellungen einer lebensmagnetischen Cur, 1812; die Zeitschriften, diesen Gegenstand betreffend, von Eschenmayer, Kieser und Nasse. Höchst bedeutungsvoll und wichtig sind zwei Schriften unsrer Tage, auf deren Inhalt wir noch öfters zurückkommen werden: die Seherin von Prevorst von Justinus Kerner 1829, und die Wahrnehmungen einer Seherin von F. v. Meier, Hamburg 1827 u. f.

Zu mehreren der im §. beschriebenen Erscheinungen, welche durch eine (theilweise) Entbindung der Seele vom Leibe bewirkt werden, vergl. man Olaus Wormius, Mus. L. IV, c. 12 p. 385; Ol. Magn. Epitom. histor. septentr.; Joh. Schaeffer, descript. Lappon.; Meiners Religionsgeschichte; derselbe üb. symp. Reizb. as. Völk. im Götting. Hist. Mag. II, St. 1 S. 40 u. f. Georgi's russische Völkersch. S. 329; Kranz Missionsgesch. v. Grönl. S. 268; Pallas' Reisen Th. III, S. 62 u. f. 83, 84, 305 u. f.; Plessings Memnonium. — Die schettländischen und Färöer Inseln waren schon in alter Zeit als eine Heimath seltsam psychischer und dämonischer Erscheinungen bekannt, m. vergl. Euseb. praepar. ev. L. V, c. 9; Beda venerab. h. e. IV, c. 28. In neuerer Zeit haben sich Dan. Martin und Hippert in s. Andeut. zur Phil. d. Geistergesch., so wie Horst in s. Deuteroskopie mit dem sogen. zweiten Gesicht der Schottländer ausführlicher beschäftigt. Diese psychische Erscheinung scheint wenigstens nach MacCulloch Beschreibung der westlichen Eilande II, S. 32 sehr im Abnehmen, wo nicht gar am Verschwinden.

Ob die seltsamen Berichte über das sich selber Sehen, über das Doppelt= oder an verschiedenen Orten zugleich Erscheinen, welches, nach der Aussage des Alterthums, schon an Pythagoras beobachtet worden (m. vergl. über diese und andre ähnliche Aussagen über jenen wundervollen Weisen: Porphyr. vit. Pythagor.; Jamblich. de vit. Pyth.; Ael. var. hist. II, 26; Diog. Laërt. VIII, 1—50), überhaupt, oder ob gerade hier bei diesem §. erwähnt werden sollten? lassen wir unentschieden. Wollen wir übrigens auch auf diese merkwürdigen bis in die neueste Zeit sich fortsetzenden Erscheinungen hier einen Blick werfen, so werden sie sich nur von zweifacher Art zeigen. Die einen könnte man als Folge einer fast vollkommnen Scheidung der noch mit dem sichtbaren Leibe bekleideten Seele aus ihrer gewöhnlichen Behausung betrachten, die andern erinnern an die alte Lehre von den Schutzengeln (nach §. 4), oder sie scheinen selbst in einigen Fällen im Gebiet des Psychischen jenen krankhaften Verdopplungen ähnlich, welche zuweilen am leiblichen Menschen beobachtet werden, wo der eine mit der sichtbaren Außenwelt in Berührung stehende vollkommen ausgebildete Leib in seinem Innern noch einen andern mit ihm zugleich erzeugten verborgenen Leib trägt und ernährt (m. vergl. oben beim §. 21 die S. 387). Mehrere Fälle von Doppelerscheinungen eines und desselben Menschen erzählt Horst a. a. O., darunter einen von ihm selber beobachteten II, 140.

Das Nachtwandeln oder der Zustand der Mondsucht ist näher als der Traum mit dem eben erwähnten magnetischen Hellsehen verwandt. Es ist ein Traum, mit der Befähigung zur willkürlichen, geregelten Bewegung, und zur sinnlich wahrnehmbaren Mittheilung nach außen. Es sind auch hierbei die Kräfte des Leibes in einem vergeistigten ungewöhnlichen Zustand; jene der Seele auf ganz eigenthümliche Weise entbunden und erhöht. So kletterte der adelige Jüngling, von welchem Greg. Horst erzählt, als Nachtwandler an einem Seil empor, auf den Giebel des Daches, um da ein Nest junger Vögel auszunehmen, das er im Wachen bemerkt hatte. Ein Andrer bewegte im Zustand des Nachtwandelns eine sonst für seine Kräfte zu schwer scheinende Leiter, und kletterte dann noch, auf eine den Wachenden unbegreiflich scheinende Weise, jenseits dem Ende der Leiter gegen zwei Mannshöhen hoch, an der Wand eines Thurmes bis zu einem Fenster empor, an welchem er am Tage ein Nest der Mauerschwalben gesehen. Bei dem jungen Mädchen, von welchem Unzer in seinem Arzt, 74stes Stück S. 295, berichtet, fanden sich, während des Nachtwandelns, die Geisteskräfte in sehr hohem Grade verstärkt. Sie vermochte dann Melodien, die sie nur ein oder etliche Mal gehört, vollkommen richtig nachzusingen, und antwortete auf alle ihr vorgelegten Fragen sehr

angemessen und verständig. Eben so vermochte der Schlafwandler, von welchem Feder in Moriz Magazin II. B. 2tes St. S. 85 erzählt, so wie er es im Wachen nie konnte, Stücke auf dem Clavier frei aus dem Kopfe zu spielen, und er war dann auch der fremden Sprachen, deren Erlernung ihn im Wachen beschäftigte, in ungewöhnlichem Maße mächtig. Auch der junge Geistliche, den der nachmalige Erzbischof von Bordeaux in seinem Nachtwandlerzustand beobachtete, zeigte beim Niederschreiben seiner Predigten mit verschlossenen Augen eine besondere Lebendigkeit des Geistes und eine Klarheit der Erinnerung, vermöge welcher er die niedergeschriebene Arbeit von dem weißen Blatt Papier, das man ihm statt des beschriebenen unterschob, wörtlich, als ob er sie vor Augen hätte, ablas, während er zugleich die Correctionen genau an dem Punkte des leeren Papiers anbrachte, welcher dem genauesten Augenmaß nach auf jene Stelle paßte, an der ihm das Ausstreichen und Aendern, oder der Zusatz nöthig geschienen hatte. M. v. die Mém. de l'Academ. des sciences. Wenn jedoch la Mothe le Vayer von einem Bürger le Ferre zu Rouen versichert, daß er im Zustand des Schlafwandelns auf Fragen, welche in den verschiedensten — auch außereuropäischen — Sprachen an ihn geschahen, in denselben Sprachen wieder geantwortet, so möchte dieses wohl nur Wenigen glaubwürdig und begreiflich erscheinen, während die Geschichte der Madame de Pile in Gascogne, welche als Schlafrednerin das Spanische, das sie im Wachen kaum verstanden, fertig gesprochen, sich eher noch an die anderwärts beobachteten Thatsachen von verwandter Art anschließen läßt. Eben so jene Erzählungen von Schlafwandlern, welche in Nudows Theorie des Schlafes, so wie in Muratori's Werk über die Einbildungskraft Th. 1 S. 313 (nach Reghellini's und Pigatti's Beobachtung in dem Journal encyclopédique 1762, Jul.) mitgetheilt sind. Besonders auf die Geschichte des Haushofmeisters eines Grafen (bei Nudow) beziehen sich mehrere der oben aufgestellten Bemerkungen über das Nachtwandeln. Das 20jährige Mädchen zu Montpellier, das S. de la Croix (Hist. de l'Academ. royale des sciences, an 1742 p. 409) beobachtete, war zuerst kataleptisch, und auch der Zustand des Somnambulismus entwickelte sich jederzeit aus dieser todtenähnlichen, kataleptischen Starrheit, und endete dann wieder in derselben. M. v. auch noch die Geschichte eines merkwürdigen Nachtwandlers in der Histoire et Mémoires de la Société des sciences physiques de Lausanne, Tom. III, Mémoire p. 31 und p. 98 (1787) und jene des 17jährigen Mädchens, welche Unzer a. a. O. aus den Breslauer Sammlungen entlehnt hat. Einem Mädchen, dessen Zustand Monboddo beschreibt, wurden im Traum die abnormen

Bewegungen, namentlich das eilige Laufen in gerader Linie, über Stock und Stein vorausverkündet, die sie im Wachen ausführen mußte. M. v. über das ganze Gebiet dieser Erscheinungen mein Buch über die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele. Mehrere hieher gehörige Fälle finden sich auch in meiner Symbolik des Traumes beschrieben.

Die Seele ohne den Geist.

§. 27.

Was der Leib ohne die Seele sey und was aus seinem wundervollen Gebilde werde, wenn diese Herrscherin ihn verlassen, das lehrt uns im vollkommensten Maße die Betrachtung des Todes; in einem annähernden zeigt uns dasselbe die Beobachtung solcher krankhafter Zustände, in denen der Einfluß der Seele durch den Nerven auf den Leib gehemmt und gelähmt ist. Was die Seele in ihrer Besonderheit von dem Leibe zu seyn und zu wirken vermöge, das lassen uns jene Zustände des menschlichen Wesens, von welchen wir im vorhergehenden §. handelten, wenn auch nur in unvollkommner Weise, errathen. Was aber die leiblich empfindende und bewegende Seele, welche der Mensch mit dem Thiere gemein hat, ohne den vernünftig erkennenden Geist sey, das wird uns schon durch den Vergleich des Thieres mit dem Menschen klar, und bis zu einer gewissen Gränze lehrt uns dasselbe die Betrachtung der tiefsten Grade des Blödsinnes, so wie selbst die des Traumes und der Seelenstörungen. Es wird kaum nöthig seyn, uns darüber zu rechtfertigen, daß wir den Untersuchungen über den gesunden, normalen Zustand des Seelenlebens hier eine Erwägung solcher abnormen Erscheinungen vorausgehen lassen.

In der Geschichte des Leibes hat öfters der kranke Zustand über die inwohnenden Kräfte und Wechselbeziehungen der einzelnen Organe tiefer gehende und bessere Aufschlüsse ge-

geben, als die Beobachtung des gesunden Verlaufs des Lebens. Auch über die Geschichte der Seele verbreitet die Betrachtung der krankhaften Abweichungen und Verirrungen ein dämmerndes Licht, welches dann von einem weiteren, wissenschaftlichen Forschen die nöthige Klarheit und Sicherheit empfängt. Wir beginnen mit der Betrachtung des Blödsinnes.

Mit muntrem Auge blickt das Kälblein des Rehes gleich nach der Geburt umher, und tritt nach wenig Stunden auf die zarten Füße; dagegen schläft nach einer sinnvollen Sage des Mittelalters die neugeborne Brut des starken Löwen einen tiefen Schlaf des Scheintodes, aus welchem sie erst das laute Gebrüll des alten Löwen erwecket. Denn je mächtiger die Tiefe der Leiblichkeit, in welche die Seele sich versenket, desto gewaltiger sind da jene Furcht und große Schrecken des Todes, welche eine wohlthätige Hand in das Gewand des tiefen Schlafes verhüllet.

Der neugeborne Mensch schlummert unter allen Lebendigen der Sichtbarkeit am längsten den Schlaf der Seele. Es ist zuletzt nur die allgewaltige Stimme des Geistes, der vormals, wie im Gange großer Wetter, die Sprachen und Völker heraufgerufen: es ist die Stimme des Geistes, welche auch den einzelnen Menschen zum innren Leben weckt. Wie aber und warum ist jener erste Schlaf gerade beim Menschen zuweilen so eisern und so tief, daß an ihm die Kindheit mit ihren innren Wundern und dann selbst die Zeit der Arbeit und der Kämpfe des späteren Alters vorübergehen, der dumpfe Seelenschlummer aber bleibt und endet nicht?

Wenn der Sommer über meine Nachbaralpen kommt und das Thal wieder grün wird, da erhebt sich manche Blume, die auch in der Ebene gedeiht, aus dem grünen Grund der Wiesen; dort aber, in den Alpen, mit so mächtigem Wuchs und Glanz der Farben, daß selbst ein kun-

biges Auge sie kaum wieder erkennt. Veredelter und kräftiger erscheint da, im Thal der Hirten, alles Leben; höher der Wuchs des weidenden Stieres, statt der Krähe der große Rabe des Gebirges, statt des trägen Weihen der starke Adler. Aber neben dieser überkräftigen Natur grinset mich nicht selten das bleiche, verzerrte Gesicht des Cretinen an; das Haar ist greis, über dem alternden Angesicht schwebt aber noch die Dumpfheit des ungebornen Kindes; man wird den Elenden, seelenschlummernd, wie eine ungeborne Frucht, zum Grabe tragen. Der Schlaf des Leibes beherrschet auch mit vorwaltender Macht die Zeit der ersten Kindheit, wie nicht selten die des hohen Alters; der Schlaf des Leibes hat zuweilen, nach übermäßigen Anstrengungen oder nach andern ungewöhnlichen Ereignissen, Wochen, ja Monate lang gedauert, und an solchem krankhaftem Uebermaß hat die Physiologie deutlicher die Natur und den Grund des Schlafes, so wie seine Verwandtschaft mit andren Zuständen erkannt, als am gewöhnlichen Schlafe. So wird uns auch in der Geschichte der Seele des Menschen die Betrachtung des tiefen, langen Seelenschlafes der Blödsinnigen nicht ganz ohne Aufschlüsse oder andeutende Winke über das lassen, was im Leben und Wirken der Seele dem natürlichen und gesunden Schlafe entspricht. Wir geben deßhalb, wenn auch nur als Episode, hier zuerst eine kurze Beschreibung des krankhaften, abnormen Zustandes, hernach die des äußerlich ähnlichen, innerlich jedoch weit verschiednen normalen und gesunden.

Dieselbe Menschenseele, welche sonst über alles Leben der Sichtbarkeit waltet und herrschet — und daß sie dieselbe sey, scheint der gleichgestaltete Leib zu bezeugen — kann anderwärts eine ganze Menschenzeit hindurch ihrer eigenthümlichen Selbstthätigkeit sich entäußern, kann ohne Fortbewegung bei der That der leiblichen Bildung stehen blei-

ben, als weilte sie unentschlossen auf halbem Wege und begehrte sie jetzt dieser ganzen Welt der Leiblichkeit nicht mehr, zu welcher sie doch die eigne Verleiblichung hingeführt hatte. Doch was ist die Zeit eines Menschenlebens einem Wesen von ewiger Natur!

Hat etwa, bei solchen elend verkümmerten Wesen, wie die Blödsinnigen es sind, bloß die Seele, die auch im Thiere lebt, noch den Zugang zur menschenähnlichen, äußeren Form gefunden, und fehlt diesen halb Todtgebornen der eigentliche lebendige Odem aus Gott: der höhere, wahrhaft menschliche Geist? Aber der Blödsinn vom tiefsten Grad, welcher dem krüppelhaft verwachsenen Leibe nur noch die Stimme eines blöckenden Kalbes oder eines undeutlich bellenden Hundes zurückläßt und die Freßgier eines hungernden Thieres, stehet noch weit unter dem eigenthümlichen Seelenzustand eines unsrer Hausthiere, welches doch nöthigen Falles selber zum Aufsuchen des Futters geschickt ist, während einige solcher Unglücklichen verhungern würden, wenn man ihnen die Nahrung nicht vorsetzte oder gar in den Mund reichte. Das Thier, so leicht und frei beweglich, so gelehrig; der Blödsinnige der niedersten Stufe zum Theil für sich selber bewegungslos, eines fremden Leibes bedürftig, der ihn trägt und ernährt, wie das Ungeborne im Mutterleibe!

Und dennoch auf der andern Seite, was ist es, das zuweilen bei den äußerlich verkümmertsten Cretinen wie ein Sonnenstrahl den Nebel der Dumpfheit durchbricht und von einem Etwas in ihrem Innren zeuget, welches von ungleich höherem Geschlecht ist als die Seele des Thieres. War es nicht dieses Etwas, das den Cretinen in Uri, an dessen Leibe das jammervoll verkümmerte Abbild der Menschenform nur mit Mühe zu erkennen war, hinführte zum Crucifix am Wege, und hier ihm die stammelnden Wortlaute einer kindlichen Andacht in den Mund gab? Ein Mann, welchem

Gott ein seltnes Maß von erbarmender Liebe verliehen hat, sah und vernahm dieses Gebet des tiefen Elendes und erwachte damals zu dem hohen Berufe, ein Tröster, ein Helfer solcher armselig Verlassenen zu seyn. Dieser tiefblickende Arzt machte seitdem öfters die Erfahrung, daß Cretinenkinder, in denen unter seiner Pflege das (selbstthätige) Seelenleben wieder aufdämmerte, den Gedanken vom Daseyn Gottes und ihres Erlösers früher und leichter erfaßten, als den Begriff von dem Zugegenseyn eines sinnlichen Gegenstandes, z. B. eines Tisches; ein Beweis von dem der menschlichen Seele ursprünglich inwohnenden Lichte von Gott!

Wer möchte es nach solchen Erfahrungen noch bezweifeln, daß auch an der Seele jener Kranken, wie die wachende Mutterliebe am Bett eines schlafenden Kindes, der Geist sein verborgnes und dennoch erkennbares Werk habe: der Geist, der ein gemeinsames Anrecht ist aller Seelen des Menschen.

Doch nicht diese Fernsicht, welche der Zustand des Blödsinns im Allgemeinen hin und wieder uns eröffnet, sondern das was zunächst vor Augen liegt: die krankhafte Verlassenheit einer fast nur vegetirenden Menschennatur von der Selbstherrschaft des vernünftigen Geistes, soll uns hier vorerst beschäftigen.

Aeußerlich, an den Gliedern und Sinnen des Leibes, ist zuweilen nichts zu bemerken, was diese innre Verkümmerung erklärte. Zwar die aufrechte Stellung und Fortbewegung des Leibes, wodurch der Mensch sich vom Thiere unterscheidet, fällt vielen Blödsinnigen so unmöglich oder so schwer, daß einige von ihnen beständig liegen oder sitzen, andre, doch nur unvollkommen, mit vorwärts gebognen, schlotternden Knieen und schwankenden Füßen gehen. Doch ist dieser angeborne Mangel auch bei geistig gesunden Kin-

dern nicht ohne Beispiel, und er hat sich unter Andrem (als Unvermögenheit, das knorplicht weiche Rückgrat aufrecht zu halten und auf den Füßen zu stehen) bei solchen gezeigt, bei denen, gerade entgegen dem Zustand des Blödsinnes, der Geist, in ganz besondrer Fülle und Schnelligkeit der Entwicklung, dem leiblichen Leben und seiner Entwicklung vorauseilte, so daß schon hieraus der frühe Tod begreiflich schien. Es erscheint auch nicht bei allen Blödsinnigen, ja selbst nicht bei den meisten, der aufrechte Gang und die Schnelligkeit der Fortbewegung gehemmt, und es sind einige von ihnen, ganz im Gegensatz gegen die häufig an Menschen dieser Art beobachtete Festhaftung an einen und denselben Ort, sehr gute Fußgänger, ja so reiselustig gewesen, daß sie, wie die Zugvögel, fast immer auf der Wanderung waren.

Die äußeren Sinnorgane zeigen nicht selten in ihrem Baue gar keine oder nur unbedeutende Abweichungen vom gewöhnlichen und gesunden Baue. Denn wenn auch einige Blödsinnige zugleich Albinos und natürlich Tagblinde sind, indem die, wie bei weißen Kaninchen, des färbenden Pigmentes ganz entbehrende, rothe Regenbogenhaut des Auges von einem helleren Licht schmerzhaft gereizt wird; so findet sich anderwärts gerade diese Eigenschaft des Auges mit ganz vorzüglichen Geistesanlagen und einer schönen, kräftigen Entwicklung des Leibes zusammengesellt, und die Geschichte der Wissenschaft kennt Albinos oder Weißlinge, welche ein ausgezeichnetes Talent für höhere Mathematik und Astronomie entfalteten, wiewohl solche Menschen insgemein in früher Jugend starben. An sehr vielen, ja den meisten Cretinen zeigt sich auch nicht einmal jene mangelhafte Beschaffenheit des Auges; dieses verträgt den Wechsel der Tageshelle und der Finsterniß, ja es starrt sogar bei manchen ohne Spur von Empfindlichkeit unverwandt nach der Sonne oder dem Feuer des Schmiedofens hin, das Ohr hört, der Geruch ist

in bemerkbarer Weise vorhanden, und wenn irgend einer von den vier Sinnen des Hauptes in unvollkommnerem Maße entwickelt oder krankhafter erscheint, so ist dieß der scheinbar unbedeutendste: der Geschmack, welcher insgemein bei Blödsinnigen so stumpf und träge gefunden wird, daß er der schärfsten und eindringlichsten Reizmittel begehrt, um gerührt zu werden, oder daß er, ohne Auswahl, den unnatürlichsten Dingen den Eintritt in den Schlund und Magen gestattet.

Aber selbst bei einem anscheinend gesunden Bau des Auges und der andren Sinne fehlt dem Blödsinnigen die inwohnende Kraft, welche sich der so gebahnten Wege zur Erkenntniß der Außenwelt zu bedienen vermag, so wie auch insgemein die Muskeln der Glieder ungebraucht verkümmern und verwelken, weil kein selbstkräftiger Wille da ist, der diesen Boden anbaut und belebt. Wie zwischen dem gewöhnlichen Menschen und der überall um und in ihm webenden und lebenden Geisterwelt, wie zwischen dem Ungebornen und der ganzen äußren Sinnenwelt, welche nur die tragende, nährende Mutter, nicht der Ungeborne bemerkt; so ist zwischen dem Blödsinnigen vom niedrigsten Grade und unsrer Sichtbarkeit, die auch seine Sinnen berührt, eine Scheidewand, welche das Hinauswirken der lebenden Seele auf die umgebende Körperwelt und das Hineinwirken von dieser auf die empfindende, bemerkende Seele sehr erschwert, ja ganz unmöglich macht. Denn manche dieser verkümmerten Wesen sind blind und taub, ja völlig gefühllos. Es ist dieß eine Gebundenheit, noch mächtiger als die im tiefen Schlafe, und man könnte sagen ein menschenähnlicher, athmender Leib in solchem Zustand ist nicht nur von dem vernünftig erkennenden Geist, sondern auch von der thierischen Seele verlassen und nichts ihm geblieben als die Pflanzenseele oder die Lebenskraft, deren Verschiedenheit von der

Thierseele wir im nächsten §. betrachten wollen. Doch wir erwägen zuerst noch die Züge des innren Baues, den man an Blödsinnigen beobachtet.

Selbst das Gehirn, welches die pathologische Anatomie bei Mängeln unsrer geistigen Natur gewöhnlich zuerst und am meisten um die Ursache zu befragen pflegt, ist bei vielen Blödsinnigen nach allen seinen einzelnen Richtungen ausgebildet: es fehlt keiner der gewöhnlichen Theile, und wenn zuweilen eine geringere Zahl der einzelnen Schichten oder Blätter des Lebensbaumes im kleinen Gehirn auf eine natürliche Mangelhaftigkeit des Gedächtnisses hinzudeuten schien, so hat sich doch in andren Fällen dieses Zusammentreffen eines äußeren, sichtbaren Mangels mit dem innren nicht zeigen wollen. Es ist auch am Bau des Schädels und des in ihm verschlossenen Gehirns ein scheinbar sehr Unbedeutendes, was man bei vielen Blödsinnigen für ein äußeres Zeichen der innren Beschlossenheit anerkannt hat. Die Schädelknochen nämlich sind von ungewöhnlicher Dicke und Ausbildung ihrer erdigen Masse, und lassen zwischen ihrer innren Fläche und der Oberfläche des Gehirns einen geringeren Zwischenraum, als bei andren, gesunden Menschen. Es scheint dann das Gehirn, weil die Ausbildung des Knochens sich in voreilendem Verhältniß vollendet und abschließt, gleichsam vor der Zeit der Reife lebendig begraben, und nicht ungern verweilt unsre Theilnahme bei der schon erwähnten Angabe Fahners, nach welcher die Gesichtszüge des vor kurzem verstorbenen Leibes eines tief Blödsinnigen sich vermenschlichten und veredelten, als das enge Gewölbe des Schädels hinweggenommen worden.

Es mangelt, wie bereits erwähnt, einigen Blödsinnigen der Hauptvorzug der Menschennatur: die Fähigkeit zur Sprache, gänzlich. Solche lassen nur von Zeit zu Zeit unarticulirte Töne hören, welche, wie bei Kindern, ehe diese Worte

sprechen lernen, eine Nachahmung von vorzüglich grellen Naturlauten und thierischen Stimmen sind. Nicht selten war jedoch bei solchen der Wortsprache unfähigen Idioten noch ein Sinn für Musik da, der sie für die Macht der Töne so empfänglich machte, daß sie, wenn Musik oder Gesang sich vernehmen ließen, selbst die vor ihnen stehenden Lieblingsspeisen nicht beachteten, nach denen sie noch so eben mit thierischer Eßbegier gegriffen hatten. Sie konnten jetzt nur mit dem hörenden Ohre den Melodieen folgen, und mußten zugleich unwillkürlich mit aller ihnen möglichen Anstrengung der Sinnorgane und Muskeln die gehörten Töne (ohne Text) nachbilden und mit tanzenden Bewegungen begleiten. Bei andren etwas weniger geistig Gebundenen oder Schlafenden dieser Art wird die Fähigkeit zu sprechen so weit entwickelt gefunden, als der engbeschränkte Kreis des geistigen Erkennens dieß bedarf und erlaubt. An solchen sprechenden Blödsinnigen hat man die Sitte, mit sich selber zu reden und vor sich hin zu murmeln, so häufig beobachtet, daß man die beständigen, dem Ohre vernehmbaren oder wenigstens dem Auge an der Bewegung der Lippen sichtbaren Selbstgespräche als ein Kennzeichen des gewöhnlichen, mittleren Grades des Blödsinnes aufführte. In diesem Zustande, wie in dem der früheren Kindheit, erscheint die eigne Persönlichkeit nicht selten wie eine äußere, fremde, und die Seele, des eignen Leibes nicht mächtig, erblickt diesen fast beständig in jener Geschiedenheit von sich selber, wie etwa der gesunde, innerlich entwickelte Mensch dieß in einigen krankhaften Zuständen thut. Es erkennen jene Halbwachen das eigne Seyn und Wesen nicht in dem Spiegel des eignen, sondern eines fremden Selbstbewußtseyns; denn seiner selbst bewußt ist nur der, welcher seines eignen Selbst mächtig ist, wie die Glieder des Leibes nur empfunden und gefühlt werden, so lange die Verbindung

des Rückmarks mit dem Gehirn unzerstört ist, durch die allein dem Nerven die selbstthätig bewegende Kraft und die Empfindung kommt.

Das Staunen vor allem Neuen, die Scheu vor andren Menschen, wenn nicht Gewöhnung durch Umgang sie allmählich gehoben, finden wir allerdings bei Blödsinnigen in einem höheren Grade und in menschlicherer Weise als beim Thiere, doch scheint sich der Grund des Staunens und der Scheu bei beiden nahe verwandt (m. v. den §. 38). Dieses unterwürfige und ehrfurchtsvolle Staunen vor der Ueberlegenheit des geistig gesunden Menschen ist es auch, was vielen Blödsinnigen jene gehorsame Hingebung in den anerkannt mächtigeren Willen der andern Menschen verleiht, welche dieselben, hierinnen sehr verschieden von den thierartig stumpfen Narren oder Dummen, den harmlos folgsamen Kindern ähnlich machet. Denn von den scheinbar ähnlichen Zuständen der Narrheit und Dummheit unterscheidet den eigentlichen Blödsinn öfters ein kindliches Vertrauen in die nur wenig gekannte menschliche Natur und ein treues Anhangen und Wohlgefallen an der pünktlich genauen Ausübung jener religiösen Gebräuche, welche der Idiot an Andern gesehen, und deren höheren Sinn er wohl zu ahnden scheint.

In unsern benachbarten Gebirgsländern findet sich häufig ein angeborner Blödsinn des tieferen Grades, und in einigen Thälern lebt fast in jeder Familie einer jener Cretinen, welche zum Theil gleich neugebornen Kindern des Hebens und Tragens und des unmittelbaren Darreichens der Speisen in den Mund bedürfen. Ein ehrwürdiger Volksglaube sieht und achtet in diesen Unglücklichen Wesen, welche „gleich den hülflosen Kindern, unter einer ganz besondren Obhut und Aufsicht der über alle Lebendigen wachenden Erbarmung Gottes stehen, und es sey das Walten einer

hier gleichsam näheren, unmittelbarer gegenwärtigen, schützenden Geisterwelt, welches in der nächsten Umgebung und Familie des Cretinen auch einen äußerlichen Segen wirke, der solche Hülflose den andren, gesunden Menschen zu einem Gegenstand dankbarer Beachtung mache. Dieses Walten sey es auch, was den Cretinen jenes öfters an ihnen beachtete Wohlgefallen an dem gebe, wodurch der gesunde, geistig entwickelte Mensch seine äußere Ehrfurcht gegen Gott und Göttliches auszudrücken pflege. Denn viele Cretinen (Chrétiens) gleichen frommen Kindern."

Obgleich bei dieser Ansicht Züge der niedrern Thierheit übersehen scheinen, von welchen der mit scrophulösen Leiden in naher Beziehung stehende Cretinismus unsrer Alpenthäler zwar etwas freier, als der ihm anderwärts ähnliche, thierisch dumpfeste Blödsinn, keineswegs aber ganz frei ist, so wird dennoch ein so viel und in verschiedenen Ländern verbreiteter Volksglaube auch der wissenschaftlichen Beachtung interessant. Denn er erscheint aus demselben natürlichen Grunde hervorgegangen, welcher der Grasmücke oder Bachstelze ihre fast widernatürlich aussehende Zärtlichkeit gegen die hülflose Brut des Kukuks geben; aus jenem durch alle Einzelnen gehenden Zuge eines allgemeinen, höheren Lebens, welcher die Erfüllung zum Bedürfniß, die Hülfe zur Noth, das örtlich da vorkommende Heilmittel zu der gleichfalls örtlichen Krankheit gesellet.

Uebrigens liegt selbst in jenen Erscheinungen des Blödsinnes und des Wahnsinnes, welche für unser sittliches Gefühl von widerwärtiger Art sind, eine Lehre, die uns, wenn wir sie verstehen wollen, wenn auch in einer schönfarbig überkleideten Form schon die Erscheinungen des magnetischen Hellsehens ertheilen. Der Zustand des tieferen Blödsinnes ist ein solcher, darin die Mächte der äußern Natur mit dem Seelenleben ihr ungehemmtes Spiel treiben. Wie der

Wohlklang oder Uebellaut des Widerhalles von der Beschaffenheit der Stimme zeugt, die das Echo hervorrief, so läßt auch der Widerhall, den wir bei solcher Gelegenheit aus der Tiefe der passiv dahin gegebenen Seele vernehmen, auf eine Verstimmung der Region schließen, durch deren Einfluß jener erweckt war: eine Verstimmung, welche nur durch das Walten des Geistes zum uranfänglichen harmonischen Einklang zurückgeführt werden kann.

Die Cretinen, welche öfters mitten in einer überkräftigen, sie umgebenden Natur gefunden werden, finden sich zum Theil nicht bloß in dem unwandelbar bleibenden Zustand unmündiger Kinder, sondern selbst der Ungebornen. Es hat unfehlbar die Seele, wenn sie bei der Geburt aus dem langen Schlafzustande im Mutterleibe zum selbstständig menschlichen Seyn erwachet, eine ähnliche Verwandlung der innren Richtung zu durchlaufen, als jene ist, wodurch das in sich verschlossene Pflanzenleben zum äußerlich wirksamen und bewegten Thierleben wird (nach §. 6). Was den zu Tage gebornen Menschen von dem im Mutterschooß verschlossenen innerlich unterscheidet, ist gleichsam eine Beseelung von neuer, höherer Potenz; in dem Ungebornen wirkt und waltet das höher kräftige, mütterliche Leben vorherrschend vor dem eignen, in der Leibesfrucht inwohnenden Leben; das Ausgeborne ist aus dieser Obergewalt entlassen und befreit.

Es zeigt sich auch darin die ewige Natur unsrer Seele, daß diese öfters, sich lossagend vom Leiblichen, welches den Wechsel und den Fortgang der Entwicklung in der Zeit herbeiführt, unwandelbar bei einem Moment ihrer Wirksamkeit feststehet, über welchen sie andre Male das gesunde Leben des Leibes, wie ein Fahrzeug den in ihm Getragenen, schnell hinüberführt. Ihr innres Wachsen und Entwickeln ist für sich selber nicht an die längeren oder kürzeren Zeiten

des Leibes gebunden, und es kann ihr zuweilen ein einziger, kurzer Augenblick das geben, was sonst etwa als ein Werk längerer Zeiten betrachtet wird: umgekehrt aber kann auch in dem Entwicklungsgange der Seele der Verlauf vieler Menschenjahre nur einem Augenblicke gleichen. Vergehet doch schon in dem gewöhnlichen, leiblichen Schlafe und in ähnlichen Zuständen Stunde nach Stunde, ohne daß wir von einem Fortgange der Zeit wissen.

Wir erwähnten bisher nur solche Fälle, welche zu dem angebornen Blödsinn gehören. Dieser Zustand ergreift jedoch auch, wie ein plötzliches Erblinden den Sehenden, zuweilen mitten im Verlauf, oder gegen Ende des Lebens, den vorhin geistig Gesunden.

Von dem Blödsinn, oder vielmehr der Abgeschlossenheit der erkennenden und wirkenden Seele von der Außenwelt, im hohen Alter, war schon vorhin und wird noch später die Rede seyn. Es ist dieß zuweilen ein Heimweh höherer, geistigerer Art, als das des Schweizers: ein Vorangehen der Seele in einen Zustand des neuen Geborenwerdens, dessen Bildungen und Bewegungen dem irdischen Auge abermals so verborgen und geheim sind, als die Entwicklungen des leiblich Ungebornen im Schooß der Mutter. Wie der heimwehkranke Schweizer zuletzt nichts mehr von alle dem bemerkt und vernimmt, was die Fremde ihm zeigt und sagt, wohl aber die altgewohnten, vaterländischen Töne: so wirkt auf jene Auswanderer der höheren, geistigeren Art, auf diese der neuen Geburt entgegen gehenden nur noch der Zug nach einer neuen, höheren Himmelsluft, wie auf den leiblich Ungebornen zuletzt nur der Zug nach der irdischen Luft, für welche die Lungen bereits vorhanden und gebildet sind. Es hat in solchen Fällen zuweilen ein neues Jahr der höheren Ordnung schon vor dem Ende und in den letzten Zeiten des niedreren, leiblichen begonnen, obgleich der nach dem

Nächstliegenden rechnende Sinn das Neue und Künftige erst an den geendeten Lauf des leiblichen Lebens knüpfen will. Eine Welt des höheren Seyns wirket mit ähnlicher Kraft der Anziehung auf* alles ihr Verwandte und Zugehörige, als die Welt der niedreren Anziehung (Schwere) auf die gröber-leiblichen Massen. Unsre irdischen Sinnen bemerken nur das leiblich Gewordne, nicht einmal das erst im Werden Begriffene und zu ihm sich Hinwendende, wie viel weniger das, was nach einem außerirdischen Zustand hingerichtet, ein Neuwerdendes ist.

Von jenen höheren Erscheinungen aus einem gesunden Verlauf des Seelenlebens sind freilich die krankhaften Zustände, die wir hier betrachten wollen, sehr verschieden, dennoch sind beide in der Weise ihres Entstehens einem gleichen Gesetz unterworfen. Denn auch von den letzteren gilt es, daß ebenso wie die Anziehung der niedreren Art jedes sich vom Gebirg lösende Steinchen, jeden im Gewölk entstandenen Tropfen des Wassers erfaßt und hinabwärts führt, so der Zug nach einer unsichtbaren Welt des geisterartigen Seyns das Seelenartige erfasset, welches von den bisherigen Banden des Leiblichen in mehr oder minder hohem Grade losgeworden, und dasselbe hinabführt in den unsrem sinnlichen Forschen unzugänglichen Zustand eines neuen Werdens. In einem gewissen Falle, welchen Pinel erzählt, siehet ein seit kurzem zum Soldatenstand gezwungener Jüngling den Bruder in einer Schlacht neben sich zum Boden gestreckt. Der heftige Schreck, welcher in andren Fällen den Tod in seiner gewöhnlichen Form gewirkt hätte, führt hier einen Todeszustand in anderer Form, einen Scheintod von entgegengesetzter Richtung als der gewöhnliche, mit noch offnen, äußerlichen Sinnen herbei. Der Jüngling bleibt starr und unbeweglich; die Lunge athmet noch wie gewöhnlich, das Blut bewegt sich wie vorhin durch Herz und Gefäße,

die Eingeweide verdauen die dem Mund eingegebenen Speisen; aber das Auge scheint nichts mehr von dem, wohin es unverrückt sich richtet, zu bemerken, das Ohr vernimmt kein Rufen, die Zunge spricht kein Wort mehr, die Bewegungen der Glieder, wenn sie zuweilen noch nach langer, träger Ruhe sich zeigen, gleichen mehr dem unwillkürlichen Regen oder Zucken eines tief Schlafenden oder des Ungebornen im Mutterleibe. In diesem Zustand wird der scheinbar Lebende einige Tage nach dem ihm geschehenen Unglück in das elterliche Haus gebracht. Da erschreckt der Anblick des so gelähmten Bruders, zusammt der Nachricht vom Tode des anderen, einen dritten Bruder, der zu Hause geblieben war, so innig tief, daß auch er in den ganz gleichen Zustand des Blödsinnes oder vielmehr des Scheinlebens geräth. Bei beiden Brüdern ist dieses Elend unheilbar geblieben, und erst die gewöhnliche, elementare Auflösung des Leibes hat dem vieljährigen Schein, welchen das scheidende, innre Leben noch auf den Leib zurückgestrahlt, ein Ende gemacht. In einem andren Falle ist es ein Erstaunen, oder vielleicht auch die plötzlich erwachte Donnerstimme des Gewissens gewesen, welche bei dem unvermutheten Gelingen der That den Geist in dieses Hinstarren nach dem eben erblickten Haupte der Medusa versetzte. Denn jener Jüngling, welcher den Männern der Revolution in Frankreich den Plan zur Fertigung einer Kanone gegeben, welche eine zehnfach größere Zahl der Schlachtopfer zerschmettert hätte, als die gewöhnlichen Kanonen, konnte, als nun der Tag bestimmt war, da die mörderische Waffe zu Meudon erprobt werden sollte, und als man ihm Robespierre's höchlich aufmunternden Brief in die Hände gab, weniger wohl von dem Schrecken der Freude, als von einem andren Schrecken getroffen werden, dessen Wirkung noch furchtbarer war, als die der neuerfundnen Waffe. — Es wurde in derselben Zeit der Schrecknisse

ein andrer Bürger der neuen Republick durch Dantons unvermuthete Verurtheilung in den ähnlichen Zustand der inneren Entrückung der Seele versetzt, welche jedoch, wenigstens anfänglich, mehr dem gewöhnlichen Wahnsinne glich. Hier ist wohl ein Umkehren des Stromes nach einer Richtung hin — ostwärts, dem ewigen Aufgange zu, oder westwärts, von diesem Aufgange weiter und weiter hinweg. Der Strom rinnt, aber wir vernehmen sein Rauschen nicht mehr.

Das Ungeborne, von der Zeugung an bis zur Geburt in dieses Leben, ruhet neun Monate verborgen im Schooße der Mutter. Kein Auge bemerkt sein stilles Wachsen und sein Bewegen. Das stille Hinüberwachsen und Gedeihen in ein jenseitiges Leben der andauernden Freude oder der Schmerzen, wenn es sich zuweilen noch während des leiblichen Daseyns in seine Grabesruhe verbirgt, ist an solche Menschenzeiten nicht gebunden; sein Bewegen wird nur dort bemerkt, wohin der Zug des Zusammengesellens, wie der Zug des Ungebornen nach der ernährenden Mutter gerichtet ist.

Es gränzet nach allen Seiten an das Leben der wenigen Menschentage ein Seyn an, welches war und ewig seyn wird. Gleich einem vereinzelten Felsen, von der Sonne bestrahlt und grün bewachsen, den rings umher das unermessene Weltmeer umfleußt, erhebt sich aus der verhüllten Tiefe der Ewigkeit das wache Selbstbewußtseyn der Seele, welches die kurze Spanne der jetzigen Tage überblicket, und die Kräfte, welche der Tag gab, beherrschet. Des Eilandes Grund: die Veste der Erde selber, ist verborgen: was das wache Bewußtseyn der Seele bestrahlt, das sind nicht alle Kräfte und Bewegungen des Lebens, das vor der Geburt zum Staube war, und das nach dem Vergehen des Leibes bleiben wird. Nur das, was die selbstbewußte Seele in den Tagen ihres Leibes geschaffen und empfangen, das ver-

mag sie in ihrem Innren zu bewegen: damit waltet sie selbstständig frei, wie die bewegende Kraft mit den Gliedern, zu welchen die Nerven der sensiblen Sphäre (§. 17) vom Gehirn und Rückmark gehen. Und dieses ist der Wirkungskreis und das Geschäft der wachen Seele. Es sind aber noch andre, tief im Innren verborgne Glieder, über deren Bewegen der Wille nichts vermag. Denn hier sind Anfänge, welche jenseits der Gränzen des einzelnen Leibes liegen, und Enden, welche über diese Gränzen hinausgehen. Da ist noch ein andrer Mittelpunkt des Bewegens, als das Gehirn; jener war dem einzelnen Leben bereitet vor der Geburt, und wird sein eigen seyn, wenn dieser Leib nicht mehr ist. Die Seele ruhet auf ihm, ihr Leben wurzelt in ihm. Aber das wache Selbstbewußtseyn siehet ihn nicht, die Erinnrung bemerket ihn nicht; denn dieses Ruhen und stille Wurzeln, dieses innerliche Bilden und Wachsen ist das Geschäft eines Zustandes, ähnlich dem tiefen Schlaf des Leibes.

Von der Betrachtung des Blödsinnes gehen wir zu der des Wahnsinnes und des Traumes über.

In einigen Krankheiten, von welchen zum Theil oben schon die Rede gewesen, spielet gleichsam ein fremdes Leben mit unserem Leibe; erzeugt und bildet sich mitten in diesem seinen eignen, neuen Leib. Es dienet der Entwicklung dieses krankhaften Afterorganismus ein Theil der bildenden Kräfte und Säfte des Leibes; selbst die Thätigkeit der Nerven nimmt nach den neuen Gebilden der Beulen und wuchernden Auswüchse eine vorwaltende Richtung, ja es ist in jenen eine eigenthümliche Kraft der Fortpflanzung und Weiterzeugung der Art, wie in den Geschlechtern der Pflanzen und Thiere.

Wie in diesen Krankheiten der bildenden Seele eine andre, fremde Leiblichkeit, statt der eignen, aufgedrängt wird,

in der Tollwuth selbst die Natur des Hundes; so geschieht dieß beim geistigen Irreseyn und beim Wahnsinn selbst der empfindenden, ja der denkenden Kraft der Seele. Diese erscheint dann wie von dem eignen Geist verlassen, Werkzeug einer, wenn auch selbstgeschaffenen Macht, welcher wie dem Götzenbild aus Stein oder Holz die eigentliche Realität und lebende Wahrheit fehlt.

Wenn es uns zuweilen im Traume begegnet, daß die Seele vom eignen Leibe frei geworden, mit einer ganz fremden, äußeren Persönlichkeit sich überkleidet, — wenn jener Jüngling, von welchem ein Psycholog erzählt, im Zustand der leiblichen Trunkenheit plötzlich so ganz in das Wesen eines gegenwärtigen Freundes sich versetzte, daß er den Verlust, den dieser erlitten, für seinen eignen hielt und als solchen beweinte; so sind dieses nur Versuche der aus ihrem Leibe entrückten Seele, sich mit einer neuen Leiblichkeit zu versorgen: Versuche deren Einfluß auf die fremde, begehrte Persönlichkeit wir freilich nicht ganz kennen, welche jedoch für den weiteren Verlauf des innren Lebens ohne augenfälligen Erfolg bleiben. So ist es nicht im Wahnsinn. Die fremde und falsche Persönlichkeit, mit welcher hier die Seele sich überkleidet, ist da während der Andauer des krankhaften Zustandes so bleibend und fest stehend, als die eigentliche und eigne.

Fälle, wie jene, welche Darwin, Gmelin und Abel erzählen, wo die fremde Persönlichkeit noch abwechselnd mit der eignen angezogen und wieder abgelegt wurde, bilden den Uebergang aus dem gewöhnlichen wachen Leben in das Scheinleben des Wahnsinnes. Das Mädchen bei Gmelin war abwechselnd an jedem andren Tage in ein Wahnleben entrückt, in welchem sie ihre eigne Umgebung, ihr ganzes früheres Seyn und Leben nicht mehr kannte, oder sich fremd dagegen fühlte. Sie war in diesem Wahnleben eine un-

glückliche, ausgewanderte Französin, auf deren Herzen die Erinnerung einer ganzen, langen Leidensgeschichte lastete, sprach dann geläufiger, als jemals sonst im Wachen, Französisch, und nur gebrochen Deutsch. Ihre Eltern und Freunde waren wohlthätige, gute Menschen, die sich hier im fremden Lande ihrer angenommen hatten, sonst aber ihr völlig fremd. Bis dann jederzeit am darauf folgenden Tage die wahre, von der innren Wahngestalt verdrängt gewesene Persönlichkeit wieder aufwachte, welche von alle dem, was jene gestern gethan und gesprochen, nichts mehr wußte, sondern mit klarer Erinnerung wieder in die Reihe des gewöhnlichen, gesunden Verlaufs des Lebens, von Kindheit an bis jetzt, eintrat, während die innre Wahngestalt, wenn sie am dritten Tag erwachte, ihre Erinnerungen da wieder anknüpfte, wo sie vorgestern abgebrochen war.

Hier, so wie bei dem nervenkranken Mädchen, welches Heinecken beobachtete, als dasselbe den Schieferdecker des benachbarten Thurmes in seiner gefahrvollen Stellung gesehen, war es Mitleid, welches die leicht bewegliche Seele aus ihrem kränklichen Leibe in einen gleichsam andren: in die fremde Persönlichkeit hineingezogen hatte.

Es reihen sich hieran solche Fälle der Versetzung und Entrückung der Seele, wie die sind, welche neuerlich Justinus Kerner in seiner Seherin von Prevorst mittheilte. Die Kranke wurde durch Berührung mit einem fremden, kranken Körper so ganz in die Natur desselben verbildet, daß sie im hohen Maße alle Leiden, alle Schmerzen desselben fühlte, und daß an ihrem Leibe, auch dem Arzte und allen andern Umstehenden sichtbar, alle die krankhaften Erscheinungen hervortraten, wozu die Anlage und Neigung im fremden, von ihr mittel- oder unmittelbar berührten Körper war. In einigen andren Fällen hat die Entrückung und Verbildung der Seele in eine oft mit Rührung betrachtete Gestalt, an der äußren Haut-

fläche, statt der fremden Wunden, blutende Stellen hervortreten lassen, und in den eignen Körper die Schmerzen des andern übertragen. Weniger befremdend ist ein Vorgang dieser Art, wenn er bei einer vom tiefsten Mitleid bewegten Mutter, welche des eignen, an augenfällig äußrer Verletzung leidenden Kindes pflegt, allmählich eintritt, aber bei jenem Mann, der bei der Einnahme von Moskau durch den Anblick eines in seiner unmittelbaren Nähe vom feindlichen Schwerte Verwundeten heftig erschreckt war, so wie bei jener kränklichen, zärtlich theilnehmenden Schwester, deren Bruder so eben die Strafe des Spießruthenlaufens erlitt, hatte nach Tholuck die heftige Aufregung plötzlich eine solche Wirkung hervorgebracht.

Nicht in einer solchen leiblich äußerlichen Weise, welche das Fortbestehen der eignen, geistigen Persönlichkeit und ihre gesunde Wirksamkeit nicht beeinträchtigte, sondern in einer tief innerlichen, findet bei dem Wahnsinne eine Versetzung der Menschenseele aus dem wahrhaften Seyn ihres eignen Wesens in den erlogenen Schein eines fremden Nichtwesens statt. Von dem Entstehen so wie von dem gewöhnlichen Verlauf dieses krankhaften Seelenzustandes habe ich an einem andern Orte (in m. Buche über die Krankheiten und Störungen des menschlichen Seelenlebens) ausführlicher gesprochen, wir entnehmen hier den Schilderungen des Wahnsinnes und der andren Geisteskrankheiten aus der Hand der Aerzte und Beobachter nur einige wenige, an den Gang dieser Untersuchungen sich anreihende Züge.

In allen sogenannten „Geisteskrankheiten“ hat, wie der Name derselben sagt, der vernünftige Geist seine eigentliche, persönliche Wirksamkeit, seine ihm zukommende Herrschermacht über die Seele und hierdurch in gewissem Maße auch über den Leib verloren. In einigen Zuständen der Melancholie bleibt dem Kranken noch die Gabe des vernünftigen Ueber-

legens und Besinnens; er sieht ein, daß es gut sey dieß oder jenes zu thun, es fehlt aber seinem Geiste jene Lebenskraft des Wollens, welche die Seele und durch diese die Glieder des Leibes zu ihren Handlungen bewegt und bestärkt. In der Tobsucht ist es die zum Uebermaß gesteigerte Aufregung der thierischen Seele, deren wilden Thaten der Geist, bei einem ihm noch gebliebenen Rest des Selbstbewußtseyns, nicht zu steuern vermag; in der Verwirrtheit begegnet ihm dasselbe mit den unordentlich ihm zuströmenden Vorstellungen und Gedankenbildern, in deren Fluß er hineingerissen sich verliert, ohne sich selber finden zu können; auch das Aftergebilde der fremden Persönlichkeit (der firen Ideen), durch welches der Wahnsinn sich auszeichnet, hat einen ähnlichen Grund des Entstehens als die Aftergebilde im Innern oder am Aeußern des Leibes: die Schwäche und Hemmung der gesunden, bildenden Lebenskraft; dort des Geistes, hier des Leibes.

Was dem Eintreten des Wahnsinns, die Ursache seines Entstehens sey welche sie wolle, vorhergeht, das ist ein Ohnmächtigwerden jener innerlich bildenden Kraft des Geistes, durch welche mitten im Leben der irdischen Leiblichkeit der neue, geistige Leib des Jenseits gestaltet wird. Durch einen Act seines eignen Willens hat der Geist, von Unzufriedenheit mit seinem Loos des jetzigen Lebens oder von jener Traurigkeit, welche den Tod wirkt, ergriffen, die eigne Persönlichkeit aufgegeben und von sich gestoßen, dem dieses eignen, innern Leibes ledigen wird nun der neue, krankhaft ersehnte: ein Wahnleib gegeben. Der Geisteskranke ist jetzt zu einem Fürsten oder König, ja zu einem Gott geworden. Es ist ein geisterhaftes Dunkel, in welches uns der weitere Verlauf des Wahnsinnes so wie der Tobsucht blicken läßt. Zuweilen ungewöhnliche Fähigkeiten und Kräfte der Seele, im Erkennen wie im Wirken; ein Vorausgesicht der

Zukunft, ein Hineinblicken in fremde Seelen und Leiber, eine ungemeine Fertigkeit im Ausdruck, selbst in gebundner Rede, ein Witz und Scharfsinn, welcher sich öfters in den treffendsten, schlagendsten Antworten verräth.

Auch dem Leibe theilt zuweilen der Wahnsinn jene ungewöhnlichen Kräfte mit, in denen alsbald das Vorwalten der eigenthümlichen Natur der Seele erkannt wird, wie am krankhaften Zahn, wenn selbst der Knochen Empfindlichkeit empfängt, die vorherrschende Weise des Nerven. Selbst die kräftigsten Arzneimittel, wenn sie der Wahn des Seelenkranken in Wein oder ein andres Getränk sich umgestaltet, verlieren ihre gewöhnliche Wirksamkeit; Kälte und anhaltendes Fasten, in einem Grade, worin sie andre Male tödtlich seyn würden, schaden dem innerlich verwandelten Leibe nicht mehr. Die Glieder haben dieselbe Beweglichkeit und Beugsamkeit, wie bei Nachtwandlern und Hellsehenden: die Nacht wird durch ein von innen kommendes Licht erhellt.

Eine gewisse Eigenthümlichkeit des Wahnsinnes erinnert an die Weise des Traumes. Im Traume denkt und spricht nämlich die Seele, statt in Worten der gewöhnlichen Sprache, öfters in Bildern. Wir errathen zuweilen, wenn wir beim Einschlafen uns selber in die Vorhallen des Traumdeliriums folgen, noch leicht die Bedeutung jener Bilder, wir wissen, daß unter ihnen die Seele jetzt dieß, dann jenes andeuten wolle. Neben jener eigenthümlichen Gestaltensprache, in welcher der sinnende Geist arbeitet und sich bewegt, läuft zuweilen auch noch die Wortsprache im Zustand des Halbschlafes her; irre, unverständlich und ohne Zusammenhang, vergebens sich abmühend, dem blitzesschnellen Gange der Seelensprache in ihre Tiefen und Höhen zu folgen.

In einigen Krankheiten hat man bei einem vollkommnen geistigen Klarseyn und Selbstbewußtseyn ein Unvermögen eintreten sehen, die innren Vorstellungen mit dem anpassenden

Worte zu bezeichnen. Es wurde, statt des eigentlichen Ausdruckes, für das begehrte Getränk etwa das Wort Holz ausgesprochen; statt Bette: Gras; statt Fenster: Luft. Was der Kranke sprach, erschien den Umstehenden sinnlos, und dieser quälte sich vergebens ab, das was ihm im innerlichen Bilde so klar und deutlich gewesen, auch den Hörenden deutlich zu machen.

So könnte auch in einigen Fällen beim Wahnsinn eine innerlich folgenreiche Fortbewegung und Thätigkeit der denkenden Seele in ihrer eigenthümlichen Bildersprache stattfinden, ohne daß sich dieselbe im hörbaren Worte nach außen zu offenbaren vermöchte.

Zu dieser Vermuthung führen uns die Geschichten von solchen Wahnsinnigen, an denen beim Wiedererwachen aus dem langen Irrwahn eine wirkliche Weiterbildung der Seele merklich schien. Wie bei jener Frau in der Uckermark, welche im November 1781 in ihrem siebenundvierzigsten Jahre starb. Sie war 20 Jahre wahnsinnig gewesen, doch hatte sie diese innre Verirrung nie zu wilden Ausbrüchen der Thierheit geführt, und in solchen freien Zwischenzeiten, in denen zuweilen das Selbstbewußtseyn wiedergekehrt war, bemerkte man an ihr eine rührende Ergebung des eignen Willens in einen höheren, der Alles lenkt. Als sie, vier Wochen vor ihrem Tode, ganz von ihrem Wahnsinne genas, setzte sie Alle, welche sich ihrem lehrreichen Sterbebette genaht, durch die Klarheit, Innigkeit und Tiefe ihrer eindringenden Reden in Staunen. Es war hier mehr, als jene oft bewunderte Fertigkeit im Ausdruck, welche man an gewöhnlich Hellsehenden bemerkt: es waren die Worte einer Seele, welche mitten im tiefsten, innren Leid und Schmerz geläutert und in ein höheres göttliches Bild verklärt worden war, weil sie sich in jenem innersten Kreise, den kein äußres Auge durchschaut, fest auf einen Grund gestützt, welcher,

das Leben aufrecht hält und ernährt, weil er selber das Leben ist.

In diesem, wie in einigen ähnlichen Fällen, hatte der Wahnsinn eine rein materielle Ursache gehabt, welche den gewöhnlichen Wechselverkehr der Seele mit dem Leibe hemmte. Zuweilen, wie bei den sogenannten Metastasen mancher Vorgänge der Absonderungen aus den unteren Regionen des Leibes nach dem Gehirn, scheint allerdings die gesunde, vom Gehirn auswärts und abwärts durch die Nerven gehende Richtung der Seelenthätigkeit durch einen gröber körperlichen Stoff gehemmt, welcher dieselbe auf sich ablenkt; es sind aber hierbei immer ganz vorzüglich jene feineren, unwägbaren Principien geschäftig, welche das Mittelglied zwischen der Seele und dem Leibe bilden, wie wir dieses weiter nachher näher betrachten wollen. Diese, an irgend einem krankhaft erregten Punkt des Leibes sich übermächtig verstärkend, bewirken zunächst die erwähnte Hemmung. Sie sind gleichsam ein äußrer Leib der Seele, durch welchen sie auf ihren Körper wirkt, wie an diesem selber die Nerven durch die Muskeln und Knochen der Glieder hinauswirken auf die äußre Umgebung. Wie aber auch in dieser innren Region ein Uebermächtigwerden des untergeordneten Materials die Herrschaft des oberen, waltenden Princips beengen und beeinträchtigen könne, das wird uns im Verlauf dieser Untersuchungen deutlicher werden. Wenn die Alten die wirksame Seele zum Theil mit einem Hauch verglichen, so könnte man, diesem Bilde weiter folgend, sagen, daß in solchen Zuständen der tönende Hauch nur darum nicht mehr hörbar sey, weil er einen Ausgang nach einer andren Richtung hin gefunden, als jene nach dem äußren Leibe ist. Die Seele, wenn sich zu ihrem Wirkungskreis jene vermittelnden Principien übermächtig hinzudrängen, welche ihr näher verwandt sind, als der wägbare Leib, findet in ihnen einen geheimen Ausweg

ihres Verkehres mit der Welt, auf welchem sie selber, und das was sie thut, dem gewöhnlichen Auge unverständlich und unbemerkbar sind.

Wie von den Zuständen des gewöhnlichen Hellsehens, wenn auch alles das, was die Hellsehende sprach und that, beim Erwachen ganz aus der Erinnerung verschwunden ist, zuweilen ein Vorsatz, und die Thatkraft zu seiner Ausführung mit hinüber genommen wird ins wache Leben, so kann auch aus dem der Beobachtung unzugänglichen, innren Bewegen, der ohne ihre Schuld entleibten Seele, in solchen Fällen, wie der vorhin erwähnte war, der Gewinn, welchen der still erduldete Schmerz im Verborgenen getragen, und das Resultat, welches die ohne Aufhören thätige Seele in ihrem fortwährenden Bilden und Gestalten errungen, übergetragen werden auf das wiedererwachte gewöhnliche Leben der Leiblichkeit.

Auf den Leib eines Schlafenden setzen sich, ungescheut, die Fliegen unsrer Zimmer, die der Wiederwachte ohne Mühe verscheucht; auf einen verwesenden Leichnam setzt sich jenes ekelhafte Geschmeiß, welches sich selber und seine noch künftige Brut aus der Fäulniß ernährt. So walten auch mit dem, beim Wahnsinn entseelten Leibe fremde Kräfte, so wie eben zufällig erschallende Töne der Luft in einem besaiteten Instrument nachhallen. Es sind jedoch diese fremden Kräfte, in den Wahnsinnigen der verschiednen Art, selber von verschiedner Macht und Art: einige minder ekelhaft und furchtbar, andre sind dieses mehr, und diese zeigen sich offenbar in gewissen Zuständen solcher Art einheimischer und bleibender, als in andren.

Verwandt mit den Irrfahrten der Seele im Wahnsinn ist in mannichfacher Hinsicht der Traum. Man hat deßhalb mit vielem Anschein von Recht den Wahnsinn eine Umkehrung des gewöhnlichen Wechselverhältnisses des Wachens

und Schlafens genannt: der Wahnsinnige schlafe, träume und rede im Traum mit offnen Augen, und mit dem Anschein eines Wachenden. Gewiß ist, daß die gewöhnlicheren und häufigeren Träume jener Classe, welche der wachen Erinnrung zugänglich ist, dem vernunftlosen Irregehen des Wahnsinnes sehr ähnlich sind. Es ist in ihnen eine Verkettung der Vorstellungen, welcher die gewöhnliche Ordnung des wachen Denkens eben so fremd ist, als jener des Wahnsinnes; ein blitzschnelles Hinüberspringen von Zeiten auf Zeiten, von Räumen auf Räume, welche in unsrer sogenannten Wirklichkeit durch fast unermeßliche Klüfte geschieden sind. Auch im Traume waltet zuweilen ein Etwas, wie ein fremder Wille mit unsrem Wesen: ein Wille, welcher diesem im Wachen fremd ist. Oder er versucht es wenigstens mit uns auf seine Weise zu walten, andeutend, durch den mehr oder minder gelingenden Versuch, daß seinem Einfluß auf unser Innres noch Zugänge offen stehen, welche der wache Wille nicht verwahrt, vielleicht nicht einmal bemerkt hatte. In dieser Hinsicht wird der scherzhaft gaukelnde Traum selbst dem tiefer wohnenden Ernst zum Lehrer und Warner.

Allerdings ist der Traum in der Regel im Zustand der Unvernunft, er bestehet in einem Verlassenseyn der Seele von dem selbstbewußten, ihre Empfindungen und Bewegungen ordnenden Geiste. Seine innren Erzeugungen erinnern, wie die des Wahnsinnes, an das Entstehen der Mißgebilde (abnormen Auswüchse) an einem kranken Leibe. Wie aber bei dem Hervorbrechen von diesen die bildende Lebenskraft des Leibes in einem ganz besonders aufgeregten Zustand sich befindet, ein Zuströmen der Säfte, eine Thätigkeit der Gewebe sich kund gibt, und zugleich eine Steigerung der Empfindlichkeit, welche das gesunde Maß weit übertrifft, so sehen wir auch zuweilen im Traum, wenn auch in abnormer Richtung, die eigenthümlichen Kräfte des Geistes

in auffallender Weise geschäftig. Es begegnet uns selbst auf diesen Irrfahrten des Seelenlebens öfters ein Witz und eine Schnelligkeit beim Aneinanderreihen der Vorstellungen, eine Macht und Tiefe des Ausdruckes, ein Ferngesicht, welches das längst vergessen geschienene Vergangene eben so hell beleuchtet, als das noch Künftige, wie sie in solcher Stärke dem alltäglichen wachen Leben nicht zukommen. Denn daß im Traume zuweilen prophetische Kraft sey, erkannte schon das Alterthum mit Recht an, und es hat die neuere Zeit die häufig wiederkehrenden Thatsachen, welche jenes Ferngesicht bestätigen, nicht hinwegläugnen können.

Dieses Ferngesicht des Traumes gehet zuweilen, gleich den Warnungen und Voraussetzungen des Sokratischen Dämons, die näher oder ferner liegenden wichtigeren Schicksale des Träumers oder der ihm nahe verbundnen Personen an. Träume dieser Art, welche vor einer nahen Gefahr des innren Menschen warnten; Träume, welche mit voller Sicherheit und Klarheit den Tod eines damals noch gesunden, innig geliebten Menschen voraus verkündigten, oder welche unter stets sich gleich bleibenden symbolischen Bildern eine eigne, nahe Krankheit andeuteten, kenne ich aus eigner Erfahrung, und kann ihr wirkliches Vorkommen bezeugen. Dergleichen Fälle finden sich aus älterer wie aus neuerer Zeit in großer Zahl aufgezeichnet. Ein bedeutungsvoller Traum des Vaters war es, der dem Galen endlich zu seinem eigentlichen Berufe: der ausübenden Arzneikunde, den Weg bahnte. — Um nur aus neuerer Zeit ein hieher gehöriges Beispiel anzuführen: es wurde dem Professor der Theologie und ersten Director des Collegii Fridericiani zu Königsberg, Doctor Lysius, in dem trostreichen Ferngesicht eines Traumes, die Stätte seiner künftigen Wirksamkeit als Theolog gezeigt, zu einer Zeit, wo der durch mannichfache Noth gebeugte Mann nahe daran war, den Beruf seines Lebens ganz aufzugeben.

Ueberhaupt sah der Doctor Lysius, dessen innre und äußre Erfahrungen Reichardt in seinen Beiträgen (B. I.) auf eine vielen Seelen erfreuliche Weise bekannt gemacht hat, im Traume und traumverwandten Gesichten mehrmalen Ereignisse mit Bestimmtheit voraus, an deren Eintreffen damals noch nicht zu denken war, obgleich die genaue Erfüllung, wodurch sich die Wahrheit jener Fernblicke bewährte, ihn niemals in seiner philosophischen Zweifelsucht an der Bedeutung der Träume störte, oder den seltsamen, natürlichen Widerwillen, welchen der nüchterne Mann gegen alle Erscheinungen dieser Art hatte, zu heben vermochte. Denn es wird nicht selten beobachtet, daß gerade solche Menschen welche eine ganz besondere Anlage zu dergleichen psychischen Zuständen haben, mit allen Kräften ihres wachen und verständigen Zustandes dagegen kämpfen, wie die Pythia öfters dazu gezwungen werden mußte, daß sie dem innern Zug zum Weissagen sich hingäbe. — Einem Freunde des Philologen Ernesti wurde, als er kaum dem Knabenalter entwachsen war, in einem Traume mit größter Genauigkeit das Zimmer, das Behältniß und der Ort in diesem angezeigt, wo sich ein Actenstück aufbewahrt fand, durch dessen Ermanglung seine Familie, nach dem Tode des Vaters, in eine sehr peinliche Verlegenheit versetzt worden war.

Wenn in allen diesen Fällen das Vorausgesicht des Traumes einen etwas ernsteren, pythischen Charakter an sich trug, so hat es dagegen in andern ganz jenes leichtere Alltagsgewand getragen, welches bei dem magnetischen Hellsehen gefunden wird, wenn sich dieses auf ganz unbedeutend scheinende, künftige Ereignisse bezieht. Hievon erzählt uns Gassendus aus dem Leben des berühmten Peirescius ein Beispiel. Dieser gelehrte Mann, welcher ein leidenschaftlicher Sammler von Alterthümern war, befand sich einst (im Jahre 1610) in Gesellschaft des Jacob Raynerius auf

einer Reise nach Nimes. Als in der Nacht vor ihrer Ankunft in Nimes beide schliefen, da wird Raynerius durch ein unverständliches, lautes Sprechen des Peirescius aufgeweckt, und er bemerkt, daß dieser wie im schweren Traume redet. Er ruft ihm und fragt ihn zugleich, was ihm denn Neues im Traume vorkomme? — Da antwortet Peirescius: „ei welch' angenehmen Traumes hast du mich beraubt. Ich war, so däuchtete mich, eben in Nimes, wo mir ein Goldschmied die goldene Münze des Julius Cäsar zum Auswechseln anbot." — Am Morgen wird denn die Reise nach Nimes fortgesetzt. Dort angelangt, beschließt Peirescius vor dem Mittagessen noch ein wenig in der Stadt umherzugehen. Siehe, da trifft er auf denselben Goldschmied, der ihm im Traume vorgekommen war, fragt diesen, ob er etwa seltene Münzen besitze, und erhält die Antwort: ja, er habe die goldene Münze des Julius Cäsar. Diese kauft denn Peirescius, fröhlich über den seltnen Fund, so wie über den Traum, der ihn erst zu jenem Goldschmied hingewiesen hatte.

Einer besondern Bemerkung scheinen noch jene Träume werth, welche mehreren Menschen zugleich und fast ganz in derselben Form kamen. Auf diese Weise träumte dem Dr. K. W. Justi und seiner Gemahlin in derselben Nacht ein und derselbe Traum, welcher den Tod eines geliebten Kindes vorausbedeutete. Das Auffallendste hiebei war, daß dieses Nachtgesicht nicht mit klaren Worten den Trauerfall ansagte, sondern ihn in einem Bilde vorausbedeutete, welches sich beiden Eltern als dasselbe zeigte. Denn einem wie dem andern war das Kind auf einer grünen Aue aus den Händen und Augen verschwunden; im Traum Beider erschien der Ort, wohin der Entflohene aufgenommen ward, als ein Palast.

Obgleich daher schon Aristoteles vor einem zu hoch Erheben und Ueberschätzen auch der richtig vorbedeutenden

Traumgesichte warnt, aus dem einfachen Grunde, weil sie dem Ruchlosen eben so häufig widerfahren als dem Frommen, und obgleich noch hinzugefügt werden muß, daß überhaupt das, was der Traum ihm bringt, dem Geiste ohne seinen Willen und ohne sein Zuthun kommt, darf dennoch dieses alltägliche Ereigniß des Seelenlebens in seiner Bedeutung, vielleicht selbst als Bildungsmoment des innern Menschen, nicht ganz übersehen werden.

Wir fügen noch einige andere Bemerkungen über den Traum bei.

Die meisten Träume der Nacht finden zu der wachen Erinnerung eben so wenig Zugang, als die Gesichte und Reden des Hellsehens, und es ist öfters das Zeichen eines ganz vollkommnen und gesunden Schlafes, daß er, wie die Ohnmacht, ohne innerliche Träume ist. Jene Sprache, welche alsdann der selbst im Schlafe thätige Geist im innren Grunde der Seele vernimmt, ist eine andre, als die, welche das Ohr hört und die Zunge spricht; sie wird in der Region des gewöhnlichen, leiblichen Zustandes eben so wenig verstanden und vernommen, als das inwendige, geistige Selbstgespräch eines denkenden Mannes vom Ohr der Umstehenden. Es scheint beim tiefen Schlafe allerdings, als sey in ihm gar kein innres Aufmerken auf die umgebende Außenwelt und ihre Bewegungen. So wie aber, nach einer schon erwähnten Beobachtung, die Seele im Zustande des Hellsehens es wußte, was mit ihrem Leibe und um denselben vorgegangen und gesprochen worden war, während eben dieser Leib in bewußtloser Ohnmacht dagelegen, so weiß sie nach andren, verwandten Beobachtungen, in jenen Zuständen eines höheren Selbstbewußtseyns auch über das Rechenschaft zu geben, was während des Schlafes in Beziehung auf ihre Persönlichkeit geschehen. Hierdurch bezeugt sie, daß sie auch dann in einem beständigen Verkehr mit der Außenwelt, und in einem Auf-

merken auf diese verbleibe; nur geschieht dieser Verkehr auf einem andren Wege, als durch die Sinnen, und läßt sich deßhalb nicht von der Erinnerung verfolgen (nach §. 26). Das Fortbestehen jenes Verkehrs auch im Schlafe verräth sich schon in dem sehr bekannten Vermögen vieler Menschen, genau um jene Zeit zu erwachen, welche sie sich beim Einschlafen vorher bestimmt hatten. Die Seele bemerkt also auch da, wo sie uns, außer allen Schranken der Gegenwart, bald im Vergangnen, bald im Künftigen herumzuirren schien, die Aufeinanderfolge und den Verlauf der Zeit. In andren Fällen hat sich das fortwährende Aufmerken auf die Außenwelt darin gezeigt, daß die Seele ihren Leib auch aus dem tiefsten Schlafe aufweckte, wenn sich Gefahr nahte, selbst dann, wenn dieses Annähern ungleich leiser und unbemerkbarer war, als ein andres Geräusch, das kurz vorher um den Schlafenden laut wurde.

Aus dem Seelenleben des tieferen Schlafes bildet, eben so wie aus jenem des Hellsehens, der gewöhnliche, erinnerliche Traum den Uebergang. Durch diesen scheint uns zuweilen auch jener Zusammenhang beleuchtet zu werden, in welchem die Schlafzustände eben so unter einander stehen, wie jene des Somnambulismus. Wir erinnern uns im Traume diese Empfindung, jenen innren Sinneneindruck schon sehr oft gehabt, in diesen oder jenen Verhältnissen des Wahnlebens uns schon sehr oft befunden zu haben, und doch war beides niemals im Wachen der Fall gewesen; der Traum konnte seine Erinnrungen nur an seine eignen, vorhergehenden Nachtgebilde geknüpft und angesponnen haben. So gehet eine ganze innre, dem äußren Sinn verborgne Geschichte der Entwicklung unsres Wesens, ohne Zuthun unsres Willens und des eignen geistigen Wirkens neben der des wachen Lebens her, und mitten durch dasselbe hindurch. Ihre äußersten Fäden knüpfen sich

nach beiden Seiten hin an eine Ewigkeit, welche war, noch ehe das leibliche Leben seinen Anfang genommen, und welche seyn wird, wenn dieses endet. Dennoch, obgleich der Fels, aus dem die Baumeisterin ihr Haus errichtet, so alt ist als die Erde, und auch bleiben wird, wenn der Bau längst vollendet ist, bleibt dem Geiste von diesem ewigen Felsen nur das als ewiges Eigenthum, was sie aus ihm hienieden, in der Arbeit des Lebens, sich erbaute: ein Tempel zur Ehre oder ein Haus zur Unehre. Nicht das, was wir im Traume empfunden oder vernommen, sondern das, was wir im wachen Leben gewirkt und erworben, gehört dem Geiste selber an. Wir blicken allerdings in solchen Zuständen zuweilen, wie ein Auge das durchs Fernrohr in ein fernes, schönes Gebirge und seine reichen Auen schaut, in eine höhere, geistigere Region. Aber die Früchte, welche auf jenem Gebirge wachsen, werden nur dann unser, wenn wir uns, nicht ohne Anstrengung, zu demselben hinbewegen und es ersteigen.

Wir nehmen übrigens auch aus dem Traume nicht selten einen Nachklang der innren Anregungen mit uns in die Thatkraft des wachen Lebens hinüber, ohne deutlich zu wissen, woher er uns kam: Heiterkeit oder Trauer aus unerklärlichem Grunde; ein plötzliches, deutlicheres Verstehen von Gegenständen und Aufgaben des innren Nachdenkens, mit welchen wir uns vorher lange und vergeblich abgemüht.

So erzählt ein Mann, der sich als ein treuer Zeuge der Wahrheit erwiesen hat, die sich zu seinem gesegneten Wirken bekennt, wie er sich zu ihr bekannt hat, der geh. Kirchenrath Schwarz in Heidelberg, daß er als 18jähriger Jüngling, wo er die mathematischen Vorlesungen des trefflichen Böhm besuchte, im Traum schwierige Aufgaben gelöſ't, ja einstmals, aus einem solchen Traum erwacht, sich an den Tisch gesetzt und einen schwierigen Lehrsatz der

Dioptrik hingezeichnet und bewiesen habe. Hierauf legte er sich wieder nieder, und schlief von neuem ein. Als er zum zweiten Male erwachte, betrachtete er die nächtliche Arbeit, vermochte aber den vorher so mit Leichtigkeit geführten Beweis nur nach neuem Durchdenken zu begreifen.

Eine Mittheilung von derselben ehrwürdigen Hand, über einen mehrfach merkwürdigen Traum der Kindheit, soll als theure Gabe der Liebe hier wörtlich aufgenommen werden und so den Beschluß dieses §. bilden.

„Es mochte etwa in meinem 9ten Lebensjahre seyn, als ich anfing Griechisch zu lernen. In der lateinischen Schule des Städtchens Gr. war damals ein wackerer Rector, der für jene Zeit sich darin auszeichnete, daß er diese Sprache einführte. Sie zog mich an, unerachtet der Unterricht sehr dürftig war. Wir kleinen Knaben mußten sogleich an dem Evangelium Johannis uns versuchen, nachdem wir nur in das Decliniren und Conjugiren so einigermaßen hereingekommen waren. Indessen lernten wir täglich in unserm griechischen Wörterbuch so gut als in unserm lateinischen Cellarius. Diese Freude dauerte nicht lange für mich. Denn ich kam in die lateinische Schule des Städtchens M., wo an das Griechische nicht gedacht wurde. Doch entfremdete ich mich nicht von meiner Hallischen Grammatik. Nach einigen Jahren war ich so glücklich anderswohin in einen bessern Unterricht zu kommen, nach A., wo ich das Privatinstitut eines jungen tüchtigen Schulmanns besuchen durfte. Die griechische Grammatik, versteht sich nach damaliger Weise, die Etymologie mit aller Genauigkeit der Accente, wurde tüchtig auswendig gelernt, und ich war sogar so glücklich zuhören zu dürfen, wenn die größern Schüler in Geßners Chrestomathie übersetzten, und das Buch selbst zu besitzen. Um diese Zeit, ich war 12—13 Jahr alt, hatte ich einen Traum,

worin mir meine verstorbene Großmutter (eine fromme Frau, auf die ich sehr viel hielt) mein Lebensschicksal auf einer Pergamentrolle in griechischer Sprache vorlegte. Ich verstand alles, als wäre es in deutscher Sprache, war aber nicht mit allem zufrieden, und wollte dieses und jenes anders wünschen. Hierauf aber erwiederte meine Großmutter Folgendes, das ich unten geschrieben las:

ταῦτα χρησμῳδηθεῖσα χρησμῳδέω σοι.

„Hierauf erwachte ich; alles war vergessen, Worte und Inhalt, ich mochte mich besinnen, so viel ich wollte, denn der Traum hatte mich sehr bewegt. Nur diese letzten Worte standen noch ganz vor meinen Augen mit allen griechischen Sprachzeichen, wie sie da oben stehen, und so schrieb ich sie augenblicklich auf die Papierdecke meiner griech. Chrestomathie, wo sie mir noch im männlichen Alter unter die Augen gekommen sind. Aber ich verstand sie nicht, denn ich mußte das Wort χρησμῳδέω erst im Lexikon aufsuchen, weil es mir damals noch ganz fremd war."

„Man wird die Genauigkeit bemerken, sogar im nicht accentuirten enklitischen σοι, und im Feminin des Partic. aor I. pass., da es eine Frau war, welche das von sich sagte. Daher darf man wohl zurückschließen, daß ich auch das andere Griechische ganz richtig im Traume vor mir hatte. Wie war nun die Seele im Stande so etwas zu produciren, das sie im wachen Bewußtseyn nicht verstand, und welches sie vielleicht kaum nach allen Schuljahren zu schreiben fähig geworden? Bewußtlos mochte sie allerdings die Worte wie jenes χρησμῳδεῖν gehört haben, aber zur Erklärung der Sache gehört doch da noch mehr."

Erläuternde Bemerkungen. Alle jene Zustände, welche der vorstehende §. betrachtet, stimmen darin überein, daß der vernünftige, seiner selbstbewußte, selbstmächtige Geist, in seiner Herrschermacht über Seele und Leib gehemmt, seiner gesunden Wirksamkeit verlustig geworden sey. Dennoch bleibt dem menschlichen

Wesen auch in diesen Zuständen das, was zunächst eine Gabe seines inwohnenden (wenn auch latenten) Geistes ist, die Persönlichkeit mit all ihren jetzigen und künftigen Rechten. Wie jene Blumen, welche, ohne thierische Empfindung und Beweglichkeit, dennoch der Sonne sich öffnen und durch eine leise Drehung ihres Stengels der Stellung derselben folgen, so bewegt sich selbst in der äußerlich verkümmertsten Menschennatur der Drang eines geistigen Sehnens nach dem hin, was des Geistes lebende Sonne ist. Jener stumme Cretine zu Näfels in der Schweiz, von welchem Guggenbühl berichtet, daß derselbe, ohne der äußern Erinnerung zu bedürfen, die kirchlichen Festtage wußte; jene leiblich im tiefsten Grade verkümmerte Menschennatur zu Seedorf in Uri, welche nur für das einfache, kindlich kirchliche Gebet verständliche Worte, und einen Ausdruck der innren Theilnahme hatte, und viele andre Cretinen bezeugen dieß. Noch weniger, wie dieß einzelne im §. erwähnte Fälle und die öftre Wiederkehr des Selbstbewußtseyns, kurz vor dem Tode, bezeugen, gehet dem menschlichen Wesen in den Zuständen der Störungen des Seelenlebens und der sogenannten Geisteskrankheiten seine eigentliche Persönlichkeit mit all ihren Rechten und Hoffnungen verloren, und obgleich der Traum ein Ereigniß ist, das dem Geiste ohne seinen Willen, ohne sein Zuthun widerfährt, zeigten uns schon die oben erwähnten Erscheinungen aus dem Traumleben, daß der Geist bei der Rückwirkung auf den empfangenen Stoff und bei der Bildung des empfangenen Elementes nicht unthätig sey. In Beziehung auf die Aeußerungen des Willens ist der Traum ein Zustand der Gebundenheit und der Unvernunft, in welchem jedoch die Fähigkeit des geistigen Vernehmens nicht selten ungeschwächt und unverkümmert bleibt.

Mit der Geschichte und heilkräftigen Behandlung des Cretinismus hat sich in neuerer Zeit Dr. Guggenbühl auf eine höchst verdienstvolle Weise beschäftigt (m. s. seine Schriften, namentlich den „Hülfsruf aus den Alpen" u. a. m. Dieser Zustand, auf dessen niederster Stufe nur noch Lebenskraft: die vegetative Seele, nicht einmal die thierische und noch weniger der selbstbewußte Geist in ihrer sonstigen (normalen) Weise wirksam sind, ist unverkennbar deutlich in der Unbewirkbarkeit der leiblichen Organe für den psychischen Einfluß begründet. Auf das Entstehen des Cretinismus hat die umgebende Natur, namentlich der Zustand der Atmosphäre entschiedenen Einfluß. Er zeigt sich vorzugsweise in den feuchten Thälern der Hochgebirge, nicht aber auf solchen Höhen der letzteren, welche in den mittlern Graden der Breite 3000 Fuß übersteigen. Auch die Beschaffenheit des Trinkwassers (sein Gehalt an Quellsäure) scheint von Einfluß. Das Leiden selber bleibt sich übrigens in allen Weltgegenden, in den

Hochgebirgen von Thibet wie in den Cordilleren, am Kaukasus und Ural, wie in den Pyrenäen und in unsern Alpen, in einzelnen Gebirgen von England, wie in der schwäbischen Alp seiner Form nach gleich. Am augenfälligsten findet sich die Region der Sprachorgane und ihre Nachbarschaft durch kropfartiges Anschwellen der Schilddrüse, Dicke der Zunge, Schlaffheit oder Mißbildung der Stimmbänder entstellt und krankhaft verändert, der Kopf ist unförmlich groß und dennoch die Gehirnhöhle häufig sehr verengt. Die Lippen, welche später schlaff herabhängen, sind schon bei dem neugebornen Cretinen zum Saugen ungeschickt, die Augen wie die Gesichtszüge erscheinen seelenlos. Nur selten werden diese Unglücklichen über 30 Jahre alt. In frühester Kindheit kann die Anlage zum Cretinismus durch Versetzung an einen gesünder gelegenen Ort und durch angemessene Pflege noch gehoben werden.

Auch der gewöhnliche angeborne Blödsinn findet sich meist mit scrophulösen oder rhachitischen Leiden zusammengesellt, auch bei ihm kann sich der Zustand der Entseelung bis zur Gefühllosigkeit gegen den Schmerz und gegen den Drang der gemeinsten Lebensbedürfnisse steigern. Nicht selten büßen solche Unglückliche die Schuld ihrer Eltern, die ihnen im Zustand des Rausches ihr Entstehen gaben. Ein besserer Anbau des Landes, bessere Einrichtungen der Wohnungen, zweckmäßigere Nahrung der Kinder und die Abschaffung der mit ansteckender Gewalt wirkenden Sitte, die Cretinen zur Wartung andrer kleiner Kinder zu verwenden, hat der Verbreitung des Cretinismus in unsern europäischen Alpengegenden großen Einhalt gethan: die Cretinen haben sich überall vermindert.

Wir fügen den erläuternden Bemerkungen über den Blödsinn so wie über den in keiner wesentlichen Verbindung mit ihm stehenden Albinismus noch Folgendes bei:

Die oben im §. erwähnten Erfahrungen des edlen, hochverdienten Dr. Guggenbühl über die unverkennbaren Regungen eines geistigen Lebens und über die Erziehungsfähigkeit der Cretinen finden sich auch neuerdings wieder mitgetheilt in einem lesenswerthen Aufsatz der Beilage zu Nr. 4 der „Allgemeinen Zeitung“ für 1850. Das Ausführlichere hierüber ist in den Schriften des trefflichen Mannes über den Cretinismus und seine heilkünstliche Behandlung zu lesen. Ueber denselben Gegenstand, so wie von der wissenschaftlichen Unterscheidung der verschiedenen Formen des blödsinnartigen Zustandes habe auch ich in meinem Buche: die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele S. 152 u. f. gesprochen. Damals war das segensvolle Unternehmen des Dr. Guggenbühl: Die Begründung einer Heilanstalt für Kinder, die an Cretinismus leiden, ein zwar bereits vielversprechendes, dennoch

aber erst in der Entwicklung begriffenes. Der Abendberg bei Interlaken ist seitdem das Zeugniß einer eben so heldenmüthigen Glaubensthat geworden, als die Stiftungen des A. H. Francke in Halle. Von den 300 Kindern, welche in den wenigen Jahren, seit denen die Anstalt besteht, in die Heilanstalt auf dem Abendberge (3000 F. über der Meeresfläche gelegen) aufgenommen wurden, konnten viele kaum die Glieder regen, welche nun wie gesunde Kinder gehen und springen. Mit dem Gebrauch der leiblichen Glieder zugleich ist ihnen aber auch jener der Seelenkräfte wieder geschenkt worden. In solcher Weise ist bereits ein Drittel der Gesammtzahl vollkommen geheilt, der Zustand der andern aber merklich verbessert worden. Selbst für das Gebiet der Psychologie ward bei dieser Gelegenheit ein Feld gewonnen, das eben so reich an Aufschlüssen als geeignet für praktische Erweisungen des wissenschaftlichen Erkennens ist.

Auch über die Albinos habe ich in meinem vorhin erwähnten Buche S. 167 u. f. ausführlicher gesprochen. Die normale Färbung der Haare wie der Haut des Menschen scheint allerdings, wenn man die Mehrzahl der Individuen beachtet, die brunette zu seyn, diese verläuft jedoch durch unmerkliche, gesunde Uebergänge, deren Entstehen von klimatischen Einflüssen abhängig war, auf der einen Seite in die äthiopisch schwarze, wie in die hochblonde Färbung. Als Spielart jedoch, welche von jenem Einfluß nicht abhängt, treten daneben die milchweißen Menschen oder die Albinos auf. Sie kommen unter den (dunkelfarbigsten) Völkern der heißen Zone noch häufiger vor als unter den hellfarbigen der gemäßigten oder kalten Zone. Die Albinos vom Negergeschlecht (Dondos genannt) haben neben der weißen Färbung der Haut und des Haares die ganze Physiognomie und das wollartig durcheinander gekräuselte Haar ihres Stammes beibehalten. Es gibt Familien der Neger, in denen von Zeit zu Zeit, nach einer oder mehreren Generationen, bei denen beide Eltern schwarz waren, auf einmal wieder ein Albinokind geboren wird. Aus den Ehen der Albinos und Schwarzen werden aber meist wieder schwarze Kinder erzeugt (Prichard Naturgesch. des Menschengeschl. I. S. 428—429). Namentlich auf der Landenge von Darien findet sich die Spielart der Milchweißlinge oder Albinos häufig. Sie sind am Tage träge, erscheinen dann von dem hellen Scheine und von der Wärme der Sonne wie gelähmt, in der Dämmerung aber, und namentlich in Mondscheinnächten, zeigen sie sich überaus munter, laufen und springen dann im Dunkel der Wälder eben so leicht und schnell, ja noch schneller herum als die andern Indianer am Tage, doch sind jene von zärterem Bau und geringeren Muskelkräften als diese. Auch die Albinos der Hindus

(die Tschakrelas) sind Tagblinde, die dagegen bei Mond= und Sternenlicht desto deutlicher sehen. Wie auf dem Festland der heißren Zone, so hat man auch auf vielen Inseln des indischen Meeres und der Südsee die milchweiße Spielart der Menschen beobachtet. Bei den Negern der südlichen Westküste von Afrika werden hin und wieder die Milchweißlinge oder Albinos in hohen Ehren gehalten und um den Hofstaat der Könige versammelt. Es wird hieraus die Freude begreiflich, mit welcher nach Parsons Bericht ein schwarzer Vater den ihm neugebornen Milchweißling betrachtete, dessen Spielart in mehreren Generationen seiner Familie wiedergekehrt war (Prichard a. a. O., S. 428).

Allerdings ist die Complexion des Albinismus nicht selten mit einer Schwäche, zuweilen mit einem tieferen Grade der leiblichen wie geistigen Kräfte verbunden, aber im Ganzen begreift diese Spielart der äußerlichsten Menschenform eine eben so große Verschiedenheit der Anlagen in sich, als der gewöhnliche, gesunde Zustand, und es gibt dumme, mittelmäßig und hochbegabte Naturen dieser Art.

Einer der geistvollsten Albinos unter allen, welche die Geschichte der Wissenschaft und namentlich die der Arzneikunde kennt, war der im Jahre 1814 zu Erlangen verstorbene Dr. Med. Sachs; ein Jüngling, ausgezeichnet durch gleich harmonische Vollendung des Erkennens und Wollens. Die Grade des Blödsinnes und die Eigenschaften desselben finden sich gut beschrieben in G. E. Schulze's psychischer Anthropologie (Göttingen 1819), S. 221.

Ueber das Wechselverhältniß, in welchem die Entwicklung des Gehirns mit jenem der Schädelknochen steht, vergl. m. oben den betr. §. 17.

Das, was Kant in der Beschreibung der Geschichte des Selbstbewußtseyns von dem Unterschied des Kindesalters vom reiferen Alter sagt: daß jenes das eigne Selbst als etwas Aeußeres und Freies zu betrachten und von sich in der dritten Person zu sprechen pflege, bis der Moment komme, in welchem auf Einmal das Ich als solches unwiderruflich hervortrete, läßt uns die Blödsinnigen im Zustand der frühesten Kindheit, welche noch nicht zum eigentlichen Selbstbewußtseyn reifte, erblicken.

Von einem Blödsinnigen, welcher sogar ziemlich zusammengesetzte Rechnungen, ohne sie vor sich zu sehen, wie man zu sagen pflegt, aus dem Kopfe löste, erzählt Hofbauer in seinen Untersuchungen über die Krankheiten der Seele und die verwandten Zustände, B. II. (1803) S. 86. — Ueber andere im §. erwähnte Fälle vergl. m. Ph. Pinel philosoph. medic. Abhandl. über Geistesverirrungen oder Manie, übersetzt und mit (reichhaltigen) An=

merkungen versehen von M. Wagner, Wien 1801, S. 180; Mauchart a. a. O.; Schulze a. a. O.

Während in den tiefsten Graden des Blödsinns der Zug (Rapport) der Seele zur Außenwelt fast gänzlich fehlt, und mithin kein eigentliches, festes Aufmerken, deßhalb auch keine Erinnrung gefunden wird, finden wir bei Blödsinnigen von mittlerem Grade einzelne Geistesanlagen oft sehr ausgezeichnet und entwickelt. Es rechnete ein übrigens völlig Blödsinniger leichte algebraische Aufgaben im Kopfe, und zwar mit besondrer Schnelle aus. Ein vor wenig Jahren verstorbener Blödsinniger, August Weck, besaß ein so außerordentliches Sach- und Wortgedächtniß, daß er eine Menge, auf seine vielfältigen und weiten Fußreisen ihm mitgegebene Aufträge, so verschieden auch diese waren und so sehr sie sich durchkreuzten, Monate, ja Jahre lang treu in der Erinnerung behielt. Den Inhalt ganzer Briefe, die man ihm vorgesagt, merkte er wörtlich, und konnte ihn nach einiger Zeit der Person, an welche der Brief gerichtet war, unverkürzt und treu hersagen. Nach Jahren wußte er noch, womit er an den verschiedensten Orten und von den verschiedensten Personen bewirthet worden sey, obgleich ihm dieses Aufmerken absichtlich dadurch erschwert wurde, daß man ihm von den mannichfaltigsten Speisen vorsetzte. Vielleicht hatte er diese seltsame Richtung des Gedächtnisses noch mehr durch die Gewohnheit entwickelt, jedes Mal beim Abschied von seinen Gastfreunden für alle empfangenen Wohlthaten so einzeln zu danken, daß er es nie vergaß, mit dem Kaffee zugleich auch die darin empfangene Milch und den Zucker zu erwähnen.

Außer dem Sach- und Wortgedächtniß hatte in diesem Menschen auch das Ortsgedächtniß eine ausgezeichnete Stärke und Schärfe. Es zeigte sich dieß auf jenen Wanderungen, welche der Blödsinnige jährlich durch einen bedeutenden Theil des mittleren Deutschlands machte. Es erschienen diese Wanderungen mehr als die Wirkung eines instinctartigen, unwiderstehlichen Dranges, denn als Folgen der Armuth und Noth, welche etwa bloß die kleinen Gaben suchte, die er auf solchen Reisen von seinen Wohlthätern empfing. Man hat ihn an einem Orte in Thüringen, wo er von einem liebreichen Gastfreund aufs beste bewirthet, und mit solchen Bequemlichkeiten versorgt war, wie er weder in seiner Heimath, noch auf Reisen finden konnte, nach einigen Tagen unruhig werden sehen; die Augen immer nach dem Fenster und ins Freie gerichtet, halblaut vor sich hin murmelnd, Namen von Orten und Personen, die er auf jener Wanderung noch besuchen wolle. Zuletzt, da der immer stärker werdende Drang die dem Blödsinn natürliche Menschenscheu überwunden, hat er sich wie in dringend nöthigen Ge-

schäften aus dem gastfreien Hause aufgemacht, obgleich diese Geschäfte keine andren waren, als daß er einigen Personen an entfernten Orten einen Gruß von Bekannten zu bringen hatte, und obgleich die Gaben, die er noch außer den reichlichen, bereits empfangenen, durch Vermittlung jenes Gastfreundes empfangen sollte, bei weitem die überstiegen, welche er auf der weiteren Wanderung erwarten durfte. Wie bei wandernden Thieren, hatten auch die Reisen jenes Blödsinnigen zu bestimmten Gegenden und Personen ihre gewisse Zeit im Jahre.

Obgleich auf diesen Reisen ein ganz besonders geschärftes Ortsgedächtniß den Blödsinnigen vom Erzgebirge nach Holland und nach Schlesien geleitet hatte, zeigte sich dennoch auch bei diesen Erinnerungen der sonderbare Mangel, daß er sich die Lage gewisser Orte nur so vorstellen konnte, daß er die eine beständig rechts, die andere links nannte, ohne zu bedenken, daß dieses Verhältniß sich ändern müsse, sobald das jene Städte sehende Auge eine andere Stellung zu ihnen annähme. Eben so fehlte auch öfters und augenfällig das Verstehen der Worte, welche er treulich gemerkt und nachgesagt hatte, und er sprach seinen Abschied vom Militär, der ihm vorgelesen und schriftlich mitgetheilt worden war, auf eine Weise aus dem Gedächtniß her, daß man deutlich bemerken konnte, die Worte „er sey seines Blödsinnes halber entlassen worden" seyen ihm eben so unverständlich, als manch andre Worte des Abschieds.

Als ihm ein gewisser Herr, den er aus Dankbarkeit für genossene Wohlthaten nach Aufträgen fragte, vielleicht nur um die von Andren gerühmte Ehrlichkeit und Pünktlichkeit des Blödsinnigen auf die Probe zu stellen, etwas Geld gab, mit dem Befehl: dafür einige Goldfische aus Holland zu bringen, machte sich der immer Wanderlustige mit einem entlehnten Fäßchen und Schubkarren sogleich auf den Weg. Auf dieser ganzen Reise muß er sich den Lebensunterhalt erbettelt haben, ohne auch nur einen Heller von dem ihm mitgegebenen Gelde zu nehmen, denn die zurückgebrachten Rechnungen und Zollscheine wiesen aus, daß er Alles, pünktlich genau, zum Ankauf von Goldfischen verwendet habe, obgleich in dem Fäßchen selber, bei der Zurückkunft, nichts als Gräten gefunden wurden, weil der Blödsinnige auf der ganzen Reise versäumt hatte, das von ihm auf scherzhaftes Anrathen der Bedienten schon von Hause mitgenommene Wasser zu erneuern. Von dem Unterschied der Stände und seiner Bedeutung, so wie von vielen andren Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft hatte jener Mensch, so viel er auch unter andren Menschen sich herumgetrieben, keinen rechten Begriff, und man sah ihn in einer gewissen Residenzstadt plötzlich vor dem Schlosse stehen bleiben, und einem Herrn an einem

oberen Fenster, den er wahrscheinlich für den Herzog selber hielt, laut zurufen, ein (gewisser) Gutsherr ließe den Herrn Herzog schön grüßen. Als ihm hierauf mit Bestrafung (Einsperrung) gedroht worden, entfernte er sich, murmelnd: er müsse doch ausrichten, was ihm aufgetragen sey, und wie es schien sehr verwundert, daß man einen Gruß, der doch vermuthlich nur eine Erfindung des Bedienten jenes Gutsherrn gewesen war, so ungewöhnlich aufgenommen. Eheleute pflegte er insgemein für Geschwister zu halten, und wenn er entfernt wohnende Freunde von ihnen grüßte oder ihrer sonst Erwähnung that, nannte er fast immer das Weib die Schwester des Mannes, oder den Mann des Weibes Bruder. Es hatten bei diesem Menschen, welcher wie andre Blödsinnige in Erfüllung der religiösen Gebräuche sehr genau war, auch diese einen ganz eigenthümlichen, sonderbaren Charakter bekommen, und er pflegte, ehe er zu gewissen Zeiten zur Beichte und Abendmahl ging, nicht bloß Verwandte und Nachbarn auf die gewöhnliche, von ihm erlernte Weise um Vergebung zu bitten, „wenn er ihnen etwas zu Leide gethan," sondern sein beständiger Drang zum Wandern benutzte, scheint es, diese Gelegenheit, um ihn dann viele Meilen weit in der Runde zu Menschen zu führen, welche er zum Theil nur wenige Male und immer nur um diese Zeit gesehen. Auch bei diesen wiederholte er dann jene Abbitte, welche sonst nur für nahe Bekannte und Verwandte bestimmt scheint.

Es war nicht uninteressant, jenen Blödsinnigen seine Lebensbeschreibung erzählen zu hören, welches er zuweilen ohne alle von außen gegebene Veranlassung that. Er hatte beim Erzählen die Augen zur Erde gerichtet, oder starrte vor sich hin, die Erzählung sprang wunderlich von der Erwähnung des Geburtsortes zur Erwähnung seiner Militärdienste, oder aller der Freunde, die er an vielen verschiedenen Orten besucht habe, und der von diesen empfangenen Bewirthung; sie war durchwebt mit einzelnen Bemerkungen über den Preis und die Ausdauer verschiedener Zeuge zu Kleidungsstücken, und mit Urtheilen über die Allgemeinheit, in welcher überall (in Schlesien, Sachsen, Franken, Hessen und Holland) einige Diebe gefunden würden. In der That, jene Bemerkung von Carus, daß zwar in allen Menschen eine Spur von Vernunft sey, vielen aber der Verstand fehle, schien bei unsrem Blödsinnigen sich zu bestätigen, denn es war ganz vorzüglich der Mangel an Verstand, welcher seinen (gleichsam innerlich blindgebornen) Zustand von dem gewöhnlichen und gesunden unterschied. —

Sehr bezeichnend sagt Basilius der Große über solche Seelenzustände, welche der vorstehende §., so wie auch §. 25 beschrieben: „Wenn die herrschende, das Gute klar beschauende Thätigkeit der

Seele nachläßt, dann erheben sich die Affecten des Leibes gleich bösen und frechen Hunden und bellen die Seele an, ja sie zertheilen (zerreißen) die lebendige Kraft derselben unter sich (τὴν ζωτικὴν αὐτῆς δύναμιν πρὸς ἑαυτὸ μεριζόμενον. Basil. Caesar. constitut. Monastic. c. II ed. Par. T. II p. 541).

Wir fügen zuerst Einiges über den Traum bei:

Ueber Weissagungen im Traum meist nach Aristoteles vergl. m. Sext. Empir. contradict. L. IX, 21, ed. Fabr. 553. — Viele Stellen der Alten zusammengestellt von Jul. Caes. Scaliger ad Hippocr. de insomniis; Petr. Petit lib. de Sibylla; Meric. Casaubon. de enthusiasmo c. 2. — „Es träumen (nach Aristoteles) die Pferde, Hunde, Ochsen, Schafe und Ziegen und alle lebendig gebärenden Vierfüßer, bei den eierlegenden ist es ungewiß. — Der Mensch träumt am meisten unter allen Thieren — ganz kleine Kinder weniger: das Träumen fängt bei den Meisten erst im 4ten, 5ten Jahre an! (Aristot. hist. anim. L. IV, c. 10.) Oder nach einer andern Stelle (L. VII, c. 10), träumen zwar auch die kleinen Kinder, sie können sich aber erst später daran erinnern. — Spätere Schriftsteller über den Traum, wie Synesius, unterscheiden 5 Arten von Traum-Erscheinungen: 1) die Träumerei (ἐνύπνιος), besteht in einem Andrang der Sorgen und Geschäftigkeiten des Tages; 2) das Traumbild (φάντασμα), ein buntes Gemisch von riesenhaften oder sonst seltsamen Gestalten und Erscheinungen, wie sie uns etwa beim Einschlafen vorkommen; 3) die Warnstimme, der Orakelspruch (χρηματισμός), wobei der Träumende etwa durch die Gestalt des Vaters oder einer andern Ehrfurcht gebietenden Person vor naher Gefahr gewarnt wird u. s.; 4) das Gesicht (ὅραμα), wobei der Seele ein noch künftiges Ereigniß deutlich vorgestellt wird; 5) der symbolische oder gemeine Traum (ὄνειρος), wobei sich der Seele das Vergangne oder Künftige unter allerhand räthselhaften, schwer zu deutenden Bildern zeigt (Niceph. Schol. in Synes. de insomn. ed. Paris. p. 407). Phantastische Bilder erscheinen in der Seele wie die undeutlichen Bilder des Ufers in einem getrübten Wasser (ib. 378).

Den oben erwähnten, für das Schicksal seines Lebens so bedeutenden Traum seines Vaters erwähnt Galen selber (de praecognitione liber ad Posthumum c. 2). Der merkwürdige, im §. angeführte Doppeltraum kam dem Superintendenten Justi und seiner Gemahlin im Junius des Jahres 1812. Ein Mann, welchen Unser wohl kannte, erfuhr bei vier Kindern, welche ihm starben, deren Tod durch ein deutliches Traumgesicht voraus (m. vergl. Unsers Wochenschrift: der Arzt, Th. III, 580). — Die rührend schöne Geschichte der innern und äußern Lebenserfahrungen des sel. Consistorialraths Dr. Lysius, von welchem oben nur ein Traum er-

wähnt wurde, findet sich aus Reichardts Beiträgen (wo sie auch nur im Auszug aus einem Manuscript steht) abgedruckt in Horsts Deuteroskopie B. 1, aus welchem Buche die Erzählung des Justi'schen Traums und mehreres Andre entlehnt ist.

Den überhäuft vielen Erfahrungen über Träume von vorbedeutender und überhaupt merkwürdiger Art sollte man auch jene fleißiger gegenüber stellen, welche Locke und in älterer Zeit schon Aristoteles (hist. anim. L. IV, c. 10, so wie de insomn.) und Plutarch (vom Cleo aus Daulis) aufführen: die Fälle von solchen Menschen, bei denen die innern Zustände des Schlafens und Wachens so gänzlich von einander abgeschnitten waren, daß sie sich nie erinnerten, einen Traum gehabt zu haben.

Die Seele scheint im Traume auf der einen Seite zwar von dem Verbande mit dem Leibe freier und entbundener zu seyn, als im Wachen, zugleich aber ist ihr auch der Einfluß des waltenden Geistes bis zu einem gewissen Maße entzogen, so daß sie, nur der Leitung ihres vitalen Gemeingefühles überlassen, wie im nächtlichen Dunkel herumtappt. Vielleicht sind gerade diese Zustände bestimmt zur feineren Ausbildung jener niedreren (gleichsam) Sinnesorgane der Seele, von denen wir in der Folge reden werden, mitzuwirken; nach demselben Gesetz, nach welchem sich an Blinden und Tauben die übrigen, niedrigeren Sinnen in höherer Vollkommenheit entfalten (nach §. 18). Auch das psychische Herumirren im Dunkeln, das Anstoßen, das Fallen dabei, dem die Seele in ihren (wachen oder schlafartigen) Traumzuständen überlassen ist, hätte dann seinen Nutzen: als Moment der Bildung und Erziehung des innern Menschen. Auch jene Perioden der leiblichen Entwicklung, in denen irgend ein neues Organ oder eine neue Function des schon vorhandenen Organs eintreten sollen, erscheinen uns öfters als etwas Krankhaftes; die oberen Kräfte der willkürlichen Bewegung und des Vorstellungsvermögens sind dabei oft getrübt, ja wie gelähmt. So beim Milchfieber u. s. Daß die Seele immer, selbst im tiefsten Schlafe, wenn auch nur mit ihren niedersten, innern Sinnen thätig sey und stets im Stillen fortarbeite, beweisen jene Gründe, welche d. ältere Carus in seiner Psychologie II, S. 184 zusammengestellt hat. Es fehlt ihr nur dann (wie dem Wanderer in ganz finsterer, sternloser Nacht) ein fester, klarer Punkt, nach welchem sie sich orientiren und ihre Schritte richten kann. Daher glaubte jener Schlafende, dem man (nach Nudows Theorie des Schlafes) Wasser in den Mund tröpfelte, sich mitten in einer großen Fluth, und machte die anstrengendsten Bewegungen eines Schwimmenden, bis er erwachte. Es erregen ein fieberhaftes Frieren die Träume von Winterlandschaften, ein Strohhalm, welcher einem Schlafenden zwischen die

Fußzehen gekommen, veranlaßte einen grausamen Traum von Mördern, welche ihren Gefangenen durch einen am Fuße eingeschlagenen Pfahl festzuhalten suchten (Carus a. a. O. S. 202). Daß aber eben bei dieser Mangelhaftigkeit der meisten und gewöhnlichsten Traumzustände ein Sinn der Seele vorzüglich geschäftig sey, den man, wie am Leibe den Geruch (nach §. 18), so, im geistigen Gebiet, den Sinn für Sympathien und Antipathien nennen könnte, beweisen jene merkwürdigen Träume, in denen ein ähnlicher Zug der Seele gegen ein entferntes oder künftiges Heilmittel gefunden wird, als der mittelst des Geruches wirkende Instinct, der den verwundeten Hirsch und andre kranke Thiere zu dem heilsamen Kraut hinführt, dessen sie im gesunden Zustande nie begehrten. So, in jenem Falle, den Avicenna (Vol. VIII. s. II, cap. 15) erzählt, von dem Kranken, welchem im Traume das Heilmittel gegen die Entzündung der Zunge, woran er eben litt (Salatsaft), empfohlen worden, durch dessen Anwendung er bald genesen. Aehnliche, zum Theil ungleich auffallendere Beispiele haben unter den Neueren: G. G. Janitsch (dissertat. de somniis medicis Argentorati 1720), Theod. Quellmalz (de divinationibus medicis. Freiburg 1723), und am meisten M. Alberti (dissert. de vaticiniis aegrotorum. Hal. 1724) zusammengestellt. Auf eine Kenntniß dieser Fähigkeit der Seele gründete sich schon die alte Sitte, die Kranken — damit sie das Heilmittel im Traum erführen — in den Tempel des Aesculap zu legen, oder ihnen den Traum erregenden Amethyst (den Traumstein der Rabbiner) anzuhängen. — Nicht selten — so suchten dieß schon die Alten durch mehrfache Erfahrungen zu beweisen — bezieht sich dieses träumende Ferngefühl der Seele nicht bloß auf die Krankheit des eignen, sondern auch eines fremden Leibes. So in dem Traume Alexanders des Macedoniers, welcher für den gefahrvoll verwundeten Freund (Ptolemäus) das rechte Heilmittel andeutete (Curtius L. IX. c. 8), und in dem Traume einer Mutter, welcher diese antrieb, dem Sohne Wurzeln der Waldrose (wahrscheinlich Belladonna) ins Lager zu senden, und hierdurch ihn, der ohne Wissen der Mutter von einem tollen Hunde gebissen und bereits wasserscheu war, rettete (Plinius Hist. nat. LXXV. c. 11). Andre, das eigne und fremde, künftige oder verborgene Schicksal andeutende Träume s. m. bei Cicero (de divinat. L. II. c. 66). Mehrere andre hieher gehörige Thatsachen s. m. in Passavants reichhaltigem Werk über diesen Gegenstand und in m. Ansichten u. f. 13te Vorl. Zuweilen gründet sich das Vorhersehen der Seele auf ein regelmäßiges Fortarbeiten und Ausführen irgend eines Geschäftes im Traume, wodurch die Seele von selber auf den wahrscheinlichen Ausgang ihres Unternehmens kommt. Auf diese Weise

erfuhr Franklin bisweilen den Ausgang eines Tagesgeschäftes im Traume; Condillac brachte, während er seine Cours d'études schrieb, öfters einen am Abend abgebrochenen Abschnitt im Traumzustande vollends zu Ende; ein theurer Freund von mir, Prof. Szl. in Sch. las als Jüngling im Traume in den Büchern des Herodot da weiter, wo er am Tage stehen geblieben war, und erinnerte sich dann nach dem Erwachen beim wirklichen Weiterlesen der ihm schon im Traum bekannt gewordnen Stellen; Mathematiker, z. B. Krieger, lös'ten sogar im Traume schwierige Aufgaben; der berühmte Buchdrucker Oporinus fuhr im Traum mit seinen Correcturarbeiten fort; Andre (wie dieß selbst von Haller bekannt ist, und von jenen beiden, über welche Blancard und Heinrich ab Heer) berichten, machten Gedichte. Daß indeß die dem Traume öfters zukommende Gabe des Fern- und Vorausgesichtes nicht immer auf diese Weise gleichsam erarbeitet werde, sondern der Seele auf dem oben erwähnten, näher liegenden Wege komme, zeigen jene Träume, welche Begebenheiten andeuten, die schlechterdings aus der Vergangenheit oder aus der Gegenwart nicht herzuleiten waren, wie die Art der Verwundung des Gemahles, welche ein Traum der Gemahlin Heinrichs des Zweiten angedeutet hatte, wie der oben erwähnte Traum des berühmten Philologen Ernesti in Leipzig (erzählt in Fr. von Meyers Blättern für höhere Wahrheit) u. a. — Ein Geschäft des Uebersetzens des den Tag über Erfahrnen und Gewirkten, in ihre eigenthümliche Sprache, übt die Seele im Schlafe; ein Geschäft, das besondere Beachtung verdiente. Es ist, als würden da die Bücher gebildet, in welche alles scheinbar längst Vergessene auf immer feststehend eingetragen wird, und aus denen in jenem Falle, den Moriz in seinem Magazin für Erfahrungsseelenk., IV. St. 1. S. 55–62, auf einmal das ganze vergangne Leben wie ein großes Bild überblickt wird. Es geschieht da jenes Uebersetzen in eine, dem wachen Bewußtseyn unleserliche Hieroglyphensprache der Zahlen und Zeichen, von welchen eine magnetisch Hellsehende sprach (m. vergl. J. Kerners Seherin von Prevorst B. I. S. 230, erste Aufl.). Ueber die gewöhnliche Sprache des Traumes s. m. meine Symbolik des Traumes.

Von der Verwechslung der eignen Persönlichkeit im starken Rausche s. m. Fälle in Mauchart's Repertorium I, 108 u. III, 74.

Von der doppelten Persönlichkeit, welche oftmals in den Zuständen des Traumes und des wachen Lebens parallel neben einander gehet und bestehet, wie bei magnetisch Hellsehenden die unter einander zusammenhängenden Zustände der sogenannten Krisen und die des gewöhnlichen Lebens, erzählt u. a. Abel in s. Samml. merkw. Ersch. aus dem menschl. Leben, Th. 2. Ein junger Mensch, der im Dienst

eines Kaufmanns stund, erschien sich selber jede Nacht in seinem Traum als ein sehr ansehnlicher reicher Kaufmann. Die Begebenheiten und innren Erfahrungen des Traumes knüpften sich, im vollkommen deutlichen Zusammenhang, an die fortgesetzte Traumgeschichte der nächsten Nacht an. Eben so war der Lehrling in einem Buchladen, der am Tage von seinem Herrn ausgescholten worden, in seinem hierauf folgenden Starrsucht ähnlichen Traumparoxysm ein Mann von Jahren, welcher für Weib und Kind zu sorgen hatte. Im wachen Zustande war er wieder ganz in seiner gewöhnlichen Stellung zum äußren Leben: Lehrling; in jedem neuen Paroxysmus war es dagegen, als erwache er jetzt aus dem gewöhnlichen Leben wie aus einem Traum, und ginge wieder an sein eigentliches Geschäft als Familienvater. Beide Zustände gingen so völlig abgeschieden von einander ihren Gang fort, daß er sich im Traume nie als Lehrling dachte, ins Wachen dagegen nichts von dem Allen aufnahm, was ihn eben noch in seinem geistigen Irreseyn bekümmert und beschäftigt hatte. Mischte sich in seine Paroxysmen irgend ein Anklang von seiner willkürlichen, wachen Persönlichkeit, so hielt er dieß für ein Traumbild; dagegen erinnerte er sich an Alles ganz klar, was er in den vorgehenden Paroxysmen gethan und gesprochen hatte. Dieß erscheint allerdings in beiden Fällen schon als ein angehender Grad von Wahnsinn, welcher jedoch äußerlich noch von einer schlafähnlichen Gebundenheit umhüllt war. Uebrigens deuten auch schon jene Erinnerungen an andre, frühere Traumzustände, die uns auf einmal in unsren Träumen kommen, auf einen durchgehenden Zusammenhang solcher Erscheinungen unter einander hin, welcher wohl, nach dem weiter oben über die Bestimmung des Traumes Bemerkten, ganz mit dem Zustand der Seele zusammenbestehen kann.

An die eben erwähnten Thatsachen aus dem Traumgebiet schließen dann die oben im §. angeführten Fälle sich an, in denen die beiden Persönlichkeiten: die wahre und die erdichtete, beide aus dem Schlafzustand hinaus, ins Wachen treten (Gmelins Materialien für die Anthropologie I. und Kluge's Vers. einer Darst. d. animal. Magnetism. S. 180, Darwins Zoonomie II. und Reils Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen). Dieses Doppeltseyn unsres Wesens, das sich so mannichfach durchkreuzt, ohne sich wechselsweise zu stören, erinnert auf seiner höheren Stufe an die Erscheinung des Doppelbildes beim Doppelspath.

Ueber den Wahnsinn findet man bei Galen (in Hippocrat. praedict. libr. I, commentar. 1, 2, 3; in Hippocr. progn. comm. 1, ed. Kühn. T. XVI, 489 seqq. T. XVIII. B. p. 1

seqq.) mehrere treffliche Bemerkungen, welche indeß mehr nur ein ärztliches als psychologisches Interesse haben.

Beim eigentlichen Wahnsinn nimmt zuletzt die erdichtete, falsche Persönlichkeit ganz oder großentheils die Zeit des Wachens ein, die wahre dagegen scheint öfters im Traume ihr altes Recht zu behaupten, und in diesem ihr voriges Wesen fortzusetzen (m. v. m. Symbolik des Traumes 2te Aufl. S. 217 u. 218). Ueberhaupt wirkt und besteht diese wahre und wache Persönlichkeit eben so neben der erdichteten fort, als die Lebensbewegungen des Herzens und des Nervensystems eines leidenden Körpers neben dem falschen Bildungsproceß fortbestehen, der irgend einen mächtigen Auswuchs am Leibe hervorbringt, oder der den Zustand heftiger Entzündung in irgend einem Organe begleitet. Die Schmerzen können hierbei so heftig seyn, daß sie jedes andre Gefühl im Leibe übertäuben und die gesammte Thätigkeit des Nervensystems gefangen nehmen; der irre geleitete Zudrang des Blutes nach einem solchen Afterorganismus hin kann mächtiger seyn, als nach irgend einem normalen Organ, dennoch ist das ganze Aftergebilde in sich selber ohne selbstständiges Leben; es weicht den angewendeten Heilmitteln oder es stirbt, sobald der Leib, durch den es besteht, aufhört es zu ernähren. Zuweilen können solche Afterorganisationen eine für die Erhaltung des gefährdeten Lebens wohlthätige Ausscheidung des Fremdartigen seyn; eine Krisis, wodurch ein lange erduldeter, allgemeiner Zustand der Kränklichkeit gehoben wird. Dann erinnern sie an eine Bemerkung von Cox (über Geisteszerrüttungen S. 115 u. f. d. deutsch. Uebers.), nach welcher zuweilen bei wahnsinnig Gewesenen nach der Heilung eine vortheilhafte Veränderung des Charakters, im Vergleich mit dem, was sie vor ihrem Verrücktwerden gewesen, wahrgenommen wird, so wie sich auch an Blödsinnigen, die durch eine zufällige Verletzung des Kopfes genasen, nachher zuweilen eine auffallende Erhöhung der Seelenkräfte zeigte.

Die Geschichte der aus dem Wahnsinn genesenen Frau in der Uckermark s. m. ausführlicher in m. Symbolik des Traumes S. 218 nnd 219.

In den Aftergebilden oder Pseudorganismen des Leibes ist auch öfters im Kleinen eine Art von schlagendem Herzen, ein Nervensystem im Kleinen, als eine Nachbildung des eigentlichen, größeren Organismus; aber dieser Pseudorganismus stellt sein Urbild so unvollkommen und unstatthaft dar, daß er noch vergänglicher ist, als die bastardartigen Mittelwesen, von denen später (im §. 39) die Rede seyn wird. Der Leib des Menschen ist das Ebenbild eines höhern Urbildes; auch die Seele kann und soll — übrigens mit einer eben so abgeschiednen, selbstständigen Individualität, als der

Leib — das Abbild eines höheren Vorbildes werden. Der Wahnsinn deutet auf die Möglichkeit dazu, nur auf eine ähnliche, krankhaft unvollkommnere Weise hin, als die innre Gestaltung eines Pseudorganismus am Leibe, auf die innre Beschaffenheit des eigentlichen gesunden Organismus.

Die Behauptung von Rush, daß die nordamerikanischen Wilden nie wahnsinnig würden, die südamerikanischen sehr selten, ist durch G. M. Burrows Commentaries on the causes etc. of the Insanity, so wie durch eine in Turnbulls Reise und eine andere in Frorieps Notizen VIII, S. 109 erzählte Thatsache widerlegt. Die ihres Kindes beraubte Wahnsinnige wurde nach Turnbull durch die Indianer bald getödtet.

Wie die falsche Persönlichkeit zuweilen so plötzlich durch ein zufälliges äußres Begegniß hervorgerufen und gebildet werden könne, zeigt unter andrem jener Fall, den P. Sl. Knight in seinen Observat. on the causes, symptoms and treatment of derangement of the mind (Edimb. Journ. of the med. scienc. N. VI. 1827) erzählt. Ein von ihm beobachteter Wahnsinniger, William Faulkner, der sich immer als ein harmloser, stiller, melancholischer Narr gezeigt hatte, wurde einst plötzlich von einem andren Narren, dem William Y., für die „hohe Person des Königs" gehalten, als solche ehrfurchtsvoll und demüthig von Y. angeredet, und als mächtiger Monarch um Verwendung seines Ansehens zur Befreiung Y's aus seiner ungerechten Gefangenschaft gebeten. Faulkner betrachtete den Bittenden einige Augenblicke aufmerksam, erhob darauf allmählich sein gesenktes Haupt, antwortete mit der angenommenen Würde eines mächtigen Königs, und von nun an nahm der Stolz von seiner Seele Besitz; er blieb in seinem Wahne, bis zum Tage seines Todes, ein König.

Als eine tröstliche Bemerkung über den Wahnsinn erscheint auch die einiger Beobachter, daß in den meisten Fällen der Wahnsinn jenseits des 70sten Lebensjahres die Leidenden, welche diese Zeit noch überleben, verlasse, obwohl man auch Beispiele bei Greding, Cox u. A. von einem noch bejahrteren Wahnsinn findet. Die Beispiele, welche Greding in seinen medicinischen Schriften I. Th. S. 280 und Perfect in seinen Annals of Insanity (Nr. 62) von dem Wahnsinn bei Kindern anführen, sind immerhin sehr merkwürdig, wenn auch der Zustand des rasend toll gebornen Kindes, das am vierten Lebenstage mehrere Frauen kaum zu handhaben vermochten, einer andren Erklärung fähig seyn sollte. Corvisarts Beobachtung (bei Burrow, a. a. O.) hat gezeigt, daß auch dreijährige Kinder einer so heftigen und gefährlichen Seelenaffection fähig sind, als Erwachsene: . B. der Eifersucht auf die Liebe der

Mutter oder der Kränkung über anscheinende Vernachlässigung. Auch die Wuth der Hunde, die Tobsucht der Pferde und einige andre ähnliche Krankheiten der Thiere (besonders der zahmen) sind in psychischer Hinsicht verwandt mit der menschlichen Verrücktheit. — Manches Andre, zur weiteren Erläuterung des vorstehenden §. Gehörige findet sich ausführlicher in m. Symbolik des Traumes, und noch mehr in meinem ganz an den Inhalt des vorstehenden §. sich anschließenden Buche über die Krankheiten und Störungen der menschl. Seele. J. G. Cotta'scher Verlag. 1845.

Die Trias der Seele, der Lebenskraft und der elementaren Naturkraft.

§. 28.

Daß die Seele nicht ein Etwas sey, welches aus dem Zusammenklange und der Wechselwirkung aller Elemente und Theile des Leibes erzeugt wird, wie der Klang durch das Aneinanderschlagen der metallenen Becken zu Dodona, daß sie vielmehr selber die bewegende Künstlerin sey, welche das Zusammenschlagen des Metalles und hierdurch die vernehmbaren Harmonien erzeugt, das hat schon, wie wir oben gesehen, die Weisheit des frühesten Alterthums klar erkannt. Die Seele hat ein Seyn und Wesen empfangen, welches ihr eigen ist, ihr ist von Gott die göttliche Kraft verliehen: zu bewegen und der Bewegung Stillstand zu gebieten, Sichtbares zu schaffen oder dasselbe der Auflösung in seine Elemente zu überlassen, sie selber ist aus freiem, innrem Antrieb Ursache der Wirkungen auf das sichtbar Leibliche, sie ist in ihrem Maße eben so wie das göttliche Wesen eine Wirklichkeit. Der Leib dagegen hat nicht die selbstständige Macht in sich, jetzt sich zu bewegen, dann zu ruhen, er hat kein Seyn und Wesen, welches sein eigen ist, sondern wie er eigentlich nur durch einen Vorgang des Sterbens entsteht (nach Bd. I. S. 17), so würde er in dem Augenblick des Entstehens auch wieder vergehen, wenn ihm nicht

eine allumfassende Macht, welche das Einzelne um der andren Einzelnen, Eines um Aller willen zubereitet und trägt, seinen Bestand gäbe und einige Zeit hindurch erhielte. Der Leib ist demnach nicht sein eigen, er ist nicht ein Ding und Wesen, das für sich, sondern für andre Wesen da ist; nur in Beziehung auf diese andren wird er gestaltet und erhalten.

Das Nächste, für welches der Leib da ist, das ist zwar die eigene ihm inwohnende und ihn bewirkende Seele, zugleich aber entstehet derselbe für alle andren werdenden und leiblich gewordnen Dinge (nach §. 11). Die vorhin erwähnte, allumfassende und zusammenhaltende Macht, welche auf solche Weise den Leib zu einem Werkzeug der Seele und der Wechselwirkungen der gesammten äußeren Natur zubereitet und erhält, gehet von jenem Geist aus Gott aus, welcher selber Gott ist (nach §. 3). Er hat sie als erhaltende Kraft (als Haltung nach §. 5 oder Selbsterhaltung) in das Wesen der Sichtbarkeit gelegt, und durch seinen Willen bestehet dieselbe. Sie, die Haltung, ist aber nicht der Geist selber, sondern seine Gabe, sie ist eine Kraft, welche von ihm ausgehet.

Und hier ist der Gränzpunkt, von welchem aus in beide Regionen: in die eigenthümliche der Seele und in die des Leibes im engeren Sinne, zugleich hinübergeblickt werden und die Frage beantwortet werden kann, ob die erstere ihrem Wesen nach selber etwas der Leiblichkeit Angehöriges sey, oder ob dieselbe bei ihrer Einwirkung auf den Leib sich etwa jener Zwischenmedien bediene, welche als Elektricität, Licht, Magnetismus unter dem gemeinsamen Namen der unwägbaren Agentien oder der elementaren Naturkräfte begriffen werden.

Jene Behauptung des Demokritus, daß die Seele selber Feuer und Wärme, oder des Diogenes von Apollonia, daß

sie ein der Luft ähnliches Element und selber Luft sey, ist zwar schon von Aristoteles gründlich widerlegt worden; das große Meer des menschlichen Wähnens und Vermuthens hat aber bis auf unsere Tage nicht aufgehört ähnliche Seifenblasen der Vorstellungen aufzuwerfen, deren scheinbar tragender Grund hier beleuchtet werden muß.

Bei den oben (§. 17) erwähnten physiologischen Versuchen von Ure erschien es, als könne der Galvanismus gleich der belebenden Seele dem todten Leibe nicht bloß die Bewegung der Glieder, sondern auch die Kraft des Ein- und Ausathmens, ja sogar die Macht der Mienen- und Gebärdensprache geben. In mehreren Fällen erregte der Galvanismus eben so den Zustand des magnetischen Schlafes und Hellsehens, wie ihn sonst etwa die Willenskraft des Magnetiseurs, vom Nerven zum Nerven gehend, hervorruft, und auch der gewöhnlich so genannte Magnetismus, der am Eisen haftet, erzeugt viefältig am kranken Leibe Erscheinungen und Veränderungen, welche mit denen, die der thierische Magnetismus hervorruft, übereinstimmen.

So wirkt auch die Wärme, so wirkt das Licht öfters eben so und auf dieselbe Weise aufregend auf den Leib als etwa die Freude; Kälte wirkt ähnlich der Traurigkeit der Seele. Ueberhaupt zeigen sich Wärme, Elektricität und Licht auch darinnen dem Lebensprincip der Seele verwandt, daß sie eben so wie dieses das Gedeihen des Leibes fördern, oder doch die Seele bei diesem Werk der beständigen Erzeugung des Leiblichen aufs kräftigste unterstützen. Denn wenn auch weder Wärme, noch Elektricität und Licht, für sich allein die Kräuter oder die Geschlechter der Thiere nach ihrer Art erzeugen und gestalten können, sondern dieses überall, durch die, jedem von ihnen anerzeugte, bildende Seele geschieht: so würde dennoch diese inwohnende Seele ihr Wirken auf den Leib bald aufgeben müssen, wenn nicht

Wärme und Licht und Elektricität jenem Wirken zu Hülfe kämen. Wie diese auch demselben öfters von ihrem Charakter ein sehr merkliches Moment einprägen, wenn sie den eigenthümlichen, klimatischen Unterschied der Abarten, und zum Theil selbst der Arten, begründen.

Aber eben so wie jene elementaren Naturkräfte auf das fortdauernde Leben gleich der Seele einzuwirken vermögen, so können sie auch, gleich der Macht der Seele selber, das Ende des Lebens herbeiführen. Der Blitz oder ein starker elektrischer Schlag tödten eben so plötzlich als ein Uebermaß von Freude, oder des Schreckens, der Furcht, des Zornes. Alle diese Uebereinstimmungen machen es nöthig noch etwas genauer die Wirkungen eines durch alle Einzelnen gehenden, lebendigen Bandes der Sichtbarkeit zu betrachten, und zu forschen: wodurch sich jene von dem unterscheiden, was von der (selbstständigen) Wirklichkeit der Seele selber ausgehet. Zu diesem Zwecke knüpfen wir zuerst den Faden an einige Punkte der vorhergegangenen Untersuchungen an.

Ueberall da, wo zwei verschiedne Regionen des Seyns und Lebens sich berühren und in Wechselwirkung treten; wo der höhere, belebende Gegensatz dem niederen, belebungsfähigen sich naht, um mit ihm sich zu vermischen, zeigt sich vor der neuern, höheren Gestaltung ein Zwischenzustand der Auflösung und scheinbaren Vernichtung der niederen Form. Die belebende Einwirkung des bewegenden Nerven auf den Muskel hat (nach Bd. I. S. 225) die Ausscheidung und Entstehung eines scheinbar Todten, mitten im Lebenden, zur Folge; wo der Speisesaft sich den Blutgefäßen, das nährende Blut sich dem Gehirn naht, wo der die Empfindung leitende Nerv ans Rückmark tritt, da finden sich überall die früher erwähnten Erscheinungen von Verschlingungen der Nerven- oder Gefäßenden, und von Knoten, in denen das niedre Organ seine eigenthümliche Richtung ganz aufgibt (Bd. I. S. 248

und 267), damit es hierdurch fähig werde in den Kreis einer höheren Lebensbewegung einzutreten. Es gehen dem Sommer die Stürme und Ungewitter des Frühlinges, jeder neuen Periode der Gebirgsbildung die Zwischenzeiten der Zertrümmerung und Zerstörung voraus, deren Spuren in allen Gegenden der festen Erdoberfläche gefunden werden.

Zwischen der Welt eines oberen, unsichtbaren Lebens und ihren Bewegungen, und zwischen den Dingen der gröberen Körperwelt liegt eine Region von chaotischer Natur (§. 22), weder leiblich, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, noch auch geistig: die Welt der elementaren Naturkräfte. Sie erscheinet, wenn Ungewitter und zerschmetternde Blitze, wenn Orkane und verheerende Seuchen aus ihr hervorbrechen, öfters als eine Region des Kampfes und des Todes, in welcher ein oberes, übermächtiges Leben das niedere seine Uebermacht nur auf zerstörende Weise fühlen lässet.

Jene Welt der unwägbaren Agentien hat schon in der Art und Weise ihre Wirksamkeit auf die unorganische Körperwelt etwas Verwandtes mit der Wirksamkeit und Weise der Seele; diese Agentien erscheinen selber von einer fast geisterartigen Natur. Wie für die Seele in einigen Zuständen der Entbindung vom Leibe, welche denen des magnetischen Hellsehens gleichen, nur das vorhanden und sichtbar ist, was mit ihr in lebendiger Beziehung (Rapport) getreten, dieses aber auf eine mit dem Gesetz des gewöhnlichen Sehens unvereinbare Weise sichtbar ist, auch wenn undurchsichtige Mauern oder weite Räume den gesehenen Gegenstand von dem Leibe des Hellsehenden trennen; so dringt das Licht fast so ungehemmt durch den durchsichtigen, festen Krystall, als wäre dieser gar nicht vorhanden. Der beleuchtende Strahl gehet von Weltkörper zu Weltkörper durch den lichtlosen Himmelsraum, als wäre nur der feste, dunkle Planetenkörper für ihn da und ein Seyendes, wie nur der eigne

Leib und das was diesen berührt, ein Bewegungsfähiges für die wirkende Seele. So scheint auch die hölzerne oder steinerne Tafel für die magnetische Wirksamkeit wie gar nicht zugegen, wenn durch sie hindurch ein starker Magnet auf ein Stücklein Eisen wirkt; die Elektricität dringt ungehemmt durch das feste Metall, und offenbaret, in weiter Ferne, ihre Kraft an dem elektrisirbaren Körper: dem Nichtleiter.

Selbst die Schnelligkeit der Bewegung durch den Raum hat bei jenen elementaren Naturkräften unsrer Sichtbarkeit etwas fast Geisterartiges. Ungleich größer noch als die raumdurchdringende Geschwindigkeit des Lichtes ist die der Elektricität; die Schwere, wie der denkende Geist umfasset in gleichem Augenblick das Ferne wie das Nahe.

Wie in der leiblichen Region des Gehirnes und der Nerven, waltet in der Region der unwägbaren Principien ein unsichtbarer Anfang, dessen Bewegen und Wirken für den vorausberechnenden Verstand eben so schwer zu erfassen sind, als die noch künftigen Handlungen und Worte eines denkenden Menschen. Wir bemerken wohl, daß bei den Veränderungen der Witterung die Elektricität geschäftig sey. Das Gesetz aber, nach welchem plötzlich, mitten im Winter, ein warmer Wind aus Süden sich erhebt und den vorhin heitern Himmel mit Wolken überzieht; das Gesetz, nach welchem aus stiller Luft unversehens der Sturmwind hervorbricht, oder nach dem Sturm die anfängliche Stille zurückkehrt, kennen wir nicht. Wir wissen nicht, was das Auflodern des Nordlichtes jetzt häufiger, dann viele Jahre hindurch seltner werden lässet, denn seine Erscheinung ist offenbar eben so wenig an fest bestimmte Zeiten gebunden, als die Wechsel der Witterung. Auf diesen letztern ist zwar allerdings im Allgemeinen der Stand der Sonne, öfters auch

jener des Mondes und vielleicht selbst der andren Planeten von Einfluß; es gehet aber mitten durch die anscheinende Regel eine zahllose Menge der fast täglichen Ausnahmen hindurch, und das Bewegen der elektrischen Kräfte in unsrer Atmosphäre scheint wie das Bewegen des Thieres zuletzt nur gleich wie von einer Willkür abzuhängen, deren Grund in einer unsichtbar waltenden Macht gelegen ist. Wie der Vogel, wenn es ihm beliebt, vom Boden, auf welchem er saß, sich aufmacht und an einen andern Ort fliegt, so zieht plötzlich ein Theil der Luftmasse von unsrem Lande hinweg, und erregt hier jene Ebbe, welche das Barometer sinken macht, und in dem luftförmigen Gewässer den Zug nach dem Boden und nach der Zusammenfügung zur tropfbaren Form überhandnehmen lässet. Dagegen kommt plötzlich, aus unbekannter Stätte, eine neue Wogenmasse der Luft, erregt hier jene Fluth der Anschwellung, welche das Barometer steigen machet und dem Gewässer die Luftform von neuem verleiht. Wie Boten aus einer unsichtbaren, oberen Welt gehen die Sturmwinde und die Feuerflammen des Gewitters ihren Weg durch unsre Atmosphäre, wann und wo dieß der verborgne Grund will, welcher sie sandte; ihren Weg, den der Mensch nicht vorher gewußt, eben so wenig, als die Zeit, wenn die Ungewitter der Tiefe: die Erdbeben und vulcanischen Ausbrüche sich erheben, oder von neuem zur Ruhe legen werden.

So mußte denn allerdings dem forschenden Alterthum die Ansicht nahe liegen, als sey die Welt der unwägbaren Agentien von einer eigenen, wollenden Seele belebt und bewegt, oder wie Thales lehrte von vielen Seelen. Wenn wir jedoch ihr Verhältniß zum organischen Leben etwas näher ins Auge fassen, dann erkennen wir, daß die Region der elementaren Kräfte sich zur wirkenden Kraft der Seele nur eben so dienend verhalte, als die Grundstoffe, aus denen

der Leib der Pflanze sich gestaltet zu dem wundervollen Bauwerk dieses Leibes.

Wir müssen hierbei zuerst an das erinnern, was weiter oben von der zweifachen Wirksamkeit der Seele in den beiden Hauptregionen ihrer Leiblichkeit, in jenen des vegetativen Bildens und in der des thierischen Empfindens und willkürlichen Bewegens gesagt worden (Bd. I. S. 247 u. a.). Wir können die erstere als Lebenskraft, die andre als Seele in engerem Sinne bezeichnen.

Die Lebenskraft, die namentlich der Pflanze innen wohnet, ist es, welche die Grundstoffe der unorganischen Natur zu Elementen einer höheren Ordnung verbindet; sie ist es, welche aus diesen neugeschaffenen Elementen den organischen Leib gestaltet, denselben durch ein fortgesetztes Werk der Auflösung und neuen Zusammenfügung ernährt und erhält; in ihr liegt vorzugsweise jenes schöpferische Vermögen, das den fruchtbaren Samen, den Keim eines neuen Wesens derselben Art erzeugt. Da wo die Lebenskraft als Alleinherrscherin im Gebiet ihrer Leiblichkeit waltet, wie dieß in der Pflanze geschieht, ist sie nicht wie die empfindende und wollende Seele des Thieres an einen bestimmten, engbegränzten Ausgangs- und Mittelpunkt ihres Wirkens gebunden, sondern sie wohnet jedem einzelnen Theile mit demselben Vermögen der Selbstentwicklung innen wie dem Ganzen. In der einzelnen Blattknospe, in dem einzelnen Keimpunkt einer Knolle kann nach der Abtrennung vom Ganzen die bildende, sich selber wieder ausgebärende Kraft dieses Ganzen sich kund geben. Auf dieselbe Weise kann auch die Fortpflanzung im niedern Thierreich durch eine bloß mechanisch oder durch einen Act der Abstoßung bewirkte Theilung des Mutterkörpers vor sich gehen, während im höheren Thierreiche, wo das Centralorgan des Nervensystems zum vorwaltenden Ausgangs- und Endpunkt des Wirkens der Seele geworden

ist, nicht mehr der einzelne Theil das Vermögen hat sich zum Ganzen auszugestalten, sondern in seiner Trennung von diesem alsbald abstirbt, die Erzeugung aber eines neuen Einzelwesens derselben Art auf eine innre oder äußre Scheidung und Wiedervereinigung des geschlechtlichen Gegensatzes sich gründet. Bei jenen Mißgeburten, denen das Centralorgan des Nervensystemes fehlte und hierdurch der höhere Kreis des thierischen Seelenlebens: die Wahrnehmung der Außenwelt und das willkürliche Bewegen in und nach derselben hin ganz verschlossen war, konnte es nur die inwohnende Lebenskraft seyn, welche unter dem Mitwirken der mütterlichen Seele den mangelhaften Leib mit seinen Eingeweiden und Gebilden gestaltete und ernährte.

Die Lebenskraft für sich allein, wie wir dieselbe in der Pflanze thätig sehen, ist demnach in ihrem Wirken darauf beschränkt, daß sie aus den zerstreuten und allgemein verbreiteten Elementen der unorganischen Natur den organischen Bildungsstoff bereitet, aus diesem den eignen Leib von bestimmter Form und Art gestaltet, und daß sie ihr eignes Vermögen, zu einem besondren organischen Leib zu werden, auf den Samen oder auf die einzelnen Sprossen übertragen kann. Zu diesem Werk ihres Lebens bedarf die Baumeisterin des Materials aus der unorganischen Natur. Dieses ist von zweifacher Beschaffenheit: ein gröber Körperliches von wägbarer Art, und ein leiblich Wirkendes von unwägbarer Art. Zu dem Material der ersteren Art gehören die Elementarstoffe der irdischen Körperwelt: Wasser, Kohle, atmosphärische Luft, einige Erden, Salze u. a. m. Solche der zweiten Art sind die Elementarkräfte jener Körperwelt, zunächst das Licht, die Wärme und Elektricität. Die einen wie die andren ziehet die Lebenskraft als dienende und hülfreiche Elemente in den Kreis ihres Wirkens und Gestaltens hinein, nur aus und mit ihnen kann sie den organischen Leib erschaffen, dieser

aber könnte nicht, und keines seiner organischen Elemente könnte aus den chemischen Anziehungen der unorganischen Grundstoffe oder aus dem Einwirken der Elektricität, der Wärme, des Lichtes erzeugt werden; damit der Pflanzenleib in dieser bestimmten Form und mit den ihm innewohnenden Eigenschaften entstehe, muß die schöpferische Lebenskraft das Wesen der elementaren Natur durchdringen und dieselbe zum bestimmten Zweck des besondern Daseyns sich dienstbar machen.

Das Thier, wie wir oben §. 7 sahen, verhält sich zu der Pflanze eben so, wie diese zu der unorganischen Natur. Die Materialien, aus welchen die schöpferische Kraft, welche seinem Wesen innenwohnt, sich ihren Leib bildet, sind nicht die Grundstoffe der unorganischen Natur unmittelbar sondern im gewöhnlichen Verlauf des Ernährens sind es jene organischen Elemente, welche die Lebenskraft der Pflanze zubereitet hat (Bd. I. S. 163 u. f.). Das Wesen des Thieres hat aber nicht nur die Elemente, sondern die ganze Natur der Pflanze in sich aufgenommen, auch bei ihm ist es die vegetative Lebenskraft, durch deren Wirken der Nahrungsstoff zum Blute, dieses zu dem Gebilde der einzelnen Organe wird; auch bei ihm gehet das Geschäft der Zeugung unter dem waltenden Einfluß der Seele zunächst von der Lebenskraft aus. Diese, wie der tragende Stamm, kann in gewissen Fällen (nach Bd. I. S. 389) und Zuständen (nach §. 20) bestehen und wirksam seyn, wenn die obere Region des thierischen Lebens mit den Kräften der Seele außer Wirksamkeit trat. Die Lebenskraft kann ihre Leiblichkeit nur bilden und erzeugen, nicht aber in selbstbewegender Weise sie beherrschen (Bd. I. S. 67). Das was sie mit anziehender oder abstoßender Kraft bewegt, das sind nur die einzelnen Grundstoffe, die sie als Nahrungssaft in sich aufnimmt. Dagegen kann die thierische Seele nicht nur durch anziehende und abstoßende Kräfte die ein-

zelnen Bildungselemente ihres Leibes, sondern den ganzen Leib mit all seinen Gliedern bewegen; der niedere Kreis der Lebenskraft steht so unbeschränkt zu ihrem Dienste, daß sie selbst die elementaren Naturkräfte aus eigner Kraft wecken und aus ihrer Leiblichkeit hervorbrechen lassen kann. Denn der Leib des elektrischen Fisches wirkt mit der elementaren Naturkraft der Electricität weit über den Kreis seines Umfanges hinaus; im Organismus der vollkommneren Thiere erzeugt sich die selbstständige Wärme, anderwärts das Licht. Und was bei diesen Erscheinungen äußerlich zu Tage liegt, das geschieht ohne Aufhören innerlich am lebenden Thiere, denn die Seele des Thieres bewirkt vom Gehirn und vom Nerven aus in jedem Augenblick das Empfinden wie das willkürliche Bewegen mittelst der elementaren Naturkräfte, die sie aus dem Wechselverkehr der leiblichen Stoffe erweckt; es ist, so könnte man sagen, ein innres Licht, das ihr beim Wahrnehmen und Empfinden; es ist die Elektricität, die ihr bei der Bewegung der Muskeln dient.

Wir müssen jedoch hier noch, wenn auch nur vorläufig, einen Hauptunterschied der Seele von der Lebenskraft ins Auge fassen, dessen weitere Betrachtung uns noch später beschäftigen wird. Die Seele ist eine Wirklichkeit (m. v. §. 3), welche nicht nur nach außen die kleine Welt des sichtbaren Leibes erzeugt und gestaltet, sondern zugleich nach innen die große unsichtbare Welt der Erinnerungen. Der sichtbare Leib entstehet durch das Aufnehmen der körperlichen Stoffe, die innre, unsichtbare Welt der Seelenbilder durch die Eindrücke der Außenwelt auf die wahrnehmenden Sinnen. Wie in jeder einzelnen Faser des Leibes das Vermögen liegt, ihres Gleichen zu erzeugen, so in jedem Gedankenbild jene sich selber neu erzeugende Kraft, welche die Reihenfolge der Erinnerungen begründet. Und mit dem Vermögen die sichtbare Außenwelt in eine unsichtbare Innenwelt zu verwan-

deln, ist jenes andre verbunden, die Regungen dieser inneren Welt wieder zu einer äußeren, leiblichen That, zur That des Begehrungsvermögens werden zu lassen, das sich zunächst in den Bewegungen der Muskeln verkörpert.

So liegt das Baumaterial für die organische Leiblichkeit in den elementaren Stoffen und Kräften der irdischen Körperwelt, aus ihm errichtet die Lebenskraft ihren kunstreichen Unterbau, auf welchem sie sich durch die Macht der Seele ihren erhabeneren Wohnsitz begründet. Das Material ist für die verschiedensten Formen der organischen Wesen dasselbe, die Lebenskraft aber und die Seele geben sich an jeder derselben, in besonderer Weise kund. Die Lebenskraft und noch mehr die Seele bezeugen hierdurch, daß sie etwas Andres sind, als der irdische Grundstoff oder die elementare Naturkraft — die Seele, durch die unsichtbare Innenwelt ihrer Vorstellungen, daß sie etwas Andres sey, als die nur sichtbar und äußerlich bildende Lebenskraft. Und dennoch ist Etwas, worin diese drei sich gleich und Eines sind: das ist der Drang des Zusammenwirkens zum gemeinsamen Zweck des Lebens, welchen die schaffende Urkraft der bestimmten Form des Einzelwesens eingepflanzt hat. In dieser Form (dem Urgedanken des Schöpfers) ist der Leib ein zugehöriges Etwas der Seele, die Seele ein ergänzendes Etwas des Leibes, und man kann sagen, daß die Seele durch jene Elementarkräfte, welche sie, wie wir vorhin sahen, aus ihrer Schöpferkraft hervorgehen lässet (S. 121), zum Leibe werde, der Leib aber mit Hülfe derselben, ihm von außen zuströmenden Elementarkräfte der Natur zur Seele, und daß in gewissem Maße die Leiblichkeit bildend und bewegend auf die Seele, so wie diese, in vorherrschendem Maße auf jene wirke.

Erläuternde Bemerkungen. Die oben erwähnten Stellen aus Aristoteles finden sich de anim. L. I, c. 4, sowie 2. — Das Gleichartige könne, nach Empedokles, nur das Gleichartige empfinden, daher müsse die Seele aus den Principien der Sichtbarkeit bestehen, deren jedes gleichsam eine besondere Seele sey. Denn durch Erde nur erkennen wir die Erde, durchs Wasser das Wasser, durch den Aether den göttlichen Aether, Feuer durch Feuer, wie Liebe und Haß wieder nur durch Liebe und Haß:

γαίῃ μὲν γὰρ γαῖαν ὀπώπαμεν, ὕδατι δ' ὕδωρ,
αἰθέρι δ' αἰθέρα δῖον, ἀτὰρ πυρὶ πῦρ ἀΐδηλον·
στοργῇ δὲ στοργὴν, νεῖκος δέ τε νείκεϊ λυγρῷ.

Nur das Gleiche vom Gleichen erkennbar, nach Sext. Emp. VII, 92.

Die Seele des Menschen nach Pythagoras aus Aether gebildet (Diog. Laërt. L. VIII, 28) εἶναι δὲ τὴν ψυχὴν ἀπόσπασμα αἰθέρος. — Dieselbe Behauptung bei Phil. SS. Alleg. L. III, 90, ed. Mang. I, 119. — Doch deutet schon Cicero an, was hier unter Aether gemeint sey. Cicero de senectute: Audiebam Pythagoram Pythagoreosque nunquam dubitasse, quin ex universali mente divinâ delibatos animos haberemus. — Horat. L. II, Sat. 2: Atque affigit humo divinae particulam aurae. — M. v. Clem. Alex. Strom. V, 689.

Wie das Feuer, auch wenn es seine Flamme auf unzählige Fackeln fortpflanzt (indem es sie entzündet), immer dasselbe bleibt, so blieb Moses' Geisteskraft dieselbe, obgleich von seinem Geist auf die 70 übergetragen wurde. Ebenso verhält es sich mit dem Geist Gottes (Phil. de Gigant. ed. Mang. p. 266). — Der Geist Gottes, hierbei an Kraft immer derselbe bleibend, Origen. Hom. VI, in Numer. — Contra Cels. VI, 323.

Statt des Aethers setzt Vettius Valens, L. IV, Antholog. c. 5, die Sonne, wenigstens als einen Quell der Kräfte der Seele. Die Sonne sey ein Dämon, welcher den Seelen die Kraft des Wirkens gebe und sie dazu aufrege. M. v Seldenus de diis Syris, Synth. I, c. 1. — Meni als Sonne bei Huetius, annotat. ad Origen. Comment. in Johann. XIII, 17, ed. Par. IV, 226.

Leib und Seele stehen in einer unwandelbaren Wechselbeziehung (Ar. de anim. I, c. 3). Diese bestimmte Seele kann immer nur diesem bestimmten Leibe angehören (ib. II, 2). Die Seele ist kein Körper, aber sie ist etwas des Körpers (σῶμα μὲν γὰρ οὐκ ἔστι, σωματός δέ τι) und darum inwohnend im Körper (II, 2 fin.); ebenso ist sie keine ausgedehnte Größe, aber etwas der Größe (m. v. I, 2, 3). Sie ist nicht das Feuer, wie die Säge nicht der Werkmeister ist, aber sie bedarf der Wärme, wenn sie mit dem Leib wirken

soll (de part. anim. L. II, c. 7). An sich selber ist die Seele nicht im Raum, hat darum auch keine Raumbewegung, sondern sie nimmt nur an der des Leibes Theil, wie der in einem bewegten Schiffe sitzende Schiffer an der Bewegung seines Fahrzeuges (de anim. I. 3).

Wir fügen hier noch aus den ältern Ausgaben (Erl. Bem. zum §. 29) einige Stellen aus den Alten über die verschiedenen Vermögen oder Wirkungsarten der Menschenseele bei, welche da freilich nur in ihrem Einsseyn mit dem vernünftig erkennenden Geiste, nicht in ihrer Besonderheit (als anima des Thiers) aufgefaßt ist.

Plato in seinem Timäus legt der Seele 7 Grundkräfte bei, eben so Aristoteles, der (de anim. II, 3) als verschiedene Kräfte δυνάμεις oder Vermögen der Seele ein ernährendes, empfindendes, begehrendes, bewegendes, erkennendes (θρεπτικὸν, αἰσθητικὸν, ὀρεκτικὸν, κινητικὸν, διανοητικὸν) nennt, wozu noch (L. III, c. 9) das Princip der Einbildungskraft (φανταστικὸν) und c. 10 der Ueberlegung (βουλευτικὸν) kommt. — Anderwärts theilt Aristoteles die Vermögen der Seele nach ihren beiden Hauptrichtungen auf das sittliche Thun und aufs Erkennen ein. Oder er scheidet die Seele in einen irrationellen und rationellen Theil, welcher letztere theils Solches erkennt, das seinen Principien nach nicht anders seyn kann, theils auch Solches, das so oder anders seyn kann. Jenes führt zum Wissen, dieses zum Denken und Ueberlegen (Ethic Nicomach. L. VI, c. 2). — In der Lehre der Stoiker erscheint die Seele in acht Vermögen getheilt: 1 bis 5 umfaßt die Thätigkeit der fünf Sinne; 6 die der Stimme; 7 die Zeugungsfähigkeit; 8 die herrschende Kraft ἡγεμονικὸν), der die andern, wie die Arme den Polypen, als Organe dienen (Plut. de plac. ph. L. IV, c. 4). Die ersten 7 Thätigkeiten der Seele erkennt auch in jener Ordnung Philo an (deter. potior. insid. 186, ed. Mang. I, 223 und ss. Leg. Alleg. I, 42 ed. M. I, 45).

Anderwärts ertheilt er der Pflanzenseele drei Kräfte, welche Ernährung, Veränderung und Vermehrung bewirken, der Seele des Thieres kommt Empfindung, Phantasie, Begehrungsvermögen zu (αἴσθησις, φαντασία, ὁρμὴ, in libr. quod Deus sit immutabil. 298, ed. Mang. I, 278). Wie die Sonne zwischen den 6 Planeten (3 unteren und 3 oberen), so waltet herrschend das heilige göttliche Wort zwischen den je zweifach getheilten drei Hauptkräften der Seele (quis rer. divinar. haeres. 511, ed. Mang. Vol. I, 504). — Die Seele ist in drei Theile getheilt, davon hat der vernünftige seinen Sitz im Haupte, der Muth (das Gemüth) wohnt in der Brust, der begehrliche Theil im Unterleib. Diesen entsprechen drei

Tugenden: Weisheit, Edelmuth, Mäßigung (ss. Leg. Alleg. I, 52 seqq. ed. Mang. 56 seqq. III, 82, c. M. 110; de confus. lingu. 323, ed. M. 408).

Maximus Tyrius (diss. VI. p. 66, ed. Davis), dem Plato folgend, zählt drei Hauptkräfte der Seele. Der erstern, welche in der Herrscherburg (Akropolis) wohnt, kommt das Geschäft des vernünftigen Urtheiles zu, die andere, mit der erstern vereint, ist die selbstthätige Kraft, die dritte, die träge, ungemäßigte, unfreie Menge, von Genußsucht, Uebermuth und Wollust bewegt, gleichet dem trägen, vielstimmigen, veränderlichen, sinnlosen Pöbel. — Derselbe (diss. X. p. 108), mit Plato und Aristoteles übereinstimmend, theilt die Seelenkräfte in Vernunft und Affecte (einen rationalen und irrationalen Theil); oder auch (diss. XL. p. 418) in einen (thierisch) menschlichen, welcher sterblich ist, und einen göttlichen und aufs Göttliche gerichteten (φρόνησις), der unsterblich ist.

Tertullian. c. 14 de anima sagt, alle diese Lehren zusammenfassend: dividitur autem in partes, nunc in duas a Platone, nunc intres a Zenone, nunc in quinque et in sex a Panaetio, in septem a Sorano, etiam in octo penes Chrysippum, in novem penes Allophanum; sed et in decem apud quosdam Stoicorum; et in duas amplius apud Posidonium, qui a duobus exorsus titulis, principali, quod aiunt ἡγεμονικὸν, et a rationali, quod aiunt λογικὸν, in duodecim exinde prosecuit.

In der Seele ist ein unwillkürliches Vermögen, das den Leib belebt, und eine selbstbewußte, erkennende Kraft. Basil. Caes. constit. Monast. c. 2; ed. Par. II, 541 seqq.

Die dreifache Bestimmung der Seele.

§. 29.

Vorzugsweise pflegen wir an der Seele drei Lebensäußerungen zu unterscheiden: zunächst jene, vermöge welcher sie ihren Leib zu dem bestimmten Zweck seines Daseyns bildet und für den Wechselverkehr mit seiner Außenwelt geschickt machet, dann jene, vermöge welcher sie die einzelnen Dinge dieser Außenwelt wahrnimmt oder empfindet, drittens aber die That der Selbstbezeugung oder der selbstständigen Fortbewegung durch Raum und Zeit. In gewissem Sinne ist

selbst die Pflanzenseele nicht nur der ersten, sondern auch der beiden andren Lebensäußerungen fähig, denn in Beziehung auf das Sonnenlicht kommt ihr ein auffassendes Vermögen zu, das sich nach seinem Maße mit der thierischen Empfindung vergleichen lässet; die That der Selbstbezeugung gibt sich bei ihr in dem Werk der Erzeugung eines fruchtbaren Samens kund, durch welchen eine von Geschlecht zu Geschlecht fortschreitende Wiedererneuerung derselben Form möglich wird.

Verweilen wir zuerst bei dem offenkundigen Geheimniß der Bildung des Leibes und bei seiner Gestaltung zu dem bestimmten Zwecke des besondern Daseyns. Es wirken hierbei zwei verschiedene Mächte zusammen; die eine ist jene innre, dem einzelnen Geschöpf eigenthümliche, durch welche der aufgenommene Nahrungsstoff der besondren Leiblichkeit verähnlicht und zu einer organischen Gesammtheit gegliedert wird; die andre ist der Zug eines allgemeinen, äußren Lebens, welcher den werdenden Leib in eine feststehende Beziehung zu der Mannichfaltigkeit der andren Geschöpfe setzet, mit welchen und für welche er daseyn und leben soll.

Eine Schöpferkraft der lebenden Seele ist es, welche aus dem chaotisch-formlosen Stoffe ein ganz Neues, organisch Geformtes schaffet. Denn was hat der Dünger des Gartenbeetes, was hat das mit Erdenstaub und Luft gemischte Wasser, daraus das Liliengewächs sein prachtvolles Gewand webet, mit der Gestalt und Schöne, so wie mit dem Duft seiner Blüthen gemein? welche Gleichheit ist zwischen dem farbigen Gefieder des Vogels und dem zermalmten, farblosen Korn, daraus sein Fleisch und seine Hautbedeckung sich gestaltet und immer wieder erneuet? Und mehr noch als durch die Verähnlichung des äußeren Nahrungsstoffes überhaupt, gibt sich die unsichtbar, im Innren des Leibes waltende Seele als eine Neues schaffende kund, wenn sie den

Speisesaft, den sie aus dem genossenen Futter und Getränk sich bereitete in die Form des Blutes, das Blut aber, in polarischer Zersetzung und Auseinanderlegung hier zum Fleisch, zu Haut und Haar, dort zum festen Knochen, oder zum bildsamen Nervenmark gestaltet. Der schön geformte Leib des Schmetterlings, welcher durch Verwandlung der einen Stufe in die andre, aus der Raupe und Puppe hervorgeht, läßt sich in sichtbarer Weise mit allen seinen wesentlichsten Theilen schon in der Raupe, so wie der Schaft des Liliengewächses in seiner Zwiebel nachweisen; wenn aber das Blut zum Muskel, zum Knochen, zum Nerven wird, dann wird an und in ihm eine vorhin nicht vorhandne Form ausgeprägt, welche sich zu dem, was das Blut war, verhält, wie der unsichtbare Gedanke zu dem sichtbaren Gehirn, bei dessen geheimnißvollen Anregungen er sich entwickelt. Das äußere Ende, nach welchem die Fäden all dieser Verwandlungen und Gliederungen im Kreise der besondren Leiblichkeit sich hinziehen, ist ein sichtbares, der Anfang aber, aus dem sie sich entspinnen, ist ein unsichtbarer. Wie der leuchtende und wärmende Sonnenstrahl durch gestaltende und belebende Kräfte an den wägbaren Elementen sich kund gibt, ohne jemals mit ihnen zugleich die Natur des Wägbaren (Schweren) anzunehmen, so gibt der innre Anfang der lebenden Leiblichkeit dem sichtbaren, irdischen Stoffe die Kraft, ein mannichfach gegliedertes Ganze zu werden, während er an sich selber von diesem Leiblichwerden sich frei hält; die Seele ist ein schöpferisches, selbstständiges Bewegen, welches sich unsren Sinnen nur in und an einem bewegbar Leiblichen kund gibt.

Und daß dieses Bewegen, wie wir oben (§. 7), zunächst in engerer Beziehung von dem thierischen Wesen, es aussprachen, ein Mitbewegen in besondrem Kreise mit einem

allgemeineren, allumfassenderen sey, dieß lehrt uns die bildende, organisch gestaltende Kraft der Seele, da wo sie den Leib des einzelnen Geschöpfes für eine Außenwelt zubereitet, mit welcher derselbe in nähere Beziehung zu treten bestimmt ist. Es geschieht dieses nach zwei verschiednen Richtungen hin, einmal in der Weise, daß der Leib dadurch befähigt wird, die Dinge der Außenwelt dem Dienste seiner Selbsterhaltung zu unterwerfen, oder ihrem Einfluß abwehrend zu begegnen, zum andern aber in jener, dadurch auch er seinerseits zum Dienst und Nutzen einer mitgeschaffenen, mitlebenden Welt geeignet wird. In beiden Beziehungen offenbart sich an der Seele ein Ferngefühl oder gleichsam Ferngesicht, dessen Wirksamkeit über Räume und Zeiten hinausreicht. Als hätte ein kunstreicher Meister das Maß zu beiden genommen, so stehet die Größe und Stärke der Mundtheile bei den Thieren in einem genau passenden Verhältniß zu dem Futter, das ihnen zur Nahrung angewiesen ist. Der lange, dünne, röhrenförmige Schnabel des Kolibri's würde selbst zum Erfassen der kleinsten Beeren oder Samenkörner nicht geeignet seyn, und wie vollkommen befähigt ihn gerade diese seine Form zum Auffaugen des Ne:tarsaftes und des zarten Gewürmes, das sich, mit jenem zugleich, in der Tiefe der Blumen findet! Gleich wie eine Mißgestaltung erscheint die auf- und abwärts übergebogne Stellung der Kinnladen am Kreuzschnabel, und dennoch ist sie es allein, welche den Vogel fähig machet, die ihm vorzugsweise angewiesene Nahrung: die Samen der Fichten und Tannen aus den festgeschlossnen Schuppen der Zapfen herauszubrechen. „Wie kann uad wovon der große, gemähnte Tamandua oder Ameisenfresser sich nähren?“ so möchte Jeder fragen, der das sonderbare, südamerikanische Thier in unsren Sammlungen sähe und forschend betrachtete, ohne seine Lebensgeschichte zu kennen. Denn die Kinnladen, wie zu einem

mächtig großen Schnabel verlängert, sind ganz zahnlos und endigen in einem unverhältnißmäßig kleinen Mund, dessen enge Oeffnung kaum einer solchen Nuß die Aufnahme gestattet, wie unser so vielmal kleineres Eichhorn in seinem Munde sie fortträgt. Und wie reimt sich mit einem solchen kraftlosen Munde die schwere Waffe der starken Klauen, die sich an den Füßen des Thieres finden? — Ein Beobachter sieht dasselbe in dem Lande, das es bewohnt, sieht es in den natürlichen Verhältnissen und Geschäftigkeiten seines Lebens, und alsbald wird ihm klar, wie jeder einzelne Zug an dem Körperbau des Tamandua für das Werk der Selbsterhaltung des Thieres geeignet und zubereitet ist. Den mächtigen Klauen an den Zehen, die zugleich auch zum Klettern auf Bäume und im Nothfall als kräftige Vertheidigungswaffen dienen, ist die Aufgabe ertheilt, die feste, thonige Decke der Ameisenbaue zu durchbrechen. Das kleine streitbare Volk dieser Baue eilt in Schaaren nach der Stelle des Einbruches hin, da entfaltet der Tamandua plötzlich seine lange, wurmförmige, mit zähem Schleim überzogene Zunge, streckt sie weit aus dem Munde über die Ameisenschaaren hin, und zieht sie mit einer Masse der anklebenden kleinen Thiere in den Mund zurück, was er mehrmalen schnell wiederholt, bis die Schaaren gelichtet sind oder er selber von der verschlungenen Beute gesättigt ist.

Schwerer noch als die Züge im Körperbau des Ameisenfressers scheinen sich auf den ersten Blick die Einzelheiten im Bau des Wallfisches zusammenreimen zu lassen. Sollte nicht dieser Riese des Meeres einer Kost der Riesen: solcher Bissen wie die Seekälber oder selbst wie die Wallrosse zu seiner Sättigung begehren? In der That, groß genug wäre sein ungeheurer Rachen zum Verschlingen solcher Beute, denn dieser hat die Weite und Höhe eines Zimmers, kann ein ziemlich ansehnliches Boot mit seiner Mannschaft aufnehmen.

Aber wie wenig entspricht dem äußren Umriß dieses ungeheuren Mundes das Innre desselben. Da stehen statt der Zähne die Hunderte der biegsamen Fischbeinbarten mit ihren Franzenfasern, und der Schlund ist so eng, daß kaum ein Bissen von der Größe eines mäßigen Apfels durch ihn zum Magen gelangen könnte: er verhält sich zur Mundhöhle wie der Schlund einer Maus zur Rachenhöhle eines Stieres. Und dennoch stehen alle diese scheinbaren Widersprüche im vollkommensten Einklange mit der Aufgabe der Selbsterhaltung des Thieres. Wie eine Staubwolke in der Luft drängt sich das Gewimmel der kleinen weichschaligen Krustenthiere im Gewässer des Meeres zusammen, schweben in ihm die Schaaren der Clionen mit den Flügelpaaren ihrer weichen Flossen auf und nieder; bei jeder Oeffnung seines Rachens nimmt der Wallfisch eine solche Wolke der kleinen Thierwelt in diesen auf, die Borstenwimpern seiner Barten mögen dann zum Durchseihen derselben dienen, das überflüssige Wasser wird herausgespritzt, die Masse des Genießbaren von dem Thier hinabgeschlungen. So steht hier die Kleinheit des Nahrungsmittels und die Enge des Schlundes mit der ungeheuren Weite des Rachens in einem genau abgewognen Verhältniß.

Ungleichmäßig und außergewöhnlich erscheint an der Giraffe der Vorderleib erhöht, der Hals verlängert. Sollte das Thier mit unsern gras- und krautfressenden Viehheerden auf die Weide gehen, wie mühsam und kümmerlich würde dasselbe sich nähren. Und dennoch ist es gerade nur durch diesen auffallenden Bau geeignet sein gewöhnliches Futter: die Blätter und Triebe der Mimosen und andrer Bäume seiner heißen Heimath zu erfassen und abzuweiden, in deren hohem Wipfel die Zweige noch kräftig grünen, wenn unten der Boden zur dürren Wüste geworden ist, auf der sich nirgends ein frischer, genießbarer Grashalm zeigt. Jene Dienste, welche der Giraffe ihr erhöhter Vorderleib, ihr

langer Hals und die weithervorstreckbare, zum Zugreifen geeignete Zunge leisten und noch viel mehr als diese, gewährt dem Elephanten sein wundervoll gebildeter Rüssel. Während der übrige Leib, gleich einer Bergmasse, ruhend auf den Grundsäulen der kurzstämmigen Füße, nur zu wenig andren Bewegungen als zu jener des Ganges und des kräftigen Stoßes der Hauzähne geschickt ist, vereint der Rüssel in sich alle Eigenschaften und Kräfte einer zugreifenden Hand und eines Schöpfgefäßes für das Wasser, tief vom Boden herauf, dahin das massenhafte Thier nur schwerlich den Mund hinabzubeugen vermöchte. So ist jeder beseelte Leib seinem Baue nach geeignet zu dem Werk der Selbsterhaltung und zu den hierzu dienlichen Bewegungen durch Schwingen, Flossen, Füße oder Muskelgefüge des fußlosen Bauches. Die gestaltende Kraft der Seele läßt es ihrem Leibe in seiner äußren Ausstattung an keinem einzigen Stücke fehlen, das zum Erlangen seiner Nahrung und Nothdurft gehört; im Innren an keiner jener Vorrichtungen, die zur Verähnlichung und Verwandlung des genossenen Futters in das eigne, organische Gebilde nöthig sind.

Was wir von dem einen Geschäft der Selbsterhaltung des beseelten Leibes sagten, das gilt auch von dem andren; von jenem nämlich, durch welches das einzelne Geschöpf geschickt wird, den äußern Einflüssen, welche sein Leben und Wirken beeinträchtigen und in feindlich zerstörender Weise ihm zustoßen könnten, abwehrend zu begegnen. Noch ehe die Winterkälte mit ihrer lähmenden Macht eintritt, entwickelt sich zwischen dem kurzen feinen Haar, das den Mouflon (das wilde Schaf) im Sommer bedeckt, die wärmende Wolle; der Eidergans der Polarzone dient ihr reichliches Flaum, dem Seehund und Wallfisch die Fülle des halbflüssigen Fettes (Thranes) zum Schutz gegen die Kälte; dem Kamel ist als eine Vorrathskammer von Nahrungsstoff, welcher zur Zeit

des Mangels in die Blutmasse aufgenommen wird, der zellgewebige, von einer fettartigen Masse erfüllte Höcker verliehen. Die beiden Riesen der afrikanischen Ströme: das Krokodil und das Nilpferd sind, das eine durch den Schuppenpanzer, das andre durch seine gewaltigen Hauzähne vor den Angriffen des gefährlichen Nachbarn gesichert; der Elephant setzt den Angriffen der Tiger und Löwen seiner Heimath die Waffe der Stoßzähne und den kräftigen Schlag des Rüssels entgegen; die Gazelle und das Zebra entzie)en sich diesen Angriffen durch die Schnelle der Füße; die schwache Feldmaus und das Kaninchen entschlüpfen der Gewalt, selbst des schnellen Vogels, in ihre unterirdischen Baue. So vollbringt überall das belebte Wesen seine siegreichen Kämpfe mit der feindlichen Macht bald durch Stärke, bald durch List, und die bildende Kraft der Seele hat ein jedes derselben mit der Waffenrüstung versehen, die ihm gerade in seiner Umgebung und auf der Bahn seines Lebens nöthig ist.

Auffallender noch und ungleich weiter gehend als die Richtung der sichtbar gestaltenden Wirksamkeit der Seele, welche der Selbsterhaltung des Leibes dient, ist jene andre, durch welche dieser Leib nach seinem Maße zum Dienst und Nutzen einer andren, mitseyenden und mitlebenden Welt der Geschöpfe zubereitet wird. Hierdurch tritt er als organisch ergänzendes Glied in den lebendigen Verein mit einem Ganzen, das in dem Zusammenwirken aller seiner Theile als ein Leib der höheren Ordnung erscheint, über dessen Wirken und Bewegen eine gemeinsame Seele waltet.

Als ein Abbild nach kleinerem Maßstab, von dem was die Gesammtheit der irdischen Natur im Großen ist, erscheint uns der Staat der Bienen. In diesem hat die über Alle herrschende Seele ein sichtbares Organ gefunden: dieß ist die fruchtbare Mutter der Schaaren, die Bienenkönigin. Das Werk des Lebens dieser Herrscherin ist einzig auf das

Erschaffen der neuen, künftigen Bevölkerung des Stockes beschränkt; die Tausende ihrer Unterthanen sind nur zur Förderung und Erhaltung dieses Werkes der Zukunft da. Kaum ist die junge Arbeitsbiene aus der Hülle der Puppe ausgeboren und durch das Belecken und Bürsten ihrer älteren Mitbürgerinnen von dem anklebenden Staub der zertümmerten Hülle gereinigt, da versucht sie ihren ersten Flug hinaus in die grünende, blühende Pflanzenwelt; nicht allein um von der Fülle der nährenden Stoffe zu kosten, sondern um auch zugleich den größeren Theil der erbeuteten Speise zu sammeln und ihn hineinzutragen zum Nutzen des Ganzen, welchem sie zugehört. Zu diesem Dienste, nicht zunächst für die Ernährung und Erhaltung des eignen Lebens, sondern jenes Gesammtlebens, das in der Gemeinde herrscht, ist der Bau ihres Leibes schon von der Geburt an bereitet, wie dieß der verlängerte Saugrüssel und das Körbchen zur Aufnahme des gesammelten Wachses an der Ferse des hintren Fußpaares bezeuget. Wenn man einen ganzen Sommer hindurch das Thun einer solchen Arbeiterin beobachtet, dann erkennt man, daß der bei weitem größere Theil ihrer Zeit und ihrer Bemühungen der Erhaltung der Gemeinde, nur der kleinere Theil der Erhaltung und Pflege des eignen Daseyns gewidmet sey. Namentlich ist jener Sinn, den die Arbeitsbiene für das erwachende Bedürfniß der Brut hat, die doch von einer andren Mutter als von ihr geboren ist, noch ein ungleich wundervollerer als das fein hörende Ohr einer menschlichen Mutter, welches die leisesten Töne des dürstenden Säuglings vernimmt, und dieser Sinn zeigt sich auch anderwärts bei dem mütterlichen Insect, wenn dasselbe, seiner Mahnung folgend, die Wohnstätte bereitet und das Futter sammelt für ein noch ungebornes Geschlecht. Ein sichtbares Wirken gehet da von einem unsichtbaren innren Anfang nach einem noch

eben so unsichtbaren, erst künftig erscheinenden Ende hin.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei den bedeutsamen innren Verhältnissen des Bienenstaates. Die Seele, die über all die Einzelwesen eines solchen Staates waltet, zeigt sich hier als ein sichtbares Einzelwesen derselben Art, welches den Drang der Mutterliebe, der zum Anlegen der Brutzellen, zum Füttern der Jungen anregt, an die Tausende der Seelen überträgt, welche ihr, wie die Glieder des Leibes einem gemeinsamen Haupte zugeordnet sind. Es geschieht dieß in derselben Weise, in welcher der Wille einer thierischen Seele vom Gehirn aus die Muskeln der Füße oder der Flügel durchwaltet, damit sie durch ihr harmonisches Zusammenwirken den Bewegungen des Laufes oder des Fluges dienen. Und wie der Drang der Liebe, so vermag eine solche waltende Seele auch jene Abneigung auf die andren Seelen zu übertragen, welche nach dem Lauf der Natur an dem befruchteten Weibchen gegen die Männchen sich einstellt, denn diese von dem Haupt an die Glieder übergehende Abneigung ist es, welche die Arbeiterinnen antreibt zum Umbringen und zum Entfernen der Drohnen aus dem Kreise der Gemeinde.

Bei den Ameisen ist es eine sterbende Mutter, welche, gleichsam als letztes Vermächtniß, den Drang ihrer Liebe und die Sorge für die verwaisten Kinder dem überlebenden Geschlecht der schwesterlichen Arbeiterinnen überläßt, und jede von diesen wird zu einer liebenden, pflegenden Mutter, deren ganzes Leben von nun an in dem Geschäft der Erhaltung eines künftigen Geschlechtes aufgeht.

Aber der Zug einer hülfreichen Erbarmung, welcher ein Wesen von ganz andrer Art und Natur mit Kräften und Gaben ausrüstet, zur Linderung einer fremden Noth, bewegt sich noch in viel weiteren Kreisen. Ein Thier, halb von

Pflanzennatur, die Blattlaus, diene uns hier als Beispiel. Schon der Bau ihres Körpers deutet es an, daß die Bestimmung ihres Lebens eine getheilte sey, zwischen der Erhaltung des eignen Leibes und der Ernährung andrer Wesen. Mit dem verlängerten Mundende fest an der Pflanze wurzelnd, saugt sie den Saft derselben, von dessen Fülle der zarte Körper wächst und anschwillt. Aber der Saugröhre des Mundes, welche der Ernährung des eignen Leibes dient, gegenüber, am Ende des Rückens stehen zwei andre, nach oben geöffnete Röhren, aus denen eine Flüssigkeit hervorträufelt, welche durch eine Verwandlung des rohen Pflanzensaftes in einen thierischen Stoff, gleichsam wie die Milch der Kuh aus dem von ihr genossenen Futter, sich gebildet hat. Während der saugende Mund dem eignen Leibe des Thieres das zuführt, was zu seinem Unterhalt nöthig ist, geben die Röhrchen des Rückens einem andren hungernden Thiere seine Speise, denn die Ameisen entnehmen diesen lebenden Quellen jenen Nahrungsstoff, womit sie, fast vorzugsweise, ihre noch zarten Jungen füttern und von dem sie zum Theil selber ein Mahl halten. So werden die Blattläuse zu wohlthätigen Säugammen für ein ihnen ganz fremdes Geschlecht von Thieren.

Gegenseitig sind, in weiterem Umfang, die Pflanzen und die Thiere einander zur Aushülfe und Ergänzung gemacht. Ueberall in der irdischen Natur gibt sich die Zeugungskraft auch dadurch als eine schöpferische kund, daß sie bei der Hervorbringung des Stoffes, der zu ihrem Zwecke dient, fast ohne Gränzen und Schranken sich ergehen lässet. Sie ist aber auch darin das Abbild einer allversorgenden, allerhaltenden Schöpferkraft, daß sie durch die Ueberfülle des zeugenden Stoffes nicht nur die Forterhaltung der einen Art der Dinge, das Erwachen der neuen, gleichartigen Lebenskeime begründet, sondern zugleich der Erhaltung und

Bekräftigung einer mitlebenden Welt der Erschaffenen dienet. Von den Millionen der Blüthenstaubkörnchen, die sich zur Frühlingszeit in den Tausenden der Blüthen eines einzigen Baumes bilden, erfüllen öfters nur wenige Hunderte den eigentlichen Zweck ihres Entstehens, indem sie den weiblichen Fruchtkeim beleben. Kaum aber wird ein einziges von ihnen unbenutzt und ungenossen von einer kleinen, zum Theil nur dem bewaffneten Auge erkennbaren Thierwelt, oder von andren Wesen des Pflanzenreiches verloren gehen. Und wenn endlich der Baum, nachdem er auch noch einen großen Theil der unzeitigen Früchte zum Unterhalt für andre lebende Wesen freigebig dahingestreut hat, im Schmucke seiner reifen Samenbehältnisse dasteht, dann sind selbst diese mehr noch zum Nutzen des großen, allgemeinen Haushaltes der Natur da, als zur Fortpflanzung der Art des Gewächses selber.

Dasselbe was von den Blüthen und Früchten im Allgemeinen, gilt insbesondere von dem Nectarsaft der Blumen, welcher ungleich mehr noch für andre lebende Wesen als für das Geschäft des Blühens selber da ist. Viele Gewächse geben, wie die honigträufelnde Esche, aus Blättern und Zweigen eine Ueberfülle der nahrhaften Säfte von selber von sich, andre, wie der Kuhbaum und der Blüthenschaft der Palmen, nach Verletzungen. Und wenn das Pflanzenreich im Allgemeinen, wenn seine Waldungen mit magnetischer Kraft die wässerigen Niederschläge der Luft anziehen, kommt nicht dann von dieser angesammelten Fülle mehr noch als den einzelnen Bäumen selber der übrigen lebenden Natur zu gute?

Die vielfachen Dienste, welche das Gewächsreich, namentlich dem Thierreiche leistet, werden von diesem durch eben so vielfache Gegendienste belohnt. Während das bienenartige Insect mit dem Genuß und mit dem Aufsammeln des Blüthenstaubes sich beschäftigt, wird es zugleich der

Träger und Ueberbringer dieses befruchtenden Stoffes an die fruchtbringenden Samenbehältnisse, und der Feigenbaum würde, ohne diese fremde, thierische Hülfe unvermögend seyn, jenen Ueberfluß der wohlschmeckenden Früchte zu tragen, durch welche er Menschen und Thiere erfreut. Selbst der reife Samen mancher Gewächse wird durch die Vögel in verschiedner Weise von einem Ort zum andern gebracht und ausgesäet.

Von einem allgemeinen Wechselverkehr der Gegendienste, welche beim Geschäft des Athmens und der Ernährung, die bei dem Reiche der Pflanzen und der Thiere sich leisten, sprachen wir bereits oben (§. 13). Was hierbei vom gesunden Zustande beider, das gilt auch vom kranken, ja selbst von dem der Auflösung der erstorbenen leiblichen Gestaltung. Das Gewächsreich ist ein reiches Behältniß heilkräftiger Stoffe für Menschen und Thiere, seinerseits aber vertritt das Thierreich, namentlich durch die Insecten und andre seiner kleinsten, zartesten Angehörigen, durch Aufsaugen und Hinwegräumen der Aussonderungen, die aus Ueberfülle oder nach einer Verletzung hervorbrechen, ja selbst durch das Zerstören mancher Zwischengebilde, die im vollendeten Zustand der Blüthe das Geschäft der Befruchtung hemmen würden, die Stelle eines geschickten, wohlthätigen Wundarztes. Eben diese kleinsten, unscheinbarsten Bürger des Thierreiches, die Insecten und Gewürme sind es auch, welche gleich den einsaugenden Gefäßen des Menschenleibes (nach §. 12) die Bestimmung haben, das Absterbende und Verwesende aus dem Gesammtorganismus der irdischen Natur hinwegzuräumen, und hiedurch ein wesentliches Erhaltungsmittel des gesunden Fortbestehens dieses Organismus zu werden.

Zwei einander entgegengesetzte Kräfte sind es, welche der sichtbaren Leiblichkeit ihre bestimmte Form und Begränzung

geben, die eine, entsprechend der Schwungkraft in der Bahnbewegung der Planeten, äußert sich als Drang der Ausdehnung, die andre centripetale, als eine Macht des Zusammenhaltes oder der Zusammenziehung. Wirkte die Ausdehnung allein, dann würde sich die Leiblichkeit in ein Nichts auflösen, die Zusammenziehung für sich allein würde sie zu einem Nichts erdrücken. So wirkt auch dem Ueberwallen der schöpferisch erzeugenden Naturkraft in den Reichen der Lebendigen eine beschränkende, maßhaltende Macht entgegen. Es haben die Schaaren der Insecten, wie wir so eben erwähnten, ihre wohlthätige Bestimmung, als reinigende, aufräumende Werkzeuge des Erstorbenen und Unräthigen; der überwuchernden Vermehrung derselben setzen jedoch andre, von ihrem Raube lebende Insecten, und das Heer der insectenfressenden Vögel einen wohlthätigen Damm entgegen.

Selbst im Einzelnen und Kleinen zeigt sich das eine Einzelwesen zum Dienst des andren bereit, so der ägyptische Regenpfeifer (Charadrius spinosus) dem Krokodil, dessen Lippen und Rachen er von den dort angesogenen Blutegeln reinigt, der Ochsenhacker (Buphaga) für die Viehheerden seiner Heimath, indem er, als geschickter Wundarzt, die Beulen ihres Felles öffnet, in denen die Larven der Dasseln nisten, und diese Verursacher des Schmerzens daraus hinwegnimmt. Dem Löwen helfen die Schaaren des Hyänenhundes (Canis pictus), das Wildpret erbeuten, indem sie die flüchtigen Zebras dem mächtigen Jäger entgegentreiben, und dann als Lohn den Ueberrest der Beute empfangen; dem menschlichen Bewohner derselben Gegend deutet der Honigkukuk den Sammelplatz des Bienenhonigs an. Andre Male warnen einzelne Thiere den Menschen so wie andre Thiere durch Töne des Schreckens vor der Nähe der Riesenschlange oder andrer gefährlicher Feinde.

So ist, im großen Haushalt unsrer irdischen Sichtbarkeit, jedes einzelne Wesen nicht für sich allein, sondern zu-

gleich für andre da. Selbst das, was eine Zeitlang nur im Dienst eines solchen Einzelwesen gestanden, wird, wenn es für dieses unbrauchbar geworden, noch nutzbar für andre, wie das Haar oder die Wolle, deren winterliche Decke das Säugthier im Frühlinge von sich wirft, eben so wie die Wolle, welche manche Pflanzensamen umhüllte, von den Vögeln zum Bau ihres Nestes benutzt wird. Selbst nach ihrem Absterben und bei ihrem Verwesen sind die organischen Körper noch für die Ernährung und das Gedeihen der andren Lebendigen förderlich, ja bei manchen Arten wird der Zweck ihres Vorhandenseyns für die Gesammtheit der Natur erst im Tode erreicht.

Bei der vorhergehenden Betrachtung jener ersten Lebensäußerung der Seele, vermöge welcher diese ihren Leib zu dem bestimmten Zweck seines Daseyns zubereitet und für den Wechselverkehr mit seiner Außenwelt geschickt machet, wählten wir die erläuternden Thatsachen zunächst nur aus der Naturgeschichte des Pflanzen- und Thierreiches, ohne dabei der menschlichen Seele zu gedenken. Das was wir hierbei versäumten, läßt sich als ein Allbekanntes, Offenkundiges mit wenig Worten andeuten. Kein andrer organischer Leib der irdischen Sichtbarkeit ist durch die ihm inwohnende Seele so vollkommen gegliedert und zubereitet zur Benützung der ihn umgebenden Natur für den Zweck seiner Selbsterhaltung, so wie zur Abwehr dessen, was diesen Zweck unerreichbarer machen könnte, als der menschliche Leib. Kein andrer so wie dieser hat eine solche Fülle der Gaben empfangen, durch welche er zum Dienst und Nutzen, nicht nur einzelner Wesen, sondern der Gesammtheit der irdischen Natur geeignet wird. Denn durch den Fleiß des Menschen, der dem strömenden Wasser eine Bahn anweiset welche er will, wird die Wüste des dürren Sandes wie des kalten Sumpfes in fruchtbares Gefilde verwandelt, das Schädliche für ihn und seine mit-

lebende Thierwelt entfernt, den zerstörenden Einflüssen der Natur eine Gränze angewiesen, der Mordlust der mächtigeren Raubthiere, der Todesgefahr durch das Gift der Schlangen wie der Sumpfluft gesteuert. Vor allem ist es die kunstreich gebildete Hand, welche den Menschen zu all den Geschäften befähigt, die er unter der leitenden Herrschaft der Vernunft im Dienst seines eignen Lebens und Haushaltes, so wie des großen, allgemeinen Haushaltes der irdischen Natur verrichtet. Der Mensch am meisten, ist für alle andre mitgeschaffnen Wesen, sie alle für ihn da.

Wir betrachten nun jene andre Lebensäußerung der Seele, vermöge welcher dieselbe die einzelnen Dinge ihrer Außenwelt wahrnimmt: das Vermögen derselben zu empfinden. Das äußre Ende, nach welchem alle Fäden der Wirksamkeit des Bildungstriebes der Seele sich hinziehen, ist, wie wir dieß oben S. 127 sahen, ein Sichtbares, leiblich Gewordenes, während der Anfang, aus dem jene Fäden sich entspinnen, ein unsichtbarer ist. Umgekehrt ist der Ausgangspunkt der Empfindungen, das leiblich Gewordene, Sinnliche, der Endpunkt derselben ein Ueberleibliches, Uebersinnliches. Da dieses Ende, nämlich das was in der Seele beim Empfinden geschieht, kein Gegenstand der sinnlichen Beobachtung seyn, sondern nur im Selbstbewußtseyn des Geistes erfaßt werden kann, müssen wir uns bei der Betrachtung dieser zweiten Lebensäußerung der Seele und jener schöpferischen Verwandlung des sinnlich erfaßbaren Elementes in ein übersinnliches, welche beim Empfinden und Erkennen vor sich geht, vorzugsweise an das halten, was die Erfahrung des eignen, innren Lebens uns darüber lehrt.

Die Empfindungen der Seele kommen aus zwei verschiedenen Gebieten her, von denen das eine ein leiblich innres, das andre ein leiblich äußeres ist. In das letztere Gebiet fallen alle jene Wahrnehmungen der Außenwelt, welche

uns durch die äußren Sinnen zukommen; dem ersteren gehören solche Empfindungen an, die uns vorzugsweise durch die innren Sinne des Gangliarnervensystemes (nach §. 17) überhaupt aber auf allen jenen Wegen der Nervenreizung zugeführt werden, deren Grund nicht außer, sondern in unsrem Leibe liegt. Wir werden von beiden bei einer späteren Gelegenheit, bei der wir von den Gefühlen handeln wollen, noch ausführlicher sprechen und heben deßhalb hier nur einige wesentliche Züge des Gegenstandes hervor.

Die verschiednen Zustände und Veränderungen, welche in einem einzelnen Gliede ihres Leibes vorgehen, werden von der Seele zunächst durch Vermittlung jener Nerven wahrgenommen, die dem Gliede zugehören; sie können sich zur Lust wie zum Schmerz steigern. Das Selbstgefühl aber, dessen Gegenstand das allgemeine Wohl- oder Uebelbefinden unsres Leibes ist, bezieht sich zunächst nicht auf die Veränderungen, die in einem einzelnen Organ vor sich gehen, sondern auf den Zustand des Gesammtorganismus, welcher am meisten von der Beschaffenheit der Verdauung, des Athmens und des Blutumlaufes abhängt. Diese leiblich innren Wahrnehmungen der Seele, die sich zur freudigen wie zur angstvoll peinlichen Stimmung derselben steigern können, gehen von einer Region des Gangliarnervensystemes aus, welche auf ihrer Stufe als eine Wiederholung dessen betrachtet werden kann, was in der Region des Cerebral-Nervensystemes die Sinnen des Gesichts, des Gehörs, des Geruchs, des Geschmackes, so wie des Tastens sind.

Nicht aber der äußre Vorgang oder die abermalige Betrachtung der leiblichen Organe, welche die Empfindungen und Wahrnehmungen vermitteln, soll uns hier beschäftigen, sondern nur das Verweilen bei einem Werk der Seele, darin diese in unverkennbarer Weise ihren lebendigen, fort-

währenden Zusammenhang mit einer Welt des Unsichtbaren und Geistigen kund gibt.

Jene innre Welt der Bilder und Vorstellungen, deren Stoff aus den sinnlichen Empfindungen und Wahrnehmungen kam, ist auf ihrer höheren Stufe nicht minder ein organisches Ganze als der sichtbare Leib. Wie zu diesem wird auch zu ihr schon durch die Erzeugung und durch die bildende Kraft des Mutterleibes der verborgene Grund gelegt; sie erbaut sich durch die selbstthätige Macht der Seele zugleich mit dem sichtbaren Organismus aus dem aufgenommenen äußren Material, wächst wie dieser, im Verlauf des Lebens, gelangt in unsrem Wesen durch die Kraft des Denkens zur Reife der Selbstbezeugung, und empfängt mit dieser das Siegel eines Fortwirkens, welches über die Zeit des leiblichen Daseyns hinausreicht.

Bei der Vergleichung des äußren, leiblichen Bildungstriebes mit dem innren müssen wir vor allem die Verschiedenheit des Stoffes beachten, welcher dem Werk des einen und des andren zu Grunde liegt.

Das Material, welches der äußre Bildungstrieb als Nahrungsmittel in den Bereich seiner Leiblichkeit aufnimmt, ist ein verhältnißmäßig Todtes oder Ersterbendes. Das eigne Leben, welches in dem Getreidekorn oder in dem kleinen Thiere war, das der Vogel als Futter zu sich nimmt, muß erst getödtet, der frühere organische Zusammenhang muß aufgelöst und zersetzt werden, ehe das nun formlos gewordne organische Element der Ernährung dienen und ein mitlebender Bestandtheil des Organismus werden kann, der sich dasselbe zu seinem Dienst unterwarf. Zur Vernichtung jenes besondren Lebens und seiner eigenthümlichen Form dienen an unsrem Leibe die zermalmenden Zähne, die auflösenden Säfte des Mundes und des Magens, so wie andre schon oben, im §. 13 erwähnte Thätigkeiten und Rückwirkungen der Ver-

dauungsorgane. Und bei jedem weitren Schritte im Verlauf des leiblichen Bildungsgeschäftes wiederholt sich das Gleiche; das Blut als solches, mit der Form seiner Körnchen muß sterben und zersetzt werden, damit aus ihm der Muskel oder das Nervenmark sich gestalten könne; nur das Formlose ist zur Ueberkleidung mit einer neu werdenden Form geschickt.

Von ganz andrer Natur ist jener Stoff, den die Seele durch die Wahrnehmung der leiblich äußren wie innren Sinne zur Bildung des Reiches ihrer Vorstellungen aufnimmt. Das, was unser Auge sieht: das selbstständig ausstrahlende, wie das vor den nichtleuchtenden Körpern zurückgestrahlte Licht ist ein Bewegendes, und in gleicher Weise vernimmt das Ohr die schwingenden Bewegungen des tönenden Körpers, das Geruchs- und Geschmacksorgan empfinden das chemisch-elektrische Bewegen, das bei Verbindung und Zersetzung der Stoffe als ein Duften oder Schmeckbarwerden sich kund gibt. Was wir durch das Fühlen (Tasten) bemerken, ist ein Bewegen unsres eignen Nervenäthers von innen nach außen (m. v. die §§. 18 und 19). Während mithin der äußre, leibliche Bildungstrieb von den Dingen der Außenwelt das sich zueignet, was an ihnen das Todte (die Materie nach §. 3) ist, gehört in das Reich des innren, psychischen Bildungstriebes nur Jenes, das an den Dingen Eigenschaft (Selbstbezeugung) und Leben ist. Es wiederholt sich auch hier das allgültige Gesetz, nach welchem nur das Gleichartige mit dem Gleichartigen sich vereinen kann; der Leib nimmt das von außen auf, was gleich ihm leiblich, die Seele das, was ihrem Wesen verwandt ist.

Das Gleichartige jedoch, damit es mit einem Andren seiner Art in lebenskräftiger, fruchtbarer Weise sich vereinigen könne, muß mit diesem einen polarischen Gegensatz bilden: das eine von beiden muß als bewegend oder bildend, das andre als bewegbar oder bildsam sich verhalten. In dem

Vorgang der Gestaltung des äußeren, leiblichen Organismus verhält sich die Seele zu ihrem Stoffe als das Bildende und Bewegende, während sie dagegen bei der Gestaltung der innren Welt der Vorstellungen dem Stoffe, der ihr von außen kommt, zunächst als ein Bildsames und Bewegbares gegenüber steht. Im Kreise jener leiblichen Wirksamkeit erscheint sie als eine unbeschränkte Herrscherin über eine Außenwelt, welche durch sie zuerst in einen Zustand des vergleichungsweisen Nichtseyns versetzt, dann zum neuen Werden erhoben wird; im Kreise ihres innren, übersinnlichen Bildungsgeschäftes ist es eine allgemeine, höhere Schöpferkraft, welche mit der Macht ihrer Werke und Thaten die Seele erfaßt, und eine Welt in ihr gestaltet, welche eben so wie der Leib für die Seele, so im Menschen für den inwohnenden Geist ein Organismus wird, den er mit den Kräften seines Lebens durchdringt.

Das Vermögen, fruchtbare Samen in sich zu tragen, aus denen die Wesen der gleichen Art hervorgehen, ist ein Kennzeichen des Lebens. Das Leben jedoch, wie das Daseyn der geschaffnen Dinge, trägt dieses Vermögen in zweifacher Weise in sich, es vermag sich in leiblicher Gestalt, auf dem gewöhnlichen Wege der Natur, und nicht minder in seelischer Form fortzupflanzen. Die Eindrücke der Außenwelt, die als Stoff der Wahrnehmungen mit der Seele in Verkehr treten, dienen der Fortpflanzung der zweiten, höheren Art. Nicht die sinnlich erfaßbare Wirkung, sondern das fortwährende, endlose Wirken der Schöpferkraft selber ist es, was als verwandtes Element die Seele anregt, daß sie zu einem fruchtbaren Boden wird, welcher nicht die Samen der leiblich gewordnen Abbilder, sondern die der Urbilder der Dinge in sich aufnimmt, wo sie dann zu einer Welt der Vorstellungen werden, in der sich auf übersinnliche Weise die Herrlichkeit und Mannichfaltigkeit der Schöpfungen Gottes abstrahlt.

Und diese Gewächse eines innren Gartens der Seele sterben nicht alsbald nach ihrem erstmaligen Aufblühen wieder ab, sondern auch ihnen ist eine Kraft der Fortpflanzung verliehen, deren Wirksamkeit theils in der Form der Erinnerungen in den Bereich des Selbstbewußtseyns fällt, theils aber in den Träumereien des wachen Zustandes wie des Schlafes von einem Moment des Werdens zum andren sich wiederholt. Oefters liegen die Keime einer solchen Wiedererzeugung, wie manche Samen der Pflanzen unter dem Schutte der Mauern, lange schlafend, ohne deßhalb zu ersterben. Dieses ist es, was von der zweiten Lebensäußerung der Seele, von ihrem Empfindungsvermögen gesagt werden kann. Wir erkennen auch hierin das zweifache Bürgerrecht an, das die Seele als Geschöpf und als Selbstschöpferin in einer Welt der Sichtbarkeit und des unsichtbaren, urbildlichen Wesens hat.

Es bleibt uns nun noch die dritte, wesentliche Lebensäußerung der Seele: das Werk der Selbstbezeugung zu betrachten übrig.

Ein geistreicher Engländer hat den Satz ausgesprochen, daß jede Bewegung in der äußren Natur, sey es auch nur eine solche, wie sie ein hineingeworfener Stein im Wasser hervorbringt, in ihren, wenn auch zuletzt für unsre Sinnen nicht mehr bemerkbaren Wirkungen und Folgen ohne Ende sich fortsetze. Die Selbstbezeugung, oder die anerschaffene selbstständige Kraft, durch welche jedes einzelne Geschöpf zum Werden kommt und sich als das, was es ward, erhält, ist im höchsten Maße eine solche Bewegung, welche in ihren Wirkungen und Folgen ohne Ende sich fortsetzet.

Als eine untergeordnete That der Selbstbezeugung erscheint die gewöhnliche, natürliche Zeugung der organischen Wesen. Ganze Heerden von Thieren derselben Art sind einem einzigen Elternpaare entstammt, das die Europäer vor Jahrhunderten auf einer Insel des wärmeren Amerika's aussetzten;

das Samenkorn eines nutzbaren Gewächses wurde am Fuß eines Felsen in den Boden gepflanzt und das mütterliche Gewächs hat seitdem sein eignes Daseyn in mehr denn hundert Generationen fortgesetzt; aus diesem Fortwirken von einer Zeugung zur andren ist eine Aussaat geworden, die sich über ganze Länderstriche hinzieht. Aber die Selbstbezeugung im weiteren Sinne des Wortes ist noch etwas ganz andres, als die gewöhnliche Zeugung. Jene ist es, durch welche das Steinreich, so wie die gesammte Welt des Unorganischen als ein Sammler und Träger der kosmischen Kräfte wohlthätig fördernd auf das Leben und Gedeihen der organischen Wesen einwirkt (nach §. 5). Eine Selbstbezeugung des Pflanzenlebens ist das Geschäft der Zubereitung des Nahrungsstoffes für ein andres Reich der Lebendigen; endlich, so ist überall jene Weise, in welcher jedes Geschöpf nach seiner Art nicht bloß für seine eigne Erhaltung, sondern für den Dienst andrer mitlebenden Wesen wirksam ist, als eine Selbstbezeugung seines Wesens zu betrachten. In der Natur des Menschen umfasset diese Lebensäußerung alle Grundzüge des persönlichen Daseyns und Wirkens, sie ist es, durch welche das schnell vorübereilende Leben des Einzelnen in die Reihe der Entwicklungen selbstthätig eingreift, denen die Welt des Geschaffnen im Verlauf der fernkünftigen Zeiten entgegengeht. Sie ist, indem sie aus dem beschränkten Kreis des besondren Bewegens hinauswirkte, in den Kreis der höheren Weltordnung zu einem fortwirkenden Moment des allgemeinen innern Bewegens geworden, dessen Anfang und Ende jenseits der Gränzen unsrer Berechnungen liegt.

Ein unabweisbarer Drang in seinem Innren reget den Menschen zu jenen Thaten und Werken der Selbstbezeugung an, welche in sinnlich erkennbarer Form, wie die Pyramiden Aegyptens und die Ehrenmale oder Grabstätten aus längst vergangnen Zeiten in den noch lebenden Geschlechtern eine

Erinnerung an die Macht und Herrlichkeit der vormaligen Erbauer erwecken. Solcher Stein- und Erzmassen bedurfte es nicht, um das Bewegen der Selbstbezeugung eines Menschenlebens auf eine fernkünftige Zeit zu bringen. Es gibt keine That, kein Wort, welche im Reiche der Seelen ohne ihre Wirkung und Folgen bleiben könnten, und außer den geschriebnen Büchern der Geschichte gibt es noch ein andres Buch derselben, welches für die einzelne That und ihre Folgen offen gehalten wird, und dessen Schriftzeichen nicht von vergänglicher Natur sind.

Sowohl der äußere leibliche Bildungstrieb, der im irdisch-sinnlichen Stoffe waltet, als der innre, dessen Element ein übersinnliches ist, bezeugen es, daß die Seele mit einer überall und immer gegenwärtig vorhandnen Region des übersinnlichen Seyns in lebendigem Verkehr stehe. Durch die fortwährende That der Selbstbezeugung tritt sie aber mit einem noch nicht gegenwärtigen und gewordnen, sondern mit einem künftigen Seyn in Beziehung. So mahnt uns das Leben der Seele während ihres Daseyns auf Erden ohne Aufhören an Himmel und Ewigkeit.

Erläuternde Bemerkungen. In Beziehung auf das, was wir am Anfang des vorstehenden §. über jene höhere, allgemeinere Macht sagten, welche den Leib nicht nur für die eigne inwohnende Seele, sondern für eine höhere Ordnung der Dinge, für ein Weltganzes gestaltet, dessen mitlebender Theil das Einzelwesen seyn soll, fügen wir hier eine Stelle aus der früheren Ausgabe bei, auf deren Fragen in dem Inhalt des §. zugleich die Antwort liegt. Dieser Leib, öfters so gebrechlich, so unscheinbar und verkümmert, er wird dem kräftigsten Geiste, wir bemerken nicht durch welches Gesetz? zugeordnet und gegeben, und es ist etwa nur noch das seelenvolle Auge oder der Reiz der Sprache, durch welchen die Schönheit und Herrlichkeit des eigentlichen: des innren Menschen hervorblickt. In der That, unser Leib wird uns „zugerichtet" ohne unser Zuthun, durch eine obere und äußere Naturmacht, welcher dieser Theil der Seelenthätigkeit von der Zeugung an und von der Geburt des Leibes anheimfällt. Eine

freilich nur dem Menschenverstand so erscheinende, blinde Gewalt scherzet mit uns von unsrem ersten Tage an, und sie ist es, die öfters dem innerlich und wahrhaft Lieblichsten eine äußere Erscheinungsform anfüget, welche für die Sinnen sehr unlieblich und unerwünscht ist. (Man erinnere sich an die unliebliche Gestalt, welche bei Sokrates mit der schönsten Seele verbunden war nach Xen. Sympos. II, 19, IV, 19, Plato Theat. 143, Symp. 210). Scheint es doch hierbei öfters, als träfe einige Seelen, wenn sie der Leiblichkeit sich zugesellen, dasselbe Loos, das ihnen oder andern im nachmaligen Verlaufe des Lebens begegnet: daß die innerlich Reichesten ein elendes äußres Gewand umhüllt, den Besten das Schlechteste auf ihren Theil zufällt. Als hätten (wenn anders hier eine Art von Wahl war) die Seelen, deren innrer Natur die Sinnlichkeit ferne lag, schon damals, wie öfter hernach, bei der Zusammengesellung am leichtesten fehl gegriffen. Ja, es kann das Sehnen des innren Menschen seiner äußren leiblichen Gestalt eben so wenig eine Elle zur Größe zusetzen, als dieselbe vor jenen Einflüssen schützen, welche jetzt auf diese, dann auf andre Organe des Leibes bildend und mißbildend wirken. Dem Leibe Nahrung und Getränk geben oder versagen, das kann der Wille, aber ob diese Nahrung zum innren Gedeihen gereichen, ob sie die gesunde Kraft des Leibes stärken, oder ob sie nicht vielmehr einen schon im Organismus liegenden Keim der Krankheit und des Todes anfachen und vermehren werde, das kann kein Wille bestimmen. Dieser kann dem schlaflosen Leibe keinen Schlummer geben, noch den Schlaf so wie den Tod, wenn ihre Stunde kommt, vom Leibe abwehren. Eine andre Macht, wie sie der Seele den Leib gewährt und ihr denselben nach ihrem eignen, nicht nach der Seele Wohlgefallen bilden half, nimmt ihr auch denselben wieder.

Die Lehre von der Weltseele.

§. 30.

Wir nahen uns hier einem Gebiete, welches nur zum kleinen Theil von dem gewöhnlichen Tageslicht der sinnlichen Erfahrung beleuchtet ist, in welchem sich uns jedoch da, wo jenes Licht uns verläßt, eine Aussicht eröffnet, gleich der nächtlichen in den Sternenhimmel; unermeßbar viel weiter als die Aussicht vom Gipfel des Hochgebirges über das Land zu seinen Füßen und über das nachbarliche Meer.

Daß jener Zug, welcher den Stein, so wie jeden irdisch schweren Körper an seinem Orte festhält und, wenn er demselben enthoben wurde, ihn zu seiner Ruhestätte am Boden zurückführt, von der Erdmasse ausgehe und gegen ihren Mittelpunkt seine Richtung nehme, lehrt uns der Augenschein. Daß aber ein Band der allgemeinen Schwere die ganze Sinnenwelt durchwirke, den Mond in seiner Bahn um die Erde, beide, so wie alle Weltkörper des Planetensystems in ihren Bahnen um die Sonne erhalte und selbst dieser sammt ihren Welten um eine Mitte der Sternenheere ihren Lauf bestimme, das hat den Menschen nicht der alltägliche Augenschein und die Wahrnehmung der leiblichen Sinnen gelehrt, sondern zur Entdeckung dieser großen Wahrheit hat ihn zuerst nur ein Ahnden, dann ein tiefer eindringendes Forschen des Geistes geführt. In gleicher Weise ergeht es uns bei der Betrachtung jener Kraft, welche zunächst als inwohnende Seele alle Theile eines organischen Leibes zu dem gemeinsamen Zweck der Selbsterhaltung vereint, dann diesen Leib in der Gesammtheit seiner Organe mit einer näher liegenden Außenwelt verkettet, welche als Nahrungs- und Förderungsmittel dem Zweck der Erhaltung des besondern Lebens dient, endlich aber alle diese kleineren Vereine zu einem höheren Ganzen, zu einer Gesammtwelt aller Mitgeschaffenen verbindet, in welcher ein Theil zum Dienst des andren, alle zuletzt für einen gemeinsamen Zweck des leiblichen Daseyns wirksam sind.

Wir bewundern an einem wohlbedienten Kriegsschiffe die pünktliche Ordnung, in welcher bei dem Commandoton oder Zeichen des Capitäns jeder der Seeleute an seinem Orte das Werk angreift, welches ihm obliegt, wie dabei einer dem andren in die Hände arbeitet, so daß mit einem Male die Anker gelichtet, die Segel gespannt, oder auch diese eingezogen, jene ins Meer gesenkt werden. Was aber

ist ein solches menschliches Kunstwerk der zusammenstimmenden Bewegungen Vieler auf den Wink des Einen, gegen das Zusammenwirken aller Lebensbewegungen in einem beseelten Leibe! Eine ordnende Macht von ungleich wundervollerer Art als die eines befehlenden Menschen ist es, welche den Leib des Säuglinges anregt, wenn dieser durch das Erweitern seiner Mundhöhle einen luftleeren Raum hervorbringt, in welchen durch die anschließenden Lippen die Milch der Mutterbrust sich ergießt, und wenn in demselben Augenblick, in welchem der Schlund die flüssige Nahrung auffasset, der Kehldeckel den Zugang zur Luftröhre verschließt. In das hier begonnene Werk der Ernährung greift dann alsbald der verdauende Magen ein; die Ausführungsgänge der Gallenblase und des Pankreas eröffnen im rechten Augenblick ihre Schleußen und ergießen ihre Säfte beim Eintreten des Speisebreies in den Zwölffingerdarm, während die einsaugenden Gefäße mit den Tausenden ihrer Mundöffnungen den für sie zubereiteten, bildsamen Stoff in sich trinken um ihn, noch mehr bearbeitet, zur Blutmasse zu führen. Und wenn dann das unzählbare Gewimmel der Blutkörnchen durch das System der Venen sich nach den Lungen drängt, um die Lebensluft zu erfassen, welche beim Einathmen ihnen entgegenkommt, wenn dasselbe bei seinem neuen Auslauf aus dem Herzen hier zum Gehirn und den Nerven, dort zu dem Muskel eilt, um jedem dieser Gebilde den ihm zugehörigen Stoff zur fortwährenden, schöpferischen Wiedererneuerung zu bringen, dann geschieht dies Alles ohne Zuthun unsres Willens durch den bildenden Trieb der Seele. Dieser ist es, auf dessen Wink alle Säfte und Kräfte des Leibes einem einzelnen leidenden Gliede zueilen, die Lymphgefäße das Erstorbene hinwegführen, die neu entstehenden Fasern und Zellen nach organischer Ordnung sich zusammenfügen.

Die meisten dieser Vorgänge im Innern des Leibes sind der Wahrnehmung unsrer Sinnen verborgen, und liegen ganz außer dem Kreise unsres Selbstbewußtseyns. Es erinnert uns dieß an jenes Verhältniß, in welchem das sehende Auge zum äußern Lichte stehet. In dem mitternächtlichen Dunkel einer Höhle oder eines dicht verschlossenen Kerkers läßt uns der Gesichtssinn nichts von dem wahrnehmen oder errathen, was um uns her ist; wir treten heraus an das Licht der Sonne, und alsbald erkennen wir klar, was in der Nähe und was in der Ferne uns umgibt. Das eigne, inwohnende Licht unsres Auges muß erst durch ein höheres, allbestrahlendes, seiner selbst mächtig und in den Kreis seiner Wahrnehmungen eingeführt werden. Und dasselbe, was für die besondre Wirksamkeit des Auges das allgemeine, äußre Licht, das ist für die besondre, dem einzelnen Leibe inwohnende Seele jene allgemeinere, höher bekräftigte Seele, welche das besondre Leben und seinen Mangel, zugleich mit Dem umfasset, das diesen Mangel zu erstatten vermag. Wie das Blut und der Muskel, der aus jenem Quell ernährt wird, von der Macht der über beide waltenden Seele zur organischen Einheit zusammengefügt sind, so erscheinen die Zapfenfrüchte des Nadelholzbaumes und der Kreuzschnabel, mit der sonderbaren Einrichtung seiner Kinnladen als zusammengehörige Theile eines und desselben Organismus, welche von einer über beiden waltenden Seele, die einen für den Verkehr mit dem andren gemacht und zubereitet sind. Und erst da, wo eine allgemeine, umfassendere Seele die besondre menschliche in den lebendigen Wechselverkehr mit der Außenwelt hineinführt, gehet dieser besondren Seele mit der sinnlichen Wahrnehmung zugleich das Licht des Selbstbewußtseyns und des innern Erkennens auf.

Ihrem Wesen nach von gleicher Natur mit den Geschäften des leiblichen Bildungstriebes sind die Aeußerungen

des thierischen Instinctes, nur mit dem Unterschied, daß an ihnen der waltende Einfluß des Bandes, das die Einzelnen zu einem Gesammtganzen vereint, schon deutlicher in die Augen fällt. Als eine That des Instinctes, den wir mit Recht Naturtrieb nennen, weil sein anregender Grund nicht zunächst in dem Einzelwesen, sondern in dem Verband des Zusammenwerdens mit andren Wesen der Leiblichkeit, oder in der Natur liegt (nach §. 6), erscheint es, wenn das Hühnchen, das, mutterlos durch künstliche Wärme ausgebrütet, so eben dem Ei entschlüpft war, die am Boden vorüberlaufende Spinne mit dem Schnabel erhascht und sie verschlingt, oder wenn das eben ausgekrochene junge Krokodil zürnend in den Stock beißt, den man ihm vor seinen Weg hinhält. Der Wandervogel und jene Bergungsstätte, dahin derselbe, wenn der Winter herannahet, hinwegzieht, sind weithin durch Länder und Meere getrennt, in dem Gesammtganzen eines allgemeinen Organismus der Natur sind sie jedoch beide als zusammengehörige Theile begriffen.

Wie sollen wir aber mit einem passenden Ausdrucke das Band bezeichnen, welches die Einzelwesen für das Geschäft und den Genuß eines gemeinsamen Naturlebens vereint und in ihrer Mitte, gleich einer Seele über die Glieder ihres Leibes, waltet? Vielleicht mit jenem Namen, den Anaxagoras dem allbewegenden Geiste gibt, welcher mit keinem Dinge sich vermischt, sondern allein für sich ist: mit dem Namen des Hüters? Oder dürfen wir hierbei wieder an die Lehre einiger Väter der Kirche, von jenen Engeln erinnern, welche unter der Herrschaft eines allbedenkenden Schöpfers über die verschiedenen Arten der natürlichen Dinge, über einzelne Classen und Familien der Thiere wie über Völker und Reiche der Menschen, ja selbst über Erde und Wasser, als Versorger und Erhalter gesetzt sind? Und diese Weltseele, oder als von einer Mehrheit gesprochen,

diese Weltseelen, denen bald ein kleinerer, untergeordneter, bald ein größerer, umfassenderer Wirkungskreis angewiesen ist, (etwa so wie das kleinere Herrscherreich der Erde über ihren Mond unter dem größeren der Sonne, dieses unter dem noch ungleich größern einer Centralsonnenmasse stehet), sind sie, wie nach der vorhin erwähnten Lehre, die hütenden Engel, solche persönliche, selbstbewußte Wesen, welche, obgleich nicht nach dem Urtheil unsrer Sinnen, dennoch ein materielles und substantielles, ja nach der Bedeutung dieses Wortes bei den Stoikern ein leibliches Daseyn haben? Oder verhält es sich mit diesen zusammenfassenden und bewegenden Mächten einer unsichtbaren Welt, wie in der Region der Sichtbarkeit mit dem allgemeinen Lichte, welches allerdings seinem Wesen nach ein Leuchten und Bewegen, nicht aber wie das Licht des beseelten Auges ein Sehen ist, eben so verschieden von diesem als die zusammenhaltende Kraft der irdischen Schwere von der zusammenhaltenden, künstlich bauenden einer lebenden Menschenhand?

Im Staate der Bienen ist die Herrschermacht einer Seele, welche die Schaar der Tausende von Bienen gleich den einzelnen Theilen eines organischen Leibes zu einer Gesammtheit vereint und sie alle zu dem harmonisch gemeinsamen Wirken für die Bildung und Erfüllung dieser Gesammtheit anregt, in ein einzelnes, sichtbar leibliches Wesen, in die Bienenkönigin, gelegt. Da, wo in der Geschichte einzelner Völker ein neuer Tag anbrach, war es öfters ein einzelner, mit den Kräften zu einer solchen geistigen Schöpfung vorzugsweise begabter Mensch, von welchem der Antrieb zu der mächtigen Bewegung und Umgestaltung der Völker ausging. Wenn wir jedoch zwischen den lebendigen Wesen eines und desselben Himmelsstriches, wie etwa zwischen dem südamerikanischen Ameisenfresser und den Millionen der Ameisen und Termiten, wie zwischen den Eisbären und

Robben, den Rennthieren und den heimathlichen Weideplätzen der Lichenen, wenn wir überhaupt zwischen allen einzelnen Dingen irgend einer Region der Schöpfung ein Band der Zusammenfügung und gegenseitigen Ergänzung bemerken, welches dieselben zu einem organisch gegliederten Ganzen vereint, dann sehen wir uns meist vergeblich nach einer sinnlich wahrnehmbaren Mitte, gleichsam nach dem Seelenorgan einer solchen leiblichen Gesammtheit um. Gleich wie „eine dunkle Erinnerung" an eine gemeinsame Mutter oder an die sorgfältige Wartung der Pflegemütter, wie ein bewußtloses Fortsetzen dieser gebärenden und erhaltenden Bewegungen erscheint der Zug, der die Termiten um die gebärende Königin in ihrer Mitte versammelt und sie zum Bau der Wohnstätten, zum Herbeiführen des Futters für die neugeborne Brut antreibt. Es ist ein Zug, ähnlich jenem, welcher die einzelnen Körnchen des krystallinischen Kalksteines zusammenhält; gleich jenem der in dem Schweizer, wie in dem Lappländer die Liebe zum Vaterland und das Heimweh nach diesem begründet. Von welcher Mitte aber geht jene Anregung aus, welche zu gewissen Zeiten viele, durch weite Räume, wie durch Sprache und Sitte getrennte Völker der Erde mit den Ahndungen eines nahenden, großen Ereignisses, in der Geschichte unsers Geschlechts erfüllte, oder gleichzeitig dieselben in Indien wie im christlichen Europa zu jenem Wirken des Kunsttriebes anregte, der sich im Bau der herrlichsten Tempel kund gab?

Wir werden noch einmal auf andrem Wege im Verlaufe dieses Werkes (beim Hauptabschnitt VI) zu solchen Fragen und zu einem Versuche ihrer Beantwortung zurückkehren. Vorläufig wollen wir bei der Lehre von den Weltseelen an jenes Verhältniß unsres sichtbaren Weltganzen erinnern, nach welchem nur die Sonne unmittelbar, durch wechselseitige Anziehung mit dem innren Thron der Kräfte in Beziehung stehet, von

dessen leiblicher Herrschermacht der oberste Antrieb zu den gemeinsamen Bewegungen des Sternenhimmels ausgehet (nach §. 3). Die Erde, wie alle Planeten empfangen jenen waltenden Einfluß mittelbar durch die Sonne, der Mond durch seine Erde und durch die Sonne. So ist es auch nur dem selbstbewußten, selbstherrschenden Geiste verliehen, mit dem Wesen eines allbedenkenden, allerkennenden Schöpfers in ein solches Verhältniß der Einigung zu treten, wie das eines lebenden Gliedes mit der Seele ist, die in seinem Leibe waltet. An den andren geschaffenen Dingen thut sich das Walten des Geistes, der sie erschuf, und sie erhält, nur mittelbar durch die Kräfte einer Welt des Unsichtbaren (die Ideen des Plato) kund, welche gleich den sichtbaren, ein Werk des schaffenden Wortes, und ein dienendes Gefäß seines Wollens ist.

Erläuternde Bemerkungen. Wir erinnern hier an die Lehre von den Sephiroth oder den sieben Grundäußerungen der Schöpferkraft, und an die Lehre von den geistigen Mächten (den Engeln), unter deren (mittelbarem) Walten die Reiche der Sichtbarkeit stehen. Nach der Lehre des Origenes und des Chrysostomus (Orig. Adv. Cels. L. VIII, 31, Opp. I, 764; in Jerem. Homil. X, 6, ed. Par. Opp. III, p. 186; Homil. XXIV in Num. Opp. II, 323; Chrysost. Homil. in Natalit. Christ. ap. Phot. cod. 277) sind auch über die leblosen Dinge, über die Erde und das Wasser, so wie über die Classen der Thiere besondere Engel zur Aufsicht bestellt; ja nach Augustinus (de divers. quaestion. — Quaest. 79; Opp. T. VI, p. 69) hat jede sichtbare Sache ihren Engel. Diese dem Schöpfer dienenden Geister sind nach Philo jene Seelen, welche sich nicht mit dem leiblichen Element vermischt haben, während andere ihnen ursprünglich verwandte in die Leiblichkeit, nach allen Richtungen hin sich versenkten (Phil. de gigantib. 285, ed. Mang. Vol. I, p. 263 seqq.). Diese Ansicht erinnert sehr an eine andre Lehre des Alterthums, welche alles sichtbare Wesen als das bloße Abbild eines höheren, unsichtbaren Vorbildes betrachtet und das sichtbare Werden in Beziehung stellet mit einem unvergänglichen, sich immer gleich bleibenden, unsichtbaren Seyn (m. vergl. Phil. de Monarch. II, 824, ed. Mang. II, 226; de confus. linguar. 345, ed. M. I, 431). Bemerkenswerth

ist es vielleicht schon in dieser Beziehung, daß Anaxagoras den allbewegenden Geist, der mit keinem Dinge vermischt, sondern allein für sich ist (Simpl. phys. Fol. 33, b), als den Wächter (Hüter) bezeichnet (Suidas sub voce Ἀναξαγόρας)

Der Lebensathem der Seele.

§. 31.

Der Lebenshauch der irdischen Leiblichkeit, den unsre Lunge einathmet, ist von der Natur und dem Wesen der wägbaren Stoffe, feiner zwar und leichter als die meisten andren und dem Auge unsichtbar, dennoch aber wahrnehmbar für unser leibliches Gefühl. Der Hauch des Allebens, dessen die Seele ohne Aufhören zur Erhaltung ihres Seyns, zur Bekräftigung ihres Wirkens eben so nothwendig bedarf, als der Leib der athembaren Luft, ist selber von der Natur der Seele; es kommt dieser aus dem allgemeinen, alldurchwirkenden Geist des Lebens, von welchem wir im §. 30 sprachen. Sein Kommen und Gehen, sein Woher und Wohin? ist unsren Sinnen verborgen; wie der Lichtstrahl, welcher nicht in der Form der Luft, wohl aber durch die atmosphärische Luft zu uns kommt, so naht sich unsrer Seele jener Lebenshauch mitten durch die Leiblichkeit, nimmt aber noch öfter seinen Lauf wie der Sonnenstrahl durch den nicht atmosphärischen Weltraum, durch, so wie aus einem Seyenden, das nicht leiblich ist.

Es ist hier von einem Zusammenleben und Zusammenwirken der geschaffenen Einzelwesen die Rede, darauf eben so wie unter dem Einfluß des Gehirns aus dem Zusammenwirken der einzelnen Organe des Leibes das gemeinsame Leben sich gründet. Die Seele ist das Band, welches das eine Glied der Kette ergänzend an das andre fügt und durch die geschlossene Kette ihre belebenden Kräfte strömt. Um dieses deutlicher zu machen, lassen wir hier jene Be-

trachtung über einen Vorgang im Leben der Seele folgen, welcher mit dem Athmen und Kreislauf des Leibes vergleichbar ist, die sich in den frühern Ausgaben dieses Buches als §. 30 desselben fand.

Damit die Seele den anwehenden Athem des Alllebens durch den sie erhalten und bekräftigt wird, in sich aufnehmen und verwirklichen könne, bedarf sie der Empfänglichkeit für ihn; die aufnehmende Empfänglichkeit kommt aber aus Dem, was wir oben (im §. 4) den (scheinbaren) Mangel oder nach einem Ausdruck des Aristoteles die Entleerung nannten; der Mangel aber kommt durch die Verleiblichung.

Wir bemerken bei dem gesunden und ungestörten Verlaufe des Kreislaufes kaum daß wir athmen, noch weniger aber daß unser Blut in den Adern sich bewege. Fünfmal gehet das Blut aus der rechten Herzkammer hinüber nach der auch nach dem Ausathmen noch mit vieler Luft erfüllten Lunge, um hier seine aus dem Absterben des Leibes entstandene Kohlensäure gegen die beim einmaligen Einathmen hineingekommene Lebensluft auszutauschen; ein einmaliges Ausathmen führt den sterbenden Stoff hinweg, den das Blut des Herzens auf fünf seiner Gänge mit sich gebracht, und von all diesen Hin- und Hergängen bemerken wir nichts; nichts von dem wohlthätigen Werk des Blutes, den immer wiederkehrenden Tod aus den Gliedern hinwegzunehmen und ihnen sein eignes belebendes Wesen dagegen zu geben. Selbst im Schlafe und in den gefühllosen Zuständen der Ohnmacht behält dieses wohlthätigste und nothwendigste Geschäft des Lebens seinen ununterbrochenen Verlauf; daß es so sey, zeigt seine Folge: denn siehe wir leben noch.

So zeigt sich auch im Leben der Seele das, was dem Athmen des Leibes entspricht zunächst zwar durch seine Folge, durch die Fortdauer dieses Lebens, und das Aus- und Ein-

gehen des schaffenden Lebensodems, der von oben kommt, der Kreislauf seines innren Bewegens ist dem Gefühl wie dem Selbstbewußtseyn nur wenig bemerkbar; dennoch gibt es sich auch für diese beiden durch einige Zeichen kund.

Selbst am ruhig schlafenden Menschen erkennen wir das Athmen daran, daß die eben noch gesenkte Brust sich hebt; an allen lebenden Seelen wird das Athmen des belebenden Einflusses durch etwas erkannt, was wir lieber Erhebung als Spannung (τόνος) nennen möchten. Diese Erhebung ist es, welche die an dunklem Orte wachsende Pflanze mit geradem Zuge hinausführt, aus einer Spalte ihres Kerkers nach dem Licht; welche der singenden Lerche den Aufflug nach oben lehrt; welche die Menschenseele beständig zu dem Fragen und Sehnen nach einem Göttlichen aufwecket. Merken wir auf den (pausenweise oder gleichsam wie in Pulsen nach §. 32) gehenden Verlauf unserer Gefühle und unsers Denkens, so werden wir immer auf den Moment eines Nachlassens oder Zerstreuens einen neuen Moment des Zusammenfassens und der erneuten innren Spannung folgen sehen. Dieses sind die Athemzüge und Pulsschläge des innren Lebens, welche da am fühlbarsten werden, wo dieses Leben seinen höchsten und besten Aufschwung nimmt.

Der künstliche Magnet athmet, damit sein innres, lebendiges Wirken fortbestehe, einen unsichtbaren, durch alles Irdische gehenden magnetischen Strom ein; die Kraft, welche die lebende Seele athmend in sich aufnimmt, damit sie fortlebe, das ist die Mitwirkung jenes Bandes, welches der Geist um alles Wesen des Sichtbaren und Unsichtbaren geschlungen hat; die Kraft, womit Er alle Dinge, die sichtbaren wie die unsichtbaren, hält und trägt. Diese Kraft ist nicht die Wirklichkeit (nach §. 3) jenes Geistes selber, aber

sie ist und bestehet in jedem Augenblick durch und aus jener Wirklichkeit.

Wie die von ätherischen Kräften erfüllte Luft des Himmels Alles umfaßt, so umfasset das Band des Geistes alle Wesen, und wie die Luft überall eindringt, wo sich ihr unter den schweren, dichteren Massen ein leerer Raum eröffnet, so zeigt sich auch die mitwirkende Kraft jenes Bandes überall bereit Leben zu ergießen und Kraft, wo eine Empfänglichkeit für dieses Leben wach wird.

Wir knüpfen nun den weitern und eigentlichen Inhalt des §. an einige früher schon gegebene Grundzüge dieser Betrachtungen an.

Abermals begegnen wir hier zuerst dem alten, schon öfters betrachteten Räthsel: wie sich überall in der Welt des Seyns ein Leben der höheren Ordnung zum Tode der niedereren Form, die Fülle zum Mangel geselle. Der alten Frage: warum ein oberes, belebendes Vermögen das an sich Leblose und Unvermögende begehre, ein Kräftiges das hülflos Schwache? Denn ein mächtiger Drang, gleich jenem des Bräutigams zur Braut, ziehet überall die Lebensfülle zum Mangel, die Hülfe zur Noth und eine durch die ganze Natur gehende, heilende, die Mangelhaftigkeit des Einzelnen ergänzende Kraft eifert mit dem mächtigsten Eifer gerade um die Erhaltung des Verlassensten, mühet sich am heißesten um die Pflege des Gebrechlichsten und Elendesten. Wie denn kein andrer, eben dem Nest entflogener, hungernder Vogel von allem Geflügel des Waldes so eifrig versorgt, mit solchem freudigen Zudrange gepflegt wird, als der junge Kukuk, wenn jetzt die bisherigen Pflege-Eltern durch das häufige Zutragen des Futters so geschwächt und ermattet sind, daß sie allein dem Geschäft nicht mehr zu genügen vermöchten; oder wie im Frühling ein wetteiferndes Bewegen die ganze Schaar der Arbeitsbienen durchdringet, wenn jetzt

die hülfsbedürftige Brut der Königin dem Ei entschlüpfet, nach Speise und sorgfältiger Wartung verlanget.

Ein Weiser des Alterthums — einer der tiefsinnigsten von allen, Herakleitos — redet von einer εἱμαρμένη: von einer Weltordnung, welche selber unwandelbar und ewig, durch das Reich des Wandelbaren und Vergänglichen hindurchgehet, und die Einzelnen und Getrennten wie Dissonanzen zu einem melodischen Einklange verwebet. Wie der belebende Odem, welcher in der Brust auch des Schlafenden aus- und eingehet, wenn die Glieder ruhen, und die Pforten der Sinnen verschlossen sind, so waltet jener Zug, der die Einzelnen beständig zu einem harmonischen Ganzen verwebt, auch in den bewußtlos Schlafenden. Denn das Geschäft jener εἱμαρμένη an den Seelen gleichet dem Geschäft der Lebensluft am athmenden Leibe: es wirket ohne Aufhören, ungefühlt und ungewußt, ein herabwärts von der oberen Einheit zu dem Einzelnen und Getrennten gehender Zug, und ein andrer Zug, welcher von dem Einzelnen aufwärts gehet, zur Einheit. Dieser wechselseitige, sich begegnende Drang ist der Lebensodem, welcher der Seele das Entstehen und Bestehen ihrer Wirksamkeit an dem sichtbaren Wesen gab und erhält.

Wir müssen uns über dieses Geschäft eines gleichsam Athmens der Seele etwas weiter erklären.

An den vollkommneren Gebilden unsrer Sichtbarkeit sehen wir, wie schon oben erwähnt, ohne Ausnahme, nach allen Richtungen und Wechselbeziehungen hin, eine Paarung und Verdopplung hervortreten, vermöge welcher ein Oberes sich zu einem Unteren, ein Rechtes zu einem fast vollkommen gleichgestalteten Linken gesellt. Das eine vermag nur zu seyn und zu wirken in Beziehung auf das andre und in Gemeinschaft mit ihm; die rechte Seite vermöchte sich nicht zu bewegen ohne die linke, aus deren Hirnmasse, wie es

scheint, ein großer Theil des sie belebenden Nervenäthers entspringt; das linke Auge würde nicht sehen, wäre nicht eine rechte Seite da, welche ihm den sehenden Nerven gibt. So reicht immer der eine der Gegensätze dem andren ein nothwendiges Element seiner Wirksamkeit, ja seiner Wesenheit dar; der eine hat gerade das, was dem andern fehlt, der eine verhält sich zum andren als ergänzendes, den Mangel ausfüllendes Complement (nach §. 4).

Das Complement jedoch, von welchem wir hier reden, welches bestimmt ist die Mangelhaftigkeit des Einzelnen zu erstatten und auszufüllen, ist nicht allein von sichtbar leiblicher, sondern mehr noch von geistiger Natur. Die Hand wird zum Dienst des Hauptes durch die unsichtbar über beiden waltende Seele bewegt, und diese Bewegung ist dort am äußren, vom Lebensmittelpunkt abgelegenen Organ augenfälliger und merklicher, als an den mehr innerlich gelegenen Blutgefäßen und Eingeweiden. Gerade an jenem äußerlicheren, zum Fortbestehen des Lebens minder nothwendigen Organe wirket die Seele die vollkommenste willkürliche Bewegung und das feinste Gefühl für die äußere Körperwelt.

Dem Vogel, im Vergleich mit dem vollkommneren Säugthier, mangelt im Innern seines Leibes jene Bergungsstätte, in welcher die Frucht des Leibes bis zur Geburt getragen und ausgebildet wird; es mangeln ihm die Milch absondernden Brüste, welche dem neugebornen Jungen die erste Nahrung reichen. Aber diesen Mangel erstattet ein oberer, mit dem unvollkommnen Einzelnen waltender Wille: eben jenes unsichtbare Complement, das der für sich allein gebrechlichen Einseitigkeit zu Hülfe kommt. Dieses tritt hier als Instinct auf, welcher den Vogel zum kunstreichen Bau des Nestes antreibt und ihn über Berg und Thal zu dem Futter führt, das den nackten, zarten Jungen ihr erstes Gedeihen gibt.

Wie in den weit entfernteren Muskeln der Hand die Bewegungen der wirkenden Seele augenfälliger sind und mächtiger, als an den Muskeln des Schädels, in deren nächster Nähe das Gehirn thront; so waltet das unsichtbare Ergänzungselement des sichtbaren thierischen Lebens am merklichsten und kräftigsten über die scheinbar unvollkommensten Wesen. An diesen, wie die Geschichte der Insecten lehrt, zeigen sich die meisten und wundervollesten Bewegungen des Instincts, zeigt sich am häufigsten der von innen kommende Zug, welcher, gleich einem prophetischen Vorausgesicht, dem noch Verborgenen, Künftigen und Fernen begegnet. Wie die Mutter sich mit der wärmsten, thätigsten Liebe zu dem hülflosesten und zartesten der Kinder gezogen fühlt, so wird ein über alle Einzelnen waltendes Bewegen in der ganzen Natur am geschäftigsten und besorgtesten um das Verlassenste und scheinbar Versäumteste gefunden, wie dieß schon die Geschichte des jungen Kukuks bezeuget, gegen welchen sich das kleine Geflügel des Waldes mit besonderer Zärtlichkeit bewegt fühlt.

So ist denn das Complement, das den Mangel des Einzelnen erfüllet, zugleich ein unsichtbares und ein sichtbares. Auf beiderlei Weise wird es, wenn auch nur als unvollkommnes Abbild, in jenen Krystallen, wie etwa des Zinnsteines, erkannt, an denen von der Säule oder irgend einer andern regelmäßigen Gestalt nur einige Flächen verwirklicht und sichtbar geworden, die andren aber, durch den messenden Verstand, ergänzt und errathen werden müssen. Dieser Mangel wird öfters noch auf andre, sichtbare Weise ausgefüllt. Denn abgegränzt etwa durch den einspringenden Winkel, schließt sich an den nur zur Hälfte verwirklichten Krystall ein andrer an, an welchem die jenem mangelnde andre Hälfte verwirklicht worden, so daß nun beide Unvollendete zusammen ein Vollendetes werden.

Der sichtbar ergänzende Gegensatz ist für das hülflose Kind die Nahrung gebende Mutter; für das innerlich von der denkenden Seele bewegte Gehirn sind es die äußerlich dem Willen und der Empfindung dienenden Glieder und Sinnen: für das eine der beiden Geschlechter ist es das andre. Eine durch alles Leben waltende Liebe hat sich dort in die Gestalt der Mutter, hier in die Form des begehrten Gegensatzes verkleidet, um durch den Zug des einen Getrennten zum andren den Drang nach der eigenthümlichen Wirksamkeit zu erfüllen, wie sich, am thierischen Leibe, der eigenthümliche Drang nach Bewegung den Muskel erzeugt, und in ihm sich verleiblicht. Es ist die Mutter selber, welche sich den Gegenstand ihrer zärtlichsten Beachtung geboren hat.

Das was die Gegensätze des Geschlechtes, welche in der Stunde des Blühens ein allgewaltiger Drang zusammenführt, zuerst weckte und begründete, das war freilich, wie wir oben gesehen, die Einseitigkeit und Mangelhaftigkeit des eignen, inwohnenden, lebendigen Wirkens der Dinge. Daß aber diese einseitige Richtung eine solche Gestalt annahm; daß sie sich zu solchen harmonischen Einklängen vollendete, das war (nach §. 21) das Werk jener εἱμαρμένη, welche als höhere, unsichtbare Form über die Sichtbarkeit schwebet, der sie als bewirkende Ursache und Vorbild vorangeht. Denn nicht in Beziehung auf einen künftigen, leiblichen Gegensatz, welcher, als noch nicht vorhanden oder fern, seiner leiblichen Natur nach ohne Wirksamkeit seyn muß, kann sich der eine oder der andere Pol des leiblichen Seyns gestalten; sondern, wie der Nordpol des Magnets durch den unsichtbaren Strom einer Süd-Polarität, durch eine dem Entstehen und Werden unmittelbar gegenwärtige, hülfreiche, bewegende Kraft.

Diese — das geistige Band der Sichtbarkeit — ist es auch, welche dann der Vereinigung des Getrennten die Kraft

ertheilt, in dem sterbenden Stoff ein neues Leben der gleichen Art zu wecken. Sie ist die Feder, deren lebendiges Bewegen die Trennung der Gegensätze jetzt zur Vollendung, dann die getrennten wieder zur Vereinigung führt.

Wir nannten dieses Bewegen, wenn es, von einem Mittelpunkt aller Lebensregung ausgehend, durch das Vereinzelte und Niedere hindurchwirkt, ein fortwährendes Athmen dieses vereinzelten Lebens. Nur das, was athmet, lebt und erhält sich am Leben. Wie aber gerade die Abgetrenntheit und Geschiedenheit der metallischen Grundlage der Erden am leichtesten und schnellsten die Vermischung mit der Lebensluft herbeiführt, so begünstigt die Entgegensetzung und Vereinseitigung der Ordnungen der organischen Wesen jenes, Leben und Bestehen gebende, Athmen der Seele, von welchem wir vorhin sprachen.

Dieses ist denn (wie wir auch noch an einem andern Ort sehen werden) der Grund des „Vergehens und Bestehens der Gattungen und Arten in der organischen Natur." Wenn wir einen genauer beachtenden Blick auf jene Geschlechter von Thieren und Pflanzen richten, welche einst in großer Menge — dieß bezeugen die in unsren Gebirgslagen bewahrten Reste — die Erdfläche bewohnten und nun, bis auf wenige unsichre Spuren, aus den Reihen der noch fortbestehenden Gestaltungen verschwunden sind; so erkennen wir, daß diese nun ausgestorbenen Familien und Gattungen meist zu jenen Wesen von zweideutiger Art gehörten, welche an Form und Eigenschaften gerade in der Mitte zwischen den jetzt herrschenden Hauptformen standen: in der Mitte zwischen den nach beiden Seiten auslaufenden, einander entgegengesetzten Richtungen der gestaltenden Natur. Das Thier, welches die einst überaus zahlreichen, in vielfachen Gattungen und hundertfältigen Arten vorhandnen vielkammerigen Schneckengehäuse bildete und bewohnte, das Thier der Ammo-

niten, Orthoceratiten, Belemniten u. s. gehörte, dieß zeigt sich an dem noch jetzt in heißeren Meeren lebenden Nautilus, zu jenen Uebergangsformen, welche, weder Fisch noch Schnecke, Züge und Eigenschaften von beiderlei Formen an sich tragen. Uebergangsformen zwischen den Palmen und Nadelhölzern, zwischen den Farrenkräutern und Palmen, ja zwischen den beiden, jetzt herrschenden Hauptordnungen des vollkommneren Gewächsreiches: den Monokotyledonen und Dikotyledonen, waren die meisten jener untergegangenen und ausgestorbenen Pflanzenarten, welche vormals in ganzen, großen Waldungen Berg und Thal bedeckten. Zu den Uebergangsformen zwischen Blume und Thier, zwischen Korallengewächs und Muschel, zwischen Amphibien, Vögeln und Säugthieren, oder zwischen jenen beiden Hauptordnungen der Classe der letztern, welche sich eben so zu einander verhalten, wie die Monokotyledonen der Pflanzen zu den Dikotyledonen, mit Einem Wort: zu den „Mittelwesen" zwischen den divergirenden Hauptformen der jetzt lebenden Natur, gehörten fast alle die Gattungen und Arten des Thierreiches, welche, mitten unter den schon gleichzeitig mit ihnen vorhandnen, noch jetzt bestehenden Geschlechtern, das Loos des Vergehens und Aussterbens betroffen hat. „Wie ein Baugerüst, dessen man sich beim Aufeinanderfügen der Steine und Bögen eines Tempels bediente, sind jene Zwischenformen abgebrochen, und das eigentliche, symmetrisch zusammengefügte Gebäu, das anfangs von dem Gerüst fast verdeckt war, steht allein und frei da."

Neben jenen ausgestorbenen Gattungen und mitten unter ihnen zeigen sich die Ueberreste von organischen Formen, welche den jetzt noch fortbestehenden: den noch jetzt lebenden Wiederkäuern, Nagethieren und Raubthieren sehr nahe verwandt sind; Schwarzpappeln und Weiden neben den Resten der nicht mehr vorhandnen Bäume und Gesträuche. Wie die einen hätten dann auch die andren ausgehen müssen, wäre

nicht ein innrer Grund, bei den einen des Vergehens, bei den andren des Fortbestehens vorhanden.

Gewiß ist es, jene unentschiednеren Mittelwesen zwischen den entschiednen Hauptordnungen der sichtbaren Gestaltungen erscheinen, wo sie noch in unsrer jetzigen Natur gefunden werden, nicht als die vorzüglich begünstigten. Zwischen den beiden Geschlechtern der eigentlichen Planeten von entschieden planetarischer Natur: den vier sonnennäheren und den drei sonnenferneren, finden sich die Mittelwesen zwischen Planeten und Kometen, ja, so könnte man wenigstens von Vesta sagen, zwischen Sonne und Planet, für welche man den eigenthümlichen Namen der Asteroiden gewählt hat. Sie sind so zwergartig klein, daß man sie für die Trümmer eines Weltkörpers gehalten, welcher, gleich den vorhin erwähnten Uebergangsformen der vormaligen organischen Schöpfung, durch einen in ihm selber gelegenen Grund zerstört und aufgelös't worden sey. Kometenartig erscheint bei einigen dieser Mittelwesen die Atmosphäre und die Gestalt der durch einander geschlungenen Bahnen; ein eigentlicher Kern ist von der mächtigen Dunsthülle kaum zu unterscheiden.

Da, wo in unsrem Steinreiche die Classe der Metalle den Uebergang zu der Ordnung der brennbaren Körper macht, erscheinen Mittelwesen von sehr leicht zerstörbarer Natur: spröde und leicht zersprengbar, der Verbindung mit dem Oxygen der Luft und mit Säuren schnell unterliegend, sehr flüchtig im Feuer. Diese Mittelwesen tragen den Charakter der Zerstörung und Auflösung, der in ihnen selber liegt, auch auf andere Dinge über, zu denen sie sich gesellen: sie gehören, wie dieß vorzüglich, an ihrer Spitze stehend, der Arsenik zeigt, zu den stärksten Giften der Natur.

Auch in unsrer organischen Welt tragen die Uebergangsformen, welche noch jetzt, wenn auch nur sehr vereinzelt, zwischen den bestehenden Hauptrichtungen gefunden werden,

fast durchgängig den Charakter der Kränklichkeit oder des innren Zwiespaltes an sich, und in einem großen Theil von ihnen liegt ein heftiges Gift verborgen. Diese Mittelformen können nur unter sehr engbeschränkten, ganz besonders begünstigenden äußren Verhältnissen leben und gedeihen; eine geringe Veränderung der äußren Temperatur, so wie der Mangel an Feuchtigkeit, versetzt sie in einen Zustand der tiefen Ohnmacht oder Erstarrung; eben so das bei den meisten sehr mühsam erschwerte Geschäft der Verdauung.

An den Amphibien, diesen Mittelwesen zwischen den Classen der Fische und der vollkommneren Wirbelthiere, sehen wir großentheils die vorhin erwähnte Empfindlichkeit gegen Kälte und Trockenheit, so wie gegen die Einwirkung der von außen aufgenommenen Nahrung auf den verdauenden Leib am augenfälligsten hervortreten. Das Geschlecht der Schlangen erstarret großentheils bei der jährlich wiederkehrenden Abnahme der Wärme, und viele seiner Arten müssen jede vollkommne Sättigung mit dem Zustande einer Ohnmacht büßen, während welcher sie der Empfindung wie der Kraft der freien Bewegung fast ganz beraubt erscheinen. Der innre Zwiespalt der Eigenschaften und die Selbstauflösung theilt sich von solchen krankhaften Wesen leicht auch andren Lebendigen mit: jenes Geschlecht der Thiere entspricht durch seine öfters sehr giftige Natur dem Arsenik der unorganischen Körperwelt: in beiden kommt die verderbliche, allzerstörende Kraft aus einer und derselben Ursache her.

Das vorhin häufigere Vorkommen und bessere Gedeihen der zweideutigen Uebergangsformen hatte allerdings auch einen äußerlichen Grund in dem Zustand der damaligen Erdoberfläche. Das Geschlecht der Schlangen, wie fast die ganze Classe der Amphibien, gedeiht noch jetzt am besten da, wo eine mittägliche schwüle Luft über einem Gewässer brütet, in welchem die aufgelös'ten Elemente organischer Körper durch

einander gähren. Solche begünstigende, äußre Bedingungen des Bestehens und Gedeihens der Mittelformen mußten sich in jener Vorzeit, da eine Luftwärme der Tropenländer das feuchte, von Lebenskeimen durchdrungne Land und Gewässer bewegte, allerdings in vorzüglichem Maße finden. Es geschah im Großen und Ganzen, was dem Menschen noch jetzt im Kleinen geschieht, wenn er ein noch niemals von der Cultur berührtes Land zuerst mit Hacke und Pflug aufreißet und für eine neue Welt der Keime zugänglich macht. Da zeigt sich, nach Lichtensteins Bemerkung, selbst in Südafrika, alsbald ein Gewächs, das auf seltsame Weise Eigenschaften der Brodfruchtbäume, und namentlich des Feigenbaums, sammt jenen des Arons und Pfeffers mit einer dem Hanse verwandten Form vereint: die Nessel, mit brennendem Gifte. — So wie dann die äußerlichen, das Gedeihen begünstigenden Verhältnisse sich veränderten, mußten auch die erwähnten Uebergangsformen vergehen; wie die Riesenschlange und Brillenschlange des heißen Erdgürtels auf den Felsenhöhen, selbst unsrer gemäßigten Zone, bald aussterben würden.

Aber, wie schon oben erwähnt, es war ein tiefer gelegner, allgemeinerer Grund, der jene Mittelwesen absterben machte, den wir uns hier noch an einem andern, allbekannten Beispiel aus der uns zunächst umgebenden Natur deutlich machen wollen:

Bei unsren Hausthieren, so wie bei den Blumen der Gärten, wird zuweilen, durch die Kunst des Menschen, eine Brut von Mischlingen erzeugt, welche, wenn sie etwa aus dem Vereine des Pferdes und Esels entsprossen war, Eigenschaften der beiden verschiedenartigen Eltern vereint. Die Gestalt, für sich selber, ist dauerhaft und kräftig; an ihr zeigt sich die edlere Form und der Muth des Rosses, wie die Festigkeit des Ganges, und die andern Gaben des gebirgsbewohnenden Esels. Aber dieser Form, so lebenskräftig

und muthig sie auch erscheint, gehet fast gänzlich die Kraft ab, nach dem gewöhnlichen Verlauf der Natur sich wieder zu erzeugen und bestehend zu erhalten. Jene Kraft, welche die beiden Geschlechter scheidet und den gegenseitigen Zug des einen zum andern begründet, konnte solchen künstlichen Mischungen bloß das Entstehen und die Gestaltung geben, nicht aber den vollkommnen, zeugungsfähigen Gegensatz der Geschlechter. Der Magnet weckt im reinen Eisen oder Stahl bald die Trennung in die beiden Pole, und die Kraft der magnetischen Anziehung; nicht aber in dem Eisen, das jetzt die Abgeschiedenheit seiner Art verlassen, und, mit dem Orygen der Luft vermischt, den Eisenkalk gebildet hat.

So verschwanden und erloschen die Formen, in denen sich die Eigenschaften und die einzelnen Züge des äußren und innren Baues der noch jetzt bestehenden Hauptrichtungen vermischt und verbunden fanden, deßhalb so leicht, weil ihnen der oben erwähnte, innre Lebensodem ausging, dessen Bewegen eben durch die scharfe Trennung und Scheidung der Geschlechter und Ordnungen der Wesen, durch eine scheinbare Einseitigkeit in den Dingen der Natur erhalten wird.

Wie? ist es denn aber bloß die Einseitigkeit, als solche, welche in der Natur das Leben begründet und erhält, besteht der Wechselverkehr der lebenden Organe des Leibes: der Nerven und Muskeln bloß dadurch, daß etwa in jenen der Kohlenstoff, in diesen der Stickstoff ein wenig vorwaltet; der Verkehr zwischen dem Blut und der festen Fiber, bloß durch den Gegensatz des Flüssigen und Starren? Diese Entgegensetzung der Organe ist noch dieselbe in dem vom Blitz getödteten Thiere als im Lebenden, und doch liegt jenes starr da und verwes't, während dieses sich vielseitig regt und bewegt. Das Glied lebt und bewegt sich nicht vermöge seiner Entgegensetzung mit einem andern Gliede, sondern durch den

beide ergänzenden, über beide waltenden Einfluß der Seele. So ist es auch in der gesammten, organischen Welt nicht die Entgegensetzung und Vereinseitigung der Formen und einzelnen Lebensrichtungen, welche an sich diesen ihr Fortbestehen und kräftiges Gedeihen sichert, sondern die Wechselbeziehung, in welche die einzelnen Wesen, eben durch ihre scheinbare Mangelhaftigkeit, mit einem allgemeinen, oberen, den Mangel ergänzenden Lebensprincip treten. Das gesunde Glied, in seiner polarischen Einseitigkeit, ist der belebenden Einwirkung der Seele leicht zugänglich und dienend, während der Afterorganismus, der in irgend einem kranken Theile sich bildet, und welcher sein eignes schlagendes Herz, seinen eignen, empfindenden Nervenmittelpunkt hat, jenem Einfluß widerstrebt, und deßhalb durch die gesunde Rückwirkung der andren Systeme des Leibes aufgelöſ't und entfernt wird.

Auch der belebenden Seele kommt dann in ihrem Kreise ein Athmen zu, wie dem Leibe, den sie bewegt, und das Fortbestehen ihrer belebenden Kraft hängt so unmittelbar und nothwendig von dem Fortgange jenes innren, psychischen Athmens ab, wie der Kreislauf des Leibes von dem Athmen der Lebensluft. Ein übermächtig aufregendes, psychisches Moment, wie heftiger Schreck, Zorn, Freude, hemmt aus demselben Grunde so blitzesschnell den Lebenskreislauf der Seele, aus welchem das Einathmen von phosphorhaltiger, brennbarer Luft den Kreislauf des Leibes hemmt und auflöſ't. Dem athmenden Organ geschieht in beiden Fällen etwas Aehnliches, als dem einzelnen Magnet geschieht, dessen Nordpol gewaltsam mit dem gleichnamigen Nordpol eines ungleich stärkeren Magnetes in Berührung gesetzt wird: die bisherige Polarität und magnetische Kraft des schwächeren wird vernichtet. Dieß wird uns deutlicher werden, wenn wir das Athmen und den damit verbundenen Lebenskreislauf unsrer psychischen Natur noch etwas näher betrachten.

Ein magischer Zug wechselseitiger Zuneigung führt die Kranken, welche ein und derselbe Arzt magnetisch behandelte, zu einander, und verbindet sie innig. Es ist derselbe Zug, welchen die magnetisch Erweckten auch gegen solche Personen fühlen, mit denen der Magnetiseur leiblich nahe verwandt ist, und selbst gegen die leblosen Dinge, welche mit ihm in Berührung waren. Diese Neigung, welche keineswegs den Personen oder Dingen an sich selber, sondern nur der an ihnen haftenden Kraft des Magnetiseurs gilt, erscheint am mächtigsten, wenn der Magnetiseur entfernt ist, und wird in seiner unmittelbaren Nähe mehr nach ihm selber hingeleitet, als nach den nur mittelbar wirkenden Trägern seiner Kraft.

Ein ähnliches stellvertretendes Verhältniß der einzelnen Körper zu einander finden wir in der Geschichte des gewöhnlichen Erdmagnetismus. Es ist hier nicht das Eisen, welches, als solches, von allem magnetisch gewordnen Eisen begehrt und angezogen wird, sondern der Wechselverkehr mit einem Strom der Lebenskräfte, welcher durch die ganze planetarische Natur gehet, und welcher alle für ihn empfänglichen Körper in Bewegung setzet. Das magnetische Eisen begehrt andres Eisen oder den entgegengesetzten Pol eines andren Magnetes, damit es an diese Medien das inwohnende Lebensprincip hinüberströmen und mittheilen könne; denn es ist ein durch alle Regionen des Seyns gehendes, unabänderliches Gesetz des Lebens: daß nur Dem ein Leben von oben gegeben werden könne, welches selber an andre empfängliche Wesen Leben mittheilt; daß nur das empfangen könne, welches gibt.

Der animalische Magnetismus, so sahen wir oben, bewirkt mittelst der ihm eigenthümlichen anziehenden Kräfte eine Wiedererneuerung und Verstärkung des Hindurchströmens der Lebensprincipien durch den kranken Organismus, und

wird eben hierdurch zum wohlthätig stärkenden Heilmittel (nach §. 26). Der gesunde Organismus gleichet einer im magnetischen Meridian aufgestellten Magnetnadel, durch welche der Strom des allgemeinen, magnetischen Fluidums ungehindert aus- und eingeht. Wie der Zug der magnetischen Kraft bald nach dem fernen Erdpol, bald nach den näheren Eisenmassen hingelenkt wird: so gehet der Zug des thierischen Instinctes bald nach dem ferngelegnen Ziel der Wanderung und dem noch künftigen Bedürfniß der ungebornen Brut, bald nach dem näheren Futter oder Geschlechtsgegensatz hin. Dieser Zug einer Alles weislich zusammenfügenden εἱμαρμένη ist es, welcher die Larve des Goldkäfers (Cetonia) zu der sonst Alles zerstörenden Ameise führt und beide so friedlich harmonisch vereint, wie die verschiedenartigsten Somnambulen eines und desselben Magnetiseurs. In jedem Augenblick, wir mögen schlafen oder wachen, wirkt der Zug der planetarischen Schwere in gleichem Maße auf unsern Leib; so wirkt der Zug der befreundeten Lebenskräfte der umgebenden Natur in jedem Augenblick (wenn auch nicht immer im gleichen Maße, sondern mehr in undulirender Weise) auf die im Leibe lebende Seele ein, und erzeugt in ihr jenes Hinneigen nach dem mit ihr in Beziehung stehenden Gegensatz, welches (wie in der schlafenden Mutter der Zug nach dem Säugling) immer und ohne Aufhören fortwirkt, auch wenn es sich durch kein äußerliches Bewegen verräth. Wir dürfen dieses Hinneigen der psychischen Kraft nach ihrem Zielpunkt mit einem beständigen magnetischen Ausströmen vergleichen, welches eben so nothwendig und unaufhörlich ein Wiedereinströmen der allgemeinen belebenden Kraft zur Folge hat.

Die Bemerkung, daß jene Bewegungen, welche der Instinct, namentlich bei wandernden Thieren, hervorbringt, öfters in der Richtung des magnetischen Meridians geschehen,

hat früher sogar die Frage erregt: ob nicht vielleicht der „psychische Kreislauf," von welchem wir hier sprachen, abhängig sey von dem planetarisch magnetischen. Eine solche Ansicht erscheint freilich, bei näherer Prüfung, eben so unzureichend und wenig tief gründend, als etwa die seyn würde, daß die Richtung der freien Magnetnadel nach Nord und Süd von den öfters herrschenden Nordwinden herrühre. Wohl aber mag in beiden Fällen, ein Höheres, Drittes, anzuerkennen seyn, von welchem jene verschiedenartig scheinenden Bewegungen gemeinsam ausgehen. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß hier nur von einem Athmen und Kreislauf des Lebens in der Seele des Menschenleibes, welche dieser mit dem Thiere gemein hat, die Rede sey, nicht von dem Lebensathmen des Geistes. Dieser, der Geist aus Gott, sobald er im Menschen zu seinem eigentlichen, gesunden Leben erwacht, athmet auch: sein Athmen ist das Gebet zu Gott. Die thierisch menschliche Seele aber erfasset das Göttliche, gleichwie die Glieder des Leibes für sich allein, ohne das Auge, das Licht, nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar in seinen Wirkungen. Wir dürfen uns daher wohl bei dem Geschäft des Athmens der Seele noch von einer andren Seite an das leibliche Athmen erinnern.

Die Atmosphäre, durch deren Athmen der Leib lebt, wurde oben, im Verhältniß zu der festen Körpermasse des Planeten mit dem Gehirn und den Nerven, im Verhältniß zum übrigen Leibe verglichen. Gleich diesen ist der Luftkreis ein noch in uranfänglicher Reinheit und Freiheit zurückgebliebenes Element, durch welches die oberen, kosmischen Einflüsse ungehemmt, wie lebende Vögel, ihren Lauf nehmen und in die dunklen, starren Massen hinabwirken. Die Luft, alle Höhen und Tiefen der Planetenoberfläche umhüllend und erfüllend, erscheint allerdings der Zusammenfügung der festen Massen, durch Schwere und Cohärenz, gegenüber, als ein

Complement, welches abbildlich an das vorhin erwähnte psychische Ergänzungselement erinnert. Ueberall da, wo der Zusammenhang der festen Massen sich auflöst, überall wo der geschlossene Kreis sich öffnet, dringt augenblicklich das ergänzende Element der Luft ein und erfüllt den leeren Raum. Selbst im lebenden organischen Leibe ist es diese, das Zellgewebe und alle flüssigen wie festeren Theile durchdringende Luft, welche von innen her dem äußren Druck der Luftsäule das Gegengewicht hält, und dem letzteren hierdurch seine vernichtende Gewalt nimmt.

Noch mehr zeigt sich das Oxygengas der Atmosphäre in seiner Function als ergänzendes, das Bedürfniß erfüllendes Complement bei der chemischen Wechselwirkung mit den festen Massen. Wo diese, durchs Feuer oder durch Elektricität von dem Band des gewöhnlichen Zusammenhaltes befreit, sich zersetzen und gestaltlos verflüchtigen wollen, begegnet dem aufwärts gehenden Drange der von oben kommende, gestaltende Zug. Denn hier vor Allem zeigt sich die Säure als Grund der festen Gestaltung. Dem Blut des lebenden Leibes, wenn dieses beim Kreislauf, zur Verflüchtigung und innren Auflösung geneigt, die Lungen erreicht hat, begegnet hier, beim Einathmen, das Sauerstoffgas, welches mit seinem nach unten, zur Leiblichkeit gerichteten Zuge, das Hinwegstrebende ergreift, und so das Blut, neubelebt, zu dem alten Wechselverkehr mit dem Leibe zurückführt.

Wie die eigenthümliche Schwere der Körper diese stets hinabwärts führt zum Verein mit der Gesammtmasse des Planeten, so führt das eigenthümliche Leben der Seele diese stätig und hinaufwärts nach einer oberen Einheit des Lebens. Um so mächtiger, je vollkommner die Absonderung und Entgegensetzung gewesen (nach S. 163). Diesem aufwärts strebenden Drange begegnet aber der von oben nach unten zur Leiblichkeit gehende Zug (§. 18): das Alles ergänzende, obere

Complement. Wir werden dieses Complement in seinem Verhältniß zu einem Göttlichen, welches nur der Geist erfasset und erkennt, noch nach einem andern Orte etwas näher betrachten.

Die einzelnen Lebendigen stehen zu dem allgemeinen psychischen Princip, welches Alle durchweht, wie der lebendige Odem die Glieder des Leibes, in einem Verhältniß, welches auch den Gliedern ihr hohes Recht in Beziehung auf den bewegenden Nerven oder das Blut sichert, durch und aus dem sie sich bilden. Das Licht, so hehr und gewaltig, was wollte es ohne die Augen, welche dasselbe sehen; was könnte es beleuchten, wäre keine planetarische Welt da, die seinen Strahlen erst Wirksamkeit und Wesen und das Gewand der Farben verliehe. Die athmende Seele, sey es die im einzelnen Lebendigen wohnende, oder die allgemeine, welche alles Besondre umfasset, kann nur das erhalten und erneuern, was der anfänglich schaffende Geist hervorgerufen und gegeben.

Nach dem gewöhnlichen, naturgemäßen Verlaufe des leiblichen Lebens, bewegt und bildet dieses in den Eingeweiden, ohne es zu empfinden; es bewegt und empfindet in den Gliedern, ohne es zu wissen und zu bedenken: es bedenkt aber und weiß im Gehirn. So gehet durch die Welt der Lebendigen ein weislich geordnetes Bewegen, welches für sich selber nicht wüßte und bedächte, wäre nicht ein höherer Mittelpunkt alles Seyns und Lebens da, der in und für jenes Bewegen bedenkt und weiß.

Der Geist, der im Menschen lebt, bedenkt und weiß selber mit dem Anfang alles Seyns und Lebens; die Seele empfängt und erhält, was dieser Anfang gibt und schafft.

Erläuternde Bemerkungen. Die Creaturen, sagt Philo (de Cherubim. 126, ed. Mangan Vol. I, p. 159), sind eine der andern zum Nutzen da: keine ist deßhalb von Gott so vollkommen geschaffen, daß sie der andern nicht bedürfte (sondern alle sind durch den Zug des wechselseitigen Bedürfnisses unter sich verbunden).

Wie verschiedenartige Töne einer Lyra gemeinsam die wohllautende Harmonie erzeugen, so gereicht dieses wechselseitige Geben und Empfangen zur Vollendung des Weltganzen (*πρὸς τὴν τοῦ κόσμου παντὸς ἐκπλήρωσιν*).

Die Aeußerung des Herakleitos über das als *εἱμαρμένη* alles Einzelne umfassende, geistige Band, s. m. unter andrem bei Diog. Laërt. IX, 8; Plut. de plac. ph. L. I, 27. Das alldurchdringende Band wird von Diogenes von Apollonia ein Erkennen (*νόησις*) genannt, welches alles lenkt und beherrscht (Simpl. Phys. fol. 33, a), ein Unendliches, dem Endlichen gegenüber (Stob. Ecl. I, 304); der Wechselverkehr des Bandes mit der von ihm umschlungenen Vielheit mit einem Athmen verglichen (m. v. auch Heraklits Lehre hierüber bei Plut. de Is. et Os. 76; Sext. Emp. contrad. L. VII, 126, und VIII, 266; Stob. ecl. 500; Philost. ep. 18). Dieses Athmen des Lebensprincips beruht nach der Lehre der Pythagoräer auf einem wechselsweisen sich Anziehen der getrennten Gegensätze (Arist. Met. XIV, 4), auf einer Anziehung des begränzenden Einen gegen das Unbegränzte (des Leeren gegen die Erfüllung?), Arist. phys. IV, 6; Plut. plac. ph. II, 9. Mit diesem Athmen tritt erst die Zeit — nach Archytas das Intervall der ganzen Natur — in die Sichtbarkeit ein (Simpl. Phys. fol. 165, a). Auch bei den Stoikern erscheint der alldurchdringende Lebenshauch zugleich als allzusammenhaltendes Band (Alex. Aphr. de mixt. p. 141); als Verhängniß oder *εἱμαρμένη* (Diog L. VII, 138); ewige Vernunft (Cic. nat. D. I, 14; Plut. stoic. rep. 31), ein vernünftiger Athem (Plut. de plac. ph. I, 6, 7; Stob. ecl. I, 64; Diog. L. VII, 139).

Ein Theil des Inhaltes dieses §. ist aus meiner kleinen Schrift: Von dem Vergehen und Bestehen der Gattungen und Arten in der organischen Natur (München, bei Weber 1830) genommen. — Ein Athmungsproceß der unorganischen Natur, der sogenannte Galvanismus, stellt das, was oben über das Athmen der Seele und ein allergänzendes, allgemeines Lebensprincip gesagt worden, noch deutlicher dar. Der Gegensatz zweier verschiedener Metalle begründet hier, bei gemeinsamer Berührung eines flüssigen Mediums, in dem einen Metall ein Ausathmen (Desorydation), in dem andern ein Einathmen (Orydation). Dieses Geschäft wird um so kräftiger und besser von statten gehen, je stärker und mächtiger die polarische Entgegensetzung zwischen den beiden Metallen ist, desto unkräftiger und langsamer, je weniger jene beiden Gegensätze verschieden sind. — Bei den Einzelwesen der organischen Natur ist es nicht die zarte, noch unentwickelte Form des Kindes, welche der Erneuerung und Fortpflanzung der Art dient, sondern

die Form des reiferen Alters, mit scharf geschiedenem Geschlecht. — Uebrigens fügen wir zur weitern Erläuterung dessen, was oben über das Aussterben einiger vormaligen Geschlechter organischer Wesen gesagt worden, hier noch einige Stellen aus der erwähnten kleinen Schrift bei:

Das Thier der Ammonitengehäuse war, wie alle Sepien, eine Uebergangsform zwischen Fischen und Schnecken. Selbst die Benennung: Tintenfisch, welche unsre Sprache für jenes Mittelwesen wählte, scheint die Zweideutigkeit der Form andeuten zu wollen. Wie ein Pfropfreis der edleren Art auf unvollkommnerem Stamme, sitzet, durch einen Hals gesondert, auf dem unförmlichen Leibe ein Kopf, mit hornartigen, schnabelförmigen Kinnladen, gleich jenen einiger Knorpelfische; es haben die großen Augen nicht bloß den äußren Anschein, sondern auch den innren Bau mit jenen der Fische gemein, und diese Uebereinstimmung mit dem innren Bau des Fisches zeigt sich am Gehirn wie in den Organen des Gehörs. Ein Knorpel, welcher ringförmig das Gehirn umschließt, erinnert an Schädel der vollkommneren Thiere; an dem Schalengehäuse, mit dem räthselhaften, durch die einzelnen Kammern führenden Siphon, scheint die bauende Natur den ersten Entwurf zu einem System der Rückenwirbel zu machen; einen Entwurf, welcher hier vorerst an einem äußeren, unwesentlicheren Theil des Leibes vor Augen gelegt wird, bald hernach aber, in der nächst angränzenden Classe der Wirbelthiere, in das Innre des Leibes, als wesentliches Element der Gestaltung, eingeführt erscheint. So ist das ganze Geschlecht der vielkammrigen Schalenthiere ein Durchgangspunkt der Formen, an welchem die weiterstrebende Natur die bisherige Bildungsstufe, als eine ihr nicht mehr genügende, verläßt, ohne sich jedoch vollkommen zu der nächst höheren erheben zu können. Ein Durchgangspunkt, an welchem das früher Bestandene in seiner Auflösung begriffen, das Nachkommende aber noch nicht zur festen Gestaltung gelangt ist. Was hier nur von einer Familie der vormaligen Thierwelt gesagt worden, das gilt, fast ohne Ausnahme, von allen denen, welche, obwohl sie in der früheren Weltperiode an Zahl der Arten und Individuen sehr bedeutend gewesen, nun gänzlich ausgestorben, oder, bis auf wenige Gattungen, aus der jetzt lebenden Natur verschwunden sind. Sie waren Wesen von zweideutiger Art, welche an Form und Eigenschaften gerade in der Mitte zwischen den jetzt herrschenden Hauptformen stunden; in der Mitte zwischen den nach beiden Seiten auslaufenden, einander entgegengesetzten Richtungen der gestaltenden Natur. — In großer Menge, dieß bezeugen die verschütteten Reste, bedeckten das alte Festland die Gruppen und Waldungen von Gewächsen, deren Bau auf gleiche

Weise an die eine wie an die andre Hauptordnung der phanerogamischen Pflanzen erinnert. Denn es zeigt sich, wie dieß Link (in s. Urwelt S. 46 u. a.) bewiesen, in der größeren Zahl der nun ausgestorbenen Gewächsformen eine Anordnung der Gefäße, welche in der Mitte zwischen der steht, die bei den Monokotyledonen gefunden wird, und zwischen jener der Dikotyledonen. Zwei Hauptformen von Bäumen theilen sich jetzt in die kältere und heißere Region der Erdfläche: die Ebenen und Gebirge der nördlichen Länder bekleiden die Waldungen der Nadelhölzer, die heiße Zone erzeugt die edle Form der palmenartigen Gewächse. In den vormaligen Waldungen aber, von der Küste des Eismeeres bis zu der Palmenzone von Afrika, herrschten sehr häufig jene Geschlechter von Bäumen vor, welche, weder Palme noch Nadelholz, Eigenschaften von beiden an sich trugen. Mit ihnen zugleich gediehen da solche Bäume von gegliedertem Baue der Stämme und Zweige, welche, am nächsten den Casuarinen von Neuholland verwandt, als Mittelformen zwischen den Equiseten und den Dikotyledonen erscheinen; zugleich, in mächtigen Massen, die Uebergangsformen der Filicineen zur Palme: die baumartigen Farrenkräuter.

Damals erfüllten das Meer die merkwürdigen Mittelwesen zwischen Blume und Thierform, von denen nur noch wenige Spuren unter den jetzt lebenden Geschlechtern gefunden werden; auf langem, gegliedertem Stängel ein lilienartiges Gebilde, statt der Blätter und andrer Blüthentheile jedoch ein Gewimmel von unzähligen kleinen Thierlein, welche, unter sich verwachsen, den gemeinsamen, größeren Thierleib bildeten. (Die Gattung Encrinus umfaßte allein 16 von Parkinson beschriebene Arten. Link a. a. O. S. 41.) Andre Mittelwesen zwischen Korallenthieren und zweischaligen Muscheln, wie die Hippuriten, oder zwischen Krebsen und Käferschnecken, wie die Familie der Trilobiten, lebten, in vielfältigen Geschlechtern und Arten, auf dem tieferen Seegrunde und an der felsigen Küste, während der jetzigen Thierwelt diese Formen fast gänzlich abgehen. Die Eigenthümlichkeit des Baues der Säugthiere, des Vogels und der Eidechsen, scheint, auf den ersten Blick, in dem Pterodactylus der Vorwelt so verschmolzen, daß einige unsrer größten Naturforscher in Zweifel gewesen, ob dieses nun gänzlich untergegangene Thiergeschlecht als fliegende Eidechse oder als Fledermaus die Höhlen und Klüfte der Felsen bewohnt, oder schwimmend, mit den flügelartig verlängerten Flossen, auf dem Wasser gelebt habe. Salamanderartige Thiere, Uebergangsformen zwischen Eidechsen und Fröschen, erzeugte und hegte das Landgewässer der Vorzeit in riesenhafter Größe, mit ihnen die mannichfaltigsten Arten der andren eierlegenden Vierfüßer.

Die meisten der untergegangenen Säugthierarten des ehemaligen Festlandes gehörten zu den anjetzt sehr vereinzelt stehenden Mittelformen zwischen den beiden Hauptreihen ihrer Classe: es waren elephanten- oder flußpferdartige Thiere. An einigen dieser ausgestorbenen Geschlechter werden Züge von dem Bau des Kamels mit dem vom Bau des Fischotters und der noch jetzt lebenden Dickhäuter vereint gefunden. (So beim Anoplotherium commune.) Andre stunden zwischen Tapir und Pferd (so die Paläotherien nach Cuvier), während noch andre (z. B. die Megatherien) im Bau des Skelettes an die Faulthiere, diese Mittelthiere zwischen Affen und grasfressenden Thieren, erinnern.

Das vormalige Meer und Festland ernährten aber in jener frühern Periode nicht bloß Wesen aus allen Ordnungen und Classen der Thiere und Pflanzen: Fische wie Mollusken, Säugthiere wie Vögel, sondern es wuchsen auch, unter den oben erwähnten, ausgestorbenen Uebergangsformen des Gewächsreiches, in großer Menge Palmen, welche nur sehr wenig von den jetzt gedeihenden Arten verschieden waren; Bäume, nahe verwandt mit den noch bei uns wachsenden Eichen und Wallnüssen, Schwarzpappeln und Weiden. (M. v. Ebels Anleitung die Schweiz zu bereisen. 3te Aufl. 4ter Thl. S. 526, und Schlotheims Petrefactenkunde, S. 390.) Eben so gab es neben den ausgestorbenen Familien der Säugethiere auch Arten aus dem Geschlechte der Katzen und Hunde; gleichzeitig mit der capischen Hyäne die Arten der Nagethiere, und selbst der Wiederkäuer, welche in der jetzigen Natur noch fast gänzlich als dieselben wiedergefunden werden.

Von plötzlichen, nach S. 170 durch heftige Gemüthsbewegungen erregten Todesfällen erzählt unter anderm M. Wagner in seinen Beiträgen zur phil. Anthrop. mehrere Fälle. So starb zu C. in Ungarn eine über den Tod ihres zweijährigen Kindes aufs höchste betrübte Mutter in dem Augenblick, wo man ihr erlaubte, den Leichnam noch einmal zu sehen. Man erzählt, „es sey ihr das Herz zerborsten.“ — Man denke an die Geschichte der Frau des Hassan Aga bei Goethe. — Eine reiche Frau in A., die ein Kästchen mit Pretiosen verloren hatte und darüber fast untröstlich war, starb plötzlich an Entzücken, als man ihr das Kästchen wiederbrachte.

12 *

Die Seelenstimmungen und die Gefühle.

§. 32.

Wir dürfen uns nicht scheuen, dem Aristoteles es nachzusprechen, daß die Seele, so lange sie mit ihm im Verkehr des Lebens stehet, ein Etwas des Leibes, und daß hinwiederum der Leib ein Etwas der Seele sey. Und nicht nur von dem einzelnen, besondren Leibe, sondern von der ganzen äußeren Welt des Leiblichen, zu welcher er gehört, gilt das Gleiche, denn auch sie wird, schon durch das sinnliche Erkennen, zu einem Etwas der Seele.

Das Vermittlende zwischen der Seele und dem eignen Leibe, so wie zwischen ihr und der äußren Sinnenwelt sind jene Elementarkräfte oder Mächte der irdischen Natur, von denen wir im §. 28 sprachen. Sie zunächst erscheinen, um mit Thales zu reden, als eine Welt der Seelen, denn eben so wie in dem eigenen Leibe die Seele durch jene von ihr ausgehenden Elementarkräfte sich verleiblicht und ein Etwas des Körpers wird, so bilden auch die Elementarkräfte der äußeren Natur eine Region, in welcher das Leben und Walten einer oberen, unsichtbaren Welt des Seyenden sich verleiblicht und durch den Leib des Einzelwesens der Seele desselben sich nahet. Vorzugsweise ist die Luft, welche wir athmen, das Herrscherreich jener Mächte (Bd. I. S. 46), und der Verkehr, in dem sich das Einzelleben ohne Aufhören mit einem Allleben befindet, das seinen Mangel ergänzt und erstattet (nach §. 31), ist auf seiner höheren Stufe dem Vorgang des leiblichen Athmens nahe verwandt, stehet mit ihm in wesentlicher Beziehung.

Eine unmittelbare Wirkung jenes innren (gleichsam) Athmens sind die Seelenstimmungen, theils von freudiger und erhebender, theils von trüber, niederbeugender Art, von

denen wir uns ergriffen fühlen, wir wissen nicht woher und warum?

Nicht immer jedoch ist der vermuthliche Ursprung dieser Seelenstimmungen ein solcher dunkler und geheimnißvoller, sondern öfters auch eben so wie nach §. 31 das ergänzende Element, das der (gleichsam) athmenden Seele aus dem Princip des Alllebens zukommt, an ein leiblich Erscheinendes gebunden. So erfahren wir es im Verlauf des täglichen Lebens, daß gewisse Speisen und Getränke, oder daß andre Anregungen, namentlich der vegetativen Region unsrer Leiblichkeit, ebenso wie jene verborgenen Ursachen, Stimmungen der Seele von erhebender, freudiger, oder hemmender Art hervorrufen. Es gehen, das bemerken wir deutlich, diese Stimmungen nicht von einer Anregung der oberen (äußern) Sinnen, und überhaupt nicht von der oberen Region unsrer Leiblichkeit, sondern von jener niedren aus, zu welcher die Organe des Athmens und Blutumlaufes, sowie der Verdauung gehören. Von dieser Region erheben sie sich zum Gehirn und durchdringen alle Tiefen unsrer Leiblichkeit.

So wie die Phantasiebilder und Erinnerungen (nach §. 29) eine Forterzeugung jener anfänglichen Bewegungen sind, welche die Dinge der Außenwelt in den Sinnorganen hervorbrachten, so sind die Stimmungen von denen wir hier reden, ein nachdauerndes Werden und Bewegen, das seine erste Anregung durch das Einwirken sinnlich wahrnehmbarer Elemente (z. B. der Speisen und Getränke) oder der äußren Elementarkräfte empfing. Dieses Einwirken geschah aber nicht zunächst auf die oberen, äußren Sinne, sondern auf das Gangliarnerven-System. Genau betrachtet sind die Knotengeflechte dieses Systems nichts anders als „Sinnorgane des Innenleibes.“ Das was sich an der Lichtseite des Organismus, zu Tage ausgehend, als Auge,

als Gehör- und Geschmacksorgan oder als Tastsinn entfaltete, das hat sich in den innren Höhlen der Brust und des Unterleibes, vergleichbar den Keimtrieben einer im dunklen Keller auswachsenden Pflanze, nur als nackte, unentschieden geformte Nervenmasse dargelegt, welche übrigens in Beziehung auf die in ihren Bereich eingehenden Körperlichkeiten der Außenwelt demselben Geschäft der Assimilation vorstehet, das den Sinnorganen in Beziehung auf den Kreis ihrer Wahrnehmungen obliegt, und welche in gewissen Fällen (nach §. 26) ein stellvertretendes Verhältniß mit den äußren Sinnorganen eingehen kann, so daß die Region der Gangliarnerven einer Art des Sehens, des Hörens, ja des Schmeckens der angenäherten Gegenstände fähig wird.

Aber auch von dieser Region der innren Sinnorgane gilt in Beziehung auf das Seelenleben dasselbe, was von jener der äußren Sinnorgane ausgesagt werden kann. Die Seele vermag aus eigner Kraft die Phantasiebilder und Erinnerungen hervorzurufen, welche ursprünglich aus den Eindrücken der Außenwelt auf die Sinnen erzeugt wurden; sie kann sich in diesen innren Gebilden einen Ersatz schaffen für den Mangel des äußern Stoffes der Wahrnehmungen, kann sich an das winterliche Kamin ein Paradies der Frühlingsauen hinzaubern, das mit den Reizen aller jemals empfangenen Sinnengenüsse geschmückt ist. In derselben Weise kann auch die Seele auf selbsteigne Kraft in dem System der Sinnorgane des Innenleibes, von oben und innenher jene Anregungen begründen, welche andre Male das Einathmen der milden Frühlingsluft, der Genuß des herzerfreuenden Weines und der bekräftigenden Speisen, oder auch der beschwerenden Luft und Speise hervorbrachten. Diese von innen kommenden Anregungen, die sich zu den von äußern Elementareinflüssen erzeugten Stimmungen eben so verhalten, wie der äußre Eindruck auf die Sinnen (das Wahr-

nehmen) zu dem Vorgang der Erinnerung und der Vorstellung, nennen wir Gefühle.

Wie die Phantasiebilder und Erinnerungen als Stellvertreter des äußern Erkenntnißstoffes erscheinen, so dürfen wir die Gefühle als Stellvertreter jener leiblichen Stoffe betrachten, welche z. B. nach dem Genuß der Nahrung die Stimmungen der innerlichen Sinnenregion begründen, wir dürfen mithin sagen, daß die Gefühle für das Leben der Seele dasselbe sind, was für das Leben des Leibes die Nahrungsmittel. Aber die Seele bedarf zu der Selbstbereitung dieses eigenthümlichen Nahrungsstoffes: sie bedarf zu der Erzeugung der Gefühls-Stimmungen, nicht des rohen Elementarstoffes, der andre Male von außen nach innen kommend die Anregung der vegetativen Region der Leiblichkeit weckt, sondern von ihrem höheren leiblichen Herrschersitz, vom Gehirn aus, und von der Region der zum Selbstbewußtseyn kommenden Wahrnehmungen, läßet sie auf die untere Region der Leiblichkeit jene belebenden Strahlen fallen, an denen die Gefühle sich entzünden. Wie diese Anregungen aus der oberen Sinnesregion und aus dem Kreise des selbstbewußten Erkennens zu den Gefühlen sich verhalten, das wird uns durch eine nähere Betrachtung des Zusammenwirkens beider etwas deutlicher werden.

Der Doppelsinn des Wortes, welcher (nach §. 18) zugleich auch ein Geschäft der leiblichen Sinnen umfasset, könnte zu der Meinung verleiten, daß unsre Gefühle eins seyen mit den Empfindungen des Leiblichen, und daß etwa die Ernährung der Seele durch das Wohlbehagen oder die Lust des Leibes geschehe. Diese Meinung wird sich jedoch bei genauerer Betrachtung als unhaltbar zeigen.

Das was wir an der Seele Gefühl nennen, wird freilich öfter mit einer leiblichen Empfindung zusammengesellt und in einer Art von Beziehung auf diese gefunden, doch

hängt weder die Macht und Gewalt des Gefühles von der Stärke der leiblichen Empfindung ab, zu welcher sich jenes etwa gesellt, noch ist die Art und Beschaffenheit des Gefühles an die Art und Beschaffenheit der zugehörigen leiblichen Empfindung gebunden. Ein mächtiges Gefühl von Freudigkeit und innrem Frieden wird nicht selten durch eine andre Male kaum bemerkbare äußere Empfindung hervorgerufen; die stärksten Erschütterungen der Sinne lassen die Seele öfters, wie ein Donner der Kanonen, ohne eigentliches Gefühl: die Wollust des Leibes hat nur selten und in sehr geringem Maße das bei sich, was wir Gefühl der Seele nennen, dagegen hat man öfters mitten in den Flammen der leiblichen Martern in der Seele des Gepeinigten ein Gefühl von Freudigkeit und Wonne erwachen sehen, welches den Leib selber und Alles, was ihm geschah, unbemerkbar machte. So begegnet es uns auch täglich, daß eine und dieselbe leibliche Empfindung das eine Mal ein Gefühl von freudiger, andre Male von mißbehaglicher Art erregt, noch andre Male uns ohne alles Gefühl läßet; es geschieht uns, daß solche Eindrücke, welche an sich selber dem Leibe von wohlgefälliger Art sind, ein Mißfallen der Seele nach sich ziehen, oder umgekehrt.

Ein gewisser Mensch, in welchem ein Hang ist zur Beschauung der sichtbaren Natur und zur Beachtung der Wirksamkeit der Seele, litt an einem entkräftenden Heimweh, welches freilich eben so sehr von leiblicher als von geistiger Art war. Da blickte er einst, in einer besonders traurigen Stimmung, am Boden sitzend in das Innre einer kleinen Blume des Feldes. Weder dachte er in diesem Augenblick mit irgend einer Deutlichkeit an die Symmetrie und Schönheit des kleinen Tempels, welchen er hier vor Augen hatte, noch war er sich irgend einer bedeutenden Empfindung des äußern Sinnes bewußt, dennoch erwachte

bei dem Anblick dieser kleinen organischen Welt ein Gefühl von innrer Ruhe und Freudigkeit, welches lange andauerte. Ein andres Mal haben in einem Jüngling, welcher zur Schwermuth geneigt war, die Töne einer singenden Menschenstimme, in deren Worten für ihn kein Sinn lag, und welche er, nahe vorübergehend, nur auf einige Augenblicke gehört hatte, ein viele Stunden lang anhaltendes Gefühl von Traurigkeit erregt. Mag es seyn, daß wir diese beiden Fälle als von krankhafter Art betrachten dürfen: wird nicht aber auch der Gesunde, der geistig Kräftige und Starke öfters durch eine höchst unbedeutend scheinende äußere Veranlassung in Gefühle versenkt, deren Macht und Dauer in gar keinem Verhältniß stehen mit dem äußern Eindruck, welcher scheinbar zu ihnen die Veranlassung gegeben? So vermag ein einziges Wort, ja die freundliche oder gleichgültige Miene eines geliebten und verehrten Menschen unser Herz freudig emporzuschwellen oder niederzubeugen; ein kleiner Vortheil oder ein unbedeutendes, andre Male uns gar nicht auffallendes Hinderniß, erfüllt uns zuweilen mit einem Gefühle von innrer Kraft oder mit dem von Bangigkeit.

So bemerken wir auch, daß die Gefühle, selbst wenn sie als Folge eines Momentes der Empfindung erscheinen, öfters noch fortdauern, wenn jener Moment längst vorüber ist, und zwar nicht nur in der Art, in welcher die Erschütterung an einer Glocke noch fortbebet, wenn der Schlag, der sie veranlaßte, längst vorbei ist, sondern vielmehr in jener Art, in welcher ein lebendiges Wesen, das man aus dem Schlaf erweckte, nun aus selbstständiger, innrer Kraft fortwachet, auch wenn der Anstoß, der es erweckte, nicht bloß längst vorübergegangen, sondern sogar vergessen ist. Denn hierin bestehet eine Eigenthümlichkeit unsrer Gefühle: daß die Kraft derselben noch wirksam ist, auch dann, wenn die Seele kaum mehr weiß, was die Veranlassung zu dieser

ihrer Stimmung gegeben. Eben so wie die Kraft der genossenen Speisen in unsrem Leibe noch andauert, ja sogar erst dann bemerkbar wird, wenn der Bissen, den wir zu uns nahmen, nicht mehr geschmeckt noch bemerkt wird.

Gefühl ist mithin nicht ein und dasselbe mit der sinnlichen Empfindung oder auch mit der Wahrnehmung; aber aus beiden kann die Seele gleich der Biene, welche den Nektar jetzt der einen, dann der andren Blume kostet, den nährenden Honig der Gefühle bereiten. Auch mit der Bewegung, sowohl der äußern des Leibes als der innern des Begehrens, ist das Gefühl nicht ein und dasselbe, oder nothwendig davon abhängig. Ist doch selbst die äußere Empfindung von der leiblichen Bewegung so getrennt, und beide sind einander so entgegengesetzt, daß bei einer heftigen und gewaltsamen Anstrengung der Glieder durch den bewegenden Willen den unvermuthet empfangenen Wunden ihr gewöhnlicher Schmerz benommen wird, so daß sie das Auge früher bemerkt, als sie von dem fühlenden Nerven empfunden werden. So ist es zwar auch ein feststehendes Naturgesetz, daß nur solche belebte Wesen eine Empfindung in ihnen selber und für sich selber haben, welche durch sich selber und für sich selber sich bewegen (nach §. 7); aber beide (das Bewegen und das Fühlen) sind auf dieselbe Weise zusammengesellt und zugleich so gänzlich von einander verschieden, wie die beiden Pole eines Magnets. Schon aus ihren Grundrichtungen gehet dieses Verschiedenseyn hervor; denn die Bewegung wird durch eine von innen nach außen, die Empfindung durch eine von außen nach innen gerichtete Thätigkeit hervorgebracht. Wie sich unter den sichtbaren Dingen gewöhnlich bei und neben dem männlichen Einzelwesen auch das weibliche findet, und von wechselseitiger Anziehung getrieben, das eine dem andern folget: so folgen abwechselnd auf einander, jetzt nach dem Moment der selbstständig ge-

benden Bewegung, jene der passiv aufnehmenden Empfindung, oder beide gehen, der gleichzeitigen, zusammentreffenden Wirksamkeit nach vereint und dennoch dem Wesen nach verschieden neben einander her.

Dasselbe Verhältniß dann, was zwischen der leiblichen Empfindung und Bewegung, bestehet auch zwischen dem Gefühl und dem Begehren der Seele. Daß eine heftige Begierde oder Leidenschaft die Seele, wie hier der gemeine Ausdruck mit vollem Rechte sagt, gefühllos mache, lehret uns jede alltägliche Erfahrung. Die Bewegung des Begehrens wecket allerdings öfters ein Gefühl auf, oder es wird umgekehrt von diesem das Begehren aufgeregt, aber das was aufregt, stehet hierbei öfters in einem so abweichenden Verhältniß der Stärke oder der Art zu dem was aufgeregt wird, daß schon hieraus die innre Verschiedenheit beider zur Genüge erhellet. Nur im niedern Thierreich, nicht im Menschen, erscheinen beide sich noch entsprechender.

Das Begehren bestehet in einem Bewegen, das Empfinden gehet von einem leiblichen Gewordenseyn aus; das Erkennen ist auf ein Seyn der höheren Ordnung: auf ein Mit- und Zusammenseyn des Erkennenden mit dem Erkannten, das Gefühl, wie schon die Stimmung, welche ihren Herd in der Hauptstätte des leiblichen Werdens, in der vegetativen Region der Leiblichkeit hat, ist auf ein Werden gegründet.

Dem Gefühl der Menschenseele verwandt ist schon jenes innre Werden eines künftigen noch unausgebornen Leibes, das die Larve des Schmetterlinges oder eines andren Insects ergreift, wenn dieselbe in der aus dem Gefühl erzeugten Bewegung ein Gewand spinnt oder ein Gehäuse baut, welches nicht für ihre Wurmgestalt, wohl aber genau für den ganz andersartigen Umriß der noch nicht vorhandenen Puppe, oder des geflügelten Insectes paßt. Ein Ge-

fühl, verwandt dem freudig erhebenden der Menschenseele, ist es, was die jungen Vögel noch im Neste zum Bewegen der kaum halbbefiederten Schwingen treibt, oder was dieselben, wenn sie das Nest verließen, zu den emporwirbelnden Bewegungen in die Luft bekräftigt, worinnen sich das junge Leben schon zu dem künftigen, schweren Geschäft des Wanderns über Land und Meer vorbereitet. Das tiefe Gefühl, das sich in dem Gesang der Nachtigall verräth, gilt nur dem Werden eines leiblich noch nicht Vorhandnen: dem Werden der Jungen; der Gesang verstummt, wenn dieses neue Geschlecht gereift, wenn es geworden ist, was es werden sollte.

So werden wir bei einer genauern Beachtung unsrer Gefühle immer finden, daß sie auf ein noch nicht Gewordnes, Künftiges gerichtet sind; daß sie ihrem Wesen nach auf ein innres Werden sich gründen. Es ist nicht der gegenwärtige Genuß, sondern die Hoffnung des künftigen Genusses, aus welchem das Gewebe auch der niedreren Gefühle bestehet; wenn die etwa ersehnte, leibliche Lust vorhanden ist, erregt sie leibliche Empfindung, in welcher das eigentliche Gefühl der Seele erstirbt, wie einige Arten der Bäume, wenn sie vorhin eine Reihe von Jahren in Kraft der Hoffnung gelebt haben, alsbald sterben, sobald das von ihnen erstrebte Wesen der Blüthe und der Frucht zu Stande gekommen. Aus diesem Grunde sind jene Gefühle in uns die mächtigsten, die andauerndsten, welche auf ein Werden, nicht des jetzigen, sterblichen, sondern des künftigen, ewigen Menschen gerichtet sind, dessen Keim mitten in dem Wesen des irdischen Lebens geboren und entfaltet wird.

Es bestehet, wie wir schon am Anfang dieser Untersuchungen (im §. 1 und 4) gesehen, das Beseeltseyn und Leben selber nur in einem beständigen Suchen und Sehnen nach einem unsichtbar Ergänzenden, was über und mit dem leiblichen Stoffe ist. Darum wird von den belebten Wesen

das leibliche Element des Odems oder der Nahrung nicht bloß wie von den unbelebten angezogen, sondern auch, durch eigne innre Kraft, wieder abgestoßen, weil es eigentlich und zuletzt nicht das körperlich Gewordne, sondern ein der Seele selber verwandtes Werdendes war, was diese begehrte und suchte.

Wie denn jener Theil des lebenden Wesens, der vor Augen liegt: der sinnlich wahrnehmbare Leib, die gleicherweise sinnlich wahrnehmbare Nahrung in sich nimmt und dieselbe zur Ernährung: zum Geschäft des Werdens des Leibes verwendet, so nimmt die Seele ihrerseits die Principien und unsichtbaren Anfänge des leiblichen Gewordenseyns zu ihrer Nahrung auf. Man könnte, vorläufig bei der niederen Region der Gefühle verweilend, wohl sagen, daß die Seele jederzeit, als Herr des Hauses, zuerst ihr Mahl hält, ehe dem Leib, dem Diener vergönnt wird auch seiner Sättigung zu gedenken, oder auch umgekehrt, daß sie zur späteren Stunde als der arbeitende Leib, fast niemals aber mit diesem zugleich und an demselben Tische speise. Denn unsre Gefühle, auch in dieser Region, sind ein Vorgenuß des Hoffens, oder ein Nachgenuß der Rückerinnerung von einem wirklich leiblich werdenden oder ehemals gewordnen Genuß, welcher, wenn er da ist, oder als er da war, öfters unserer Seele wie kein Genuß erschien.

Die Wirkung der Gefühle erscheinet uns gewöhnlich als eine kürzer oder länger andauernde Spannung oder Bekräftigung (auch Schwächung) der Seelenthätigkeit. Wie wir oben gesehen, ist es nicht ein leibliches, sondern ein psychisches Element in dem Empfindbaren, was den Grund unserer Gefühle bildet. Dieses psychische Element bewirkt die innre Bekräftigung und Spannung der Seelenthätigkeit vielleicht auf eine ähnliche Weise, als dieselbe durch den Umgang und die geistige Mittheilung eines Freundes oder

einer andern mitlebenden Seele in uns bewirkt werden kann. Ein Seyn und Werden, welches mit jenem der Seele von gleichem Geschlecht ist, wird von derselben hereingezogen in den Vorgang des Gefühles, und theilet, wie der geistig genahete Freund oder Feind, dem Wesen der Seele den anregenden Einfluß seiner eignen, psychischen Wirksamkeit mit; einer Wirksamkeit, von deren Geschlecht schon die einer niedreren, leiblichen Ordnung ist, welche zu dem Entstehen der regelmäßigen Krystallgestalt des Steines den ersten Anstoß gab, und diesen noch immer, wie das Licht das durchsichtige Glas, durchbringet.

Und dasselbe allvereinende Band, welches (nach §. 13) bei der Ernährung des Leibes den magnetischen Zug der Speise zu dem Esser wirkt; jenes mütterliche Walten einer Liebe, welche schon die Sättigung zu bereiten anfängt, ehe der Hunger noch geboren worden, ist auch bei dem Vorgang der Ernährung der Seele auf eine sehr augenfällige Weise geschäftig. Sein Werk allein ist es, daß der bedürfenden Seele aus dem Boden der Empfindungen die Fülle der Gefühle hervorquillt, welche jene zu ihrer Ernährung bedarf. Durch seine magnetische Gewalt, welche den Strom der psychischen Kräfte jetzt hier-, dann dorthin leitet, geschieht es, daß sich, nach dem vorhin erwähnten Beispiel, in den kleinen Kelch einer Blume des Feldes eine Erquickung ergeußt, nach welcher die in der Irre gehende Seele schmachtete. Denn es ist auch hier jenes Ohr für die Stimme des innern Sehnens geöffnet, welches in der äußren, sichtbaren Welt das Schreien der jungen Raben höret.

Es ist mithin nicht die eigne Kraft der Seele, welche die Fülle oder den Mangel, die Stärke oder Stumpfheit der Gefühle begründet. Eben so wie es im Leiblichen nicht die Muskelkraft des hungernden Thieres ist, welche die Früchte des Sommers und Herbstes, oder die Schaaren des

nährenden Gewürmes aus dem Boden hervorzieht; sondern eine andre, höhere Kraft, welche nach ihrem eignen Gesetz jetzt Fruchtbarkeit, andre Male Dürre und Mangel über die Auen ausstreuet und nach ihrem Wohlgefallen Alles sättiget, was da lebet. Wie übrigens der Magnet nicht die Luft, sondern nur das schwere Eisen an sich ziehet: so kann jenes wechselseitige Anziehen des Psychischen, worauf sich das Gefühl und der Vorgang der Ernährung der Seele gründen, zuletzt nur durch ein wirklich für uns und mit uns Werdendes gewirkt werden.

Ein solches Mitwerdendes, welchem der Zustand des leiblichen Gewordenseyns noch ferne stand, scheint es auch gewesen zu seyn, was den Stoff des Leib und Seele neubelebenden und bekräftigenden Gefühles bildete, dessen heilbringende Gewalt Sir Humphry Davy an sich selber erfahren.

Dieser tiefgründende Forscher der innern Natur des Menschen, so wie der ihn umgebenden äußern Natur, erzählt in einem Werke, das er kurz vor seinem Tode geschrieben *), von einer innren Erscheinung, die ihm einst auf wundervolle Weise die verlornen Kräfte wieder gegeben und am Leben erhalten. Er war, mitten in seinen kräftigsten Jugendjahren, vom gelben Fieber befallen, und lag so hart darnieder, daß die Aerzte die Hoffnung zu seiner Wiedergenesung aufgaben. Da erscheint ihm, in dem Zustand des Hinscheidens, eine lieblich jugendliche Gestalt, die er später immer seinen guten Engel nannte. Fünf und zwanzig Jahre vergingen, seitdem er jene Erscheinung hatte, und noch waren ihm die Umrisse des schönen, jungfräulichen

*) Consolations in Travels, or the last days of a Philosopher, by Sir Humphry Davy 1830, p. 69—72. — Deutsch übersetzt durch v. Martius, Nürnberg bei L. Schrag 1833.

Wesens so gegenwärtig, als hätte er es erst heute gesehen: lebendig gegenwärtig das von frischem Jugendroth gefärbte Angesicht, das mild blickende, lasurblaue Auge. Dieser weibliche Schutzgeist denn kommt, wie ein pflegender, die Schmerzen stillender Besuch, zu der Seele des scheinbar Sterbenden; schon seine Gegenwart, noch mehr seine tröstenden Gespräche, voll geistig hohen Inhaltes, erregen Gefühle, welche der Seele die Kraft zum Leben und Wirken wiedergeben; der Kranke genes't weniger durch leibliche Heilmittel, als durch diese psychischen, welche der sonderbare, innre Krankenbesuch ihm darreicht, der ihn, während der größten Gefahr, fast nie verläßt, und erst bei der Genesung verschwindet. Ein Besuch wie aus einer fernen künftigen Welt; denn in der ihn umgebenden Gegenwart kannte Davy keine ähnliche Gestalt. Seine Neigungen waren damals eben auf ein wirklich lebendes, weibliches Wesen gerichtet, das auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit der innren, heilenden Erscheinung hatte, vielmehr in Manchem das Gegentheil von dieser war. Zehn Jahre hernach, auf einer Reise an den Küsten des adriatischen Meeres, begegnet ihm zum ersten Male die Gestalt seines „guten Engels" als wirklich lebendes Mädchen. Doch nur auf einige schnell vorübergehende Blicke, gleichsam als wollte sie ihn nur an ihre ehemalige Bedeutung in seinem Leben erinnern, und auf ihre noch künftige Bestimmung ihn vorbereiten. Denn abermals zehn Jahre hernach, zwanzig Jahre nach der ersten Lebensrettung, als ihn wieder eine schwere Krankheit dem Tode nahe gebracht, da nimmt sich seiner, pflegend und tröstend, ein wirklich lebendes, weibliches Wesen an, das so ganz seiner ehemaligen rettenden Erscheinung glich, daß es schwer zu entscheiden gewesen, ob es das Urbild oder das leibliche Abbild derselben genannt werden sollte. Es erwachen von neuem jene Gefühle, welche der Seele die Kraft

zum Leben und Wirken zurückgeben, und sie wieder in die fast schon verlassene Leiblichkeit zurückführen.

Möge man diese Erzählung des trefflichen Davy hier nehmen für was man wolle; uns erscheint dieselbe zur Erläuterung der Lehre von den Gefühlen nicht unbedeutend. Zuerst spricht sie, selbst in ihrem scheinbar das Gegentheil bezeugenden Falle, für die Realität des psychischen Stoffes, wodurch alle unsre Gefühle erst ihre eigenthümliche, Leib und Seele ernährende Kraft empfangen. Außer diesem läßt uns jene Erzählung des merkwürdigen, wahrheitliebenden Mannes das eigenthümliche Wesen des Gefühles, welches auf ein Werden, auf ein erst künftiges Gewordenseyn gerichtet ist, auf eine augenfällige Weise erkennen; endlich gibt uns dieselbe einen Aufschluß über die Macht und den Weg der Wirksamkeit der Gefühle, zuerst an der Seele und durch diese an dem Leibe.

Was demnach für den Leib und seine Erhaltung Speise und Getränke: das ist für die Seele die Region der Gefühle. Gefühle sind es, welche in dem innren, psychischen Leben die erste Kraft zum Wirken erwecken, und welche nachmals diese Kraft nähren, wachsen machen und vollenden. Ein einziger Augenblick voll lebendiger Gefühle, und die matte, zum Wirken unfähige Seele empfängt neue Kraft und neuen Muth; die strauchelnden Tritte werden fester, die innren Augen wieder wacker zum Sehen, wie es die äußeren Augen jenes müden Kriegers wurden, als er seinen Stab in den fließenden Honig getunkt und diesen gekostet. Die innren Lebenskräfte des schon ersterbenden Davy kehren wieder, sobald die liebliche Erscheinung eine Fülle von tröstenden, nährenden Gefühlen über seine Seele ergießt; Joseph Haydn empfängt, wenn die Arbeit seiner Kunstschöpfungen ihn niedergebeugt und ermüdet, neue Kraft und Fülle der Gedanken, sobald er die matte Seele durch die Gefühle der

Andacht genährt. Und diese Erfahrung, von der seelenstärkenden Kraft der Gefühle, hat gewiß jeder selbstthätige Geist öfter in seinem Leben gemacht, wenn er im Drang des äußeren Wirkens, oder der innren, geistigen Thätigkeit sich ermattet und gänzlich verarmt fühlte.

Hierbei machen wir noch etwas näher auf jene Weise aufmerksam, auf welche sich die Gefühle an den Kreislauf des Gesammtlebens unsrer Natur anschließen.

Wie nach §. 13 die Organe und der Vorgang der Verdauung an unserm Leibe der in die Tiefe versenkten Wurzel gleichen, aus welcher sich der Stamm und die Zweige mit all ihren Blättern und Blüthen erheben: wie der Stoff der dem Kreislauf des Blutes und der Erhaltung des Leibes zu Grunde liegt, immerhin zuerst in den Eingeweiden der Verdauung bereitet werden muß; so wird in den Gefühlen ein Quell der Wiedererneuung und der Erhaltung unsers Wesens gefunden, dessen Strahlen von innen nach außen, bis zu den niedersten Enden unsrer Leiblichkeit geführt werden. Darum gehet die Wirkung jenes Nahrungsquelles eben so wenig bloß auf die Seele, als die Wirkung der Nahrung sich bloß auf die verdauenden Eingeweide erstreckt, sondern sie verbreitet sich über das ganze Geschäft, auch des äußeren Lebens.

Dürfen wir doch nie vergessen, daß die Seele zuletzt es sey, welche dem Leibe die Kraft des Nahrungsnehmens und der Verdauung, die Bewegung der Glieder, die Empfindung der Sinnen gebe; denn sobald die herrschende Gewalt der Seele aufhört ihre Strahlen jetzt auf die eine, dann auf die andre Region der Leiblichkeit fallen zu lassen, entschwindet zugleich den Sinnen (wie uns dieß schon der Schlaf oder krankhafte Seelenzustände lehren) die Macht zu sehen und zu hören; die Glieder ruhen bewegungslos, das Geschäft der Verdauung wird gehemmt.

Wie deßhalb ein freudiges Gefühl der Hoffnung, oder der Erwartung der neuen Dinge, die da kommen sollten, nicht selten (auf ähnliche Weise als in dem von Davy erzählten Falle) seine stärkende Kraft über die Seele hinaus auch auf den Leib ergossen, und die zur Ermattung des Todes herabgesunkenen Glieder neu belebt habe, das werden uns noch viele, im §. 61 zu erwähnende Beispiele lehren. Die vom belagernden Feinde eng umschlossene Besatzung von Breda war der lähmenden Krankheit (dem Scharbock) fast ganz erlegen, als die Hoffnung, welche ein Brief des geliebten Heerführers auf baldigen Entsatz gab, kräftiger als alle leibliche Nahrung oder Arznei, dem Uebel Einhalt that, und die hinsterbenden Krieger von neuem auf ihre Füße und den Angriffen des Feindes entgegenstellte. Jener alte Held erhub sich, wie in jugendlicher Frische, von dem Siechbette, an welches ihn Krankheit und die Entkräftung des Alters schon lange gefesselt hielten, als ihm die Nachricht kam, daß ihm der König die Führung der Flotte gegen den Feind übertragen habe; eine alte Mutter genas von ihrer Wassersucht durch das Gefühl von Freude, welches der neugeschenkte Anblick der Söhne ihr gewährte.

Nicht minder als auf die Kräfte der niederen Ordnung äußern die Gefühle ihren verstärkenden, erhöhenden Einfluß auch auf die Kräfte der höheren Art. Es sind Gefühle, welche unsre Empfindungen, so wie die Wahrnehmungen der Sinne schärfen und bekräftigen; denn wenn die Seele aus der Außenwelt den Stoff zu ihren Gefühlen empfängt, dann trägt sie auch zugleich mit magischer Gewalt in die umgebende Sichtbarkeit eine Kraft des Mitfühlens hinein; es ist als würde in den Momenten der Aufregung der Gefühle und ihrer Genüsse die ganze Natur zu einem Mitgenießenden oder Mitgenossen der Menschenseele. Darum erscheint einem Sinne, in welchem ein Gefühl der Freude

seine Kräfte ergossen, das Grün der Auen doppelt so lieblich und schön als sonst, ja die ganze Welt der Sinnen dünkt ihm herrlicher und veredelter. Gefühle sind es, welche (wie schon oben erwähnt) unserm Thun und Wirken Stärke verliehen und Ausdauer. Endlich so gibt unter andrem jenes Gefühl, welches wir einstweilen als das des Staunens vor dem Neuen bezeichnen wollen, nicht bloß dem äußren Sinn eine verstärkte Kraft, sondern es erhöht eben so sehr das Auffassungs- und Erkenntnißvermögen des innren Menschen.

Diese Macht, welche in dem Neuen, eben erst für die Seele Werdenden, eben so wie in dem noch fern Künftigen bei der Geschichte der Gefühle liegt, erinnert ganz besonders an einige Hauptmomente aus der oben (im §. 13) betrachteten Geschichte der leiblichen Verdauung und Ernährung. Das eben aus dem Ei hervorgehende Küchlein trägt die Nahrung der ersten Tage an dem noch unverzehrten Dotter in sich; man kann sagen, der ganze Leib des neugebornen Thieres oder Menschen ist selber von der Natur und Art der Speise, welche ihm im weiteren Verlauf zur Nahrung dienen soll. Es sind da (nach §. 10) derselbe Stickstoff und Kohlenstoff, es sind alle Elemente der täglichen Speise, schon zu Fleisch und dem andern Gewebe des Leibes verbunden. Würde aber nicht bald nach der Geburt dieser schon vorhandene und zum eignen Leibe gewordne Nahrungsstoff durch andren, neuen verdrängt und ersetzt: das Alte ausgeschieden, das Neue aufgenommen, wie bald würde das belebte Gebilde in Tod und Verwesung versinken!

Auch die Menschenseele tritt mit einem ähnlichen, ihr immer verbleibenden Bedürfniß der Aufnahme des Neuen und noch nicht eigen Gewordnen und der Abscheidung des Alten in das Leben, als der Leib. Ihre eigentliche, naturgemäße und gedeihliche Speise ist nicht die sinnliche Lust, nicht der Besitz und Genuß des leiblich Gewordnen, sondern

das was ein Werden für die Ewigkeit, ein Künftiges ist. Wenn daher ein irregeleitetes Begehrungsvermögen und ein gemißbrauchtes Licht des Geistes in die Lust und den thierischen Genuß des Leibes den Anschein eines geistigen Reizes hineinlegt: ein Zerrbild jener Schönheit der höheren Welt, deren die für die Ewigkeit geborne Seele zu ihrer Sättigung begehrt, dann kann der Seele dasselbe grausame Geschick widerfahren, was zuweilen den Seefahrern begegnet, wenn sie dem Mangel an Trinkwasser durch die ekelhaftesten Ersatzmittel abhelfen müssen, welche sonst die leibliche Natur als Auswurf von sich stößt. Nicht das eigne, schon zum dienenden Werkzeug geworden Fleisch ist der verdauenden Kraft zur Nahrung bestimmt; das was einmal und öfter zur Lust des Fleisches geworden, das hat, wie wir schon oben (S. 187) gesehen, das eigentliche Element des Gefühles, das hat für die Seele die nährende und stärkende Kraft verloren.

Darum sind selbst die Empfindungen der Sinnen reicher an Nahrungsstoff für die Seele, so lange sie von einem Neuen, einem der Seele erst Kommenden und Werdenden ausgehen. Dieses lehrt uns jede Reise: jede neue Bekanntschaft mit bedeutungsvollen Menschen und Dingen. Dieses lehrt auch unter andern ein zwar viel bekannter, dennoch aber auch hier als näherer Beleg zu erwähnender Fall.

Bei jenem Blindgebornen, welchen Cheseldens glückliche Operation auf einmal sehend machte, waren die ersten Eindrücke auf den neugeschenkten Sinn mit einer mächtigen Bewegung des Gefühles verbunden. Er hatte von seiner schmerzhaften Cur keinen andren wohlthätigen Erfolg erwartet, als die Befähigung zum Lesen- und Schreiben-Lernen; der Garten, an welchem er so lange als Blinder sich gefreut, dessen Gänge und fruchttragende Bäume er auch ohne den Gesichtssinn zu finden gewußt, konnte, so meinte er,

durch das Geschenk des Lichtes keinen neuen Reiz erhalten. Als ihm jedoch nun auf einmal das Sehen geworden war, da zog ihn die neue Welt der Eindrücke so gewaltig an, daß sie Alles, was die andren Sinnen bisher der Seele gegeben, ins Dunkle stellte. Es zeigte sich in diesem Falle, daß unsrer Seele ursprünglich kein einziger Sinneneindruck gleichgültig sey, sondern daß jeder Gegenstand, der sich ihrer Wahrnehmung nahet, entweder Zuneigung wecket oder Widerwillen, die wollende Kraft entweder auf sich hinlenkt oder von sich abstößet. Der Sehendgewordne konnte eben so wenig seinen Abscheu gegen die schwarze, als die seltsame Zuneigung gegen die rothe Farbe unterdrücken; eben so wenig die Freude an glatten, als das Mißfallen an höckerigen und rauhen Flächen. Dinge, deren langgewöhnter Anblick uns völlig gleichgültig ist, und welche, wie es uns scheint, auch vorhin niemals anders als gleichgültig für uns seyn konnten, entlockten diesem Glückseligen die lautesten Aeußerungen der Theilnahme und Freude oder des Unbehagens. Noch ein Jahr nach dem Empfang des neuen Sinnes brachte eine erweiterte Aussicht an der Küste des Meeres eine ähnliche Aufregung der Gefühle hervor, und diese innren Bewegungen, welche sich an das Sehen der neuen Welt der Dinge knüpften, waren so übermächtig und leicht zu erregen, daß selbst der bloße Anblick des Mannes, durch dessen Hand das Gesicht geschenkt war, sie aufs lebhafteste hervorrief, und die überseligen Augen mit Freudenthränen erfüllte. — Auf dieselbe Weise zeigte sich die Kraft der noch nie gesehenen Farben- und Lichtwelt an der fühlenden Seele bei jenem bis nahe an sein zwanzigstes Jahr blind gewesenen Mädchen, dessen Geschichte Ozanan beschreibt.

So bewirkt aber nicht bloß der erste Anblick der Sichtbarkeit, sondern überhaupt jeder neue Eindruck seiner Art ein Gefühl des Wohlgefallens oder Mißbehagens, aber es

fällt für die meisten Sinneseindrücke der erste Moment, welcher von diesen lebhaften Gefühlen begleitet war, in jene früheste Zeit der Kindheit, die unsrer Erinnrung unzugänglich ist. Der erste Eindruck ist es, welcher auch noch später so fest mit dem Wesen unsrer Seele verwächst. Es ist überhaupt nur das Gefühlte, was in dieses Wesen wahrhaft eingeht: Eigenthum desselben wird. Daher ist, wie bereits erwähnt, die Begierde des natürlichen Menschen, immer etwas Neues zu sehen und zu empfinden, ein Verlangen der Seele nach Nahrung, welches seine Stillung so lange in dem Wechselverkehr mit der Welt der Sinnen suchet, bis es den Zugang zu einer andren, innren Welt gefunden, deren Tiefe und Umfang so unermeßlich ist, daß jeder Moment des Betrachtens einen noch nie empfundenen Eindruck bringet.

Wie der leiblichen Nahrung in der früheren, empfänglicheren Zeit der Kindheit ein ganz besondrer Einfluß auf die eigenthümliche Entwicklung der leiblichen Organe zukömmt; so hat die erste psychische Nahrung eine ganz entschiedene Einwirkung auf die nachmals vorherrschende Richtung der Seele.

Ein dürftiger Vater legt seinem Kinde, wenn dieses zuweilen, vielleicht der ersehnten Wartung entbehrend, lange in der Wiege weilen muß, Blumen zur Ergötzung und zum Spiel der zarten Augen und Hände hin. Das Kind freut sich der bunten, duftenden Gebilde. Aber das dunkle Gefühl der träumenden Seele übt auf diese eine gestaltende Kraft aus, deren Wirkung in die spätere Zeit des erwachten Bewußtseyns hinüberreicht: aus dem mit Blumen spielenden Säuglinge wird der große Carl v. Linné. — Das Gefühl, welches der Gesang eines melodisch lautenden Sterbeliedes am Sarge des Vaters in der Seele eines fünfjährigen Kindes aufgeregt hatte, wird zur ersten und bald zur Lieblings-

nahrung dieser Seele, welche dadurch zur Meisterschaft in der Kunst der Töne erwächset. Eine tausendfache äußre Noth und Armuth kann die Kraft und Wirkung der ersten Seelenspeise der Kindheit nicht mehr zerstören, aus dem ernste Gesänge liebenden Kinde wird der treffliche J. A. Hiller. Eben so war die erste Nahrung, und von da an die gewöhnliche, für die Seele des berühmten Joseph Haydn jenes Gefühl, das der Gesang der beiden Eltern, besonders die liebliche Stimme der Mutter in dem kaum lallenden Kinde geweckt hatte. — Es waren die Gefühle der theilnehmenden Freude an hoher Heldenkraft, die das Lesen der alten und einiger neueren Werke über die Thaten des Krieges in der Seele eines schwächlich scheinenden, dem geistlichen Stande bestimmten Knaben hervorgerufen, welche in dieses zarte Gefäß so ungewöhnliche Kräfte ergossen, daß der Thaten verlangende Geist durch alle äußeren Schwierigkeiten hindurchbrach und in Prinz Eugen der Retter von Europa wurde. Diese ersten Gefühle, welche der Anblick und der Genuß der Gegend aufregt, in welcher wir geboren worden, sind auf das innre Wachsthum und Gedeihen der Seele von einem gleich entschiedenen Einfluß, als die erste Nahrung auf die Gestaltung des Leibes, und der eigenthümliche Schwung, den nachmals einige Seelen in ihrem Schaffen und Wirken genommen, scheint in etwas durch die Natur des Geburtsortes bestimmt worden zu seyn: durch den Anblick eines erhabenen und zugleich milden Paradieses, wie Urbino und Siena, oder durch die hehre Stille eines einsamen Gebirgsthales und das Anwohnen am felsigen Meeresstrand. Es erkrankt der Leib, wenn ihm die Nahrung, an welche er von Jugend angewöhnt ist, entzogen wird: so erkrankt die Seele am Heimweh, wenn ihr die gewohnten Eindrücke der umgebenden Sichtbarkeit genommen sind.

Die Speise und der Trank stärken am Leibe vor allem die bewegenden Organe, geben, im rechten Maße genossen, den Muskeln reichliche Kräfte. Sie sind es aber dann auch, welche die am öftersten wiederkehrenden Bewegungen der Glieder bewirken und diesen ihre Richtungen geben; denn das Erwerben und Genießen der Nahrung ist im Thierreich der gewöhnliche Endzweck des Bewegens. So gehen auch in der Seele die ersten Bewegungen des wollenden Vermögens von anregenden Gefühlen aus, und sind auch am öftersten wieder nach diesen Gefühlen hingerichtet; wie die jungen Raben, wenn sie die Morgenröthe zum ersten Fluge aus dem Neste geweckt, zuerst auch nach dieser weckenden Morgenröthe hin den Schlag der Flügel bewegen.

Wie die Luft, welche der Leib athmet, gröber ist, als das Licht und der Schall, welche die Sinnorgane vernehmen, die Nahrung aber wieder ungleich gröber als die Luft: so sind jene Einflüsse, die in uns die Gefühle wecken, von einer Natur, welche der Leiblichkeit näher verwandt ist, als jene innren Elemente, welche bei den Aeußerungen des Wollens und beim Erkennen wirken. Es wird indeß hier, wie bei den leiblichen Speisen nach den Lebensaltern, so nach den verschiedenen Entwicklungsstufen der Seele ein Unterschied bemerkt: denn es sind jene Gefühle, welche mit vorherrschender und eigenthümlicher Gewalt in die Seele des Kindes eingehen, solche Eindrücke, die auf das Auge, das Ohr, den Geruch wirken, und auch in der tieferen Region des Gemüthes wird das Kind am leichtesten durch Gefühle aufgeregt, welche von oberer, göttlicher Herkunft sind; denn diese Eindrücke, gleich guten Engeln, gesellen sich am liebsten zu den noch nüchternen Seelen und nehmen am leichtesten in ihnen Wohnung.

Auch in der Jünglingsseele sind, bei einem gesunden Verlauf der innren Entwicklung, die Gefühle, welche da

vorherrschend walten, noch von einer leichter beweglichen, geistigeren Natur, als später in der Seele des Mannes. Das jugendliche Leben gestaltet sich den Morgentraum der Liebe, des Thatendranges und der Ehre noch so luftig, leicht und lieblich! was dagegen den Mann zum Wirken stärkt und innerlich nährt, das lastet schwerer, stehet fester, und der Verlauf seines bewegenden Einflusses ist langsamer. Es wächset indeß das nährende Element, während es an Leichtigkeit seines Einwirkens verliert, desto mehr an andauernder, gesund oder giftig aufregender Kraft. Denn wie die Eiche, je älter sie wird, desto tiefer mit ihrer Wurzel hinabdringt in eine Gegend des Bodens, in welcher die nährende Feuchtigkeit niemals ganz versiegt; so bringt das Sehnen der Seele, nach einem umgekehrten Gesetz des Falles, immer mehr durch die äußre Leiblichkeit hindurch, in eine Region, welche der Natur jenes sehnenden Wesens näher verwandt ist, und die Richtung des gesunden Geistes gehet immer höher, nach einem göttlichen Mittelpunkt, dessen anziehende Kräfte bei der Annäherung immer wachsen.

Es sind die Gefühle ihrer Natur und Wirkung nach unter sich so verschieden, als die Speisen und Getränke, welche der Leib aufnimmt; einige von gesund nährender und stärkender, andre von bloß aufreizender Kraft. Wäre hier ein spielender Vergleich erlaubt, so könnte man sagen, jene Gefühle, welche aus einer Bewegung in der Region der oben erwähnten insensiblen Nerven (der Sinnes- und Bewegungsorgane) ihren Ursprung nehmen, oder auf eine solche sich beziehen, entsprechen in ihrer Ordnung den leiblichen Getränken, die aber, welche in der Sphäre der sogenannten sensiblen Nerven wurzeln, gleichen den Speisen. In jene erstere Reihe gehören dann die Gefühle, welche sich bei dem Thier auf die bloß aus Thätigkeitsdrang und Wanderlust hervorgehenden willkürlichen Bewegungen seiner Glieder und auf die Wirk-

samkeit der oberen Sinnen beziehen, bei dem Menschen mithin zugleich auf das Streben nach geistiger Freiheit und nach Erkenntniß. In der andern Reihe der (speisenartigen) Gefühle stehen jene, welche auf die Lust und Schmerzen, Begierden und Geschäfte der niedren Region des Leibes, so wie die hinzugehörigen Bewegungen gerichtet sind. Obgleich beim Menschen in diese niedre Region die Verirrungen des Geizes, der Herrschsucht, der Zerstörungslust fallen, so wurzeln zugleich auch in ihr und durchdringen sie jene von oben kommenden Kräfte, welche nicht den eignen Willen, sondern den Willen und das Werk eines Höheren thun.

Die Gefühle aller dieser verschiedenen Arten werden dann, wie bereits gesagt, für unsre Seele eine desto stärker und gesünder nährende Kraft haben, je mehr sie selber von seelenartiger Natur, nicht auf ein Vergängliches, Gewordenes, sondern auf ein Ewiges, Werdendes gegründet sind. Doch dürfen nicht unbedingt alle Gefühle, welche wir geistig zu nennen gewohnt sind, darum für solche von gesunder Art gehalten werden. Von dieser Art von Gefühlen wollen wir hier nur einige Worte sagen:

Unter allen Lebendigen unsrer Sichtbarkeit ist der Mensch das einzige, welches seine Speisen und Getränke einer künstlichen Zubereitung unterwirft und mithin Nahrung einer andren Ordnung genießt. Es ist seine Vernunft, welche ihm dieses Vorrecht vor andren Lebendigen gewährt; sie allein veranlaßt und vollführt die künstliche Verwandlung, man könnte daher die menschlich zubereiteten Speisen und Getränke Nahrungsmittel einer höheren Potenz nennen. Der Mensch allein auch ist durch die Kraft des in ihm wohnenden Geistes für Gefühle einer höheren Potenz oder innerlicheren Art empfänglich. Dieß sind die mit Recht sogenannten geistigen Gefühle, welche die Seelenlehre insgemein als

intellectuelle, ästhetische, moralische und religiöse von einander sondert. Die thierische Natur kennt bloß Gefühle, welche sich auf ein sinnliches Werden beziehen, und hat von den geistigen nur jene vorahndenden Spuren, welche allerdings auch noch bei dem Menschen zu der Sphäre der sinnlichen gezählt werden sollten. Allerdings ist auch hierbei ein innrer Assimilationsproceß geschäftig, welcher jedoch nur psychischer, nicht geistiger Art ist. Die innre Natur des Menschen vermag selbst die sinnlichen Gefühle in geistige zu verwandeln, oder jenen etwas von ihren eigenthümlichen, höheren Kräften mitzutheilen.

Wir bemerken im Verlauf unsrer Gefühle einen Vorgang, welcher sehr an jenen der Ausscheidung und Abstoßung erinnert, wovon das Geschäft der Verdauung stets begleitet ist. Auf jenes Kraftgefühl, welches mit den willkürlichen Bewegungen verbunden ist, zu denen ein innres Bedürfniß uns getrieben, folget bald das ganz entgegengesetzte der Ermüdung; das Auge, wenn es einige Zeit hindurch den Eindruck eines rothen Farbenbildes aufgenommen, erzeugt sich durch eine selbstständig rückwirkende Kraft das Grün, so wie auf das Weiß, das es lange gesehen, das Schwarze; die Zunge, wenn sie von einer sehr starken Säure berührt worden, bildet sich, durch eine ähnliche, selbstständige Kraft, selbst aus jenem Eindruck, den das reine Wasser auf sie macht, den Geschmack des Süßen. So zeigt sich, vorzüglich bei dem Geschäft aller jener Nerven, welche zu der positiven Reihe des Magendie gehören, mithin bei denen der oberen Sinnorgane und der willkürlich beweglichen Theile, ein solcher Wechsel zwischen zwei entgegengesetzten Richtungen unsres Fühlens. Bei den Nerven der andren Reihe gehet jene rückwirkende Bewegung großentheils in ein wirkliches leibliches Bilden und Ausscheiden aus, welches auf jede starke Aufregung eben so beständig erfolgt, wie auf die

Aufregung des Auges (des allvereinigenden Trägers aller unsrer Gefühle) die Bildung der Thränen. Dennoch wird auch hierbei, an einigen der empfindlichsten Gebilde des Leibes, die rückwirkende Bewegung der Nerventhätigkeit unmittelbar, als Gefühl der Ermattung, nach großer Erhebung des Gefühls empfunden.

Es zeigt sich dieselbe Aufeinanderfolge der beiden entgegengesetzten Richtungen des Fühlens selbst in der innren, geistigeren Region unsers Wesens. Ein Uebermaß der Freude lässet, besonders in jüngern Jahren, öfters, als Nachklang, das Gefühl einer tiefen, unerklärlichen Schwermuth zurück. Und zwar geschieht dieses auch dann, wenn die aufregende Ursache bloß psychischer Art war, kein leiblicher Genuß die Freude weckte, mithin auch kein gröber leibliches Rückwirken, wie etwa jenes des Darmcanals auf die häufiger genossene Nahrung, Ursache der veränderten Stimmung seyn konnte. Auf diese Weise bemüht sich öfters ein von beständigem Scherz überfließender Mund die Züge des tiefen, unergründlichen Grames zu verbergen, welche eben dieses Angesicht in Stunden der Einsamkeit bedecken. Ariost, dessen Gesänge von Heiterkeit und Freude überströmen, war vor Andren zu einer tiefen Schwermuth geneigt, und es liegt gewöhnlich in den kräftigsten Seelen ein gleich mächtiger Zug zum Frohsinn und zum Ernst.

Dem Loos einer solchen Verwandlung sind selbst unsre höchsten und edelsten Gefühle unterworfen, und es ist eine bedeutungsvolle Bemerkung solcher Menschen, welche auf die Bewegung in ihrem Innren achten, daß gerade auf solche Stunden, in denen die Seele von ihren erhabensten und göttlichsten Gefühlen durchdrungen war, am leichtesten andre folgten, in denen sich ihr ganz entgegengesetzte Gefühle aufdrängen wollten. Der Geist bedarf gerade dann, wenn er die Seele zu ihrem höchsten Emporschwung bewegte,

der ernstesten Wachsamkeit, damit aus dem lieblichen Fluge nicht ein zerschmetternder Sturz werde. Diese ernste Lehre hat die Erfahrung öfters Eltern und Erziehern gegeben, wenn sie, den natürlichen Weg verkennend, der vom innren Gefühle zur äußren That gehet, in jugendlichen Seelen jene Uebersättigung, selbst mit den erhabensten und besten Gefühlen herbeiführten, aus welcher nachmals, im weitren Verlauf des Lebens, das innre Widerstreben und der Haß gegen alles das emporwuchsen, was man solchen Seelen als das Theuerste und Köstlichste dargeboten.

Gegen solche Mißgriffe könnte schon die Beachtung des eigentlichen Vorganges der innren Ernährung und Entwicklung der Seelenkräfte durch die Gefühle uns bewahren. Wir bemühen uns deßhalb noch, jenen Vorgang etwas näher zu beleuchten.

Wir nehmen die leibliche Nahrung als etwas polarisch von uns Geschiedenes auf, wie der Pol des Magnets den entgegengesetzten Pol eines andren Magneten an sich zieht, und durch diese Zusammenfügung des einen mit dem andren jene lebendige Reihe der Einzelnen entsteht, durch welche ein allgemeines, höheres Leben hindurchwirkt. In einigen Krankheiten der verdauenden Organe treibt die Säure, die sich im Magen gebildet, unwillkürlich zum Genuß von Dingen an, in denen die alkalische Natur vorherrschet, oder im umgekehrten Falle die alkalische Schärfe zum Genusse säuerlicher Dinge. Wenn auch in minderer Deutlichkeit, so findet doch bei jedem Bedürfniß nach Speise und Trank, im gesunden Zustand ein ähnliches polarisches Verhältniß des begehrenden Organs und des begehrten Gegenstandes statt. Selbst beim Athmen nehmen wir den äußeren, polarisch verschiedenen Stickstoff und Sauerstoff auf, und hauchen dagegen die nämlichen Stoffe in einem Zustande aus, in welchem sie die Natur und Eigenthümlichkeit

des Leibes, dessen Bestandtheil sie eben noch waren, an sich tragen (nach §. 12). Die in den Mund und Magen gehende, äußre Speise erregt alsbald die Thätigkeit der innren, aussondernden Organe, welche das Fremde mit dem Eigenthümlichen überkleiden und es hierdurch der Natur des Organismus aneignen. Das Fremde und eben noch äußerlich gewesene, und das Eigene, das eben noch innerlich war, vertauschen nun ihre wechselseitige Richtung; denn dieses als Absterbendes, Abgeschiedenes, wird, zusammt dem, was aus der Speise nicht anzueignen war, hinausgeführt aus dem Leibe, das Aeußere aber und Neue wird aufgenommen in den Kreislauf und Wechselverkehr der innren Elemente.

Diesem äußerlichen und leiblichen Vorgange ähnlich ist denn der Vorgang der innren Ernährung und Gestaltung der Seele durch den beständigen Austausch der von außen erregten und der von innen gewirkten Gefühle. Es wird auch hierbei ein fremdes und neues Element aufgenommen, ein eignes, absterbendes ausgeschieden.

Wie der äußerlich laut werdende Ton in einem besaiteten Instrument nicht bloß den gleichlautenden Ton, sondern auch die Octav und Terze und Quinte zum Mittönen aufregt, so regen auch die äußeren Eindrücke nicht nur das ihnen zunächst entsprechende Gefühl, sondern auch die verwandten oder öfter mit jenen zusammengestellt gewesenen auf. Wichtiger indeß als dieses Gesetz der Zusammengesellung der Gefühle ist jenes andre, welches der von außen geweckten Empfindung beständig die ganz entgegengesetzte, innre Bewegung anfüget. Dem Eindruck, den die rothe Farbe aufs Auge macht, begegnet, in diesem selber, das im Innern erzeugte Bild des Grünen; das erste Einwirken der Sonnenstrahlen weckt in einem, der Kälte lange ausgesetzt gewesenen, lebenden Körper die Bewegungen des Schauders auf, welche vorher noch nicht ausgebrochen waren. So geschieht

es auch in einer höheren Region unsrer Gefühle, daß zuerst, wenn der Augenblick der Freude kommt, wie etwa bei dem Wiedererblicken eines lange geschieden gewesenen, geliebten Menschen, die Erinnerung der seitdem erduldeten Schmerzen erwachet und die Thräne der Freude in eine der Wehmuth verwandelt. Während umgekehrt zuweilen auch die Muthlosesten durch solche Ereignisse, deren eigentliche Natur es scheint, den Muth zu lähmen, zu Aeußerungen eines ungewöhnlichen Heldensinnes bewegt werden. Hier gleicht die innre Bewegung jener wohlthätig widerstrebenden, ausgleichenden, durch welche die aussondernden Organe des leiblichen Verdauungsganges die schädliche Wirkung eines von außen aufgenommenen Stoffes aufheben, indem sie dem sauren das basische Element entgegenstellen, dem Salzigen das Wässerige.

Wenn in dem eben erwähnten Falle der erste, erwärmende Strahl der Sonne die Aeußerungen des Gefühles der Kälte, wenn der erste Eindruck der Freude den alten, schon vergangenen Schmerzen weckt, so ist es eben jene Kälte, eben dieser Schmerzen, der jetzt aus dem Kreis des innren Lebens abgeschieden und ausgestoßen werden soll. Statt der Kälte kommt die Wärme, statt der Schmerzen, welche Penelope oder Telemach an der Brust des wiedergekehrten Gatten und Vaters ausweinen, kommt die nun bleibende, beständige Freude; der Schmerz ist abgethan und vergessen.

Es erscheinet wie das Werk einer innren, widerstrebenden Kraft unsrer Natur, daß durch die geistig erhabensten, besten Gefühle unsres innren Menschen öfters die widersprechendsten, feindselig verschiedensten aufgeregt werden. Wie etwa Arzneien, welche mit entschiedener Kraft heilend auf die Leiden irgend eines Organes wirken, diese Leiden anfangs aufzuregen und zu steigern scheinen. Das, was

hier aufgeregt wird, ist eben dasjenige, was durch den aufweckenden Einfluß gehoben und entfernt werden soll.

Das Geschäft der naturgemäßen Aussonderung des Eignen und Alten hängt jedoch, im gesunden Verlauf des Lebens, so genau mit jenem der Aneignung und Aufnahme des Neuen zusammen, daß keines ohne das andre möglich ist. Die genossene Speise wird erst dadurch zum Nahrungsstoff, daß die Lebenskraft des organischen Leibes selbstthätig schaffend und bewegend auf sie einwirkt. Das Blut, wenn es aus den letzten Verzweigungen der Gefäße zwischen die Muskelfibern eindringt, gestaltet sich erst durch die Kraft des bewegenden Nerven zur lebensfähigen Fiber, und dieselbe Kraft, welche das Neue schaffet, löst auch das Veraltete und Sterbende aus seinem bisherigen Verband mit dem Leibe, und stößt es hinweg. So werden auch unsre Gefühle zum Eigenthum des innren Menschen, durch eine innre Kraft, welche selbstständig verwandelnd und schaffend auf diese Elemente wirkt. Diese Kraft ist in einem gewissen Kreise schon die Sprache, welche, wenn sie dem äußeren Eindruck durch das entsprechende Wort das Gepräge ihrer geistigen Natur gegeben, denselben nun bleibend und feststehend für die Seele macht. Denn es lehrt uns die eigene Erfahrung, so wie das Beispiel verwilderter Menschen, ehe sie bei ihrer späteren Zähmung die Menschensprache erlernten, daß die Gegenstände, welche das Auge sieht und welche auch die andren Sinnen bemerken, großentheils ohne eine Spur in der Erinnerung zu lassen, an uns vorübergehen, so lange der in uns lebende, ewige Geist ihnen nicht dadurch eine Art von Ewigkeit mittheilt, daß er den äußren, sinnlichen Gegenstand durch das Wort in einen innren verwandelt. Jenes schon erwachsene Mädchen, das bei Songi gefangen worden, erinnerte sich an alles das, was ihr seit ihrer frühesten Kindheit, welche sie doch unter sprechenden

Menschen zugebracht, begegnet war, eben so dunkel und wenig, als wir uns auf das besinnen, was mit uns vorgegangen, ehe wir deutlich sprechen lernten. Wir sahen vorher unzählige Male dieselben Blumen oder Gräser der Wiesen, ohne sie von einander zu unterscheiden, ja ohne sie fast nur zu bemerken. Da gab ihnen das Studium der Pflanzenkunde für unsre Seele einen Namen, und nun erhielt dasselbe Gewächs, dem unser Auge vorhin so oft begegnet war, ohne sich dessen zu erinnern, nicht bloß für unser Gedächtniß eine bleibende Gestalt, sondern es zieht, wenn wir vorübergehen, unsern Blick und unsre Aufmerksamkeit an sich.

Es ist aber nicht die Sprache allein, sondern überhaupt die selbstständig bewegende Kraft der Seele, welche dieser die Gefühle aneignet und zum nährenden Elemente macht. Selbst für die thierische Seele geschieht dieses bei allen Gefühlen, welche eine entschiedene Bewegung des Leibes zur Folge hatten, sey es daß sie diesen zu dem Gegenstand, der den Eindruck gab, hinzogen, oder daß sie ihn von demselben zurückschreckten.

Selbst unsre höchsten, geistigsten Gefühle werden erst dadurch für unsern innren Menschen zur heilsamen, stärkenden Nahrung, daß ihnen das erleuchtende, klar machende Wort von innen, noch mehr aber die That des Willens, welcher bei dem Empfang der Gabe nicht selbstgefällig ruht, sondern von dem Empfangenen alsbald Gebrauch machet, entgegenkommt und sie erfasset. Hierdurch verschwinden jene Gefahren, die mit dem Mißbrauch des Herrlichsten und Besten, das dem Menschen hienieden gegeben werden kann, unvermeidlich verbunden sind; jene Gefahren, welche nicht dem äußren, sondern dem innren Leben den Untergang drohen.

Schon aus dem bisher Gesagten ergeben sich denn Lehren der Diätetik der Seele, welche für das Leben und die Gesundheit des innren Menschen noch wichtiger sind, als die Lehren der äußerlichen Diätetik für das Leben des Leibes. Es erfordert der psychische Nahrungsstoff der Gefühle, wenn er dem innren Leben gedeihlich werden soll, nicht bloß die Beihülfe und Mitwirkung der selbstthätigen Kraft, sondern wie der wohlgenährte Leib die Bewegung der Muskeln, so bedarf die Seele, gestärkt durch die Kraft der Gefühle, ein Verarbeiten dieser Kraft in die lebendige That. Ein beständiges thatenloses Schwelgen in Gefühlen, seyen es auch Gefühle der geistigeren Art, führt das innre Leben zu einer ähnlichen Erschlaffung und Lähmung, als das beständige Ueberfüllen des müßig ruhenden Leibes mit Speise und Trank den Leib zerstört und lähmt. Daß die Gefühle nicht allein dem äußerlichen (psychischen) Stoff ihre eigenthümliche stärkende Kraft verdanken, sondern der Mitwirkung eines innren, assimilirenden Vermögens, zeigt sich deutlich in solchen Fällen, in denen der Mensch sich von allem Gefühl verlassen, innerlich trocken und verödet erscheint, obgleich der äußre Stoff noch in derselben Fülle da ist.

Wie bei dem Nahrungsnehmen des Leibes, scheint auch bei jenem der Seele eine gewisse Ordnung in der Zeit und, so weit dieses in der Kraft des Willens steht, ein gewisses Maß des Genusses heilsam und nothwendig. Ein Uebermaß der Speisen und Getränke führt im Leiblichen einen Zustand der Betäubung oder Berauschung herbei, in welchem zuletzt der Leib seiner selber nicht mächtig ist, weil nicht er die Kraft der genossenen Nahrung, sondern diese ihn beherrscht. So führt ein Uebermaß des (psychischen) Gefühles die A f f e c t e n herbei, deren Wirkung auf die Seele bald betäubend, bald berauschend erscheint. Es gehört auch hier zuweilen ein aufmerksames Auge dazu, um einen solchen Zustand

selbst der niederen Affecten — ähnlich jenem leiblichen, da der Mensch „voll süßen Weines ist" — von dem reinen, hehren einer göttlichen Begeisterung zu unterscheiden, zu deren näherer Betrachtung wir uns in einem späteren Abschnitte rüsten wollen. Die Früchte von jenen sind Luftgebilde einer eitlen Schwärmerei, die Früchte aber der ächten Begeisterung sind Leben und göttliche That und Wahrheit.

Erläuternde Bemerkungen. Zu diesem §. vergl. man vorzüglich Plato's Philebos. Der Empfindung der thierischen Lust wird dort (Phileb. 46) der ihr gebührende Rang, als einer bloßen Abwehr und Folge der Unlust angewiesen; das Wesen dessen, was wir oben im §. Gefühl nannten, ist daselbst (40) auf ähnliche Weise, als der eigentliche, der Seele zukommende Genuß bezeichnet, als dieß im §. geschehen. Es wird auch hier als eine nicht aus Unlust entstehende, ungemischte und reine Lust beschrieben (ib. 50).

Die Empfindung kann sich nur auf das Gegenwärtige beziehen (Plat. Theatet. 181). — Die Meinung ist ein Werden und in der vernunftlosen Empfindung gegründet, welche uns beiwohnt, weil unsre Seele dem Körper eingepflanzt ist: einem zusammengesetzten Dinge, welchem bald etwas abgeht, bald etwas zugeht, woraus dann gewaltsames Leiden und Verändrung unsrer Seele entsteht, so daß sie, zu dem niemals sich Gleichbleibenden gezogen, schwankt und gestört wird, und wie trunken taumelt (Plat. Tim. p. 28, 42, a; Sophist. 248. a; Phaed. 79, c). Die Gemeinschaft des Körpers mit der Seele besteht eben darin, daß beide, zusammentreffend, Leiden und Thun vermöge ihrer Kraft sich einander mittheilen (Soph. l. c.). Demnach überträgt sich das Leiden, das im Körper ist, auch auf die Seele. Hierbei kann es geschehen, daß ein solches Leiden nicht bis zum Erkenntnißvermögen der Seele durchdringt, sondern im Körper erlischt; oder es dringt durch. Nur im letzten Falle entsteht die Empfindung (Phileb. 33, d; 43, b; Tim. 64, a). Das Zusammentreffen der beiden Thätigkeiten des Empfundenen und des Empfindenden wird dadurch erklärt, daß ein körperliches Organ von einer äußerlichen Thätigkeit erregt wird, indem es selber dadurch in Thätigkeit geräth (Theatet. 153, e). Wir empfinden durch die Sinnen, aber mit der Seele (ib. 185). Einander entgegengesetzt sind das, was empfunden, und das, was durch

den Verstand erkannt wird (Parm. 119, e; Phaed. 65, c; de republ. VII, 532, a).

Gegenstand des Gefühles ist der beständige Fluß des Werdens, das Veränderliche; Gegenstand der Erkenntniß ist das Feststehende, Unveränderliche (Parm. 152; Tim. 51). — Dieses Unveränderliche, welches der Gegenstand des Denkens der Seele durch sich selbst ist, ist das Seyn (Wesen), auf dessen Feststehen (βεβαιότης) sich alle wahre Erkenntniß, alle Philosophie gründet (Crat. 386). — Die Zuströmungen und Abströmungen des Leibes bringen in der Seele veränderliche Empfindungen hervor (Tim. 42, a; Phileb. 34, a), und so ist sie dem Vergänglichen zugewendet. So fern aber die Seele der Erkenntniß des Ewigen oder der Ideen theilhaftig ist, lebt auch etwas Göttliches in ihr: die Vernunft. Mithin ist Sterbliches und Göttliches in der Seele (Tim. 72, d; das θνητὸν heißt auch ἄγριον und ζωογενὲς θηριῶδες, de rep. IX. 589, d; Politic. 309, c; m. v. Ritters Geschichte der Philosophie. Bd. II).

Auch Aristoteles erkennt in der Empfindung ein Bewegen (Werden), im Denken ein Stehendes und Ruhendes an. Der unruhige Fluß der Empfindungen der Seele, wie er in der Kindheit vorhanden ist, muß erst zum Stehen gekommen seyn, wenn anders der Verstand zur Herrschaft kommen soll (Arist. Phys. VII, 3). — Das Sinnliche ist nur ein Erscheinendes in Beziehung auf die Seele, und das vom Verstande Gedenkbare ist das Seyende an und für sich (Met. III, 4; IV, 6; Top. I, 14; de anim. III, 4, 8; magn. mor. I, 34). — Der Gegenstand des Gefühles erscheint von dem der Empfindung unterschieden (de anim. II, 6). — Die Thiere empfinden (fühlen), weil sie ein Centrum haben, welches die Form des Empfindbaren in sich aufzunehmen vermag, ohne seine Materie (de anim. II, 12; III, 2). Das Empfinden ist eine Veränderung, welche ein äußerliches Empfindbares in dem Empfindenden erregt. Vom Denken ist es dadurch unterschieden, daß es sich auf das Besondre bezieht. Auf ähnliche Weise wie bei dem Abdrucke eines Pettschafts in Wachs nicht die Materie, sondern nur die Form des Pettschafts vom Wachs aufgenommen wird, wird auch in der Seele bei der Empfindung eine Verähnlichung mit dem Empfindbaren bewirkt (de anim. II, 5; 12). — Affecten, so wie Leidenschaften, sind aus dem niederen, leidenden Theil der Seele herzuleiten (Ethic. Nic. II, 4). Anderwärts (Ethic. Eudem. II, 10) theilt Aristoteles die Affectionen (παθήματα) in unfreiwillige, in freiwillige und mit Bedacht erwählte.

Philo, der Lehre der Stoiker folgend, nimmt 4 Affectionen der Seele an, vergleichbar den 4 Füßen des Thieres (L. All. III, 86,

ed. Mang. I, 114). — Er nennt sie Wollust, Begier, Furcht und Schmerz. Zwei von ihnen beziehen sich auf das gegenwärtige oder künftige Gute, zwei auf das gegenwärtige oder künftige Böse (de Abraham. 382, Tom. II, p. 34; de praem. et poen. 921, T. II, 419 ed. Mang.).

Die Empfindungen werden von Philo (SS. Leg. Alleg. I. 44, 45, ed. Mang. I, 48) mit dem ernährenden, aufs Erdreich niederfallenden Regen verglichen. — αἴσθησις könne an εἴσθεσις erinnern, denn der Sinn führe die Empfindungen hinein in den Verstand (Phil. quod Deus immutabil. 298, ed. Mang. I, 278). — Die Seele wird ernährt durch das Aufnehmen des Schönen und durch Rechthandeln (SS. Leg. Alleg. I, 58. ed. Mang. I, 63). — Die Seele, aus dem Aether gebildet, wird durch ätherische, durch Himmelsspeise ernährt, durch Erkenntnisse — durch die Worte Gottes (ib. III. 90 und 94, Opp. I, p. 119 und 122). — Milchartige Kinderspeise der Seele sind die freien Künste und ihre Beschauung; die Nahrung des vollendeten Mannes sind die Tugenden (Phil. de cong. quaer. erudit. grat. 426, ed. Mang. I, 522); Nahrung des Geistes die Gesetze und Worte Gottes (de dec. oracul. 745, ed. M. II, 182; de praem. et poen. 929, II. 428). Wie neue Gefäße den Geruch und Geschmack des zuerst in sie Geschütteten, behalten die Seelen der Kinder unverlöschlich die ersten Eindrücke aufs Gemüth (Phil. quisq. virt. stud. II, 447).

Die Speise des Geistes ist nach Origines (de princip. II, 7, ed. Par. I, 107) das Anschauen und Erkennen Gottes, das Anschauen der Ursachen der Dinge. — Die Schrift enthält Seelenspeise für alle Alter und Individualitäten, wie der Erdboden leibliche Speise für alle verschiedenen Thiere trägt (id. in Numer. Hom. XXVII, Opp. II, 374). — Speise sind für die Seele die Handlungen, Trank die Erkenntnisse (Orig. Comment. in Matth. XVI, 7, ed. Paris I, 720). — Die Speise Christi ist es, den Willen Gottes thun, denn hierdurch wird sein Wille mit Gottes Willen, er selber mit Gott Eins (id. in Johann. XIII, 36, ed. Par. T. IV, 245).

Der alte Vergleich des Affectes (πάθημα ἐκστατικόν) wie z. B. des Zornes, der Furcht, der Traurigkeit mit der Trunkenheit (μέθη) z. B. durch Wein wird auch von Basilius Magnus durchgeführt. Der Zornige ist in seinem Benehmen einem schwer Betrunkenen gleich (St. Basil. Caesar. de jejunio Homil. I, ed. Par. II, 9).

Ganz etwas Aehnliches als mir selber, wie ich oben erzählte, bei dem Anblick einer kleinen Blume, widerfuhr auch einem mir nahe geistesverwandten Freunde, dem Professor D. Spl., in seinen

Knabenjahren. Auch er entnahm in einer schweren Kummerstunde seiner Knabenjahre aus dem Hineinschauen in eine, einsam an der Mauer des Baches stehende Glockenblume, einen Trost, der ihm, wie dem leiblichen Bedürfniß die schon bereitete Speise, daraus entgegen kam.

Das obenerwähnte psychische Stärkungsmittel, dessen sich der treffliche Jos. Haydn bei seinen Arbeiten bekanntlich sehr fleißig bediente, erschien bei einer gewissen Gelegenheit durch den Contrast mit den Stärkungsmitteln, deren sich andere Künstler in solchen Fällen bedienen, noch bedeutungsvoller. Haydn war einst in einer Gesellschaft, in der sich zu gleicher Zeit noch mehrere namhafte Tonkünstler befanden. Es wurde die Frage aufgeworfen: was wohl die innre Kraft, wenn sie in der anhaltenden Arbeit ermattet und sonst unterlegen sey, am schnellsten und besten wieder beleben und stärken könne? Einer von den anwesenden Tonkünstlern sagte: in solchem Falle helfe er sich mit einer Bouteille Champagner Wein; ein andrer äußerte: er suche sich, wenn er sich abgespannt vom Arbeiten fühle, wieder aufzumuntern in der Gesellschaft. Haydn, den man jetzt auch befragte, welches Stärkungsmittels denn er sich bei seinen vielen Arbeiten bediene, antwortete bescheiden: er habe in seiner Wohnung eine kleine Hauscapelle; dahin gehe er und bete, wenn er sich ermattet fühle. Und dieses Mittel habe seine stärkende Wirkung bei ihm noch niemals verfehlt.

Wie wirksam und aufregend für die Seele nach langer Entbehrung auch die alltäglichsten Sinneneindrücke werden, zeigte sich an Parry's Reisegesellschaft, wenn nur einmal eine arktische Gans über die öden Eisfelder hinwegflog.

Ueber die obenerwähnte blindgewesene, dann operirte junge Engländerin s. m. Ozanan: récréations mathématiques. Par. 1750. Vol. IV, p. 20—22.

Zu dem Inhalt des vorstehenden §. vergl. m. unter anderen neueren Arbeiten J. G. E. Maaß Versuch über die Gefühle, besonders über die Affecten, Halle 1811. Wie eine längere Dauer und öftere Wiederholung die Gefühle, und am meisten gerade die lebhaftesten schwäche, beweist das Beispiel jener, die sich beim Studium der Arzneiwissenschaft an den Anblick verstümmelter Menschenkörper und der ekelhaftesten leiblichen Gebrechen gewöhnen. Das hehre Paradies von Urbino und Assisi, die erhabene Natur von Siena, der Anblick des anbrandenden Meeres, oder eines feuerspeienden Berges, verlieren für die Anwohner fast alle ihre anfängliche, innerlich aufregende Kraft, so wie der Bewohner einer Mühle oder einer andern geräuschvollen Behausung ganz ruhig unter dem Getöse schläft. Auch die betastenden Fingerspitzen füh-

len zuletzt den Umriß eines Körpers nicht mehr, auf dem sie lange unbeweglich ruhen. Einige Gefühle oder Affecte, wie Fröhlichkeit, Zorn u. s., wirken beschleunigend, andre, wie Traurigkeit, Furcht, retardirend auf die Bewegungen des Willens. Maaß nennt den Grund dieses beschleunigenden oder langsamer machenden Einflusses den eigenthümlichen Rhythmus der Gefühle. Die vom verwandten Rhythmus regen sich gegenseitig auf: so wilde Freude den Zorn, Traurigkeit die Furcht. — Ein öfteres sich Wiederholen gewisser Gefühle gibt der Seele eine herrschende Stimmung, z. B. zur Fröhlichkeit, zur Traurigkeit, und diese herrschende Stimmung theilt dann auch öfters auf eine täuschende Weise den andren gleichzeitigen Eindrücken ihre Farbe mit. — Bei einigen Gefühlen wird der Genuß durch Theilnahme Andrer an ihm erhöht; dieß sind solche Gefühle, welche zugleich beredt machen, andre Gefühle machen stumm. — Die Gefühle, welche die selbstthätige Kraft des Willens erhöhen, schärfen meist auch die Thätigkeit der Erkenntnißkräfte; die Wechselwirkung, in welcher die Einbildungskraft mit den Gefühlen steht, ist am augenfälligsten. Hiervon, so wie von dem Einfluß des körperlichen Zustandes auf sie in einem späteren Abschnitt. — Die Eintheilung der Gefühle ließe sich nach denselben Gesichtspunkten geben, wie oben zum §. 13 die Eintheilung der Nahrungsmittel. Sie sind dem innren Sinn, aus demselben Grunde, wie die Nahrungsmittel der Zunge, angenehm und unangenehm oder gleichgültig, sind einfach oder gemischt, wie z. B. jene Schmerzen, denen die Seele gern nachhängt, weil sie etwas Angenehmes für sie haben, und jene Freuden, denen sich etwas Bittres beimischt. Ferner sind die Gefühle sinnlicher, intellectueller, ästhetischer, moralischer und religiöser Entstehung (wie Gefühle für Wahrheit, für Neuheit, die fürs Schöne, Gute, Heilige), und jede dieser Regionen der Gefühle ist einer Steigerung zum Vergnügen und Mißvergnügen, zum Wohlgefallen und zur Lust, so wie zum Mißfallen und zur Unlust, Freude und Schmerz fähig. Als Affecte werden benannt die Freude, das Entzücken, der Schmerz, die Furcht, die Verwunderung, Ueberraschung, Hoffnung und Verzweiflung, Reue, Scham, Zorn u. s. (Philo de dec. oracul. 764, ed. Mang. II, 204, vergleicht die Wirkung der Affecte auf die Seele mit der des Blitzes aufs Auge.) — Das Uebermaß und das unordentliche Schwelgen in Gefühlen führt häufig Schwäche der innren Sinnen — Schwärmerei — herbei, wovon in einem spätern Abschnitt. Ueberhaupt sind die Gefühle für das Leben der Seele von mehr oder minder nährender, von gesunder und ungesunder Art. Beispiele der letzteren Art geben öfters die den berauschenden Getränken entsprechenden Affecte. Die Seele verliert dabei die Kräfte

ihres eigenthümlicheren, innren Wirkungskreises, und zugleich auch den belebenden Einfluß auf den Körper, so daß dieser dabei ganz abzehrt. So in dem Falle, den M. Wagner a. a. O. S. 292 erzählt, von einem Bedienten, der seinen Herrn an heftigen Convulsionen sterben sah und von dem Eindruck so ergriffen wurde, daß er ihn gar nicht wieder loswerden konnte. Hier half zuletzt eine ärztliche Behandlung, welche, von der körperlichen Region herein, den Gefühlen ihre Kraft nahm. — Eifersucht, deren gefahrdrohender Ausbruch gewaltsam verhindert worden, erregte zuerst Verrückung (mit Haß gegen das ganze weibliche Geschlecht), und zog bald nachher den Tod nach sich. Bei der Leichenöffnung fanden sich die Häute des Gehirns entzündet, und dieses selber zum Theil vereitert (Wagner S. 316). Muthlosigkeit und fortwährende Unzufriedenheit mit der äußeren Lage, eine Stimmung, welche auf die Seele unmittelbar so wirkt wie das Verschmähen aller Nahrungsmittel auf den Leib, zeigt auch an diesem die zerstörenden Folgen, führt zuletzt Abzehrung und durch sie den Tod herbei. Merkwürdig ist es, daß solche sich gleichsam freiwillig aushungernde Seelen, die kein nährendes (freudiges) Gefühl in sich einlassen, dabei eine Reizbarkeit gegen alle Eindrücke empfangen, wie leiblich Ausgehungerte (a. a. O. S. 319). Bedeutend erscheint es hierbei ebenfalls, daß der krankhafte Vorgang des psychischen Ernährungsprocesses zunächst eine Krankheit des ihm entsprechenden leiblichen Geschäftes hervorruft. Verdruß und Mißmuth, wie alle psychisch ungesunden Gefühle, wirken zunächst auf die Leber. — Eine tiefe Muthlosigkeit und Furchtsamkeit, welche die Folge eines heftigen Erschreckens beim Einschlagen des Blitzes gewesen war, zog auch die gänzliche Entkräftung der Seele und des Leibes nach sich, woran der Kranke nach einigen Jahren starb (a. a. O. II, 256). Aehnliche Wirkung, bei dem Einen mit Blindheit verbunden, hatte ein langanhaltender Gram auf 13 Japaneser, welche nach Verlust des Steuerruders 8 Monate lang im Meer herumgetrieben waren (S. 268). — Eine Aufregung, auch der sonst nährenden Gefühle, im Uebermaß, kann eben so ungesund wirken, wie das Ueberladen eines kranken Magens mit Speisen auf den Leib wirkt. So bei jenem alten, psychisch und geistig entkräfteten Freunde der Musik, der einst bei einem Concert, das seine Freunde zur Erquickung des Kranken gaben, selber ein Instrument mitspielte und an den Folgen dieser psychischen Aufregung starb (a. a. O. I, 264). — Nicht selten sind die krankhaften Bewegungen solcher Art zunächst durch psychische Heilmittel, z. B. religiöse Eindrücke, gehoben worden (a. a. O. I, S. 291).

Von den Temperamenten oder Naturarten und von dem Charakter.

§. 33.

Wir lassen die alte Lehre von den vier Temperamenten oder Naturarten hier unmittelbar nach der Lehre von den Gefühlen und vor der Betrachtung der höheren Seelenvermögen folgen, weil sich wie das Gefühlsvermögen mit der nährenden Wurzel, eben so, und in mehrfacher Hinsicht die Naturart mit dem festen Stamme vergleichen läßt, welcher die Blüthen und Früchte des Begehrens und Erkennens trägt. Oder um einen näher liegenden Vergleich zu brauchen: so wie es der Knochen ist, welcher dem ganzen Leibe seinen eigenthümlichen Umriß und selbst dem Menschenangesicht seine bestimmte Form gibt; so ist es die Naturart des Menschen, welche den Aeußerungen seines Begehrens und der Wirksamkeit seines Erkenntnißvermögens ihr eigenthümliches Maß und ihre Form verleihet.

Schon das Alterthum unterschied vier Temperamente, und in der That, wenn wir die verschiedenen Naturarten des Menschen genauer beachten, finden wir bald, daß die Theilung in vier eben so wohl und fest begründet sey, als die Theilung der Sinnen des Hauptes in die Vierheit des Gesichtes, Gehöres, Geruches und Geschmackes. Es ist ein und derselbe Grund, welcher hier wie dort diese doppelte Zwiespaltung bewirkt, und welcher überhaupt in der ganzen Sichtbarkeit jene Vierheit entstehen lässet, der sich nicht selten als Gegengewicht und als Fünftes die chaotisch ungeschiednere Masse einer niedreren Region (wie das Gefühl der Haut den vier eigentlichen Sinnen) entgegenstellt.

Auch für den weiteren Gang dieser Untersuchungen wird uns die Erkenntniß jenes Grundes von Wichtigkeit seyn; wir betrachten ihn deßhalb hier zuerst.

Zwei Pole oder Angeln sind es, wie uns dieß schon der Inhalt des 3ten und 4ten §. lehrte, welche als die Grundfesten alles besondren Seyns erkannt werden: der eine Pol ist die Beziehung des Einzelwesens auf den allgemeinen Grund, durch den es ist (nach §. 3); der andre ist die Beziehung desselben auf die Welt der Dinge, für welche und zu welcher es ist (nach §. 4). Das Einzelwesen empfängt bei seinem Entstehen und in jedem Augenblick seines Fortbestehens seine selbstthätige Kraft aus dem Quell alles Seyns und Lebens; diese fortwährende neue Schöpfung und Belebung wird aber nur dadurch möglich, daß in dem Einzelwesen ein den obern Einfluß aufnehmendes Vermögen: Empfänglichkeit für denselben da ist. Es werden mithin an dem Verhältniß des besondern Seyns zu dem allgemeinen Grund alles Seyns zwei Richtungen unterschieden: eine von unten nach oben gehende, der aufnehmenden Empfänglichkeit oder des Sehnens, und eine von oben nach unten, von innen nach außen gehende der Selbstthätigkeit, die durch den oberen, belebenden Einfluß erzeugt ist.

Aber auch in dem Verhältniß des Einzellebens zu der Gesammtheit der Dinge außer ihm: zu der Welt, für welche und zu welcher es geschaffen ist, lassen sich zwei ähnliche Grundrichtungen, eine passive und eine active unterscheiden. Das Einzelwesen ist selber ein organisches Glied, für welches und in Beziehung auf welches die andern Dinge da sind, und als solches wirkt es selbstthätig auf die Welt des Mannichfaltigen ein und genießt derselben. Auf der andern Seite aber ist das Einzelwesen ein Etwas für Andre, ein ergänzendes Glied für die Gesammtheit der andern Wesen, hingegeben zum Dienst und Genuß der andren.

In der uns näher bekannten Sichtbarkeit entsprechen den beiden Richtungen, welche sich auf das Wechselverhältniß des Lebens zu seinem allgemeinen Grund beziehen, die Po-

laritäten des Magnetismus; am thierischen Leibe der Gegensatz zwischen oben und unten, zwischen Haupt und Rumpf, so wie der Gegensatz zwischen Gesicht und Gehör. Jenen andren beiden Richtungen aber, die sich auf das Verhältniß des einzelnen Geschöpfes zu der gesammten Schöpfung beziehen, entsprechen die beiden elektrischen (und chemischen) Polaritäten, am thierischen Leibe aber die Gegensätze der beiden Seitenhälften (der rechten und linken) und der Gegensatz zwischen Geruch und Geschmack.

Die vier Naturarten wurden seit älterer Zeit Temperamente genannt (m. v. die nachstehenden erl. Bem.), und man unterschied dieselben in das cholerische und melancholische, das sanguinische und phlegmatische. Es wird nachher noch gezeigt werden, daß die beiden erstern zunächst aus dem Verhältniß der Seele zu dem oberen göttlichen Einfluß, die beiden andern aus dem Verhältniß derselben zur Welt sich entwickeln. Hier aber wollen wir zuerst jene vier Temperamente auf die altgebräuchliche Weise beschreiben, damit es uns deutlich werde, in wie weit schon die ältere, unbefangene Ansicht, den innern Grund der erwähnten Viertheilung vor Augen gehabt habe. Wir wollen hierbei zugleich jene Behauptung der neueren Seelenlehre nicht unberücksichtigt lassen, daß die vier Temperamente etwas Gemeinschaftliches hätten mit den vier Lebensaltern des Menschen, und deßhalb mit der Beschreibung jenes Temperamentes beginnen, welches dem kindlichen Alter entsprechen sollte: mit der des sanguinischen.

Dieses Temperament voll lebendiger Beweglichkeit, gleich der zarten, thierischen Faser, nachgiebig und bildsam, empfindlich und reizbar, zum Aufnehmen geschickt, doch ohne feste Kraft des Widerstrebens und der Selbstthätigkeit, gehört nothwendig zu dem Zustande eines beständigen Werdens und

innren Gestaltens. Wie der Leib in seinem ersten Wachsthum am öftersten Nahrung bedarf, diese selber aber von leichter Natur seyn muß, so bewegt sich in dem reizbaren sanguinischen Wesen ein beständiger Strom der wechselnden Gefühle; diese sind jedoch weder von bedeutender Tiefe, noch von Dauer, sondern es verlöscht der Zudrang der neuen Welle den Eindruck, welchen die vorhergehende empfing. Leichtbeweglich erscheint diese Form, gleich dem flüssigen Element, denn das Schwere, Feste übt an ihm noch nicht seinen hinabwärtsgehenden Zug aus, gibt ihm aber auch noch nicht jenen Nachdruck und jenes Gewicht, wodurch jede Bewegung erst nach außen recht eingreifend und wirksam wird. Es sind daher bei dem sanguinischen Sinne die Bewegungen des Willens und Begehrens ungleich schneller zu erregen, und wechseln viel öfter, aber sie sind von geringerer Kraft, und werden selten oder niemals zur Leidenschaft. Oefters theilt auch diese Sinnesart dem späteren Lebensalter ihre Beweglichkeit und die heitre, leichte Natur mit, eben so wie bei den einzelnen Menschen, ja bei ganzen Völkern eine vorherrschend weichere Beschaffenheit des Knochens gefunden wird.

Es stehet, als andres Extrem, dem sanguinischen das phlegmatische Temperament gegenüber, welches öfters die herrschende Sinnesart des höheren Alters zu seyn pfleget. Dennoch, obgleich ein ganzer, langer Lauf des Lebens diese beiden Formen zu trennen scheint, liegt die eine der andren so nahe, daß wir ohne Aufhören die sanguinische Beweglichkeit, wenn dieselbe ihre Gränze erreichte, in ein phlegmatisches Ermatten, so wie das cholerische Hinausstreben in die Zurückziehung und Verschlossenheit der Melancholie übergehen sehen. Wie denn auch solche Naturen, in denen während des Lebens der cholerische Sinn vorgeherrscht, im späteren Alter häufiger zur Melancholie sich neigen als andre.

Das Wasser, mit welchem die Alten das Phlegma unsres innern Menschen verglichen, ist für sich allein unter den übrigen Elementen des Leibes weder zur Empfindung noch zum selbstständigen Bewegen geschickt. Ueberall, wo im Leibe das eine der beiden flüchtigen Elemente vorherrschend wird und hier Entzündung, dort Afterbildung erregt, drängt sich seiner eigenthümlichen, wohlthätig ausgleichenden Natur gemäß das Wasser hinzu und hemmt dort die Wirkung des feurigen, hier des luftartigen Princips, so wie es anderwärts die Stockungen auflös't, welche ein Ueberhandnehmen des Festen herbeizuführen drohte. So ist auch jener Wechsel der innren Bewegungen, nach welchem auf übertriebene Anspannung die Abspannung eintritt, in seiner natürlichen Gränze gehalten, wohlthätig, wie der Schlaf des Leibes.

Wo sich das Phlegma während der sonst kräftigeren Zeit des Lebens zur bleibenden, vorherrschenden Form der Seele erhebt, läßt es diese Form als die niedrigste, ärmste unter allen den andren erscheinen. Unempfindlicher als diese alle gegen den äußren Eindruck, gefühlloser und dumpfer, hierbei ohne Kraft und Nachdruck der Bewegungen, wird das phlegmatische Temperament nur dann, gleich einem nothwendigen Leiden, minder widerwärtig und erträglicher gefunden, wenn es, wie etwa im höchsten Alter, als ein Ermatten nach vielfältiger Mühe und Arbeit und zugleich als ein nothwendiges Ausruhen auf den neuen, höheren Anlauf eines künftigen Lebens erscheint. Dem phlegmatischen Temperament lacht weder die Freude des Fühlens noch des selbstthätigen Wirkens in recht vollem Maße, doch findet auch da der eigentliche, tiefste Schmerz keinen Eingang; Liebe und Haß sind in ihrer höchsten Feuerkraft diesem Zustand der Seele fremd. Ein oft getrübter, nordischer Himmel schützet zwar vor dem Ausbruch der verheerenden Gewitter, und lässet die Strahlen der Sonne in ihrer sengend heißen

Kraft nicht einwirken; zugleich aber mit der sengenden Hitze nimmt er auch dem waltenden Gestirn den wohlthätigen Einfluß der Beleuchtung und lieblichen Erwärmung. Es herrscht da, wie in der Nähe des Poles in langer Andauer ein Zustand der Dämmerung, welcher, weder Tag noch Nacht, dennoch dem Werk des Tages das genügende Licht gibt. Es ist eine Stille wie auf dem Grund des Meeres, wo das Gewässer stets bis zur Nähe des Gefrierpunktes erkaltet ist, ohne wirklich zu gefrieren; von keinem Sturm bewegt wird, zugleich aber auch der belebende Einfluß der Sonne ohne Kraft bleibt. Eine Stille wie die, welche auf dem Eise der Gletscher ruhet, da kein Geschrei eines Lebendigen und kein unruhiges Getümmel gehört wird; die Aussicht nach dem grünenden und fruchtbaren Lande ist zuweilen erhaben und groß, aber zu fern und deßhalb von geringer Schärfe und Lebendigkeit.

Doch über dieser, wie über jeder andren Form des Seelenlebens, schwebet immer frei und waltend der Geist, wie der freie Vogel über dem Eise des Gebirges, und es ist zuletzt doch immer nur der Geist, welcher lebendig machet, obgleich dieser Herrscher im Menschen, gleich dem Herrscher der Erde, leichter seine Hütte baut und sein Tagewerk treibt, wenn er seine Wohnung im lieblichen Thale oder auf der reichbewachsenen Höhe aufgeschlagen, als wenn er sie auf nackten Felsen oder Eis gestellt.

Das cholerische Temperament ist feurig und mächtig in seinem Empfinden, rasch und heftig in seinem Bewegen. Es ist dieß die vorwaltende Sinnesart des Jünglings- und angehenden Mannesalters; die Sinnesart, welche auch im Verlauf des späteren Lebens ein heldenmüthiges Streben und das Geschäft des Herrschers sehr begünstigt und erleichtert. Nicht selten ist dieses die Form, in welcher jene Geister, die zur Geißel der Völker, zu Zerstörern des lange Bestandnen,

aber auch zum Begründen einer neuen Periode der äußren Entwicklungsgeschichte unsres Geschlechts bestimmt sind, durch die Zeit gehen: verheerend, aber auch wohlthätig reinigend und erfrischend, wie der Fittig des Sturmwindes. Das Feuer oder Licht gibt zwar ausstrahlende Wärme, wenn es, wie bei der Sonne, von einem höheren, geistigeren Princip gehalten und beherrscht wird; wo dasselbe jedoch, übermächtig zum Ohnmächtigen, in der niedren Welt der Körper hervortritt, da zeigt sich an ihm vorwaltend nur die zerstörende, auflösende Macht. Wenn Schnelligkeit und Kraft des Wollens und der That es sind, wodurch die wirkende Seele vorzugsweise in ihrer Leiblichkeit sich kund machet, so erscheint diese Seelenform als die vollkommenste unter allen, denn an keiner andren tritt jener eigenthümliche Vorzug der Seele so leicht, so stark, so deutlich hervor.

Das melancholische Temperament gleichet dem cholerischen an Tiefe und Stärke des Empfindens, ja es übertrifft dasselbe vielleicht noch hierinnen; dagegen steht es der cholerischen Form an abwehrender und zurückwirkender Kraft der Seele nach. Es ist, da wo es bis zu seinem fernsten Extrem sich gestaltet, einem Auge ähnlich, welches zwar vom Gehirn aus einen starken Nerven empfangen, von derselben Natur und Art wie die zu dem kräftigen Kinnbacken gehenden, aber die Wirksamkeit jenes Nerven ist eine tief verborgne, innre, welche sich der äußren Beobachtung öfters nur als stille Thräne kund machet. Eine Stimme des Klagens, wie um etwas Verlorenes, gehet durch die ganze Natur, und der Gesang der Vögel wie die natürliche Weise der singenden Menschenstimme lautet wie Töne des Traurens. Der Geist, der im Menschen waltet, wo er zum Selbstbewußtseyn reifte, fühlet gleich bei seinem Erwachen ein Sehnen nach einem höheren Etwas, das der Leib und die Seele, das der sichtbare Himmel und die Erde ihm nicht gewähren;

ein Sehnen, welches, in die verschiedensten Formen verkleidet, seiner, über die Gränze der Leiblichkeit hinausgehenden Richtung nach, immer dasselbe bleibt.

Der Weise und natürlichen Aeußerung jenes Sehnens unsrer geistigen Natur ist denn die Form der Seele, welche wir die melancholische nennen, am nächsten befreundet. Denn diese Form, wo sie ihre höchste Entwicklung findet, hat, sich gegenüber, eine Welt der Empfindungen, so tief und weit wie die Welt der Lichter und Farben, welche das Auge sieht, oder die der Töne, welche das Ohr hört. Während der cholerischen Seele das, was sie empfindet, so deutlich nahe, so erreichbar erscheint, als die Gegenstände, welche die fühlende Hand berührt, und während sie deßhalb zur Rückwirkung auf diese nahe liegende Welt alsbald sich angeregt fühlt, erscheint der melancholischen das, was sie empfindet, öfters so fern und groß, wie die weit abgelegenen Gebirge, oder die Gestirne, welche das Auge erblickt. Die Kraft der Rückwirkung fühlt sich gegen eine solche Welt wie gebunden und gelähmt; wenn sie sich aber endlich aufmachet, da erscheint sie riesenhafter, ausdauernder, tiefer greifend, als selbst die rückwirkende Kraft des Cholerischen. Die Sonnenstrahlen, wo sie auf die ihrem Ausgehen näher gelegenen Gebirgshöhen wirken, zeigen hier eine minder eindringende Wärme, als da, wo sie durch die dichtere Luft in die Tiefe des Thales hinabfallen, obgleich da öfters ihren Gang der Schatten vom Fels und Wald hemmt, welcher der freigelegenen Höhe niemals ihr Licht raubt.

Die melancholische Seelenform, reich an tiefgefühlten Freuden, wie an selbstgeschaffnen innren Qualen, ein nach außen verschlossener Garten, zu dessen Innrem die Stürme der wechselnden Launen und mächtig wogenden Gefühle dennoch den Zugang finden, ist, ungeachtet ihrer Mangelhaftigkeit, schon von den Alten als jene erkannt worden,

durch welche ein nach der ewigen Heimath unsres Geistes gerichtetes Streben am öftersten und wirksamsten sich kund mache. Es ist die herrschende Seelenform der meisten und erhabensten Dichter und Künstler, der tiefsten Denker, der reichsten und größten Erfinder, der Gesetzgeber, vor allen aber jener Geister gewesen, welche ihrer Zeit und ihrem Volk den Zugang zu einer oberen, seligen Welt des Göttlichen eröffneten, nach welcher sie selber ein innrer Zug des unstillbaren Heimwehes emporgetragen.

Doch auch diese Seelenform des vorherrschenden und tiefen Empfindens, an sich weder gut noch böse, empfängt das Höhere und Bessere, das in ihr wohnet, nur durch den belebenden Geist. Sie wechselt vielfältig, an einem und demselben Menschen, mit den andren Formen ab, und der melancholische Tiefsinn wird, wie wir oben sahen, öfters durch den Anschein der sanguinischen Munterkeit und Fröhlichkeit verdrängt, welcher jedoch alsdann seine Strahlen meist nur auf die innre Welt der Gefühle und die Arbeiten des Geistes wirft, ungleich seltner zur äußren That wird.

An diesen, ihrem Hauptinhalt nach ziemlich alten Beschreibungen der vier Temperamente wird leicht erkannt, daß die beiden höheren: das cholerische und das melancholische, die beiden polarischen Richtungen der ersterwähnten Ordnung, das sanguinische und phlegmatische dagegen die psychischen Polaritäten der zweiten Ordnung in ihrer Geschiedenheit darstellen sollen. Wählen wir lieber statt der alten, aus der Schule der Aerzte beibehaltenen Benennungen jene passenderen, welche ein gründlicher Forscher im Gebiet der Erziehungskunde, ein tiefer Kenner der Menschennatur, Fr. H. Chr. Schwarz, statt ihrer zu brauchen räth. Derselbe wählt statt des Wortes Temperament, welches ursprünglich eine krankhafte Mischung der Säfte des Menschenleibes bezeichnen sollte, den bereits oben von uns aufgenommenen

Ausdruck Naturart. Schon an Kindern unterscheidet man entweder eine vorherrschend selbstthätige (herauswirkende) oder mehr empfängliche Naturart. Jene an solchen Kindern, welche leicht bewegt, unternehmend und geschäftig sind, und welche gegen das Einwirken einer fremden Kraft sich sträuben; diese an ruhigen, still aufmerksamen. Bei genauerer Beachtung dieser mehr positiven oder negativen Naturformen bemerkt man jedoch leicht, daß jede von beiden Arten wieder sich in zwei scheiden lässet. Die selbstthätige Naturart ist entweder eine feste oder eine lebhafte. Die feste erkennt man wohl schon bei Kindern an der Bestimmtheit und Ausdauer der Entschlüsse und ihrer Ausführung, die lebhafte an dem schnellen Aufflammen und wieder Verlöschen der innren Bewegungen, dem unstäten Ueberspringen von einem Spiel, von einem Geschäft zum andern, dem voreiligen Wesen und schnellen Wechsel der Gemüthsstimmungen. Die empfänglichen Naturarten lassen sich in die weichen (sanften) und die innigen oder tiefen unterscheiden. „Ruhiges Hinsehen, Hinhören, Aufmerken, Gehorchen, Hingeben, vielleicht bereitwillige Thränen im Auge, mit bald erlöschendem Eindrucke, bezeichnen mehr die erste, dagegen Festhalten des Eindruckes, stilles Nachsinnen, Anschein von Kälte, Verschlossenheit, zurückgezognes Wesen mehr die zweite Gattung."

In dieser treffenden Bezeichnung der Naturarten gehet offenbar die innige und tiefe mit dem oben beschriebenen melancholischen Temperament, die selbstthätige feste Naturart mit dem cholerischen Temperament parallel. Eben so die lebhafte selbstthätige und die weiche (hingebende) Naturart mit dem sanguinischen und phlegmatischen Temperament.

Von dem Sokrates behauptet Aristoteles, daß er von melancholischem Temperament gewesen sey. Nach dem vorhin gewählten bezeichnenderen Ausdruck war mithin die Naturart jenes frömmsten unter allen Weisen des Alterthums die innige,

tiefe. Und fürwahr, wenn Sokrates, nach jener Erzählung, welche Plato dem Alcibiades in den Mund legt, mitten im Geräusch des Feldlagers von einem so tiefen, innigen Nachsinnen ergriffen worden, daß er unbeweglich, von einem Morgen zum andern an einem Orte gestanden, bis ihn die wieder aufgehende Sonne zum Gebet erweckte; wenn derselbe ein andres Mal, in dasselbe Nachdenken versunken, auf dem Weg zum fröhlichen Gastmahle stehen blieb, bis die Gäste das halbe Mahl verzehrt hatten: so konnte der Gegenstand, der ein solches tiefes Staunen erregte, kein andrer seyn, als jenes Göttliche, welchem der fromme Denker bis zu seinem letzten Hauche innig angehangen und gedient hatte. An diesem Sokrates würde, da er noch Kind war, ein Kenner der Menschennatur die innige Stille, den Hang zum Nachsinnen, die Verschlossenheit, aus welcher zuweilen Blitze der tieferen Gedanken hervorbrechen, bemerkt haben, welche die Anlage zur Innigkeit und das mächtige angeborne Sehnen nach einem Göttlichen bezeichnen.

Denn dieses ist immer der Richtpunkt, wornach das eigenthümliche Streben und Sehnen der gesund gebliebenen, innigen und tiefen Naturart gehet: das Aufnehmen und Empfangen des Einen, Ewigen, Göttlichen. Man kann daher diese Naturart die glücklichste von allen nennen, wenn sie weiß, was sie soll und dem innren Zuge treulich folget. Zugleich aber auch die unglücklichste von allen, wenn sie, irre geleitet, jenen Zug mißkennt und verläugnet.

Eine selbstthätig feste Naturart hatte Gott jenem Manne geschenkt, von welchem bezeugt wird, daß er treu gewesen sey in seinem ganzen Hause: dem Moses. Eben darum erscheint das Streben und Wirken einer solchen Naturart als ein so festes, sichres, weil es nicht auf das Viele und Mannichfaltige, sondern auf nur Eines gerichtet ist; weil es da, wo sich diese Naturart in ihrer höchsten Reinheit

und Vollkommenheit entfaltet, nur von dem ewig Einen, sich unwandelbar Gleichen ausgehet und ein irdischer Abglanz jener einen, ewigen Wirksamkeit ist. Das Wesen und Wirken der selbstthätig festen Naturart erscheint deßhalb nicht selten als einseitig und eintönig.

Dagegen gehet der Zug der beiden andren Naturarten auf ein Vieles und Mannichfaltiges: auf die Welt der Dinge. Daher vermag sich die lebhafte Naturart von ihrer ersten Entfaltung an weniger leicht in Eins zusammenzuhalten: es ist die ihr von Gott verliehene Bestimmung, daß sie ihre Wirksamkeit nach vielen, nach allen Seiten ausstrahlen lasse. Ein Mann, dessen gesegnetes, vielseitiges Wirken von seinen Zeitgenossen angestaunt war und noch jetzt von den Nachlebenden freudig bewundert wird: Johann Friedrich Oberlin, der gewesene Pfarrer im Steinthal, schildert in einer kleinen Schrift sein Temperament sehr treffend und genau als das sanguinische. Und in der That, wer lernen will, was die lebhafte Naturart in gesundem Zustand sey und zu werden und wirken vermöge, der betrachte das Leben dieses merkwürdigen, seine Umgebung nach allen Richtungen hin belebenden und aufregenden Mannes. Von derselben lebhaften Naturart sind viele große und vielgepriesene Geschäftsmänner; unter den Schriftstellern des Alterthums Männer wie der vielthätige Plinius (der Aeltere) und Cicero gewesen.

Die weiche, hingebende Naturart, oder das phlegmatische Temperament wird gegen dieselbe Vielheit und Mannichfaltigkeit der Dinge leidend und nachgebend gefunden, welcher sich die eben erwähnte lebhafte, selbstthätig verändernd und schaffend entgegensetzt. Auch diese Naturart vermag in ihrer besseren Entfaltung nicht bloß die stillen, treuen Arbeiter der staatsbürgerlichen, sondern solche einer andern, höheren Ordnung zu erzeugen, welche, sich selber dahin gebend

und verläugnend, ihr Glück nur darinnen finden, daß sie zu „Nutz und Dienst des Nächsten" sind und wirken. Die fleißigen Erbauer und Vollender manches allgemein nützlichen und bewunderten Menschenwerkes sind von dieser Naturart gewesen. Sie war es, welche den in seiner Art bewundernswerthen Paul Rembrandt van Rhyn zu dieser seiner eigenthümlichen, kleinlich fleißigen Nachbildung der Natur führte. Doch hatte sich in diesem Manne die angeborne Naturart nicht auf edlere Weise entfaltet, sondern er hatte selbst jenen Hang zum Gemeinen und das Streben nach Besitz (den Geiz), wozu allerdings die phlegmatische Naturart eine größere Disposition hat als die andren, nicht zu besiegen vermocht.

Außer den vier erwähnten, eigentlichen Naturarten unterscheiden Einige, als ein fünftes, der Gesammtheit jener vier gegenüberstehendes Element der Seele, die Sinnesart oder Gemüthsart. Diese pflegt der gewöhnliche Ausdruck öfters mit dem selbstständiger erworbenen Eigenthum unsres Wesens, mit dem Charakter zu verwechseln. Es hängt das anfänglich Empfangene der Gemüthsart nicht von unsrem Wollen ab, sondern nur das Beherrschen und Beschränken derselben. Sie erscheint wie angeboren oder wie etwas von außen Gekommenes, gleich jenen eigenthümlichen Gestaltungen oder Mißbildungen der Knochen, wozu die Anlage von den Eltern ererbt wurde, oder durch einen übermächtigen Einfluß von außen kam. Der Knochen, den wir schon oben als ein leibliches Abbild des feststehenden Grundtypus der Seele (der Naturart und des Charakters) betrachteten, kann an zwei verschiedenen Menschen seiner innren Kraft und Stärke nach derselbe seyn, aber es hat der eine, von der Geburt an, die Anlage zu einem regelmäßigeren, schöneren Umriß des Gesichts und der Glieder mit sich gebracht, als der andre, oder es ergreift die Glieder des einen, ohne menschliches Ver-

schulden, in früher Kindheit ein Leiden, welches das Rückgrat verbeugt und den Knochen der Glieder eine veränderte Richtung gibt.

Die natürliche und angeborne Verschiedenheit der Sinnesart wird nicht bloß bei verschiedenen Menschen, sondern auch bei verschiedenen Thieren einer und derselben Art gefunden. Es gibt unter den Tauben, welche mit andren Paaren von denselben Eltern entsprossen und mit jenen in einem und demselben Sommer aus dem Ei gekommen sind, einzelne, deren Gemüthsart von ganz besondrer, abgearteter Richtung erscheint. Es wird an diesen weder die Treue der Gatten gegen einander, noch die Zärtlichkeit gegen die Brut gefunden, welche sonst ein Vorzug dieses Thiergeschlechts sind, während dagegen wieder andre, auch unter den Thieren dieser Art, sich durch ganz besondre Ausdauer und Innigkeit der Anhänglichkeit und verpflegenden Liebe gegen Gatten und Junge auszeichnen. Auch unter Waldvögeln einer und derselben Art baut das eine Paar sein Nest mit größrer Sorgfalt als das andre, und es finden sich unter ihnen solche, denen ein Zug der Nachlässigkeit und der Unordnung wie angeboren scheint. Diesen ausgearteten Müttern vertraut selbst der Kukuk vergebens den sonst übermächtigen Drang des Instinctes und das verwais'te Ei an; sie versäumen die übernommene Pflicht so bald, daß entweder das fremde Junge noch im Ei, oder bald nach der Geburt umkommt. Hunde einer und derselben Art werden von Jugend an, diese von tückisch bissigerer, andre von gutartigerer Natur gefunden, und diese eigenthümliche Richtung, so wie selbst das Geschick und die Neigung zu gewissen Geschäften, erbt sich von den Alten auf die Jungen fort.

Verschieden von der Naturart oder dem Temperament, in welches und mit welchem die Gemüthsart auf die mannichfachste Weise sich vermischet und verschlingt, erscheint diese

am Menschen vielfältig von der Beschaffenheit des Leibes abhängig und durch eine Rückwirkung des Leiblichen auf Seele und Geist entstanden. Es ist dieses ein Gebiet, in welchem das Menschenurtheil öfters irre gehet, wenn es das, was mehr nur mit dem Leibe ererbt und vergänglich ist, wie dieser, mit dem selbstthätig erworbenen, ewig bleibenden Eigenthum des Geistes verwechselt. Denn es hänget nicht selten das, was wir ein gutes Naturell und harmlos freundliche Gemüthsart nennen, so genau mit einer gesunden Kraft der Verdauung und mit dem leichten Fortgang des Blutumlaufes in der Leber zusammen, daß wir alsbald die ganz entgegengesetzte Stimmung hervortreten sehen, wenn dem Leibe irgend ein äußrer Einfluß jene Leichtigkeit der Verdauung und Ernährung hinwegnimmt. Eben so wie an dem sorgsamen Haushahn die sonstige Zärtlichkeit gegen die Hühner in Haß und bissigen Nahrungsneid sich umwandelt, wenn eine Krankheit jenen natürlichen Trieb hemmt oder vernichtet, von welchem der Anschein der aufopfernden Großmuth ausgegangen.

Die öfters wiederholten und kräftigen Bewegungen der Muskeln sind es, welche den Gliedern ihren eigenthümlichen Umriß und ihre Stärke verleihen. Selbst noch am Knochen, von welchem die Verwesung seit langen Jahren die einst so kräftigen oder die schlaffen Muskeln hinweggenommen, wird erkannt, ob er vormals einem vielthätigen, arbeitsamen Leibe angehört, oder ob er bloß bestimmt gewesen, die Last einer stets trägen Fleischmasse zu stützen.

So ist auch der Charakter jene Gestalt der wirkenden und erkennenden Seele, welche durch ein öfters andauerndes Bewegen des innren Wollens nach einer gewissen Richtung hin begründet und ausgebildet wird. Diese Gestalt wird sich um so menschlich edler und vollkommner zeigen, je mehr

die Kraft des Wollens und Wirkens auf etwas Geistiges, Innerliches ausgehet, um so niedriger und unvollkommner, je mehr dieselbe auf sinnlich niedrigen Vorwurf gerichtet ist.

Auf den Charakter oder die Denkart hat allerdings das Temperament, so wie die von außen empfangene Sinnesart einen rückwirkenden Einfluß, jener aber ist keineswegs von diesen beiden abhängig, sondern selber vom waltenden, freien Geist ausgehend, ist sein Wesen eine geistig schaffende und verwandelnde Kraft, welche das gegebene Material der Seelenformen nach ihrem Willen veredelt und ausbildet.

Nur der Mensch hat einen Geist, welcher aus freiem Willen diese oder eine andre Richtung des Wirkens wählen, das von seiner sinnlichen Natur heftig Begehrte, dieser entweder gewähren, oder aus höherer Rücksicht versagen kann; nur der Mensch hat deßhalb auch einen Charakter. Mit den anderen Lebendigen unsrer Sichtbarkeit spielen die Wellen und Stürme der sinnlichen Neigungen und Begierden, wie mit einem Fahrzeug, in welchem kein steuernder und rudernder Schiffer ist, bis das Gebäu am Felsengestade zerschellet; im Wesen des Menschen aber waltet ein umblickender, selbstkräftiger Geist, welcher das Schifflein weithin durch das Meer zum sichren Hafen zu führen vermag. Wohl erfährt dieser Steuermann, bei seiner Fahrt durchs Leben, jetzt die wohlthätig fördernde und beschleunigende, andre Male die hemmende Kraft der Stürme und Wogen seines Meeres. Es ist deßhalb nöthig, ehe wir das Tagewerk der Heimfahrt näher betrachten, zuerst die bewegenden Kräfte kennen zu lernen, welche bei jenem so entschieden mitwirken.

Erläuternde Bemerkungen. Die Temperamente (κράσεις) wurden von den Alten zum Behufe der Eintheilung der Krankheiten aufgestellt. Denn es besteht zwar der Leib weder aus Erde, noch aus irgend einem andern der vier Elemente allein, sondern aus allen vieren zugleich (Max. Tyr. diss. XVII, ed. Davis. 18); dieß hindert aber nicht, daß nicht eines der vier Elemente, oder

daß nicht das eine der ihnen zu Grunde liegenden Principien: das Trockene oder Feuchte, Kalte oder Warme (ξηρὸν, ὑγρὸν, ψυχρὸν, θερμὸν; m. v. die erl. Bem. zum §. 10, so wie Phil. quis rer. div. haeres. 502, ed. Mang. I. 494), auf Kosten der andern vorherrschen könnte. Es kommen dann, schon nach Plato (Tim. 498), von einem Uebermaß des Feuers die anhaltenden, vom Uebermaß der Luft die täglichen, des Wassers die dreitägigen, der Erde die viertägigen Fieber her. Derselbe Weise nennt auch die schwarze Galle und das Phlegma als Erregungsursachen mancher schweren Krankheiten (ib. 497 und 498). — Nach der Theorie der Hippokratiker sollten es vier Hauptsäfte des Leibes seyn: die Galle, die in der Leber, das Blut, das im Herzen, das Wasser, das in der Milz, der Schleim, welcher im Kopfe erzeugt wird, aus deren Mischung im Gleichgewicht oder außer demselben Krankheiten und Gesundheit entstehen (Pseud. Hippocr. de morb. IV, 498). — Selbst noch bei Galen sind die Temperamente nur krankhafte Zustände; er nimmt daher in seiner Schrift über die Temperamente außer den vier einfachen, die als Hervortreten des Heißen oder Kalten, Trockenen oder Feuchten, und den vier zusammengesetzten, die als Vorstechen des Trocken-Heißen, so wie des Feucht-Warmen, des Trocken-Kalten, so wie des Feucht-Kalten bezeichnet werden, noch ein neuntes an, bei welchem alle jene Gegensätze in gesundem Gleichgewichte stehen (de temperam. L. I. c. 8, ed. Kühn. Vol. I, p. 559)

Schon als Naturart in unserm Sinn nimmt Aristoteles das Temperament an, wenn er (Problem. Sect. XXX. quaest. 1) die Behauptung aufstellt, daß alle die Männer, die sich in der Philosophie, Politik, Poesie und Kunst ganz besonders hervorthaten, Melancholiker gewesen seyen, und wenn er als Beispiel den Empedokles, Sokrates, Plato, unter den Heroën den Hercules und Ajar anführt.

Geneigt die nachmals herrschende Sinnesart, ja Denkart den ersten, in der frühesten Jugend empfangenen Eindrücken auf das Gemüth zuzuschreiben, scheint Philo (Lib. quisqu. virt. stud. 867, ed. Mang. II, 447).

Auf eine tief eindringende, dem Menschenkenner und Erzieher durch ihre Klarheit und leichte Anwendbarkeit sich empfehlende Weise, hat sich in neuerer Zeit Fr. H. Chr. Schwarz, in seiner Erziehungslehre, besonders im zweiten Band (Vorbegr. II, §. 7, 8, 18, 25; III, §. 23—29, noch mehr aber in demselben Bande, S. 231 bis 238, dann 321 u. f.) mit der Betrachtung und genauen Beschreibung der Naturarten beschäftigt. Wir schlossen hieran die im §. versuchte Begründung der vier Naturarten an; der Erzieher möge aber vor Allem das treffliche Werk selber kennen lernen, aus dessen Reichthum jene Tropfen geschöpft sind.

Eine genauere Beschreibung der Naturart des Meisters Rembrandt van Rhyn (geb. 1606, gest. 1674) s. m. in meiner Reise durch das südl. Frankreich und durch Italien, B. II, S. 248.

Das, was wir oben Charakter oder Denkart nannten, ist, in seiner besseren Art der Entstehung, die Mannhaftigkeit (ἀνδρία) der Alten. Plato beschreibt sie deßhalb, nach Diogenes Laërtius' Zeugniß, als δεινῶν καὶ θαῤῥαλέων ἐπιστήμην; Zenon (D. L. in Zen. segm. 93) als ἐπιστήμην ἢ ἕξιν ὧν ἐμμενετέον καὶ μὴ, καὶ οὐδετέρων. — M. v. Clem. Alex Strom. II, 470. — Aul. Gell. L. 12 c. 5: sed ea vera et proba fortitudo est, quam majores nostri dixerunt esse scientiam rerum tolerandarum et non tolerandarum. — Jamblich. in vit. Pythagor.: τὴν γὰρ ἀνδρείαν ἠδὲ φευκτέων τε καὶ ὑπομενητέων ἐπιστήμην.

Auf Temperament und auf Gestaltung der Sinnesart haben allerdings Klima, Beschaffenheit des Bodens und selbst Nahrungsmittel Einfluß, nicht aber auf den Charakter oder die Denkart. Diese, vom Geist ausgehend, ist bei ihrer Entwicklung nur Elementen von geistiger Art zugänglich; Erziehung und Verfassung des Staates, noch mehr aber Religion wirken auf das Vorherrschendwerden der einen oder andren Richtung ein, bestimmen dieselbe aber keineswegs unabänderlich und nothwendig. Der eigentlich bestimmende Grund geht hierbei ganz von dem freien Willen des Geistes aus (m. v. IV.). Auf Temperament und Sinnesart sind zum Theil Muth und Ausdauer, so wie Feigheit und Flatterhaftigkeit, Hang zur Geschäftigkeit oder zur Ruhe gegründet; vom Charakter hängt dagegen das Streben für oder gegen das, was geistig vollkommen, wahr und gut ist, ab, und dieser, der Charakter, kann auch dem zur Muthlosigkeit oder Trägheit hinneigenden Naturell tapferen Muth und ausdauernden Fleiß verleihen. — Was Himmelsstrich und andre äußre Umstände an Temperament und Lebensweise der Völker zu bewirken vermögen, findet sich zusammengestellt in W. Falconers Bemerkungen über den Einfluß des Himmelsstriches, der Lage, natürlichen Beschaffenheit u. s. eines Landes, auf Temperament, Sitten u. s. w. der Menschen. Aus dem Engl. übers. 1782. Es ist indeß in jenem Gemälde noch eine Seite des Gegenstandes unbeachtet geblieben, welche nur durch die Lehre vom Geist beleuchtet werden kann. — Ueber Charakteristik des Geschlechts, der Alter, der Temperamente, der Nationen, so wie über Charakter vergl. m. F. A. Carus' Psychologie II, 1 bis 162 (2te Aufl. von 1823). Ueber das vom verschiednen Naturell der Vögel, einer und derselben Art Gesagte, vergl. m. Bechsteins gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands II, 1139 u. a.

Die Nachtseite des Seelenlebens.

§. 34.

Nur im Vorübergehen richten wir hier einen Blick auf ein Gebiet des Seelenlebens, das nicht für sich allein, sondern erst durch eine weitre Beachtung des Erkenntnißvermögens und des Willens, wie der Schatten durch das Licht unsrem Verständniß deutlich zu werden vermag.

Mit Recht nennt die Weisheit des Alterthumes die Nacht eine allgebärende Mutter der Dinge. Der Umfang alles Werdens verbirgt sich uns in ein nächtliches Dunkel. Wie die Dschennin, die unsichtbaren Geistergestalten der orientalischen Mährchen, die Grundsteine zu ihrem Wunderbau bei Nacht aus der Luft fallen lassen, welche der vorübertreibende Kamelhirt am Morgen staunend siehet, ohne zu errathen was aus ihnen werden solle, so streuet eine unsichtbare Welt der Seelen die Uranfänge der Leiber auf den Boden der Sichtbarkeit hin, in deren Gestalt und Lage das beobachtende Auge vergeblich nach dem künftigen Bauplan des Ganzen forschet.

Die vereinzelte Zelle, an die sich bald mehrere und immer mehrere anfügen, hat im Fruchtkeim des Vogeleies und des menschlichen Mutterleibes dieselbe Gestalt; selbst das bewaffnete Auge wird an den Keimzellen des Krautes, von welchem das Thier sich nährt, kaum eine andre Form wahrnehmen als an dem Urgebilde der Zellen, aus denen die Gestalt des Thieres sich entfaltete, und doch ist die Baumeisterin (Lebenskraft), welche dort und hier die Anlage begründete, eine so weit verschiedne und andre.

Wo aber ist der künftige organische Leib, wo ist die Seele, welche ihn bildet, wenn nicht in der Urzelle des Keimes?

Von der Seele und ihrer bildenden Lebenskraft reden wir zuerst. Auch im späteren Verlaufe des Lebens gibt es Zustände, in denen die Seele wie außer sich und außer dem Leibe, dahingegeben ist in das Bewegen eines andren Daseyns und Lebens (m. v. §. 26 u. §. 28). Das Seyn und Wesen der Seele in der Einheit ihres Leibes ist ein Urgedanke (eine Idee nach §. 3) des schaffenden Geistes. Was dem unvollkommenen Abbild des Urbildes, was dem Erinnerungsvermögen der Seele innewohnt, wenn diese das Gedankenbild, das der Eindruck auf die Sinnen erschuf, ohne Aufhören wieder erzeugt und erneut, das liegt in unendlich höherem Maße in dem Urgedanken des schaffenden Geistes; es gibt sich an dem beseelten Einzelwesen als das Vermögen kund, die Form derselben Art von Zeugung zu Zeugung aus zu gebären. Es liegt in dem Wesen jenes Urgedankens, daß der Leib nicht bloß für die ihm innewohnende Seele oder daß die Seele nur für diesen Leib, sondern daß beide für ein Weltganzes zubereitet und geschaffen werden, dessen ergänzender Theil sie sind. Dieß ist der Mutterleib des Einzelwesens, und wie die Mutter vor dem Kinde, das Kind aber an Leib und Seele in und mit der Mutter, so ist noch vielmehr die Seele sammt den Uranfängen ihrer Leiblichkeit, wenn sie bei der Zeugung in das Wesen der Sichtbarkeit eintritt, mit und in dem höheren, erstgeschaffenen Mutterleib des Weltganzen und seiner allbelebenden Seele, welchem das Einzelwesen als ein Mitlebendes zugesellt werden soll. Ein schwacher Nachhall dieses Zustandes ist jener leibliche, in welchen das hülflose Kind, seiner selbst nicht mächtig, ganz in die Pflege und Sorge der Mutterliebe dahingegeben ist.

Ja, man darf sagen, die Mutter Natur, im Bunde mit der leiblich gebärenden Mutter, ist es, in deren Schooße der Schöpferkräfte, in deren allbedenkendem, allvereinendem Wal-

ten die Anfänge eines neubeginnenden Einzellebens, mit der ganzen Entfaltung seiner Zukunft ruhen. Aus dem Chore der lauter und kräftiger tönenden Stimmen vernehmen wir nicht die Stimme eines zarten Kindes, obgleich dieselbe bei dem Gesange war; so ist auch der geheimnißvolle Anfang des Einzellebens, so ist die Seele des Neuerzeugten bei dem Werke der Verleiblichung und des Mitwerdens mit dem Chor der andern Gewordenen und Geschaffenen mitwirkend zugegen, wenn sie noch im unsichern Dämmerlicht des Sichtbarwerdens die ersten Elementarformen ihres organischen Baues in das Keimgewebe hineinlegt. Aber diese sind nicht der Leib, welcher werden soll; sie sind nur ein Thautropfen, in dem sich das Urbild einer schon vollendeten Leiblichkeit mit den ihr innewohnenden Lebenskräften abspiegelt, bis der hereinfallende Strahl in dem Tropfen ein eignes, selbstthätig schaffendes Leben entzündet. Denn der Uranfang des Einzellebens bestehet nicht in einem eignen, schöpferischen Wirken, sondern ausschließend in der Empfänglichkeit, in der Anregbarkeit für ein andres äußeres, mächtigeres Schaffen.

Dieses Dahingegebenseyn des Einzellebens in das schöpferische Walten eines allgemeinen Lebens bestehet auch nachmals, von der Geburt an bis zum Tode, neben und bei dem eignen, selbstthätigen Wirken der Seele fort (nach §. 22). Es ist jene aufnehmende Empfänglichkeit für den äußern Antrieb des Lebens wie für den nährenden Bildungsstoff der Leiblichkeit, von welcher wir im Vorhergehenden öfters und ausführlicher handelten. Und hier begegnen wir von neuem jenem Dunkel, das über dem Anfang des Lebens der Seele in der Zeit und über dem Entstehen ihrer Leiblichkeit schwebet, es ist jene Nachtseite, welche unzertrennbar von der Tagseite wie der Schatten vom Licht das Wirken des Einzelwesens auf seinem Entwicklungsgange begleitet. Es ist nicht allein das fortwährende Werk der Bildung und Ge-

staltung des Leibes, dessen Vorgänge sich dem Wahrnehmen und Empfinden der Seele entziehen, sondern in der innern Welt ihrer unsichtbaren Schöpfungen selber liegt eine solche Region des Dunkels. Wie und nach welchem Gesetz die Seelenstimmungen durch äußere Natureinflüsse erzeugt werden, das erfahren und erkennen wir nicht; das Erwachen und das innre Bewegen unsrer Gefühle liegt außer dem Kreise unsers Wollens so wie unsers selbstbewußten Erkennens. In derselben unbemerkbaren Weise und ohne Zuthun unsres Willens werden durch den schöpferischen Einfluß der Urbilder, durch den Eindruck der Dinge der Außenwelt auf unsre Sinnen, die Gedankenbilder der Seele erzeugt (§.28), aus deren harmonischer Zusammenordnung, aus deren Gegeneinanderbewegen der selbstbewußte Geist sich die Innenwelt seines Erkennens und Denkens bildet. Aus den verborgenen Anfängen der Seelenstimmungen steigen dann die unwillkürlichen Regungen des Begehrens auf, aus der dunklen Region des Werdens der Gedankenbilder erhebt sich bald da bald dort eine Reihenfolge der Vorstellungen, über deren Entwicklungsgang der Wille und der ordnende Verstand keine Macht haben. Es sind dieß die Traumgebilde, die uns selbst im Wachen beschleichen und deren Heereszug gewaltsam in die ruhige Folge unsres selbstbewußten, mit Willen erzeugten Gedankenganges sich hineindrängt oder neben dieser einhergehet, ohne daß wir es zu hindern vermögen. Diesen innern Kampf eines rohen, gestaltlosen Elementes mit der gestalteten Gedankenwelt, im Kreise unsres Erkennens, werden wir an einem andern Orte (im §. 42) betrachten, zuvörderst aber die Natur des Begehrungsvermögens der Seele ins Auge fassen.

Erläuternde Bemerkungen. Außer und über der im vorstehenden §. erwähnten Nachtseite im Leben der Seele gibt es noch eine andre, höhere im Leben des Geistes (nach §. 50). Diese ist vergleichbar jener zweiten, höheren Potenz der Nacht, welcher das Auge, durch ein starkes Fernrohr blickend, hin und

wieder an solchen Stellen des nächtlichen Himmels begegnet, über welche gar kein unterscheidbarer Stern sein dämmerndes Licht verbreitet. Und gerade hier am öftersten zeigen sich die Nebelflecken: diese Lichtwesen aus einer andern (höheren) Ordnung des Schöpfungsgebietes.

Zum Inhalt des vorstehenden §. vergl. m. oben S. 117 (bei §. 29).

Das Wesen und die Aeußerungen des Begehrungsvermögens der Seele.

§. 35.

Was am thierischen Leibe die Bewegung, die durch den Muskel geschieht, das ist im Wesen der Seele das Wollen und Begehren. Dort, am Leibe, unterscheiden wir willkürliche so wie unwillkürliche Bewegungen, auch im Kreise des Seelenlebens gibt es, wie wir in einem vorhergehenden §. (32) sahen, unwillkürliche, aus den Stimmungen der Lebenskraft hervorgehende Regungen des Begehrens, sowie Aeußerungen des selbstbewußten Willens.

In der Seele des Menschen kann das Bewegen des Wollens und Begehrens nach zwei verschiedenen Richtungen hingehen, nicht allein wie bei dem Thiere, durch die Befangenheit in den Bedürfnissen des Leibes nach einem Leiblichen und Vergänglichen, sondern auch durch den inwohnenden Geist nach einem rein Geistigen, Ewigen. Diese letztere, nur nach oben gekehrte Richtung des Sehnens und Begehrens, wird uns in der Lehre vom Geist beschäftigen, hier zuvörderst betrachten wir jenes sinnliche Begehren, das die Seele des Menschen mit der des Thieres gemein hat, ohne jedoch das zu übersehen, was auch bei dieser nach unten gehenden Richtung des Begehrens seiner Seele ein Werk des Geistes ist. Denn wie etwa ein denkender Mann, stehend neben dem spielenden Kinde, in den Sand am Boden regelmäßige Gestalten und Worte zeichnet, welche ein innres Streben verrathen, das weit über das Geschäft des Spielens hinaus-

gehet; so trägt der Geist im Menschen in das Spiel der Neigungen und Begierden seines Leibes Züge und Kräfte seiner eignen, ewigen Natur hinein, welche weit über das hinausliegen, was der Leib zu seiner Ernährung und Entwicklung bedarf, und was die in ihm lebende Seele erstrebt. Die Farbenpracht und der Glanz, mit welchen sich die Blume schmücket, wenn die Zeit der Vermählung naht, verbinden sich zu derselben Zeit im selbstthätig bewegteren Thiere mit dem ausdrucksvollen Gesang und mit jener aus ihrem gewöhnlichen Ufer tretenden Fülle von Muskelkräften, welche zu den Wettkämpfen der Männchen unter einander oder zu den tanzenden Bewegungen derselben aufreizt. Die bildende Kraft des Gewächses bereitet schon im voraus für den Keim, der im Samen liegt, die nöthige Nahrung, und fügt dem Embryo den Eiweißkörper hinzu; das Thier häufet für die Zeit des Mangels im Winter Vorräthe von Honig oder Früchten an. Der Geist des Menschen, dessen Begehren nur durch das gesättigt werden kann, was gleich ihm nicht mit dem Augenblick vergeht, sondern von ewiger Dauer ist, verklärt zwar, sobald er seiner Bestimmung gemäß frei und herrschend geworden, diese Richtungen der Seele in etwas unendlich Höheres (nach Absch. IV.), dagegen verwandelt er auch in seinem gebundenen, kranken Zustand das Streben der Seele, dem künftigen Mangel zu begegnen, in Geiz, welcher auf das vergängliche Gut den Schein der Unvergänglichkeit und Unermeßlichkeit übertragen möchte; er verwandelt den bewußtlos hervortretenden Liebreiz, welcher bei der Blume und dem bunten Schmetterling nur auf den Wechselverkehr der Geschlechter gerichtet ist, in Gefallsucht und Eitelkeit, welche selbst noch dem verwelkten Leibe die Gebärde der Jugend aufdringen, und die eifersüchtige Kampflust des Thieres in Stolz und unersättliche Herrschbegier, das Streben des Thieres nach selbstständiger Fortbewegung

in Freiheitssinn, welcher freilich erst durch seine Ausartung zum Ordnungshasse den an sich selber edleren Charakter verliert.

Diese drei Naturen: der Leib, die Seele und der Geist, welche im Menschen verbunden sind, gleichen in ihrem wechselseitigen Verhältniß drei concentrischen Kreisen, an denen alle Punkte des Umfanges nach Graden, Minuten und Secunden sich entsprechen; aber das innre Wesen dieser Kreise und ihr wechselseitiger Abstand ist noch unermeßlicher verschieden, als der Umkreis des Erdkörpers, über Festes und tropfbar Flüssiges hingehend, von der Bahn der Sonne und von dem unergründbar fernen Umfang des Fixsternenhimmels, welcher über Sonnenbahn und Erdfläche sich hinzieht. Der Strahl der Sonne besucht im Verlauf des Tages jeden einzelnen Punkt des Planetenumfanges, jede Region des Thierkreises findet sich einmal im Jahre bei der Sonne; so nimmt auch das eigenthümliche Bewegen der Seele und des Geistes eine Richtung, welche jener des leiblichen Bedürfnisses entspricht und in dieses ihre Strahlen senkt. Was bei der Lebenskraft des Leibes ein bewußtloses Anziehen und Gestalten ist, das wird in der bewegenden Seele zur Neigung und Begierde, durch das kranke Hineinwirken des Geistes zur Leidenschaft.

Die selbstthätigen Aeußerungen des Triebes und des Begehrens der thierisch-menschlichen Seele (nicht aber die dunklen Anregungen jener Aeußerungen) gehen, wie das Bewegen der Muskeln, von innen nach außen, während unsre Gefühle gleich der Empfindung des Nerven, von außen nach innen kommen, auch dann, wenn der Wille des Geistes die Reihe der vorübergegangenen Gefühle noch einmal in den ursprünglich empfindenden Organen der Seele hervorruft. Denn er vernimmt diese dann auf dieselbe Weise, wie der Mensch die Töne eines Liedes, welches er mit kunst-

voller Hand auf einem besaiteten Instrument sich wiederholt. Im niedren Thierreich fällt das Begehren so ganz mit dem Bewegen zusammen, daß beides gleich einer magnetischen Anziehung erscheint, welche die frei schwebende Nadel nach dem Eisen hinführt.

So verschieden wie die Arten der Bewegung am thierisch-menschlichen Leibe und vollkommen parallel mit diesen in ihren Richtungen, sind die Neigungen und Leidenschaften unsrer Seele. Die Muskeln des Hauptes und seiner Organe, vornehmlich des Auges und der Zunge, dienen meist dem Wechselverkehr mit einer höhern Ordnung der natürlichen Dinge: den Bewegungen nach dem Licht und nach der allumfangenden Luft hin, den Bewegungen der Mienen und Tonsprache. Jene Richtungen der wollenden Seele, welche dem ersteren leiblichen Geschäft entsprechen, erscheinen in ihrer vergeistigten Form als Wißbegier, und zum Theil als Sucht nach Sinnen-Vergnügen und Zerstreuung; die innre Richtung, welche der Bewegung des Sprechens parallel steht, ist das Streben nach Mittheilung, welches wir nachher in der Geschichte des Gemeingefühls noch etwas näher betrachten werden.

Schon in den Gliedern des Ungebornen im Mutterleibe regt sich der Trieb, welcher das Thier von der Pflanze unterscheidet: der Trieb nach selbstständiger, freier Bewegung. Es ist noch nicht der Zug des Hungers oder Durstes, welcher das im Verborgnen keimende Leben nach der begehrten Nahrung hinbewegt, denn die Nahrung kommt demselben, ohne sein Zuthun, aus dem Herzen der Mutter; es ist nicht das Bedürfniß des Athmens, sondern in seiner ganzen Einfachheit und Reinheit das Streben nach Bewegung. Dieses regt nachmals die zarten Glieder des neugebornen Kindes und die Füße und Hände des Knaben zu ihrer beständigen

Geschäftigkeit auf, und wird im Jüngling ein Trieb nach freiem Bewegen von Ort zu Ort, durch ferne, weite Räume.

Einem solchen leiblichen Bewegen entspricht an der Seele das inwohnende Sehnen nach Thätigkeit und Geschäftigkeit, nach ungehemmter Wirksamkeit. Ja, wie das Thier von der Pflanze durch freie Bewegung, so unterscheidet sich der Geist im Menschen von der thierisch beseelenden Kraft durch die selbstständige Beweglichkeit des freien Willens. Das Sehnen nach einer ungehemmten Aeußerung des Willens wird selber von guter und göttlicher Natur seyn, wenn der Gegenstand, auf welchen jener Wille sich gerichtet, ein göttlicher ist; denn ein solches Sehnen will nur jene Freiheit des Geistes, welche das höchste und rechtmäßige Eigenthum von diesem ist: die Befreiung von dem anhaftenden Verderben und innren Elend. Ist jedoch die Richtung des Willens von verkehrter Art, so wird auch jenes Sehnen, nach ungebundner Bewegung des Willens, von gleicher Art seyn, und nichts Andres begehren, als die Auflösung und Vernichtung jener höheren, göttlichen Ordnung, welche die Aeußerungen eines bösen Willens verhindert. Jenes ist der wahre, geistige Freiheitssinn, dieses der falsche. Die Bestrebungen der Seele, nach dieser Richtung hin, so lange sie in jener Gränze bleiben, welche ihnen das gleichzeitige Bewegen der andren Neigungen anweiset, erscheinen zwar dem beobachtenden Auge minder auffallend, steigern sich auch durch übermächtige Kraft des Geistes seltner zur Leidenschaft, als die nachher zu erwähnenden Neigungen; sie liegen jedoch desto tiefer an der Wurzel des innren Lebens.

Der Bewegung nach der Nahrung hin und dem Geschäft des Zermalmens derselben dienen am Menschenleibe viele und starke Muskeln. Dieser Zug des Bewegens ist mächtiger, als jener, welcher die bloße Ortsveränderung will, und wirkt häufig bestimmend und ihn sich unterordnend

auf diesen letztern ein. Er erscheint schon im Thiere öfters als ein Zug, welcher nach der Speise an sich gehet, auch wenn der Leib derselben nicht mehr zu seiner Sättigung begehrt, und das Thier der Heerde sucht sich, wenn es satt ist, durch diesen Trieb der äußeren Zusammengesellung bewogen, mitten unter der Fülle des Futters die Stätte der Ruhe oder der spielenden Bewegung auf. Diese Neigung denn nach dem Futter, auch wenn der Leib von seiner Fülle gesättigt ist, treibt das muntre Nagethier zum Sammeln der Vorräthe an, wie die Seele des Menschen zum Zusammenhäufen der Gegenstände, aus deren Wechselverkehr sie ihre Nahrung — die Lieblingsgefühle empfängt. Denn parallel mit den Bewegungen des Leibes, die dem Ergreifen und Aufnehmen der Speise dienen, sind die Neigungen der Seele nach äußrem Eigenthum und Besitz; Neigungen, welche im gesunden Verlauf des innren Lebens harmloser und stiller Natur sind, dann aber, wenn der Geist seinen krankhaften Willen, statt auf den innren und ihm angemessenen Besitz, auf den äußeren, leiblichen wendet, zur Habsucht und zum verheerenden Geiz werden. Wie in einigen mährchenhaften Sagen von Gespenstern der Seele die Kraft angedichtet wird, den Steinen oder dem Holz den äußeren Anschein von edlem Metall zu geben; so gibt der Geist des Menschen wirklich, in seiner Verirrung zum Geize, dem Metall oder irgend einem andren vergänglichen Dinge die anscheinende Gestalt jener ewigen Güter, nach denen eigentlich das innre Streben gerichtet ist, weil es durch sie allein gestillt zu werden vermag. Eine Selbsttäuschung, welche auf das Leben des innren Menschen eben so zerstörend einwirkt, als auf das Leben des Leibes die Täuschung des Nahrungstriebes durch aufreizende Gifte.

Jener Trieb, welcher die Geschlechter zusammengesellt, erscheinet, wenn er zu seiner Zeit im Thier erwachet, als

der übermächtigste, furchtbarst waltende von allen. Denn er reißet alsdann alle andren Bewegungen des Leibes in den Strom der seinigen hinein, und wenn er sich aufmachet, schweigen auf einige Zeit die andren Triebe und Neigungen des Leibes alle; das Thier vergißt sogar der Nahrung und der sonst nie versäumten Ruhe. So sind auch die Bewegungen der Seele und des Geistes, welche dieser leiblichen Richtung entsprechen, mächtiger und tiefer gründend, als die vorhin betrachteten.

Es ist, wie wir oben sahen, das mächtige Bewegen, welches die Lebendigen zur Zeit der Liebe und Vereinigung der Geschlechter ergreifet, auf ein Entbundenwerden der Seele von dem Leibe gegründet, welches nicht selten ähnliche Erscheinungen begleiten, als jene sind, die wir beim magnetischen Hellseyn bemerken (m. v. §. 21 und 26). Die Seele, bis zu einem gewissen Grade der Abhängigkeit von dem eignen Leibe entledigt, wirkt nicht mehr allein in der Richtung und mit den Kräften, welche ihr der Leib darbeut, sondern mit den ihr eigenthümlichen Kräften einer höheren Ordnung, durch die sie dem Leibe Bewegungen mittheilt, deren derselbe, im gewöhnlichen Gange des Lebens, nicht fähig wäre; eben so wenig, als die Raupe vor der Zeit der Geschlechtsreife des Fliegens: Kräfte, durch welche sie zugleich die Kunde des Künftigen und Verborgenen erhält. So empfängt dann das vorher fast stumme Thier in der Zeit der Begattung die Stimme, ja den melodischen Gesang, das träge und furchtsame Kräfte zu ungewöhnlichen Wanderungen und Muth zu blutigen Kämpfen, das gefräßige eine Enthaltsamkeit, welche Speise und Trank verschmäht. Wenn auch die Flügel, welche alsdann die Seele der leiblichen Kraft leihet, nicht als äußerlich sichtbare Gebilde, wie bei den Ameisen, wenn sie zum Schwärmen emporeilen, ins Auge fallen; so verräth sich der Zug nach einer höheren

Region des Seyns und Wirkens in den vielfältigen Aeußerungen des Kunsttriebes und Instinctes, welche nicht selten eben so vorübergehend und nur allein für diesen Moment gegeben sind, als die Flügel, die der weiblichen Ameise bald nach der Vermählung wieder entfallen.

An dem mächtigen Bewegen des Lebens zur Zeit des Verkehrs der Geschlechter unterscheiden wir deutlich zwei Momente, von denen der andre den ersten, vorbereitenden nothwendig voraussetzt. In dem ersten erhebt sich die strebende Seele über den eignen Leib, macht sich aus der Abhängigkeit von demselben los; in dem andren senkt sich dieselbe hinabwärts, in eine fremde, neue, sichtbare Form. Jene erstere Richtung des innren Bewegens, welche das Wechselverhältniß der Seele zum Leibe bis zu einem gewissen Grade aufhebt, erscheint, ihrer Natur nach, wie eine zerstörende, ja wie ein Haß gegen das Leibliche, welches das Freiwerden und Emporstreben oder das Ueberkleiden der frei gewordnen Lebenskraft mit der neuen Form erschwert und hindert; die andre Richtung dagegen zeigt sich, jener ganz entgegengesetzt, als ein Streben nach der Leiblichkeit hin, als ein Drang diese Leiblichkeit zu schaffen und zu bilden. Es tritt deßhalb am Thiere, in der Zeit des Verkehrs der Geschlechter, Haß und Liebe in gleichem Maße hervor.

Die eine wie die andre Richtung kündigt sich öfters, in dieser unteren Region, durch das Hervorkommen und eigenthümliche Wirken besondrer Organe an. Das Absetzen und Entstehen der Knochensubstanz stehet, wie wir oben (§. 16) sahen, in einem nothwendigen, innren Zusammenhang mit der höheren Bekräftigung des empfindenden und bewegenden Nerven: mit dem Frei- und Entbundenwerden der selbstständigen, eigenthümlicheren Kraft des Nerven von dem Geschäft des bloßen leiblichen Bildens. Eben so scheint auch bei einigen Thieren das Freierwerden der innren Le-

benskraft vom eignen Körper durch das Ausscheiden einer Knochensubstanz bedingt zu werden, die sich außer den gewöhnlichen Gränzen des Leibes wie ein fremdes, neues Knochengerüst darstellt. Der männliche Hirsch setzt alsdann, wenn sich die Lebenskraft im Innren zu ihrer Auswanderung (Bd. I. S. 368) in eine neue, leibliche Form zurüstet, das Geweih an, welches in seiner Vollendung, zur Zeit der Begattung eben so frei aus dem Verkehr mit den bildenden Gefäßen und Nerven, so wie mit den unmittelbar bewegenden Muskeln hervorsteht, als im Innren die centrale Lebenskraft aus denselben Beziehungen frei geworden ist. Beides, das Entstehen des Geweihes und des Zeugungsvermögens, sind hier so nothwendig verbunden, daß ein Hirsch, welcher am eben hervorsprossenden Geweih verletzt, oder sonst an der Ausbildung desselben gehindert worden, für dasselbe Jahr unfähig ist zum Zeugen, und umgekehrt: einer, welchen eine Verstümmlung von andrer Art unvermögend zum Zeugen gemacht, hinfort das alte Geweih weder abzuwerfen noch ein neues auszubilden vermag. Anderwärts scheint das Entstehen jenes Mediums, welches die Zeugung vermittelt, in Beziehung auf andre, gleichzeitige Aussonderungen zum Theil von giftiger Natur, wie bei vielen weiblichen Insecten.

Das Geweih des Hirsches, so wie ähnliche äußere Knochengebilde, welche zur Zeit der Begattung aus dem thierischen Leibe hervortreten, sind jedoch nicht nur eine äußre Folge des Bestrebens der innren Lebenskraft, aus ihrem eignen, leiblichen Verband sich loszumachen, sondern sie sind zugleich zerstörende Waffen, deren sich das Thier zunächst und am meisten bei jenen Kämpfen der Eifersucht bedienet, die auf Vernichtung, nicht der eignen, sondern einer fremden, geschlechtsverwandten Leiblichkeit ausgehen, welche die auswanderungslustige Seele aus der Richtung ihres Zuges verdrängen, an dieser hindern will (Bd. I. S. 363). So nimmt

die Kraft zum Hassen mit jener zum sinnlichen Lieben, jene zum neuen Schaffen und Bilden mit der zum Zerstören aus einer und derselben Wurzel ihren Anfang, und wir sehen in dieser niederen Region die Liebe stets neben dem Haß, und mit ihm zugleich hervorkeimen: das Leben neben dem Tode.

Folgen wir den Fingerzeigen, welche uns die unmündige Natur in dem Geschäft ihres stummen Bildens über die innre Verwandtschaft unsrer Neigungen gibt, noch nach andren Richtungen hin.

Dasselbe innre Bewegen, was bei einigen Thieren durch das Entstehen der festen, knöchernen Vertheidigungswaffen sich ausdrückt, ist bei andren durch das Hervorbrechen eines Federnschmuckes oder einer andren Verzierung der äußern Hautfläche angedeutet. Die aus ihren bisherigen Schranken hinausstrebende Seele verläßet das Geschäft des stillen, innren Bildens und Gestaltens, und tritt in die äußeren Vorhöfe ihres leiblichen Daseyns, hier eine neue weitere Region des Wirkens suchend. Denn es genügt dem innren Zuge, welcher die sichtbaren Elemente um sich versammelt, um aus ihnen den empfindenden und bewegten Leib zu bilden, dieser eigne Leib nicht mehr; die anziehende Kraft, in ihrem Kreise ungesättiget, erhebt sich über diesen und wird zu einer Anziehung der höheren (zweiten) Potenz.

In den Meeren der wärmeren Zone lebt ein Schalenthier, dessen bildender Trieb bei dem Geschäft der Gestaltung der eigentlichen, den weichen Leib umschließenden Schale nicht stehen bleibt, sondern an die Oberfläche derselben noch Steine und Schalenstücke von andren Mollusken anfüget. So gleichet auch der Liebreiz, welcher in der Zeit der Vermählung dem ganzen thierischen Leibe eine anziehende Kraft, nicht gegen ein einzelnes Element, sondern gegen einen ganzen lebenden Organismus gibt, dem Bewegen, welches Eisen an andrem Eisen wirkt, wenn das, was sonst innre Cohäsion

der einzelnen Theile gewesen, als Magnetismus äußerlich hervorgetreten.

Verwandt mit jenem Hinaustreten des thierischen Bedürfnisses aus seiner eigentlichen, natürlichen Gränze, bei welchem die Eßlust zur Habsucht wird, die selbst den Nahrungsstoff, dessen der gesättigte Leib nicht bedarf, begierig anzieht und festhält, steigert sich alsbald die Anziehung des Geschlechts zu jenem Anschein von Herrschsucht, welcher uns öfters bei den geselligen Verhältnissen der Thiere begegnet. Unter dem Geschlecht der Hühner wie unter jenem der Seelöwen, suchet ein Einzelwesen der vielen sich zu bemächtigen, über deren Wesen und Wirken er eine ähnliche Herrschaft auszuüben strebet, als über die Glieder des eignen Leibes. Schützend und ernährend diese fremden, angefügten Glieder, wie das eigne Fleisch, wachet zugleich eine solche inwohnende Seele der zweiten Potenz eifersüchtig gegen jedes Hereindrängen einer fremden, wirkenden Kraft, in das Gefüge des neugebildeten Lebenskreises, und ein solches Hereindrängen ist für sie von ähnlichen Schmerzen begleitet, als das Eindringen eines Splitters oder eines andern fremden Körpers in das Muskelfleisch, welches Zuckungen und krankhaftes Erschüttern wirkt, an denen der eigentliche bewegende Nerv keinen Theil hat.

Die anziehende Macht der zweiten, höheren Ordnung, wenn sie als eheliche und elterliche Liebe in ihrer natürlichen Gränze geblieben, erscheint bei dem Menschen, wo Seele und Geist in diese Richtung ihren verklärenden Strahl geben, in einer lieblicheren Gestalt, als bei allen andren Wesen unsrer Sichtbarkeit. Es gestaltet sich hier auch der Liebreiz, welcher bei dem Thier nur ein leiblicher, schnell vergänglicher gewesen, zu einem geistigen, ewig dauernden. Die Seele wirbt, in dem Zug der Freundschaft und der höheren Liebe, um eine andre Seele, um an die neugewonnene das

eigene geistige Bewegen und Empfinden, die innre Seligkeit wie den Schmerz mitzutheilen.

In dem natürlichen Geschäft der Geschlechter ist der innre Trieb nicht auf die Ernährung und Bildung des eignen Leibes beschränkt; er stehet nicht mehr vorherrschend im Dienst des besondern Lebens und der bloßen Selbsterhaltung, sondern unter dem Walten eines allgemeineren, höheren Lebens, welches für das Entstehen eines neuen, künftigen Geschlechts und für die Pflege der hülflosen Brut sorget. Wenn zuweilen, durch krankhafte Verirrung des natürlichen Triebes, dieser dem Walten des allgemeinen Lebens widerstrebt und statt der Sorge für ein andres und neues Leben nur die für das eigene, alte wirken lässet, sehen wir jene Entartungen hervorgehen, bei denen die höhere Sorge zu einer niedreren für die eigne leibliche Lust, ja sogar die Mutterliebe zur gefräßigen Wuth wird, welche die Alte anreizt, die eignen Jungen zu verzehren, statt sie an Brüsten zu nähren und zu wärmen. Diese Verirrung der innren Richtung aus dem ihr angewiesenen weiteren Kreis in den engeren, befangneren, bemerken wir öfters am Geschlechte der Katzen und an dem unreinsten Thiere unsrer Höfe; ja die Nähe und Pflege des Menschen scheint diese Krankheit selbst auf einige seiner zahmen Vögel übertragen zu können; denn wir sehen nicht selten den mütterlichen Canarienvogel die noch nackten oder halbbefiederten Jungen verstümmeln, statt sie zu füttern und zu wärmen. Selbst der Geschlechtstrieb im engeren Sinn zeigt zuweilen eine ähnliche Verirrung, und jener männliche Bär, der gezähmt in einem Thiergarten gehalten worden, zerfleischte die geliebte Bärin und fraß sie begierig auf, wie denn umgekehrt das Weibchen der Spinnen und Fangheuschrecken das Männlein zerfleischt und verzehrt.

So stehet auch die Liebe und der Zug der Freundschaft beim Menschen, im gesunden Zustand seines Innren, unter

dem Walten eines allgemeinen, höheren Lebens, dessen Wohlgefallen es ist, daß Leben an Leben, Geist an Geist sich stärke und erfreue. In seinem Dienste wird selbst das Streben, sich gegenseitig zu gefallen, zu einem gutartigen, und das Streben des Geistes, nach dem was ehrbar ist, zur Tugend. Wie jedoch schon unser äußrer Mensch öfterem Erkranken ausgesetzt ist, als der Leib des Thieres, so noch mehr der innre, auf dessen freien Willen ohne Aufhören der Zug zweier entgegengesetzter Welten wirket. Es entspricht hier jener leiblichen Lüsternheit, welche im Vogel das Versäumen der eben gelegten Eier herbeiführt, die eitle Gefallsucht, welche nur zum Vergnügen der eignen Selbstsucht andre Seelen zu reizen und anzuziehen strebet, ohne das Leben dieser Seelen zu wollen und zu lieben. Wenn die Verirrung aus dem weiteren Kreise einer oberen, allgemeinen Lebensbewegung in den eignen, engen, einen höheren Grad erstiegen und hartnäckiger geworden, dann gestaltet sich die Eitelkeit zum Hochmuth und zum Alles verachtenden Stolze. Die Seele will und suchet alsdann nicht andre Seelen, um in ihnen das Werk des Lebens zu wirken, sondern um das Leben in ihnen zu zerstören, um dasselbe dem eignen, armen Selbst auf ähnliche Weise zuzueignen, wie der Tiger das Fleisch der eignen, hülflosen Jungen verschlingt. Da schließet sich dann an den Stolz die Herrschsucht an: die Verderberin der Menschen und Völker.

Die Macht der Neigungen und Begierden, die Gewalt der Leidenschaften wächset, nach einem Gesetz, welches dem der Beschleunigung beim Fall der Körper gleichet, je ausschließender der Antrieb aus den zuletzt erwähnten (niederen) Regionen hervorgeht. Es ist die Neigung zum Sehen, zum Hören beim Thiere schwächer, als der Drang zur freien Bewegung; stärker als dieser Drang ist der Zug nach der Nahrung; mächtiger als diese Neigungen alle ist die wilde

Brunst des Geschlechts, wenn sie, seltner und auf kürzere Zeit, das Thier der Erhaltung des eignen Leibes vergessen machet. Eben so ist auch in der entsprechenden geistigen Region der Menschennatur die Wißbegierde zwar hehr, und wirket, so lange die Regungen der niederen Regionen schweigen, mächtig genug; aber jener hehre Zug wird öfters und leicht, wie das Licht der fernen Gestirne durch Nebel und Gewölke der Erdfläche, verdunkelt, wenn der Geist sich einer andren, abwärts gehenden Richtung hingibt. Die stillere, leiblichere Geschäftigkeit des forschenden, nach Erkenntniß strebenden Geistes wird verscheucht und übertäubt, wenn der Drang nach Befreiung von fremdem Joch die Völker ergreift; stärker als der Drang nach Freiheit und Selbstständigkeit wirkt in den meisten Seelen die Anhänglichkeit an dem Eigenthum und Erbe der Väter, an der geliebten heimathlichen Scholle; wenn aber Ehrgeiz und Herrschsucht in ihrer ganzen Macht erwachen, dann vergißt der Mensch der alten, natürlichen Anhänglichkeit und opfert der mächtigeren Neigung die minder mächtigen alle, ja das Leben selber.

Dieser Beschleunigung des Falles nach unten, im Gebiete des Seelenlebens, wirket jedoch ein andrer, aufwärts gehender Zug, im Leben des Geistes entgegen, ein Zug, welcher in seinen mächtigeren, allumfassenden Strom die einzelnen Bewegungen der begehrenden Seele eben so aufnimmt und verklärt, als die Anziehung der Sonne, wenn sie den Planeten um sich kreisen machet, zugleich mit ihm alle die einzelnen Steine und lebendigen Wesen, welche auf ihm lasten und wohnen, in der Bahn herumführt, und so die einzelnen, untergeordneten Bewegungen aller in der der allgemeinen höheren vereint. Aber zu einer solchen Verklärung des niedren, unvollkommneren Bewegens in das vollkommnere hätte weder die Menge der einzelnen Körper der Planetenoberfläche, noch der Planet selber, für sich allein

die Kraft, wäre nicht eben jene allgewaltige Sonne da, welche dieses wirkt.

Erläuternde Bemerkungen. Wir bezeichneten oben (II. S. 168) das Begehren als ein Bewegen, welches selber, seiner Natur nach, auf etwas Bewegtes hingerichtet ist. Der Begehrungstrieb (ὁρμὴ) wird von Philo die erste Bewegung der Seele genannt (quod Deus sit immutabil. 299, ed. Mang. I, 279); dieses Wesens, das immer bewegt (ἀεικίνητος) ist (Phil. SS. Leg. Alleg. III, 104, ed. Mang. I, 134). — Einige Gewürme unserer Gewässer, welche der Augen beraubt sind, erfassen, auch wenn sie ihnen unmittelbar an den Mund gebracht wird, ihre Beute nicht eher, als bis sie sich bewegt. Auch in vielen Raubthieren der vollkommneren Thierclassen wird die Begierde, auf ihre lebendige Beute loszustürzen und sie zu erhaschen, erst durch die lebhaften Bewegungen dieser Beute geweckt oder stärker aufgeregt; ja selbst in der menschlichen Seele entzündet oder verstärkt sich die Bewegung des Begehrens erst recht an der Bewegung eines fremden Begehrens, und selbst der Geizige trachtet nur nach dem Besitz seiner Schätze, weil diese, von Vielen begehrt, der Gegenstand eines allgemeinen Bewegens sind.

Die Region des sinnlichen Begehrens kommt nach Plato dem sterblichen Theil der Seele zu. Dieser, als das Begehrliche (ἐπιθυμητικὸν), besteht nur durch ein beständig ihm zuströmendes Neues: in einem Bewegen von einer Empfindung zur andern. Ein Begehren von höherer göttlicher Art wohnt dagegen im Gemüth (θυμὸς), welches zwar auch im vernunftlosen Thiere und in ganz unverständigen Kindern gefunden wird, dennoch aber im Menschen öfters als mannhafter Muth, im Bunde mit der höchsten Macht der Seele: dem Erkennen, die thierische Begierlichkeit bekämpft und beherrscht. Freilich wird auch andre Male der θυμὸς vom Niederen fortgerissen, und diese drei im Menschen wohnenden Mächte sind nicht selten eine mit der andern im Kampfe (Plat. de rep. IV, 436—441; Tim. 69, c. d. u. f.; m. vergl. die erl. Bem. zum §. 39). — Nach der schönen Darstellung im Philebos folgen die Gegenstände des Begehrens der Seele in folgender Ordnung auf einander: 1) als niedrigste Stufe jene sinnliche Lust, welche aus der Unlust entsteht, mit dieser gemischt ist; 2) die nicht mit Unlust verbundenen, harmlosen Belustigungen der wahrnehmenden Sinne; 3) die Schöpfungen der Kunst; 4) das geistige Erkennen: die Philosophie; 5) das geistige Schöne; 6) die ewige Ursache des Guten selber (Plat. Phileb. 20, c; 62, a; 66 a u. f.).

Den Begehrungstrieb (ὁρμὴ) in seiner einfachen Form, als bloßen Bildungstrieb, betrachtet Aristoteles (de animal. mot. II.).

— Das Begehren (ὄρεξις, ἐπιθυμία) wird durch ein Begehrungs- oder Verabscheuungswürdiges erregt (ib. 6; 8; de anim. III, 10). Ein Vorgefühl oder eine Vorempfindung von diesem muß schon früher in der Seele vorhanden seyn. Willkürliche Bewegung setzt immer Empfindung voraus: nur die empfindenden Thiere können jene haben. Denn wo Empfindung ist, da ist auch Lust und Unlust, denen nothwendig immer die Begierde (ἐπιθυμία) folgt (de anim. II, 2, 3). — Lust ist das Ziel des Begehrens (Ethic. Nic. X, 4); das Begehren kann aber von dem Verstand, gegen welchen es sich immer als ein Untergeordnetes verhält, beherrscht werden (Pol. I, 5).

Das Zunehmen und Wachsen der Begierde durch die Ausübung des Begehrens selber wurde schon in der Lehre der Stoiker mit der Bewegung eines vom Berge hinabrollenden Steines verglichen (Gell. VI, 2; Cic. de fato 18). — Jakob Amyot, der gewesene Lehrer von Karl IX und von diesem mit Wohlthaten überhäuft, bezeugte anfangs gar kein Verlangen nach den ihm so freigebig zuertheilten Glücksgütern, erschien ganz uneigennützig. Je mehr er aber bekam, desto mehr fing er an sich zum Geiz zu neigen. Da er einst wieder Karl IX um eine ansehnliche Zulage bat, sagte dieser: „Mein Freund! Ihr sprachet ja sonst davon, wie zufrieden Ihr seyn würdet, wenn Ihr 1000 Thlr. Einkünfte hättet, und ich meine ja, daß Ihr bereits viel mehr habt als dieses." „Sire," erwiederte Amyot, „der Hunger kommt beim Essen."

Ein Hinwegbegeben aus dem ruhig beharrenden Seyn durch das Wachsen der Leidenschaft (Arist. Topic. VI, 3: πᾶν γὰρ πάθος μᾶλλον γινόμενον ἐξίστησι τῆς οὐσίας). — Leidenschaft und Affecte werden, wie schon erwähnt, von Aristoteles zusammengefaßt, m. v. Analyt. prior. II, 27 und de anim. I, 1, z. B. Zorn, Furcht, Liebe, Haß u. s. — Neigungen oder Gemüthsdispositionen, Affecte oder Leidenschaften und feststehende Gesinnungen (ἕξεις), von tugendhafter oder lasterhafter Art, werden unterschieden (Ethic. Nic. II, 4). Als Affecte werden dort genannt: Begierde, Zorn, Furcht, Muth, Neid, Freude, Liebe, Haß, Verlangen, Nacheifer, Mitleid, ja Alles, auf welches Lust oder Schmerz folgt. Unter die ἕξεις scheinen schon die Leidenschaften zu gehören. — Der Unterschied zwischen Zorn und Haß wird Rhetor. II, 4 auch darinnen gesucht, daß dieser gegen ganze Geschlechter, jener nur gegen Einzelne gerichtet; jener vergänglich, dieser fast unheilbar ist.

Wir verglichen im §. 32 die Affecte mit dem Zustand der Berauschung oder Betäubung, in welche ein ordnungswidriger Genuß der Nahrungsmittel den Leib versetzt. Ein fremdes Element waltet dann mit den Elementen des Leibes mächtiger als die bildende

Seele. Eben so waltet bei Convulsionen und Krämpfen, in den bewegenden Organen des Leibes eine fremde, vom Willen unabhängige Macht, welche den Muskel zu furchtbaren Zuckungen hinreißet. Es wirkt, in einigen dieser krankhaften Fälle, jede Aufregung des Leibes oder der Seele, durch Anstrengung, Schrecken, Kummer, ein lautes, convulsivisches Lachen oder Singen. Die Seele, innerlich gepreßt vom Schmerz, vermag diesem Schmerz keine Thräne zu geben, vermag dem furchtbar fremden, widersinnigen Bewegen zum Lachen oder Singen nicht zu widerstehen. Was denn am Leibe jene convulsivischen Bewegungen, das sind an der Seele die Leidenschaften. Auch in diesen spielt auf widernatürliche Weise eine geisterartige Gewalt mit den Kräften der Seele; ein irre geleiteter Geist, welcher seine gesunde Richtung, bei der eine göttliche Mitwirkung von oben ihm beistehet und stärkt, verlassen und eine jener entgegengesetzte Richtung eingeschlagen hat, in welcher Kräfte einer andern Schwere ihn begleiten. — In einigen Fällen schien es, als wenn das leidenschaftliche Bewegen der Seele mit seinem leiblichen Abbild, den Convulsionen der Muskeln, in in einem abwechselnden, stellvertretenden Verhältniß stünde. So in jenem des kranken Soldaten, den Gall in Berlin beobachtete. Den jeden Monat wiederkehrenden, heftigen Convulsionen ging ein so heftiger Trieb zu morden voraus, daß der Kranke, der dabei sich seiner bewußt war, bat, ihn in Ketten zu schließen. Den Leidenschaften stehen allerdings, in gewisser Hinsicht, die verwandten Affecte zur Seite; diese können jene aufregen oder verstärken, wie der Genuß der berauschenden Getränke oder anderer widernatürlich aufregender Dinge die schon vorhandene Anlage zu convulsivischen Zuckungen. Der Unterschied zwischen Affecten und Leidenschaften (z. B. Zorn und Haß) fällt übrigens leicht in die Augen. Der Affect, gleich den Bewegungen eines leiblich Trunkenen, kann sich nicht verbergen, er vergehet schnell wie ein Rausch, wird meist durch öftere Wiederkehr unkräftiger, endet mit Abspannung. Die Leidenschaft, welche ihren Ursprung nicht in einem äußeren Medio, sondern tief im geistigen Centro hat, wirkt da verborgen ihr Gewebe, wächst durch jede Nahrung immer mehr und kräftiger an, wird sogar öfters durch die Befriedigung nur noch unersättlicher, wirket großentheils mit Bewußtseyn und kalter Ueberlegung, so daß die Kräfte des Verstandes und der äußren und innren Sinnen durch Leidenschaften sogar geschärft erscheinen können. Immerhin aber ist bei denselben die freie Thätigkeit des Geistes krankhaft entstellt oder gelähmt. Einige Leidenschaften haben allerdings in Ausdauer und äußrer Form der Wirksamkeit Aehnlichkeit mit den Trieben der Thiere; diese aber, durch eine

obere, allgemeine Naturkraft geleitet, fördern das gesunde Leben der thierischen Seele, die Leidenschaften das Verderben der menschlichen.

Der Wißbegier und dem Streben der Seele nach freier Bewegung entspricht im Thiere der Trieb zum Reisen und Wandern. Dieser ist nicht von den Alten den Jungen angelernt, sondern angeboren. Gall setzte in seinen Garten junge Kukuke, die von den andern Vögeln gefüttert wurden. So lange die andern Kukuke im Lande blieben, verließen auch die Jungen den Garten nicht, thaten jedoch dieses sogleich, als die Alten fortzogen, obgleich sie mit diesen gar keine Berührung hatten. Auch bei der besten Bewirthung und dem reichlichsten Futter werden die aus dem Nest aufgezogenen Nachtigallen, zur Zeit der gewöhnlichen Wanderung, sehr unruhig, und fliegen dann im Käfig hin und her, besonders bei Mondschein, bei welchem die Nachtigallen am liebsten wandern. Beispiele von einem leidenschaftlichen Hang zum Reisen und ungebundnen Herumstreifen von Ort zu Ort erzählen Falk, M. Wagner a. a. O. I, 267 u. A.

Anhänglichkeit an Eigenthum und den zum Leben nöthigen Besitz zeigt sich bei Thieren wie bei unschuldigen Kindern. Doch schon hier bei Verschiedenen in verschiedenem Grade. Einige Vögel, wie der Grünling, lassen im Gebäuer keinen andern Vogel zum Futter kommen, welches sie stets neidisch bewachen; der Specht verjagt alle andren Vögel der gleichen Art aus seinem Revier; der Hamster erscheint unter den Vorräthe sammelnden Thieren als Bild des Geizes. — An den Geizigen wird unter Andrem ein auffallendes Festhalten am Leben, ein Unwille und Abscheu gegen alle Gedanken des Todes bemerkt. Sie können, auch in den bedenklichsten Krankheiten, gar nicht zu dem Gedanken gebracht werden, daß sie sterben würden. M. v. Wagners Beiträge zur ph. Anthrop. I, S. 270. — Bei dem leidenschaftlichen Hang zum Diebstahl, wie bei andern menschlichen Leidenschaften, setzt Gall den veranlassenden Grund in ein besondres Organ des Gehirns (davon später, im fünften Hauptabschnitt dieses Buches). Gesetzt, daß auch wirklich in vielen Fällen eine leibliche Disposition mit einer andren psychischen in naher Beziehung stünde und die Entwicklung der letzteren begünstigte, so müßte doch schon das von Gall selber angeführte Beispiel der beiden, vorhin ehrbaren Bürger zu Wien, deren Diebsinn sich nie bei vernünftigem Zustand, sondern nur beim geistigen Irreseyn äußern konnte, zum Beweis für die Möglichkeit eines Beherrschens, auch solcher Dispositionen, durch den Geist zeugen. Als Beispiele von Solchen, welche jenem Hang unterlagen, sind bei Gall angeführt: Victor Amadeus I von Sardinien, der überall

Dinge von geringem Werthe nahm; die Gräfinnen M. in Wesel und J. in Frankfurt, so wie die Frau des berühmten und reichen Arztes Gaubius; der Arzt, von welchem Lavater in seiner Physiognomik erzählt, daß er stets bei Krankenbesuchen gestohlen, später aber nicht mehr an das Gestohlene gedacht habe, so daß seine Frau, von ihm unbemerkt, wenn sie am Abend seine Taschen durchsuchte, die gestohlenen Schlüssel, Scheeren, Fingerhüte, Messer, Löffel an die Eigenthümer zurücksenden konnte. Jener leidenschaftliche Dieb, von dem Moritz in seinem Magazin erzählt, stahl seinem Beichtvater sogar noch unmittelbar vor der Hinrichtung die Dose. Ein Capuziner, der zuerst, um sich von seinem unglücklichen Hang zum Stehlen heilen zu lassen, Soldat', dann, der Todesstrafe für seine Diebereien kaum entgangen, Mönch geworden war, trug noch im Kloster, mit diebischer List, Putzscheeren, Leuchter, Tassen hinweg und verbarg sie in seiner Zelle. Ein Beamteter in Wien stahl Hausgeräthe, die er in eigens dazu gemiethete Kammern trug, ohne sie je zu verkaufen. Jener Feldprediger bei einem preußischen Kürassierregiment gab jederzeit, was er unwillkürlich entwendet hatte, sehr gern an den Eigenthümer zurück. Der berühmte Saurin in Genf klagte bitterlich über seinen eignen Trieb zum Stehlen. — Oefters ist Krankheit des Leibes und der Seele auch bei diesem Hange. Der von Acrel trepanirte Kranke zeigte den Hang zum Stehlen erst nach der Operation; einige Frauen verriethen ihn während der Schwangerschaft.

Eitelkeit und Empfindlichkeit für Lob, das ihnen der Mensch ertheilt, findet sich öfters bei Hausthieren, z. B. Hunden, Vögeln, Mauleseln (die man in Südfrankreich durch Anspannen hinter den Wagen und durch Abnehmen des ihnen an die Seite gehängten Blumenstraußes für ihre Trägheit straft), am auffallendsten aber und zugleich widerlichsten bei Affen. — Bei vielen Thieren führt außer der Zeit der Begattung ein eigenthümlicher gesellschaftlicher Trieb die Männchen, so wie die Jungen vom vorigen Jahre zusammen, andre leben mehr in Familien. — Das furchtbarste Beispiel von eitler Gefallsucht, verbunden mit blutdürstiger Grausamkeit, findet sich, den Historikern Thurotz, Istwanfy u. A. nacherzählt, in Wagners Beiträgen zur philosophischen Anthropologie B. II, S. 268, in der Geschichte eines weiblichen Ungeheuers, einer ungarischen Dame von hohem Adel. Anfangs hatte sich diese des Menschenblutes als eines Verschönerungsmittels der Haut bedient, dann aber, bloßes Werkzeug der in ihr herrschenden Mordlust, in Zeit von mehreren Jahren gegen 650 junge Mädchen, welche unter dem Vorwand einer vortheilhaften Bedienstung in das Schloß von Cseita (Tscheita) gelockt waren, umbringen lassen. Die Ermordung geschah

unter den ausgesuchtesten Martern, zu denen das Ungeheuer selbst Hand anlegte, und an denen sie ihre Augen mit Wohlgefallen weidete. — Ein Beispiel der furchtbarsten Vermischung von Wollust und Grausamkeit, so furchtbar als nur die Zeit der französischen Revolution einzelne hervorgerufen, gab auch (nach Lacretelle's Geschichte von Frankreich) der Bruder des Herzogs von Bourbon-Condé, der Graf von Charolais. Die Opfer seiner Wollust brachte dieser Wüthrich meist um, oder marterte sie aufs furchtbarste. Eines seiner Vergnügungen war es, auf Dachdecker zu schießen, nur um sie zerschmettert heruntergestürzt zu sehen. — Jener Holländer, der bei den wilden Freudengelagen des Volkes die Violine gespielt, ward von einer Lust am Morden so ganz besessen, daß er nach und nach vier und dreißig Mordthaten, weder aus Rachsucht, noch um zu stehlen, sondern bloß deßhalb beging, „weil er ein außerordentliches Vergnügen dabei empfand." (Nach Serrurier, bei Gall.) — Die Mailänderin, von welcher Prochaska (Oper. min. T. II, p. 98 bei Gall) berichtet, hatte zugleich das Fleisch der von ihr gemordeten Kinder zu ihrer täglichen Kost gewählt. — Bei solchen Mordlustigen ist wenigstens noch im Anfang etwas im Innern da, was der That widerstrebt. Dieses Widerstrebende ist auch bei geistig Schwachen und Kranken ursprünglich so stark, daß ein Melancholischer, in dessen zerrüttetem Wesen durch den Anblick einer Hinrichtung ein heftiger Drang zum Morden entstanden war, sich selber die Hände fesselte und seine Freunde bat, ihn zurückzuhalten. Einen ähnlichen Fall erzählt Pinel von einem Wahnsinnigen, und Gall von einem Mann zu Haina. — Ist ein solcher Kranker mit wachem Willen, schon auf irgend eine andre Weise dem nach abwärts gehenden Zug ergeben, dann vermag er gleich anfangs, trotz der innren entgegenredenden Stimme, der Lust am Morden und Zerstören nicht zu widerstehen. So die am 16. Aug. 1802 zu Schwabmünchen enthauptete Maria Frank, welche schon vorher, ehe in ihr durch den Anblick einer Feuersbrunst der Hang zum Brandstiften entstanden war, dem Branntweintrinken ergeben gewesen. — Hat der Mensch erst mehrmalen mit Willen der innren Stimme widerstrebt, dann schweigt sie zuletzt ganz, oder er wird so fest an seinen convulsivisch-psychischen Hang gebunden, daß es ihm ergeht wie jener geistig Kranken in B., die in Gegenwart ihres Bruders und eines berühmten Arztes, wie sie bei ihrer Wiedergenesung erzählte, zum unendlichen Schmerz ihres ursprünglichen Bewußtseyns und besseren Willens, Worte des Wahnsinnes sprechen **mußte**, die ihr ein fremder, mit ihr waltender Geist aufdrang. Sie verstund dabei nicht bloß alles was der Arzt mit dem bekümmerten Bruder sprach, sondern erkannte auch ganz das Betrübende, was für diesen in

ihren Worten lag, und doch war sie unvermögend, dieses innre, bessere Gefühl auch nur durch die mindesten Zeichen zu erkennen zu geben.

Gemeingefühl und Gewissen.

§. 36.

Die vorhergehende Betrachtung des Seelenlebens führte uns im §. 34 an einer Region der bewußtlos dunklen Vorgänge desselben vorüber, welche auf ihrer Stufe jenen vergleichbar erscheinen, durch welche in unsrem Leibe, in unbemerkbarer Weise, die Blutbereitung und die Gestaltung der einzelnen Theile bewirkt wird. Es stellte sich uns in jenen Vorgängen eine Nachtseite des Seelenlebens dar, deren Gegensatz, als eine klar vom Selbstbewußtseyn beleuchtete Seite, in die Region des Erkennens fällt. Zwischen diesen beiden bleibt uns jedoch noch ein andres Gebiet der psychischen Erscheinungen zu betrachten, dessen Tiefen nicht minder als jene der Gefühlsregion in ein nächtliches Dunkel hinabreichen, während seine Höhen dem betrachtenden Verstand unverhüllt sich zeigen.

Das Vermögen unsrer Seele, welches wir hier betrachten wollen, ist nicht auf den Kreis des eignen Lebens und Daseyns beschränkt, sondern seine Wirksamkeit tritt in unverkennbarer Deutlichkeit aus dem Kreis des eignen Einzellebens in den eines oder mehrerer andrer Einzelleben, dann auch aus diesem erweiterten Kreise in den noch höheren des Alllebens, ja zuletzt in jenen eines göttlichen Wirkens. Denn das innre Organ des Gemeingefühles erscheint in all seinen Lebensäußerungen als ein solches, an welchem zweier Welten Bewegung, wie an Ossians Harfe, sich kund machet. Diese ertönet, wenn bei der flammenden Eiche Ossians Finger die Saiten aufreget, daß er die Thaten der vormals geschlagenen Schlachten besinge und den Geistern der gefallenen

Helden ihr Lob verkünde, und sie ertönet, ruhend in Fingals Halle, wenn die Geister der hingeschiedenen Helden sie berühren, damit sie den Lebenden das noch verborgene und künftige Ende der Kämpfe verkünden. So wird die aufmerkende Seele im Gemeingefühl das Bewegen des eigenen, innren, wie jenes eines fremden, äußeren Lebens gewahr, denn dieses Gefühl ist der — beiden gemeinsame — Punkt des Begegnens; wie in der athmenden Lunge, deren Hauch der leiblichen Stimme ihre Kraft gibt, das äußere, lebenskräftige Meer der Luft und die innre Woge des eigenen Blutes sich begegnen.

Wenn der Winter aus Feld und Wald entwichen und ein frischer Lebenshauch der Luft über die neugeöffneten Blumen geht, da fühlt das athmende Thier mit dem eignen, erhöhten Leben das erhöhte Leben der Natur, und, sitzend auf dem vom Morgenlicht bestrahlten Wipfel der Tanne, athmet die Singdrossel das Mitgefühl mit dem neuen Leben in Wald und Flur durch die tiefen Töne des Gesanges aus. Wenn, aus dem Ei entschlüpft, die zarte Brut der Henne das junge Grün, und in ihm das erste Futter suchet, da läßt sich das Gefühl der Mutter für das Bedürfniß der Jungen in den lockenden und warnenden Tönen der Stimme vernehmen. Es ist dieses gemeinsame Gefühl des eignen und des fremden, befreundeten Lebens der Jungen, welches die lockende Mutter voran, nach dem Gewürm der Wiesen, oder zu den Körnern des Grases führt, dieses Gefühl, welches gegen die rauher werdende Luft die Küchlein unter das wärmend verbreitete Gefieder ruft, oder mit lauterem Tone den näher schwebenden Raubvogel verkündet.

Diese Stimme eines Gefühles, das nicht mehr dem Einzelwesen allein gehört, sondern mit ihm gemeinsam den Bewegungen einer andren, äußeren Welt der Lebendigen,

verstehen dann alsbald diese Lebendigen alle, und es eilt nicht nur das zum ersten Male dem Stalle entschlüpfte Küchlein auf den lockenden Ruf der Alten zum Futter herbei, sondern den warnenden Laut der brütenden Grasmücke verstehen der Heher wie die Bachstelze; es beachtet ihn alsbald das ganze Geflügel des Waldes. Und wenn am Morgen aus dem benachbarten Kornfeld die Lerche singend sich erhebt, da erwacht von neuem der Gesang der kaum entschlafenen Nachtigall, und mit schmetterndem Tone stimmen der Grünling und Finke ein. Denn dieses ist die Stimme einer Lust, welche nicht die der Lerche oder der Nachtigall allein ist, sondern eine allgemeine alles Lebens; und wie am singenden Vogel alle Muskeln der Brust zugleich beim Gesang erbeben, so hallet jene Stimme der Lust, wo sie erwachte, alsbald in allen gesund fühlenden Lebendigen nach.

So lernen wir das merkwürdige Sprachorgan der Seele zuerst in jener nächsten und eigenthümlichsten seiner Eigenschaften kennen, in welcher es am Thiere den allverständlichen Naturlaut, am Menschen aber die Sprache der Begeisterung erzeugt. Wenn dein Mund die Worte eines Gefühles spricht, das nicht dein allein, sondern mein wie dein, das Aller ist, dann entbrennet in meinem Innren das gleiche Gefühl; die Seele, den Banden ihres eigenen, engen, armen Selbst enthoben, folget ohne Widerstand dem übermächtigen Zuge, der dich bewegt. Dieß ist die Sprache, nicht des Mundes und der Kehle allein, die am leiblichen Ohr verhallet, sondern die Sprache der Seele, die zur Seele dringt und diese bewegt. Ich dachte nichts als mein eignes, armes Selbst, seine eitlen Wünsche, seine Sorgen, sein Elend. Da kam aus deinem Wort ein Leben, dessen Sehnen und dessen Kraft, dessen Lust und Schmerzen mächtiger waren, als das Sehnen und der Schmerz in meiner Brust. Das beengte Eigene war vergessen; ich gedachte Dessen, das

nicht mehr mein allein ist, sondern dein und Aller, und ewig auch mein.

Im gastlichen Saale der Phäaken, als beim Mahle der Gesang ertönet, da entbrennt, vor Wehmuth und Lust, die Seele des Helden, und er verbirgt das thränende Auge im Gewand. Denn die Muse, welche Alles weiß, was fern und im Verborgenen geschehen, hat dem blinden Sänger gelehrt, was im zehnjährigen Kampfe die Helden bei Troja erlitten, und durch der Wahrheit Kraft, welche im Gesange liegt, lebt in Odysseus Seele das alte Leid und die ganze Macht der vergangenen Sorgen von neuem auf. — Jene Sänger, von Gott begeistert, sahen und erkannten, wenn der Geist des Gesanges über sie kam, das, was einst geschah und was nachmals geschehen wird; mitten im Dunkel der Gegenwart das fern Künftige, in dem eitlen Wandel der Zeit, das was ewig bestehet.

So hat die alte Zeit der Heiden und Völker es schon gewußt und erfahren, daß die Sprache der rechten Begeisterung zugleich die Sprache einer Wahrheit sey, in deren Lichte das Gewesene wie das noch Werdende frei und offenkundig da liegen. Dieses führt uns zur Betrachtung einer andren Eigenschaft des Gemeingefühles, in welcher dieses als Ahndungsvermögen erkannt wird.

Jenes Gefühl, das in Spallanzani's Versuchen die Fledermäuse, denen man die Augen genommen und Nasen wie Ohren verschlossen, so mit ihrer Umgebung vereint, daß sie, gleich wie vormals mit den noch sehenden Augen, den Schlupfwinkel im Gemäuer finden und im Fluge die im Zimmer ausgespannten Fäden vermeiden; jenes Gefühl, das, mit verschlossenen Augen, den Nachtwandler sicher auf seinem gefahrenreichen Gange geleitet, nennen die Physiologen das Gemeingefühl. „Dieses sey es, wodurch das öfter erwähnte, von James Eccles beobachtete Mädchen in einem Zustande,

welcher dem des angehenden Todes glich, von den Personen, die sich ihm genähert, noch Kunde empfangen, obgleich weder das todtenstarre Auge jene gesehen, noch das erstorbene Ohr ihre Stimme vernommen. Das Gemeingefühl sey es, wodurch, in den Zuständen des magnetischen Hellsehens, die Somnambule mit dem Magnetiseur und andren magnetisch genäherten Menschen in eine solche innige Gemeinschaft trete, daß sie die noch nicht zum Wort oder zur That gewordenen Gedanken und innren Sorgen derselben erkenne. Das Gemeingefühl, auf einer höheren Stufe seiner Wirksamkeit, als in dem eben erwähnten Falle bei der verstümmelten Fledermaus, sey es, welches die magnetisch Hellsehenden über das belehre, was, von der dazwischen stehenden Wand verdeckt, im Nebenzimmer, oder selbst am weiter entfernten Ort geschehe; denn es gründe sich das Gemeingefühl auf das Daseyn und die Wechselbeziehung einer bald mehr, bald minder ausgedehnten Sphäre von unsichtbar ätherischer Natur, welche den lebendigen Nerven umgebe und von ihm ausgehe."

Wir kehren jedoch lieber zu dem gleich anfänglich zur Bezeichnung jenes wundervollen Seelenorganes gewählten Ausdruck zurück, weil uns derselbe unmittelbarer und näher zur Erkenntniß der einzelnen Eigenschaften und ihres innren Zusammenhanges zu führen scheint: das Gemeingefühl ist das Medium, wodurch Seele zur Seele spricht, Seele der Seele sich vernehmlich machet.

Die Seele ist es, in deren innrem Rath und Willen die verborgenen Anfänge der noch künftigen Handlungen und Worte liegen. Wenn das erhöhte Gemeingefühl der Spinne und andrer Insecten: jenes Gemeingefühl, das dem Einzelleben zugleich mit dem Gesammtleben der äußren Natur zukommt, den künftigen Witterungswechsel und andre Naturereignisse voraus bemerkt, wenn die magnetisch Hell-

sehende den nachfolgenden Ausgang der innren, krankhaften Bewegungen in einer mit ihr in Beziehung gesetzten Person, ja die Annäherung einer zufällig erscheinenden, äußeren Gefahr vorhersieht: so geschieht dieses dadurch, daß Seele in Seele liest, daß der eine verborgene Anfang eines noch künftigen, äußeren Werdens den andren verborgnen Anfang des Werdens verstehet.

Machen sich doch schon durch die Wirksamkeit des äußeren, leiblichen Sprachorganes Menschen einander bemerkbar und verstehen sich, welche von undurchsichtigen Scheidewänden getrennt, sich nicht sehen können; es hört oft und verstehet der im Zimmer Verschlossene, bei stiller Nacht, gerade die Worte dieser oder einer andren bestimmten Person, auf welche der Zug der Aufmerksamkeit ihn lenket. Hier, wie in der höheren Region der Seelensprache, erscheint jener Zug, der die Aufmerksamkeit jetzt dahin, dann dorthin lenket, nicht selten wie etwas unerklärlich Zufälliges. Es sieht jener Engländer, dessen zwecklos scheinendes Ferngesicht neulich in öffentlichen Blättern erwähnt worden, durch die Seele der dort Gegenwärtigen und Sehenden, den ganzen Verlauf eines Meuchelmordes, der noch an demselben Tage zu London in der Vorhalle des Hauses der Gemeinen an dem Lord Schatzmeister verübt wird; er sieht Alles so klar und deutlich, als sey er selber leiblich zugegen. Nicht ein überlegter Wille, sondern ein andres, äußerliches Gesetz der Anziehung ist es, welches das krankhaft reizbare Ohr eines auf dem Siechbett Liegenden, jetzt gerade mehr für dieses, als für ein andres, eben so lautes Geräusch öffnet.

Das Gemeingefühl ist indeß, selbst in seiner Aeußerung als Vorgefühl und Ferngefühl, nicht hörendes Ohr, sondern vielmehr eine innre, sprechende Stimme. Wiewohl es sich auch in diesem Gebiet des Seelenlebens so verhält, wie in dem ihm entsprechenden Leiblichen: es ist dasselbe vermit-

telnde Element (hier z. B. die Luft), dessen Erschütterung und Bewegung die Lunge bewirkt und das Ohr vernimmt. Ueberhaupt ist es die eigenthümliche Kraft und Bestimmung der Sprache, gleich einer innren Sonne, den von ihr beleuchteten Dingen erst deutlichen Umriß und Bestand zu geben; denn es wird die ganze Welt der uns umgebenden Sichtbarkeit erst dadurch zu etwas Bleibendem und deutlich Unterscheidbarem für den innren Sinn, daß die Sprache ihr Namen gibt und Worte. So wird auch die Welt der verborgnen Anfänge, welche das Gemeingefühl bemerkt, durch einen Act dieses Gefühles, welcher dem Namengeben und dem Aussprechen des gegebenen Namens gleicht, erst aus dem sie verhüllenden Chaos geschieden und selbstständig beleuchtet, und es tritt hier, wenn etwa die magnetisch Hellsehende die noch künftigen Schritte der psychischen Wirksamkeit ihres Magnetiseurs besser bemerkt, als dieser selber, ein ähnliches Verhältniß ein, als beim Sehen und Gesehenwerden. Denn ich selber sehe nicht das Bewegen meiner Mienen, wohl aber ein Andrer, der mich beachtet.

Wenn um Islands nackte Felsen der Rabe unruhiger und wirbelnder als gewöhnlich herumkreiset, wenn er mit jenem eigenthümlich kollernden Geschrei, welches das Aufmerken des witterungskundigen Fischers erregt, die Schrecknisse eines nahen Orkans verkündet, während der Himmel noch ganz unbewölkt erscheint; da ist es, als verstünde das sinnige Thier den Blick dieses großen, über Alle geöffneten Auges der Natur besser, als ihn der Mensch versteht. Wie etwa der Hund, ruhend zu den Füßen des Herrn, die Blicke desselben beachtet und den innren Zug der Freundlichkeit oder des Unwillens selbst schon in den Augen und Mienen zu bemerken scheint. — Das Regen jener Schwinge, aus welcher Schrecknisse und Furcht hinab in die sichtbare Natur strömen, bemerket überhaupt das Gemeingefühl, der Thiere

wie der Menschen, öfter und deutlicher, als das Annähern der Segnungen und der milderen Sonnenblicke des Lebens. Die Sprache dieses Stimmorganes der Seele nahet, wie der Hauch der Rede, der aus Merlins Grab oder aus dem Geisterbild zu Endor kommt, dem gewöhnlichen, leiblich wachen Ohre fast immer nur im Gefolge der Schauder und der Schrecken. Dieses führt uns zu der Beachtung einer andren Eigenschaft des vielkräftigsten Organes der Seele, wodurch dasselbe zu Dem wird, was die Sprache Gewissen nennt.

Schon in dem Doppelsinn des deutschen Wortes: Ahnungsvermögen, deutet sich diese höchste Bestimmung des Gemeingefühles und ihr Zusammenhang mit der eben erwähnten, als Vorgefühl an. Denn es bezeichnet dieser Name zugleich den innren Rächer der krankhaften Verirrungen der Seele und das prophetische Vorausbemerken der Folgen, welche aus diesen, dem Menschenauge oft verborgnen Abweichungen entstehen.

Wenn sich schon beim Thiere, wie etwa bei unsrem Haushund oder beim gezähmten Elephanten, das Analogon eines Gewissens zeigt, welches noch vor dem Empfangen der Strafe den Ungehorsam oder den wilden Ausbruch der nur künstlich gebundnen, thierischen Natur ahndet, so ist dieses gleichsamige Gewissen nur auf das Verhältniß des zahmen Thieres zum Menschen gegründet. Im ungezähmten Zustand beißt und zerreißt der Hund alles was seinen wilden Trieb aufreizte, und freut sich der zerreißenden Kraft; eben so tödtet der wilde Elephant den zu kühn ihm nahenden Menschen und erfreut sich seines Sieges. Wenn aber der Mensch das eigenthümliche Bedürfen und Begehren jener Thiere in die Gemeinschaft seines eignen Wollens aufgenommen; wenn er ihre Natur dem Gesetz seines denkenden Geistes unterworfen hat: dann gestaltet sich in der

Seele des Thieres ein gemeinsames Gefühl für die Richtung und Bewegung des fremden, höheren, und des eignen, untergeordneten Willens. Auf eine bemerkenswerthe Weise sehen wir bei einigen unsrer Hausthiere aus diesem psychischen Wechselverkehr mit dem Menschen eine eigenthümliche Sprache, man könnte sagen eine Sprache des thierischen Gewissens entstehen. Es drückt der fröhlich schmeichelnde Hund die Freude über das Wohlgelingen einer Handlung, welche der Mensch ihm geboten, eben so wie die Reue über ein Bestrafung erwartendes Vergehen, durch Gebärden und Töne aus, welche er sonst niemals im Verkehr mit andren Thieren oder selbst mit den ihm fremden Personen vernehmen lässet.

Wenn denn im Spiegel des menschlichen Willens das gezähmte Thier seinen eignen Willen und die abweichende Richtung desselben bemerkt und ahndet, da scheint allerdings noch vom Geist des Menschen aus ein andrer, mächtigerer Schrecken durch die Seele der ihrer selber nur mittelbar bewußten Creatur zu gehen, als der Schrecken oder die Furcht vor der bloß leiblichen Züchtigung. Selbst der mächtige Elephant, welcher die Furcht vor körperlicher Züchtigung von Menschenhand kaum kennet, wenn er in einem Aufwallen der alten Wildheit den Treiber getödtet, der ihn etwa zur Unzeit gereizt oder übermäßig angestrengt, stehet zitternd und die Schuld erkennend da, und ist dann insgemein so nachgiebig und lenksam, daß ein schwaches Kind über ihn gebieten darf.

In der Seele des Menschen wird das Gemeingefühl durch einen Strahl des Geistigen und Göttlichen zum Gewissen und zur Sprache des Gewissens verklärt. Dieses ist ein gemeinsames Gefühl des unwandelbar guten, göttlichen Willens und des eigenen, so oft abirrenden Menschenwillens.

So nothwendig wie mein Geist das, was er erfahren und sich vorstellet, in den Worten seiner Menschensprache bedenkt; so nothwendig spricht mein Gemüth über sein vormals und eben jetzt vollführtes Handeln in den Worten einer Sprache, welche nicht die gewöhnliche des Menschen, sondern die eines göttlichen Gesetzes ist. Die That, welche, ehe ich sie geübt, der begehrenden Seele so wenig bedenklich, so menschlich, so lieblich erschienen, wollte sich die Seele auch nachmals, als der langgehegte Wunsch zur Erfüllung gekommen, unter der ersten, harmlosen Gestalt darstellen. Da erschreckte mich eine Stimme aus dem Innren, wie die Stimme eines Donners vom Berge, und aus dem Donner Blitze, welche mein Handeln, sey dieses dem eignen oder fremden Menschenurtheil auch noch so harmlos erschienen, mit einem Lichte beleuchteten, das mich erkennen lassen, was mein Thun in Gottes Augen gewesen. Thräne des tiefesten Schmerzens, den meine Seele kennt, Thräne, nur zu oft vom Leichtsinn schnell getrocknet, dich hat mir nicht Furcht vor Menschenstrafe, nicht Furcht vor Menschenauge und Menschenurtheil, oder ein dem Herzen des Kindes eingeprägter Wahn ausgepreßt, sondern, so wahr ein Gott ist, mächtiger als ich bin, es war ein Schrecken von Gott, es waren Schauder einer Ewigkeit, die sich in das bebende Herz ergossen, als ich gethan, was kein Mensch, sondern was nur das Gesetz in meinem Innren mir verboten. Du Spiegel von Erz, in welchem mein Wesen sich selber siehet, wie es in Gottes Lichte ist, obwohl es so oft wieder dahin gehet und vergisset, wie es gestaltet war; Spiegel von unwandelbarem Erz, wie oft hat die Lust, wenn sie vom Gesetz gereizet war, deinen Strahl zu verdecken gesucht! Aber es ist die Kraft eines verzehrenden Feuers in diesen Strahlen; die Hülle, so künstlich sie auch die lüsterne Seele gewebt, verstob alsbald in Asche.

„Aber, warum hat denn der Mensch, den eine sogenannte Philosophie des Tages den Menschen der Natur nennet, jenen Spiegel eines göttlichen Willens, worinnen der geistig wache sein eignes Thun erkennt, so gar nicht, oder doch so höchst unvollkommen und getrübt in sich? Ohne die Spur eines innren Widerstrebens mordet der Indianer den vermeintlichen Feind und verzehrt sein Fleisch, ja er mordet, wenn die Sitte seines Volkes ihm dieß erlaubt, die alten Eltern und den eignen hülflosen Säugling, oder gibt seinen eignen armseligen Leib verderbenden Gräueln hin. Scheint doch öfters selbst den Menschen, die gleiches Gewand der äußern Bildung mit uns deckt, und welche bei der Göttin Vernunft ihre Eide schwören, zur Benennung ihres eignen Thuns das rechte, bezeichnende Wort innerlich ganz zu fehlen. Denn wie Fieberkranke oder schlagflüssig Gelähmte, welche die Benennungen für die Gegenstände ihres Erkennens und Begehrens verwechseln, nennen jene geistig Lahmen das Verderben ihren Vater, den Fluch liebe Mutter; sie taumeln lachend um das Auge des Löwen, das zornfunkelnd auf sie blicket, und winden mit spielender Hand Blumen um die gifttrunkene Natter. Wo wäre da eine Stimme und Sprache im Innren, welche das Wort „Gott" nennete, wo wäre da eine Sprache des Gewissens?"

Vergessen wir jedoch nicht, daß dieses nicht der ursprüngliche, sondern der krankhaft entartete Zustand unsrer Natur sey. Schon in jenen frühesten Menschenzeiten, welche die Geschichte mit Recht als die Kindheit unsres Geschlechts betrachtet, vernehmen wir aus der Brust des Schuldigen die Stimme eines Richters und Rächers, welcher mit dem vergänglichen Wesen von einer Ewigkeit spricht, die nur der unvergängliche Geist im Innren kennet; schon in jener Zeit der Kindheit ist es aber nur die Nähe eines Göttlichen, in welcher und durch welche der Mörder das Rachegeschrei des

unschuldig vergossenen Blutes vernimmt. Die Gabe des Gesetzes in die Menschenseele: des Gesetzes, welches unser Thun und Lassen richtet, ist so alt als die Gabe der Sprache, und ist selber nahe mit dieser verwandt. Ein Entfernen von dem Quell beider hat aber, hier wie dort, eine Verwirrung herbeigeführt, welche nur durch eine neue, geistige Schöpfung gelöst werden konnte. Denn immer ist es nur ein Auge, das Alles sieht, in welchem der Geist des Menschen seine eigne, innre Gestalt erkennt, wie das gezähmte Thier (nach S. 268) sein Fehlen in dem höheren Spiegel des menschlichen Wesens gewahr wird. Unsre innre Natur verliert mit ihrer eigentlichen, lebendigen Sprache zugleich auch das Verständniß für die Stimme, die von oben kommt. Es geschieht dieses, nur in einem höheren Maßstabe, nach demselben Gesetz, nach welchem der Mensch, der lange Jahre auf einem wüsten Eilande, außer allem Umgang mit sprechenden Wesen, oder in einem fernen Lande unter anders redenden Menschen lebte, seine eigne Muttersprache verlernt.

Stets doch bleibt auch noch, bei einem solchen Verlernen und Vergessen, der Menschenseele das Organ, das zum Vernehmen der Stimme vom Berge und zum Antworten auf ihre Rede gemacht war. Es ist dasselbe nur übertäubt von dem Drange der Begierden und der Bewegungen der niedren Sinnlichkeit. Das äußere Getös schweigt, und die Stimme, welche ohne Aufhören ertönt, wird vernommen. Ein Mensch, welcher des göttlichen Gesetzes in seinem Innren durch tausendfältiges Uebertreten gespottet hatte — ihm schien diese alte Schrift im Herzen längst zerstört; — ein Mensch, lebendig begraben in Lüsten, stürzt, mitten auf dem Wege des Lasters, bei Nacht in eine Gruft, welche, nach der Sitte des Landes, Haufen von Leichnamen erfüllen. Da ist der lebende Leib mitten unter Todten, und

athmet mit jedem Odemzug den Aushauch der Verwesung ein. Sein Geschrei aus der Tiefe, an so abgelegenem Orte, hört kein Mensch; kein Laut, der Hülfe verspräche, kommt von außen zu dem ängstlich horchenden Ohre. Aber dem lange trunken Gewesenen wird, in diesen Stunden der furchtbaren Nacht, das innre Ohr wieder geöffnet für die Stimme des Gesetzes, das er verachtet, und es erwacht in ihm die Kraft eines andren, innren Geschreies. Aus dem vom doppelten Tode Geretteten wurde nun ein Mann, der in viele Seelen das neue, innre Leben ausgoß und nährte, das seit jenen Stunden der Nacht in ihm begonnen: Benedetto Marcello, den die Geschichte der höheren, ernsteren Tonkunst unter ihren Meistern nennt. Nicht immer ist jedoch zum Wiedererwecken des scheintodten und gelähmten Organes ein so augenfälliger Anstoß nöthig gewesen, und es sind hierbei, wie wir dieß noch an einem andern Orte (im Abschn. VII.) sehen werden, die Heilmittel nach der Natur der Seelen und dem Grade der Krankheit verschieden.

Taubstumme, wenn sie das gesprochne Wort auch nicht mit dem Ohre vernehmen, verstehen doch die Sprache der äußeren Gebärden und Mienen, und vermögen durch diese sich selber verständlich zu machen. Es bedienen sich deßhalb die Erzieher mit Erfolg dieses Weges der Mittheilung, um solchen Verarmten und Verlassenen das geistige Erbtheil unsres Geschlechts mitzutheilen. So redet auch mit der Seele des Menschen wenn in ihr das eigentliche Organ zum Aufnehmen und Mittheilen der Sprache des göttlichen Gesetzes gelähmt oder zerstört worden, dieses Gesetz eine äußerliche Zeichen- und Gebärdensprache, welche selbst der Schwerhörende noch verstehet. Oefters sind es die Schrecknisse der Natur, die auf ihn wie ein Angesicht mit drohender Miene blicken; ein Sturm auf offnem Meere, der den sonst furchtlosen Seefahrer auf einem leicht schwankenden, ausgehöhlten

Baume findet, oder ein Ungewitter in finstrer Nacht. — Die Väter und Helden der Insel sind versammelt, um (nach menschlichem Wähnen) sich zu berathen, ob noch forthin Odin und die andre Macht der alten Asengötter Island beherrschen, oder ob sich dieses der hehren, Alles neu schaffenden Gewalt des Christenglaubens beugen solle; da kömmt Nachricht, daß zu Olves, nahe am Abhange des Gebirges der Roßweiden, Feuer aus der Erde gebrochen sey. Und der Donner des Vulcanes spricht dieselben Worte wie die donnernde Stimme vom Berge im Innren der versammelten Väter: Island wird von nun an der Predigt des Christenthums geöffnet.

Diese Zeichensprache der Natur, so leise wirkend und so bedeutungsvoll, verstehet öfters der Mensch mit gesundem Gehör und Sprachorgan nicht, wohl aber der psychisch Taube, zu dem sie gerichtet ist. So schreckt einen, auf dem Wege des Ehebruches Begriffnen, der Ruf der Wachtel im Kornfelde, einen Mörder das Geschrei und Herabschweben einiger Krähen des Waldes, in welchem jener eben das Blut des Bruders vergossen, denn ihm scheint es, diese Stimme der gegen ihn fliegenden Vögel will ihn bestrafen und gegen ihn zeugen. Ein Andrer erkennt an einem zerstückten Thier von giftigem Geschlecht das Vorbild des Schicksales, das seinen Leib erwartet; so oft zu Thaten gemißbraucht, furchtbarer und abscheulicher als der Biß der Natter, und zugleich erwacht in ihm das innre Verständniß für das Gesetz aus Gott. — Ein Geschrei, das bei stiller Nacht ins Ohr dringt, ähnlich scheinend dem Angstgeschrei, das der Gemordete in seinem letzten Kampfe ausgestoßen; der Anblick des Blutes, selbst nur von einem geschlachteten Thiere, oder der Anblick der Stätte, wo der Mord geschah, so wie der öfter wiederkehrende Schrecken eines nächtlichen Traumes, haben nicht selten die entartete Menschennatur so mächtig und tiefein-

dringend bewegt, daß sie den leiblichen Tod viel weniger gefürchtet, als die im Innren wach gewordne Angst. Wo diese wohnt und waltet, da macht sie selbst der leise Flug der Kraniche des Ibycus äußerlich kund und sichtbar.

So zeigt es sich öfters, daß das Organ der natürlichen Sprache der Seele nicht, wie dieß geschienen, vernichtet, sondern bloß gebunden oder von einem irrenden Wahnsinne, „welcher der Zunge falsche Namen und Worte, statt der rechten unterlegte,“ gemißbraucht war. Wie zuweilen, nahe an der Stunde des Todes, die Gebundenheit des Verstandes durch Wahnsinn oder Dumpfheit verschwindet und das gesunde Selbstbewußtseyn wiederkehret: so wird auch, wenn sich der Seele der „König der Schrecken,“ der Tod nahet, die Zunge des innren Sprachorganes wieder gelös't, und dieselbe spricht Worte, deren Sinn und Wahrheit durch Mark und Bein dringet. Ja, wenn zuletzt im Tode alles andre Bewegen, alle Kräfte der Seele schweigen, da bleibt und spricht noch diese Stimme mit dem Geiste allein.

Wir betrachten nun noch in wenig Zügen die Stellung und Wechselbeziehung des innren Sprachorganes zu den andren Organen der Seele und ihren Verrichtungen.

Die Organe der leiblichen Stimme und Sprache liegen bei dem Menschen mitten zwischen der oberen Region des Hauptes und seiner erkennenden Sinnen, und zwischen den Gliedern und Eingeweiden des Rumpfes. Und dennoch sind sie so scharf von beiden Seiten geschieden. Denn im Indifferenzpunkt des Leibes gelegen, stellen dieselben, wie wir oben im §. 16 sahen, einen kleinen, für sich bestehenden Organismus, eingeschlossen im größeren, dar. — Die Luftröhre, mit ihrer Stimmritze, ist zugleich zum Aufnehmen der belebenden Himmelsluft und zum Aushauchen des Tones; die sprechende Zunge zugleich zum Schmecken der Nahrungsmittel bestimmt, und Speiseröhre und Luftröhre gesellen sich

an ihrem Anfange wie in ihrem Verlaufe nachbarlich zusammen. Dennoch ist die Luftröhre durchaus nur zur Aufnahme des luftförmigen Stoffes geschickt, gegen alles Andre empfindlicher schmerzhaft als jedes andre nach außen geöffnete Organ. Endlich so erkannten wir an dem leiblichen Abbild des Seelenorganes, welches wir hier betrachten, daß der hörbare Ton nichts Andres sey, als das eigenthümliche Erbeben der Muskelfibern, bei der gewöhnlichen Bewegung des Muskels, welches hier, in dem kleineren, selbstständigen Organismus der Stimmorgane ungehemmt und frei hervortritt, während es anderwärts an dem überall von Fleisch und dem Gewebe der Gefäße und Häute umgebnen Knochen der Glieder eben so wenig zum Ton werden kann, als der Anstoß, der an eine, allenthalben von Sand und Schlamm umhüllte Saite geschiehet.

In der Seele, so sahen wir bereits und werden es noch weiter sehen, entsprechen die Gefühle den Nahrungsmitteln, und das innre psychische Fühlen dem Nahrungnehmen. Den Muskeln und ihrem Bewegen gehet das Begehrungsvermögen der Seele parallel; dem leiblichen System des Hauptes stehet die Region des Selbstbewußtseyns sammt Verstand und innren Sinnen gegenüber.

So wird dann in dem Wesen und den Eigenschaften des Gemeingefühles ein Angränzen, beides an die Natur des ruhigen Erkenntniß- wie des Begehrungsvermögens gefunden, so wie ein nachbarliches Zusammengesellen und Verwandtseyn mit den Gefühlen im eigentlichen, engeren Sinne. Und dennoch ist zugleich jenes innre Organ ein von allen übrigen Seelenvermögen so scharf abgetrenntes, selbstständiges Ganzes, daß weder das natürliche Ansehen, welches wir dem Urtheil unsres Erkennens beilegen, noch die Kraft der Gefühle das hinwegräsoniren und verlöschen kann, was die wundervoll beharrliche Stimme des Gemeingefühles spricht! —

18*

Allgewaltig, wie dem Thiere der Instinct, gebietet diese Stimme selbst dem Menschen. Die Vernunft empört sich, das Gefühl widerstrebt, aber die Stimme gebietet fort, bis der Hörer gehorcht.

Wie das gemeinsame Organ des Athmens und der Stimme am Menschenleibe, so dient auch das Gemeingefühl der Seele dem Verkehr mit einem oberen, allgemeinen Element des Lebens, durch welches und in welchem allein das Einzelleben beständig sich erneut und erhält. Wie endlich die bewegende Kraft des Nerven durch den Muskel hindurch am freier gestellten Stimmorgan zum hörbaren Ton wird, und wie das ausgesprochne und vernommene Menschenwort dem sinnlich Erkannten und Erfahrnen erst sein Verbleiben und seinen festen Bestand für die innre Region des Geistigen gibt; so wird jedes Bewegen und jede That unsres Begehrungsvermögens an und in dem Sprachorgan der Seele: dem Gewissen, zu einem innren Wort und Namen, welcher, so sehr dieß auch der schnell vorübereilende Leichtsinn verkennen mag, unsrem, scheinbar oft so bald vergessenen Handeln ein unvergängliches, ewiges Seyn und Bleiben gibt. Hier hallet alles das, wobei der Mensch mit seinem eigenen Selbst sich allein glaubte, auch einer oberen, unsichtbaren Region des Geistigen vernehmbar nach; denn das Gewissen ist die Stimme eines Wechselgespräches der Menschenseele, nicht allein mit sichtbar lebenden Wesen ihrer Art, sondern mit einer Welt des verborgnen Lebens in Gott.

Allerdings ist es erst der Geist, der das Gemeingefühl der Seele im Menschen zu dieser seiner höchsten Bestimmung erhebt. Wie auch beim gewöhnlichen Sprechen der Leib den hörbaren Laut, die Seele den Ton und melodischen Gesang der Stimme, der Geist aber zu dem Laut und dem Ton das tief bedeutungsvolle Wort gibt. Aber daß jenes Organ zunächst der Seele, nicht dem Geist angehöre, zeigt sich

darinnen, daß wir es, wenn auch minder hoch entfaltet, eben so beim Thiere und Menschen zugleich finden, als das leibliche Stimmorgan.

In seiner Stellung zu den andren Organen und Kräften der Seele, und in seiner scharfen Abgeschiedenheit von denselben, gleichet das Gemeingefühl — und zwar am meisten da, wo es im Menschen zum Gewissen wird — einem verschlossenen Garten, zu dessen Innrem der Herr des Hauses allein den Schlüssel in seiner Hand führet. Sein Odem webet da, unter den Bäumen des Lebens, und wecket in der Brust des Vogels den melodischen Gesang auf, gestaltet die Menschentöne der Harfe zum Liede der Begeisterung, verklärt die innre Rede des Menschengeistes zum Gebet.

Erläuternde Bemerkungen. Obgleich das Gemeingefühl (κοινὴ αἴσθησις) von Nicephorus (Schol. in Synes. de insomn. ed. Paris. cm. not. Dion. Petav. p. 377) nur als das gemeinsame Centrum der Empfindungen der fünf Sinnen beschrieben wird, so soll es dennoch, als ein göttlicherer Sinn (αἴσθησις θειοτέρα), welcher, selber zwar von niederer Art, dennoch zugleich in unmittelbarer Beziehung steht auf die erkennende Seele (τῇ νοερᾷ ψυχῇ), etwas Aehnliches bezeichnen, als oben im §. mit dem Worte Gemeingefühl angedeutet wurde.

Sowohl das griechische als auch das lateinische Wort, welches Gewissen bezeichnet (συνείδησις und conscientia), deutet in seinem Doppelsinn die Natur des im §. beschriebenen merkwürdigen Seelenorganes an; denn das Gewissen ist ein Mitwissen der Seele mit dem allgegenwärtigen, allwissenden Gott. — Eben deßhalb, weil das Gewissen zugleich an der Kraft des Göttlichen Theil hat, ist es, wie sein deutscher Name sagt, ein „Gewisses." — Es erscheint, nach Philo, in der Seele wie die noch gesunde und frische Farbe (an einem sonst aussätzigen Körper), neben welcher dann das Kranke und Todte erst als das, was es ist, erkannt wird (Phil. quod Deus sit immutab. 311, ed. Mang. I, 291 — das Gewissen heißt da, wie an mehrern andern Stellen ἔλεγχος, für welches Wort Origen. Hom. VIII in Levitic. λόγος las). — Das Gewissen ist ein Mensch im Menschen; der innre Mensch in der Seele des Menschen, und es zeigt sich hier bald als Herrscher und König, bald als Richter und Vergelter (id. i. L. deter. potior. insidiat. 159,

ed. Mang, 195, 196). Es ist ein innrer, dem Menschen eingeborner Richter (id. de dec. Oracul. 765, ed. Mang. II, 195).

Das Gewissen ist der Geist, der im Menschen wohnt, 1 Cor. 2, 11; Röm. 8, 16; der unvergängliche Geist (Origen. Comment. in ep. ad Roman. L. II, 9. seqq. ed. Par. IV, 486, 487). Es ist die Stimme der Wahrheit in uns, die Wahrheit aber ist Gott (St. August. Serm. XII, de loc. Job. I, 6; Matth. V, 8, ed. Par. T. V, p. 73).

Das Seelenorgan, welches der Weissagung und der Begeisterung fähig ist, das ist zugleich auch das, wodurch das Göttliche erkannt wird; denn die Idee des Guten kann nach Plato (Phileb. 63, e) nur durch Weissagung erfaßt werden; die ächte Philosophie ist ein Werk der Begeisterung.

In ihrem wundervollen Vermögen des Gemeingefühles erscheint die Seele allerdings, wie Philo (quod Deus sit immutabil. 297, ed. Mang. I, 277) sagt, als das vollkommenste musikalische Instrument.

Während Sokrates die Mantik als Ergänzung für unsre Unwissenheit über zukünftige und ungewisse Dinge anempfiehlt (Xen. Mem. I, 1 u. 6 vergl. mit Anab. III, 1), erscheint die Gabe zu weissagen schon dem Origenes (contr. Cels. III, 25, ed. Par. Vol. I. p. 461) bloß als etwas in der Mitte Schwebendes (μέσον) oder Indifferentes, was eben so gut dem Bösen als dem Guten zukommen kann.

Jener innre Richter und Rächer: das Gewissen, hat eine lautere Stimme als die Liebe zum Leben. Das Wort des ewigen Richters selber: „wer Menschenblut vergeußt, deß Blut soll wieder vergossen werden", ist so mächtig tief in das Herz (im Hebräischen hat das Gewissen den Namen Herz לֵב) des Menschen eingegraben, daß Mörder, in denen das Herz wach und gesund geworden war, selber dringend darum baten, man solle auch sie am Leben bestrafen. Denn, nach Plato, „bessert die Strafe, und der ist weniger elend, welcher, wenn er Böses that, die Strafe erleidet, als jener, welcher ungestraft dahin geht" (Plat. de republ. II, 380, a; IV, 439; Georg. 479, c). Ueber diese Eigenthümlichkeit des Menschenherzens (לֵב) in dem Doppelsinne der Schriftsprache, nach welchem es zugleich Gewissen ist, sagt M. Fr. Rock in seinem tiefgründenden Buche: Fundamenta Psychologiae, ex sacra scriptura sic collecta ut dicta ejus de anima ejusque facultatibus agentia collecta, digesta atque explicata sint (1769) Folgendes: Cor hominis uniuscujusque a Deo ita formatur ut principium vitae moralis esse possit. Nam etiam aeternitatem dedit Deus in cor (hominis), ideo quod non invenit homo opus, quod fecit Deus a principio

usque ad finem. (Coh. III, 11) — — Nimirum, quia homo non invenit Opus Dei, i. e. a priori non intelligit, ac tamen ei inservire atque se accommodare debet: propterea dedit Deus aeternitatem in cor ejus, i. e. indidit cordi ejus instinctum ad aeternam felicitatem spectantem, ut hunc sequens per fidem, quae est ὑπόστασις ἐλπιζομένων καὶ πραγμάτων ἔλεγχος μὴ βλεπομένων operi divino se conformet immo opus Dei insigne fiat. Addimus sententiam Pauli Rom. II, 15: ostendunt inquientis (gentes) opus legis scriptum esse in cordibus suis etc. Opus legis est ejus activitas, i. e vis jubendi, accusandi, approbandi cum auctoritate; quae est ejus essentia, cum litera, in quam lex relata est, accidens sit. Quod hoc opus legis in cordibus scriptum dicitur, ostendit, cor uniuscujusque hominis esse receptaculum divinarum operationum, quibus se Deus homini ut Deum ac Dominum adorandum ac timendum demonstrat (l. c. §. 5 p. 85 seq.).

Das Gemeingefühl: ein Gefühl, das schon über den beschränkten Kreis des bloßen Wahrnehmens und Fühlens dessen, was das Einzelwesen angeht und berührt, hinausliegt, über diesen Kreis frei erhoben ist (m. v. §. 16), gleicht einer frei ausgespannten Saite, oder vielmehr der frei schwebenden, leicht beweglichen Luft, welche, sobald ein lauter Ton erschallet, denselben nachtönt. Das eigenthümliche Verhältniß des Gemeingefühles zu einer höheren Welt der unsichtbaren, geistigen Anfänge (Principien) und die Kraft der letzteren, zu gleicher Zeit und auf gleiche Weise, ganze Zeitalter und Völker — wie zu einem gemeinsamen, harmonisch tönenden Liede — aufzuwecken, zeigte sich besonders in solchen großen Momenten der Geschichte unsres Geschlechts, wie der war, welcher der Ankunft und Verbreitung des Christenthums unter den Völkern voranging (m. v. m. Ahnd. ein. allg. Gesch. d. Leb. 2ten Theiles 2ten Band). Das gemeinsame, einstimmige Lautwerden des Ahndungsvermögens, bei den verschiedensten Völkern und in den verschiedensten Ländern, in dem erhabensten und größten Augenblick der Menschengeschichte, in der Zeit der Erfüllung alles Hoffens, glich dem tausendstimmigen Gesange aller Vögel eines waldreichen Landes, der zumal in allen Thälern und auf allen Hügeln umher ertönet, wenn der Frühlingsmorgen über das Land aufgeht. Der Inhalt des damaligen großen Liedes der Völker erscheint überhaupt als das Hauptelement aller Bewegung und Aufregung des Gemeingefühles im Menschen. Er ist der Anfang aller von oben herniederwärts, in die Sichtbarkeit gehenden Lebensbewegung (§. 18), und für dieses Bewegen ist das Gemeingefühl eben so ein leitendes Medium, wie der Metalldrath für die Elektricität, wie das Eisen

für den Magnetismus. Das Eisen ist seiner innren Natur und Entstehung nach nicht bloß verwandt mit dem Magnet, sondern mit dem magnetischen Princip selber; es danket sein eigenthümliches Wesen der in ihm freier gebliebenen, im ungebundenen Zustand wirksamen, magnetischen Kraft. Eben so ist auch das merkwürdige Seelenorgan des Gemeingefühles seinem innren Wesen und Ursprunge nach mit dem eben erwähnten Element verwandt, für dessen aufregende Einwirkung es zunächst vorhanden und gemacht ist. – Es steht indeß auch hier die Empfänglichkeit für den natürlichen und gesund aufregenden Einfluß, eben so wie z. B. jedes lebende Organ des Leibes, auch für einen entgegengesetzten, feindseligen Einfluß offen: jenes Seelenorgan kann im kranken Zustande zu furchtbaren Bewegungen eines fanatischen Wahnsinnes aufgeregt werden, wie wir dieses an einem andren Orte noch weiter betrachten wollen.

Ueber das oben S. 260 gebrauchte Bild vergleiche man Ossians Fingal, 5ter Gesang von 487 bis 490 und anderwärts. — Bemerkenswerth ist das Eigenthümliche und Ausgezeichnete, das an der Sprache und Stimme des erwachten und eigenkräftig gewordnen Gemeingefühles im Vergleich mit der alltäglichen und gewöhnlichen Stimme und Sprache des beschränkten, eigenen und leiblichen Bedürfnisses gefunden wird. Die Stimme, welche die Brut-Henne von dem ersten Augenblick des belebenden Brütens an, bis dahin, wo die schon kräftiger gewordnen Küchlein der mütterlichen Pflege entwachsen sind, von sich hören lässet, ist eine ganz andre, als die gewöhnliche, eben so die Stimme des Vogels, der seine Lieder des Frühlings und der Liebe singt. — Eine Kraft der Mitaufregung des Gemeingefühles, bei Anderen, liegt nicht bloß in der Sprache der gesunden und ächten, sondern auch in der Sprache der falschen, fiebertrunkenen Begeisterung. – Ueber andre oben erwähnte, dem Gemeingefühl zugeschriebene Erscheinungen s. m. den §. 26. Die oben S. 265 erwähnte Geschichte des geistig fernsehenden Engländers stand im Jahrgang 1829 der Times vom 16 August, mit der Bemerkung, daß alle Zeugen noch am Leben seyen; sie ist kürzlich folgende: In der Nacht vom 11 Mai träumt Mr. Williams zu Scorrierhouse bei Redruth in Cornwallis, er sey in der Vorhalle des Hauses der Gemeinen zu London und sähe da einen Mann, der mit einem Pistol einen eben hereintretenden Herrn niederschösse, einen Herrn, von welchem man sagte, er sey der Kanzler. Der Traum erschüttert ihn so heftig, daß er darüber aufwacht und auch seine Frau aufweckt, um ihr den Traum zu erzählen. Diese ermahnt ihn, sich das grundlose Nachtgesicht aus dem Sinne zu schlagen und wieder einzuschlafen. Er schläft auch wirklich bald

wieder ein, fährt aber kurz hernach wieder auf und erzählt, daß ihm ganz derselbe Traum noch einmal geträumt habe. Auch jetzt zwingt er sich jedoch zur Ruhe und schläft wieder ein. Da ihn aber nun dasselbe Traumbild zum dritten Mal erschreckt, steht er zwischen 1 und 2 auf und kleidet sich an. Beim Frühstück ist von nichts die Rede, als von jenen Träumen, und Williams Seele ist davon so voll, daß er am Vormittag zu Fallmouth, wohin er eben einen Weg gemacht, jedem Bekannten, der ihm begegnet, sein Traumgesicht mit allen seinen Nebenumständen erzählt. Am andern Tag besucht ihn sein Schwiegersohn, H. Tucker, von Trematon-Castle. Auch diesem erzählt Williams, ohne sich durch das Lachen der Seinen hindern zu lassen, sogleich seinen Traum. H. Tucker erwiedert: für ein bloßes Phantasiespiel der Nacht schicke es sich zwar wohl, daß der Kanzler in die Vorhalle des Hauses der Gemeinen komme, in der Wirklichkeit geschehe dieses jedoch niemals. Da indeß Williams im weiteren Gespräch das Aussehen des Ermordeten genau und umständlich beschreibt, erkennt H. Tucker darin mit voller Uebereinstimmung den Herrn Perceval, den Kanzler der Schatzkammer (Schatzmeister), so daß er verwundert seinen Schwiegervater fragt, ob derselbe wohl Herrn Perceval persönlich kenne? Williams hatte jedoch weder den Schatzmeister noch die Vorhalle des Hauses der Gemeinen jemals in seinem Leben gesehen, auch hatte er jenen niemals beschreiben hören. Der sonderbare Träumer wird jedoch bald darauf noch viel mehr in der Meinung über die Bedeutung seines (übrigens ganz zwecklos erscheinenden) Ferngesichts bestärkt; denn es kommt noch während der Anwesenheit des Herrn Tucker die Nachricht, daß wirklich am Abend des 11 Mai Hr. Perceval von einem gewissen Bellingham (auch diesen hatte der Träumer ganz genau beschrieben) in der Vorhalle der Gemeinen erschossen worden sey. Nach einiger Zeit reis't Williams in Geschäften nach London, besucht jetzt das Haus der Gemeinen und sagt schon beim Anblick: dieser Ort ist mir so genau durch meinen Traum bekannt, wie irgend ein Zimmer in meinem Hause, bezeichnet hierauf beim Eintreten, ganz mit dem wirklichen Ereigniß übereinstimmend, den Ort und jeden einzelnen begleitenden Umstand der Mordthat. — Von der ansteckenden Gewalt der Visionen s. m. ein merkwürdiges Beispiel in Beckers bezauberter Welt, herausgegeben v. Semler III, 245, von einer Schiffsmannschaft, welche ihre Vision sogar durchs Fernrohr fortdauernd bemerkte. — Aehnlich dem oben erzählten Ferngesicht des Hrn. Williams war das in Buchanans hist. Scot. L. XVIII erzählte Ferngesicht des im Sterben liegenden Jac. Lodin, welcher die Ermordung Jacobs V sah. M. v. auch ebendas. L. XIII. — Von der Kraft des Benennens der Gegenstände, von der

Kraft der psychischen Zueignung, welche die Seele durch den Gebrauch des Wortes empfängt, wird noch später (schon im §. 39 und 40) die Rede seyn. — Auch der geistig verirrte Mensch erkennt, vermittelst des Gemeingefühles, zuweilen im Auge eines andren, geistig Wachen und Gesunden sein eignes Abweichen und Verirren wie in einem Spiegel. Als Beispiel diene hier eine Geschichte, für deren Glaubwürdigkeit mehrere noch jetzt lebende, treffliche Männer bürgen. Zu Berg bei Stuttgart lebte ein alter ehemaliger Müllermeister: Johann Georg Boley, der vom Schlagfluß gelähmt und ganz entkräftet das Bett hüten mußte, während aus den feurigen, durchdringenden Blicken und aus seinen Worten ein kräftiger, gesunder Geist sprach. Eines Tages war er allein im Zimmer. Da tritt ein fremdes Bauernweib herein, mit einem Fäßchen, und bietet ihm Branntwein zum Kauf an. Er bedarf keinen; er weis't das Anerbieten verneinend von sich. Sie fragt noch einmal, er antwortet dasselbe. Die Verkäuferin wird immer zudringlicher und unbescheidner mit ihrem Anerbieten, will nicht von der Stelle gehen. Boley schaut sie auf seine ernste, durchdringende Weise an. Das Weib, nachdem es mit frechem Auge eine Zeit lang diesen durchdringenden Blicken entgegenschaut, wird auf einmal stumm und zugleich unruhig. Mit immer steigender Angst bricht sie zuletzt das Schweigen und fragt: Was sieht Er mich denn so an? — Boley antwortete ihr nichts. — Sie wiederholt mehrere Male ihre Frage, Boley schweigt noch immer. — Da ruft sie, wie außer sich: „Er braucht mich nicht so anzusehen, ich habe nichts Böses gethan." — Boley schweigt. — „Ich habe gewiß nichts Böses gethan! seh' Er doch einmal weg, man meint ja, Er wolle einen erstechen." — Boley blickt sie noch immer ernst und schweigend an. — „Ach lieber Gott, lasse Er mich doch gehen! — Was will Er denn von mir? Ach Gott, ich sehe schon, Er weiß es! Ich will's Ihm ja gerne gestehen! Eins habe ich gehabt." — Boley, noch immer sie ernsthaft anblickend, sagt: „So? so? Eines? ich habe Sie nicht gefragt." — „Ja, ein uneheliches Kind habe ich gehabt, aber gewiß nicht mehr." — Boley fragt mit immer ernsterem Blicke: „So? nur Eines?" — „Woher weiß Er denn Alles? Ja freilich hab' ich Zwei gehabt. Aber sag' Er's um Gotteswillen Niemand. Ich hab' ihnen gewiß nichts zu leid gethan! gewiß nichts!" — „So," fragt Boley, „nichts zu leid gethan?" — „Ach Gott im Himmel! nein, ich hab' Eins davon erstochen! was ist das für ein Mann, Gott behüt' einen vor diesem Manne!" — Mit diesen Worten läuft sie schreiend zum Hause hinaus und ist ihm schnell aus den Augen, ehe er sich nur besinnen kann, was zu thun sey. — Möge man solche unwillkürliche Bewegungen und

Aeußerungen des Gewissens mit dem Wahnsinn vergleichen, mit welchem sie in einer gewissen Beziehung verwandt sind; sie bleiben deßhalb dennoch in ihrer ganzen, ernsten Bedeutung bestehen. Die Geschichte der Criminal-Untersuchungen ist voll von Fällen, welche die Uebermacht des Gewissens über den Willen und über alle Vernunft und Ueberlegung des Menschen beweisen. Oefters erwachen die unwillkürlichen innren Bewegungen durch irgend ein andres, lebhaftes Gefühl. In der Geschichte der furchtbaren Giftmischerin und Heuchlerin Anna Margareta Zwanziger, die am 11 September 1811 zu Culmbach enthauptet worden, ist es zuletzt die ruhige Erzählung des besonnenen Richters: daß man den Leichnam der (vergifteten) Justizamtmannin Glaser wieder ausgegraben habe, und der feste Blick des Richters auf diese Missethäterin, was alle heuchlerische Verstellungskunst der Letzteren überwindet und sie zum ersten Geständniß bringt (man vergleiche Feuerbachs actenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen I, S. 1—53). — An den, mitten durch die Bewegungen des eignen Willens gehenden, diesen öfters widersprechenden Gang des Gewissens erinnern auch einige bemerkenswerthe Züge in der Geschichte des Thierreiches. Hier geschieht es öfters, daß vermittelst des innren Organes des Gemeingefühls ein Thier die Regung seines Instinctes, der es nicht für sich allein Genüge zu leisten vermag, auf ein andres überträgt oder auf dieses fortpflanzt. Dieses Letztere führt dann, selbst gegen sein eignes natürliches Interesse, ja scheinbar zum größten Nachtheil und Untergang desselben, das ihm übertragene, fremdartige Werk fort; wie die Grasmücke die ihm übertragene Pflege für das Ei und das Junge des Kukuks. So versiehet auch eine fremde Ameise für ein äußerlich verkümmertes und hülfloses Geschlecht von verwandter Natur den Dienst des Bauens, der Verpflegung der fremden, jungen Brut und selbst der schon erwachsenen Bewohner des Baues (m. v. m. allgem. Naturgesch. S. 867); das Weibchen des Goldkäfers erbt im Augenblick des Sterbens die Berücksichtigung der zarten, jetzt mutterlosen Brut auf die Bewohner des Ameisenbaues fort, bei denen diese Berücksichtigung ganz gegen die eigenthümliche Natur und Weise zu seyn scheint. Diese Art einer psychischen Fortpflanzung durch und auf das Gemeingefühl erinnert wirklich zuweilen an die gewaltsame Fortpflanzung der Hundenatur auf ein andres, sonst gar nicht zum Beißen geeignetes Thier, beim Biß eines tollen Hundes. — Auch beim Menschen treibt das Gemeingefühl, in seiner Function als Ahndungsvermögen, die Seele zuweilen zu Handlungen an, welche dem Verstand ganz zwecklos und selbst widersinnig erscheinen, so daß er sich der Ausführung zu widersetzen strebt. Meistens jedoch vergeblich;

denn die sonderbare, innre Stimme, wenn sie in einem vielbekannten Falle einem besonnenen Manne (dem Prof. der Mathematik, Böhm in Marburg) gebot, das Bette, in welchem er zu ruhen pflegte, von seiner gewöhnlichen Stelle hinweg, an eine ganz andre zu rücken, läßt nicht nach aufzufordern und anzutreiben, bis der Verstand nachgegeben, und erst das Herabstürzen des Deckengemäuers, in der nächsten Nacht, auf die Stelle, wo vorhin das Bette gestanden, rechtfertigt die Zudringlichkeit der innren, prophetischen Stimme. Eben so rechtfertigte sich das Vorausgesicht einer Taubstummen, von welcher Madame Beaumont erzählt (m. v. den 8ten Band des Magaz. d. Nat. u. Kunst). Aehnliche Fälle des Vorausgesichts jenes des Dr. Knape in Moritz's Magazin u. a. m. Von dem gestaltenden Einfluß des menschlichen Umganges auf das Gemeingefühl der Thiere finden sich in Heggelins Leben (beschr. durch Joh. Mich. Sailer) mehrere merkwürdige Fälle erzählt. Auch die beiden Rößlein des verstorbenen Notars Hofmann in Kornthal gaben ein Beispiel von der erziehenden Macht des Menschen über das Gemeingefühl der Thiere; indem sie, dem Stalle bei Nacht entkommen, in den engen Gängen eines schönen Gartens mehrere Stunden lang sich ergingen, ohne an den Pflanzungen und Beeten den mindesten Schaden zu thun.

Der große Kreislauf des Werdens.

§. 37.

Zwei Welten des Geschaffenen sind es, in denen das Leben der Seele die Rolle seines Wirkens spielt, eine des Unsichtbaren und eine der Sichtbarkeit. Die Seele, ihrem eigentlichen Wesen nach, gehört der ersteren, der Leib aber, in welchem die Seele lebt, der andren an. Ein Verhältniß, welches dem der sichtbaren Leiblichkeit zu der unsichtbaren Wesenheit der Seele gleichet, ist schon jenes, das zwischen einem leiblich Gegenwärtigen und Gewordenen, und einem Fernstehenden und künftig Werdenden bestehet. Wenn die bildende Lebenskraft der Seele den Leib des Ungebornen bereits im Mutterschooße nicht allein für den Zweck seiner Selbsterhaltung, sondern zum Dienst und Verkehr einer Welt

der Mitlebenden gestaltet (nach §. 29); wenn das mütterliche Thier, getrieben durch die Regungen des Instinctes (des Gemeingefühles im weitesten Sinne des Wortes), mit einer bis ins Kleinste gehenden Vorsorge, der noch ungeborenen Brut die Wohnstätte und Nahrung bereitet, wenn das wandernde Thier den Zufluchtsort sucht und findet, den es noch nie gesehen, da ist dieß ein Hinübergreifen der sichtbaren Wirksamkeit in ein Gebiet des Unsichtbaren.

Die ganze Welt des Leiblichen und sinnlich Wahrnehmbaren ist aus den urbildlichen Anfängen einer geistigen und unsichtbaren Region hervorgegangen (§. 3); die Einzelwesen der Sinnenwelt sind die zur That gewordnen Gedanken einer Schöpferkraft, welche von Anfang war und ohne Ende bestehet. Wie nach der Lehre der Pythagoräer der Erde eine Gegenerde, so entspricht in dem Kreise des Seelenlebens der äußeren Schöpfung eine innre Schöpfung der Vorstellungen und der Gedankenbilder. Eben so wie der unsichtbare Anfang zu einem sichtbar Leiblichen geworden, so wird dieses, wenn es in die Region seines Ursprunges zurückkehrt, im Kreise des Seelenlebens abermals zu einer unsichtbaren Wesenheit, gleich dem Wasser, das aus der Luft kam, wenn es als unsichtbarer Dampf von neuem in die Luft sich erhebt. Das Gedankenbild hat für unsern innren Sinn nicht nur dieselbe Form, wie der Gegenstand, der denselben durch den äußren Sinneneindruck erzeugte, sondern es wohnet ihm auch dieselbe Schöpferkraft der Selbsterhaltung und Fortzeugung bei, welche in das sichtbar erschaffene Urbild gelegt ist; es trägt in sich den fruchtbaren Samen der Erinnerung. Ja das Gedankenbild ist gleich dem unsichtbaren Anfang des leiblich gewordnen Wesens, nicht so wie dieses von endlicher Natur; es bestehet fort, wenn der Gegenstand, der es hervorrief, längst vergangen ist: auf dem Wesen der Erinnerung ruhet ein Abglanz der Ewigkeit.

Wer und woher sind aber diese Gedankenbilder, wer und woher ist diese vielgestaltige Welt unsrer Erinnerungen? Ist dieselbe ein Erzeugniß von leiblicher Art, das sich wie der Wasserdampf am winterlich kalten Fenster zum blätterähnlichen Gebilde, so aus dem Eindruck auf die Sinnen an den Innenwänden des Gehirns ansetzt, bis die Verwesung das wundervolle Gefüge in modernde Flüssigkeit auflöst?

Wir müssen hier abermals an das erinnern, was wir oben §. 29 S. 147 und anderwärts von der Bereitung des Leibes durch andere mitwirkende Kräfte als die der eignen Lebenskraft, zu dem Zweck des eignen und eines allgemeinen Seyns der Sichtbarkeit aussagten. Was der leibliche Schooß der Mutter für den in ihm sich entwickelnden organischen Leib des Ungebornen, das ist für die Seele das mütterliche Walten einer allbedenkenden Schöpfermacht, welche wie die Seele alle Glieder des Leibes, so alle Einzelwesen lebenskräftig durchdringt und zu einem harmonischen Ganzen vereint. An dem Leibe des Thieres bezieht sich jeder einzelne Theil auf den Wechselverkehr nicht nur mit den andern Theilen des Leibes, sondern mit jenem äußern Gegenstand, zu dessen Erfassen und Aufnehmen er bestimmt ist. Die Zunge wie die röhrenartig verlängerte, zahnlose Mundhöhle mit enger Oeffnung, mit ihrem von der allgemeineren Form weit abweichendem Bau, sind gerade so wie sie sind zum Empfangen der für dieses Thier bestimmten Nahrung: der Ameisen gemacht (S. 129); an der Arbeitsbiene ist jedes Glied in genau anpassender Weise zubereitet für den bestimmten Zweck des Aufnehmens und der Verarbeitung irgend eines besondern, dem Leben des Einzelwesens wie seiner ganzen Gemeinde dienenden Gegenstandes. Der Lichtstrahl, der in dem Element, darin irgend ein Thier wohnt, sein Auge treffen soll, und der Bau dieser Augen sind so genau für

einander gemacht; Füße wie Schnabel des Vogels stimmen so vollkommen mit der Aufgabe der Ernährung und Erhaltung des Lebens wie mit der Beschaffenheit des Wohnortes zusammen, daß man das einzelne Organ und den ihm zugehörigen Theil der Außenwelt mit den beiden Hälften eines regelmäßig getheilten Körpers vergleichen kann, welche erst in ihrer Zusammenfügung sich zur vollkommnen Form ergänzen.

Wenn wir die einzelnen Organe des Rumpfes mit den Sinnen des Hauptes vergleichen, dann erkennen wir, daß der Kreis der Wirksamkeit, für den sie gemacht sind, dort ein engerer, hier ein weiterer sey, am weitesten aber jene des Gesichtssinnes (nach §. 18). Dieser ist zum Auffassen der mannichfaltigsten Formen und Farben, des Großen und Kleinen, des Nahen und Fernen gemacht. Unvergleichbar viel weiter als der Wirkungskreis eines ihrer leiblichen Organe ist der der Seele. In diese ist durch die schaffende Macht, welche ihr Daseyn und Leben gab, das Vermögen und der Zug des Erkennens einer ganzen Welt des Erkennbaren hineingelegt; den Formen (Ideen) der geschaffenen Einzelwesen entsprechen im Wesen der Seele die ihr anerschaffenen Keime und Elemente eines Formbaren, welche jedoch wie der schlummernde Keim im Mutterschooße von außen des befruchtenden Einflusses bedarf, um zum selbstthätigen Leben zu erwachen. In jedem Einzelwesen der Sinnenwelt wirkt die Schöpferkraft (der Idee), welche ihm Form und Wesen gab, in einer bildenden und fortzeugenden (die Form erhaltenden) Weise. Der Same, den die reife Frucht der Pflanze auf den Boden streut, keimt zur Pflanze der gleichen Art auf, in welcher eben so wie in dem Muttergewächs das Vermögen des Weiterzeugens liegt; das Gedankenbild eines Baumes, das die Idee des Schöpfers, welche dem Baum seinen Ursprung gab, auf den Boden der Innenwelt des Seelenlebens strahlen lässet, ist eine Fortzeugung dieser Idee in andrer höherer Art, welche nach

ähnlichem Gesetz als der leibliche Keim sich gestaltet, und aus dem inwohnenden fruchtbaren Samen sich erneut. Es ist dieselbe Schöpferkraft, welche dort, in sichtbarer Weise, die Einzelwesen der Außenwelt, hier in unsichtbarer die lebendigen Abbilder jener verleiblichten Urbilder ins Daseyn ruft.

Wie zwischen der Seele und den wägbaren, grobkörperlichen Stoffen des Leibes die Region der unwägbaren Principien oder der Elementarkräfte das Mittelglied bildet, so die Region der Sinnenthätigkeit und ihrer Anregung durch den äußern Eindruck zwischen dem sinnlich Erkennbaren und dem Erkennenden. Und wie wir vorhin (§. 28) sahen, so sind es zuletzt auch hier die Elementarmächte der Natur: Licht, Elektricität und elektromagnetisches Bewegen, welche den Eindruck der äußeren Dinge auf die Sinnorgane vermitteln.

Diesen, den äußren Sinnen, stehen dann in unsrer Seele die innren gegenüber, in deren einem, der Einbildungskraft, wir ein Vermögen der Allgegenwart, so wie in der Erinnerung eine Kraft der Ewigkeit erkennen müssen. Von diesen innren Sinnen wollen wir im nächsten §. handeln.

Erläuternde Bemerkungen. Die Vorstellung des Demokritos, nach welcher die Empfindung so entstehen sollte, daß von dem empfindbaren Körper ein Ausfluß oder ein Bildchen (ἀποῤῥοὴ ἢ εἴδωλον) abginge, welches, selber mit einem Lebenstrieb erfüllt, durch die Oeffnungen der Sinnorgane hineindränge, und in die Seele sich ergösse (m. v. Plut. de plac. phil. IV, 8, 19; Arist. de sensu c. 2, 4), war in ihrer Entstehung und innren Ausbildung ganz der modernen Lehre von den Samenthierchen und ihrer Function bei der Zeugung verwandt (m. v. ob. §. 21). Wie nach der letzteren Lehre das schon gestaltete Thier in den mütterlichen Körper nur verpflanzt werden und hier nur weiter ausgebildet und vergrößert werden sollte, so ließ auch Demokrit die Vorstellungen und Bilder unsrer Seele, schon ganz als solche gestaltet, in die Seele einwandern, hier festwachsen und gedeihen, oder auch wie manche Pflanzenkeime wieder absterben. Es wurde aber in der einen wie in der andern Lehre ein Hauptmoment der neuen Zeugung übersehen. Nicht nur liegt schon in der mütterlich empfangenden Natur der Seele ein ergänzend zugehöriges Element für

den von außen kommenden Stoff der Empfindung (m. v. Plat. Theaetet. 153 und 166) — ein Ergänzendes, was dem äußerlichen Material, wie die Mutter dem Leibe des Ungebornen seinen eigenthümlichen Umriß (Taille) gibt, sondern das, was zuletzt die neue Zeugung begründet, ist ein Drittes, Höheres, welches als allgemeiner Strom der Belebung, als vereinendes Band alle Einzelnen umschlinget (m. v. den Inhalt des §. 30). Kämen die Eindrücke und Vorstellungen der Sinnenwelt nur von außen und allein durch die Sinnen in uns, würde, nach Stratons Lehre (Simplic. Phys. fol. 225, a), der an sich unbewegte Verstand erst durch die Empfindung, diese aber nur durch die Sinnen bewegt, so wären alle die vielfach beobachteten Aeußerungen des Fern- und des Vorausgesichts, welche wir oben (§. 26 u. 34) beschrieben, schlechterdings unmöglich. Diese Thatsachen lassen uns vielmehr jene εἴδωλα, von denen Demokrit spricht, als etwas zu dem äußern, empfindbaren Gegenstand Gehöriges, diesem Verwandtes, als selbstständig in der Seele inwohnend, voraussetzen. Sie sind die Beziehungen der lebenden Monas oder der Seele auf die ganze mitgeschaffene Welt der Dinge (Leibnit. princip. Philosoph. 58, 63, 66, 86), mit denen das organische Einzelwesen durch ein über Alle waltendes Band vereint ist. Die Kraft dieser Vereinigung: die Wirksamkeit des Bandes ist es eigentlich und allein, was von der Seele empfunden wird, nicht der sinnliche Stoff, nach welchem der Zug des Bandes hingeht. Daher kann auch (beim Ferngesicht) eine Wahrnehmung der Sinnenwelt entstehen, wenn diese den leiblichen Sinnen unerreichbar fern stehet; es kann etwas von dem innern Auge gesehen werden, was das äußre Auge noch nie sah. Denn jener innere, auch schon vor der Annäherung der empfindbaren Gegenstände an die Sinnen vorhandene Zug des Bandes kann auch durch einen andern, innern Grund wirksam werden. Insgemein jedoch, und in dem gewöhnlichen, gesunden Zustand unsers Wesens, tritt jener Zug des einen Geschaffnen zum Andern, so lange die Seele mit dem Leibe verbunden ist, erst bei der leiblichen Annäherung und Wechselwirkung in Wirksamkeit.

Die Aeußerung Plato's (in Timaeo 44), daß die Seele zuerst, nachdem sie sich mit einem vergänglichen Leibe vereinte, durch das Zu- und Abströmen der sinnlichen Empfindungen (wie schlaftrunken) vernunftlos, und nur später, wenn der Fluß der Ernährung und des Wachsthums etwas abgenommen, vernünftiger Ueberlegung fähig werde, bezieht sich auf die Beobachtung eines Wechselverhältnisses des passiv aufnehmenden Vermögens zu der selbstthätigen Kraft der Seele, welche uns später (im §. 42) beschäftigen wird.

Eine Ahndung von dem höhern Element des Erkennens, welches allein auch den Wahrnehmungen der Sinnen eine Sicherheit zu geben vermag, gehet schon aus den zehn Grundsätzen oder Sprüchen der Skeptiker (Sext. Empir. Pyrrh, hyp. I, 36; Diog. Laërt. IX, 79) hervor, so wie aus der Lehre der Stoiker von dem Urtheil oder der Meinung der erkennenden Seele, welche unsern Gefühlen zu Grunde liegen (Galen. de Hipp. et Platon. placit. L. III, c. 1, 2, ed. Kühn. Vol. V, p. 365, 366).

Jene Thätigkeit der Seele, welche nach Maximus Tyrius (diss. XL, p. 418, 420) vernunftlos ist, heißet Empfindung. Außer dieser kommt jedoch der Menschenseele auch noch eine göttliche und eine menschliche Thätigkeit des Erkennens zu; jene ist die des selbstbewußten Geistes (νοῦς), diese heißet Verstand (φρόνησις). — Die Empfindung gewährt Erfahrung, der Verstand schaffet das Denken (λόγον), der selbstbewußte Geist gibt die Gewißheit. Das Geschäft der Empfindung gleichet dem des Handlangers, das des Verstandes dem des Geometers, das des selbstbewußten Geistes gleichet dem Werk des Alle leitenden Baumeisters. — Der Alles vereinende und ordnende Wille der Seele wird von Augustin (de Trinitat. XI, 18, ed. Par. 912) mit dem Gewicht verglichen, während die innren Sinnen (Gedächtniß und Phantasie) nur Zahl und Maß angehen.

Ueber der Erinnerung im Menschen stehet noch eine Erinnerung an diese Erinnerung: ein Denken und Wissen von sich selber (Aug. de liber. arbitr. III, c. XIX, 52, ed. Par. I, 607).

Von den innern Sinnen, namentlich von der Einbildungskraft und dem Gedächtniß.

§. 38.

Wenn sich am Abend, beim Einschlummern, die äußeren Sinnen schließen und hiermit die ganze Welt der Sichtbarkeit, mit allen ihren Gestalten und Tönen, der betrachtenden Seele entzogen wird, da tritt aus der innren Dämmerung eine andre Welt der Formen und Bewegungen hervor, so mannichfach und reich als die der äußren Sinnen. Es wird diese innre Welt beständig von einem eigenthümlichen Lichte beschienen, welches mild und lieblich, entkleidet von dem blendenden Glanz und der sengenden Hitze der ober-

irdischen Sonne, Berg und Thal und rauschendes Gewässer erhellet, und diesen innren Räumen fehlet fast nie das frische Grün des Frühlinges und Sommers, oder die Fülle des Herbstes. Was die Menschenhand Künstliches erschaffet, alle Pracht, welche das Auge entzücket, wird da gefunden, jedoch neben dem Lieblichen auch das Unliebliche, neben dem Begehrten das Gefürchtete. Diese Gestaltungen denn sind nicht ohne Stimme und Sprache; Töne und Worte, wie aus allen verschiedenen Richtungen kommend, verständlich und unverständlich, begegnen und verdrängen sich wechselseitig, und so scheinet jener innren Natur, im Vergleich mit der äußeren, nichts abzugehen, als die Stätigkeit und Ruhe, welche diese hat. Denn solche innre Gebilde, wie aus flüchtigem Gewölk geschaffen, kommen und zerrinnen; es schützet da nicht das Hochgebirge seine Größe oder den Baum die Kraft der Wurzeln vor der schnellen Hinwegbewegung, und wo in demselben Augenblick noch Fels und Wald gewesen, da erscheint Ebene oder ein von Wänden umschlossenes Zimmer; wie etwa das Auge, durchs Fernrohr auf ein fernes Gestirn blickend, das Dunkle und Helle in beständigem Wechsel und ohne Aufenthalt vorüber schwirren sieht, wenn keine Hand da ist, welche das künstlich gewonnene Gesichtsfeld der rotirenden Bewegung der Erde nachbewegt.

Vielleicht daß auch das eilende Wandeln der innren Welt der Bilder und Töne nur von einer eignen Bewegung der Seele herrührt, und scheinbar ist wie das Bewegen der am Ufer stehenden Dinge und der beständige Wechsel der von daher kommenden Töne für das Auge und Ohr eines in schnellem Schiffe dahin Fahrenden. Denn in den Zuständen des gewöhnlichen Wachens, wenn die Seele in der eignen Kraft des Selbstbewußtseyns — gleichsam in der Kraft der eignen, innren Glieder — durch jene Welt der selbstgeschaffenen Gestalten und Töne wandelt, steht es in

ihrer Macht, jetzt diese, dann eine andre Region der Gebilde zu besuchen und dieselbe nach Gefallen, jetzt kürzer, dann länger zu betrachten.

Die innerlich bildende Kraft erscheint, nicht beim Menschen allein, sondern bei allen vollkommneren Thieren, als eine den äußeren Mangel erfüllende und ergänzende. Es bildet in den sandigen Ebenen der heißen Länder, auf den zusammengerollten Kiesen des Crawfeldes an der Mündung der Rhone, der in den Morgenstunden aufsteigende Nebel so täuschend die Gestalt der Teiche oder andrer stehenden Gewässer nach, daß nicht der Mensch allein, sondern selbst das schärfer bemerkende Thier, durch den Schein getäuscht, der abbildlichen Welle sich nahet, bis die höher steigende Sonne, oder der Anblick aus unmittelbarer Nähe den Trug zerstört, und die wasserleeren, dürren Gruben und Schluchten in ihrer armen Nacktheit wiedererkennen läßet. So füllt auch die innerlich bildende Kraft der Seele die Lücken und Blößen der äußren Umgebung täuschend aus, und der in Durst und Hunger schmachtende Mensch träumet, im Schlafe wie im Wachen, beständig nur von den wasserreichen Bächen der fernen Heimath oder von den sonst genossenen Speisen, wie denn eine solche, den äußeren Mangel ersetzende, bildende Kraft der Seele, auch am Thiere bemerkt wird.

Die innre, selbstgeschaffene Welt der Seele erscheint uns hierbei in einem merkwürdigen, stellvertretenden Verhältniß mit der äußeren Sinnenwelt. Wie die leichtere Luft in ein Gefäß dringt, das vom Wasser entleert worden, so drängt sich sogleich die innre Sinnenwelt der betrachtenden und begehrenden Seele auf, wenn die äußere hinweggenommen worden. Die Luft würde sich in dem entleerten Gefäße nicht an die Stelle des Wassers setzen, das Wasser nicht an die Stelle der Luft in dem luftleeren Raum emporsteigen können, wenn nicht beide, Wasser und Luft, von der

gemeinsamen Natur der elastischen, wägbaren Körper wären. So könnte auch die innre Sinnenwelt sich nicht an die Stelle der äußeren setzen, wären nicht beide von einerlei Ursprung und Richtung. Denn es ist dieselbe Schöpferkraft, welche in ihrem Kreise die innren Bilder und Vorstellungen der Seele erzeugt, und welche die sichtbaren Gebilde der äußeren Sinnenwelt hervorgerufen hat. Jener Act der Aufmerksamkeit auf eine äußerliche Erscheinung, welcher der Seele die Kraft gibt, diese Erscheinung unter die Wesen ihrer innren Welt aufzunehmen und ihr hier ein fortwährendes Leben zu verleihen, ist schon ein Act der Verleiblichung, gleich jenem, durch welchen die allgemeine, bildende Seele der Natur in den Dingen der Sichtbarkeit sich verleiblichte, und es liegt in jenem innren, bildenden Vermögen unsres geistigen Wesens ein stärkerer Beweis für die eigne Unsterblichkeit und ewige Fortdauer dieses Wesens, als gewöhnlich erkannt worden.

Wir unterscheiden an der Thätigkeit des innren Sinnes, eben so wie im äußeren Geschäft der Sinne, eine zweifältige Richtung, welche gewöhnlich als Einbildungskraft und Gedächtniß beschrieben und benannt wird. Man könnte sagen daß jene in einer an ihr bemerkbaren Doppelform, den äußeren Sinnen des Gesichts und Geschmackes, das Gedächtniß aber dem Geruch und Gehör, vergleichbar sey.

Das nächste und erste Geschäft der Einbildungskraft ist von palingenetischer Natur. Jenen Gestalten und Bildern, welche vermöge eines Vorganges, ähnlich dem der Zeugung, durch den Eindruck von außen und durch das Aufmerken der Seele auf diesen Eindruck innerlich entstanden sind, theilet die Einbildungskraft die beständige, bleibende Natur der Seele mit; während eine andre Kraft, welche nur in einer ihrer Aeußerungen Gedächtniß im engeren Sinn des Wortes ist, den innren Gestalten den lebendigen Odem

und die selbstständige Bewegung gibt. Die bloß reproducirende Einbildungskraft stellet unverändert und treu die vom äußeren Auge erfaßten Bilder innerlich dar, so oft auf diese Region der innren Welt die beleuchtende Sonne des Willens oder Begehrens strahlet, oder (wie im Traume) ein nach andrem Gesetz vorübergehendes, gleichsam meteorisches Licht sie erhellet. Die Einbildungskraft des Thieres scheint bloß von wiederholender, reproducirender, nicht von selber erfindender Art. Dagegen empfängt im Menschen, durch das Geschäft des Geistes, die Einbildungskraft nicht bloß das Vermögen, innerhalb der Gränzen der von außen offenbarten und gegebenen Geschlechter (genera) der Gestalten, neue Arten (species) zu erschaffen, sondern auch durch einen Weg der Metempsychose, welcher an die Lehre des Alterthums von der Wanderung der Seelen erinnert, den in die innre Welt der Vorstellungen aufgenommenen Eindruck in eine höhere oder niedrere Form einzukleiden.

Wenn die geistig hohe, erfindende Kraft, welche in der bildenden Kunst des Menschen waltet, aus den Formen der in der Außenwelt gesehenen Berge und Ströme und Waldungen eine neue Gegend schaffet, welche in dieser Art der Zusammenfügung nirgends vielleicht auf der Erde vorhanden ist; wenn ein noch höherer Aufschwung der Kunst die edle Menschengestalt mit den Zügen einer Schönheit oder geistigen Würde bekleidet, die in solcher Art dem äußren Auge nie erschienen: so hat (scheint es) die Einbildungskraft in diesen Fällen dasselbe Werk gethan, welches die verändernde Gewalt des Klima's und Bodens bewirkt, oder selbst die künstliche Pflege des Menschen, wenn die erstere im Geschlecht der Lilien hier die rothe oder braune, dort die edle, weiße, im Geschlechte des Enzians hier die niedre Art der subalpinischen Wiesen, dort die hohe, vielblumige der Alpengehänge hervorruft, und wenn die menschliche Cultur an

den Geranien und manchen andren Gartenblumen fast zahllos die Spielarten mit der Beständigkeit der wirklichen Arten erzeugt. Und dennoch ist das Werk, das schon hier die Seele übte, ein ungleich höheres, als der Einfluß des Klima's. Denn obgleich in ihrer Beziehung auf das bloß Irdische und leiblich Gewordene die Einbildungskraft, auch die kühnste und gewaltigste, nicht das Vermögen hat, eigentliche, neue Genera zu erzeugen, und obgleich das, was man zuweilen als solche betrachtet, nur Mißgeburten sind, deren wunderlich gemengten Elementen die innre Kraft des geistigen Fortbestehens und der Wahrheit mangelt, so entquellen dagegen der höheren, dem göttlichen Erkennen verwandten Art der Einbildungskraft (nach §. 63) Bilder von prophetischer Natur, welche in der gewöhnlichen Region des Seelenlebens als Fremdlinge, jedoch von tief vorbedeutender Art erscheinen. Denn es kann die Seele auf geistigem Wege, wie dieß schon die Schöpfungen der höheren Kunst bezeugen, das Vermögen empfangen, ihre innren Gebilde auf ganz neue Stufen (Potenzen) des Seyns und des Gestaltens zu erheben, und wie die Raupe das Gespinnst für den noch ungebornen, künftigen Leib, einen Tempel erbauen, dessen Herrlichkeit nicht für den jetzigen, sondern für den Menschen des Jenseits bestimmt ist.

Die Gebilde und Wesen der innren Welt, welche der Boden der Einbildungskraft erzeugt und heget, stehen der bemerkenden Seele, eben so wie die Körper der Sichtbarkeit dem Leibe, bald näher, bald ferner. Es führt zu einigen von ihnen, welche Gegenständen der Außenwelt entsprechen, denen eine besondre Kraft innenwohnet angenehme Gefühle aufzuregen, ein Zug der Zuneigung, den die Sprache mit dem Worte Geschmack bezeichnet, und derselbe innre Sinn ist es, der auch andre Bilder und Vorstellungen der innren Region als gleichgültig oder sogar widerwärtig vermeidet

oder verabscheut. Etwas Allgemeines der Richtung wird zwar hierbei in allen Menschenseelen gefunden, zugleich verräth jedoch auch jede von ihnen in einzelnen Zügen ihren besondren Geschmack. Beachten wir dieses Allgemeine und Besondere in der Anziehungskraft der Seele, wodurch diese einen Theil ihrer Innenwelt so beständig und oft sich zurückruft und so nahe sich aneignet, als gehöre er zu ihrem Wesen selber, dann werden wir an das erinnert, was oben von den Nahrungsmitteln der Seele (im §. 32) erwähnt worden. Es ist der Zug der öfteren und innigeren Aneignung nach solchen Bildern und Vorstellungen der innren, selbstgeschaffenen Welt gerichtet, die am meisten zur eigenthümlichen Gestaltung und Entwicklung der Seele gewirkt haben und noch wirken, und derselbe Zug lehret solche Bilder und Vorstellungen vermeiden, welche jener eigenthümlichen Gestaltung hinderlich erscheinen, oder ihr doch nicht förderlich sind.

Im Thierreich wird der scharfblickende Fischadler, wenn er im Spätherbst oder Winter den gewohnten Aufenthalt verläßt, unwiderstehlich von dem Glanz des Gewässers angezogen, und der zur Nahrung bestimmte Fisch aus weiter Ferne von ihm erkannt. Ein natürlicher Zug ist es, der den Vogel zur gewohnten Beute hinabführt, welche, alsbald ergriffen, nicht allein zur Ergötzung des nach fremdem Fleische begierigen Geschmackes, sondern zur Ernährung und Bekräftigung des eignen Fleisches dienet. Zu gleicher Zeit, wenn ihn der Zug nach dem Gewässer und der in diesem wohnenden Beute, über Berg und Thal führt, bemerkt der scharfsichtige Vogel kaum die reichen Traubengelände, oder andere Früchte des Herbstes, welche die singende Drossel aus weiter Ferne hierher zogen.

So fühlt sich die Seele des jugendlichen Helden nach Allem mächtig hingeneigt, was den innren Drang nach

der ersehnten That ernährt und stärkt. Es weckt und erhält die Aufmerksamkeit der Ruf der fremden Heldenthaten, während das Treiben eines andersartigen, bürgerlich-erwerblustigen Geschäftes kaum bemerkt wird. Bilder und Vorstellungen aus jenem der Seele angewiesenen Kreise kehren beständig wieder und sind immer beliebt, die andren nicht. So ist in der Seele eine Kraft, ohne Unterschied alle Eindrücke der Außenwelt innerlich zu verklären und zu beseelen: die Kraft der Innen- oder Ein-bildung, und diese entspricht in ihrem Kreise der Kraft des Gesichts, welche ohne Unterschied alles Leuchtende und Beleuchtbare umfasset. Es ist aber ein andres Vermögen, das aus dem gesammten Reich des Innengebildeten das Beliebte und Verwandte sich herauswählt und nähert, das Andre zur Seite lässet oder entfernt. Dieses ist der Geschmack der Seele, in der That entsprechend jenem Sinn des Leibes, welcher an der redenden Zunge haftet und den die Sprache mit dem gleichen Namen: „Geschmack" nennet.

Den scharfspürenden Hund leitet der Geruch nach der begehrten Beute hin. Dieser Sinn bemerkt aber, wie wir schon oben (im §. 18) gesehen, alle Einwirkungen der bewegenden Kraft des Lebens auf seine Außenwelt, und diese Bewegungen, nur in andrer Form, sind auch der Gegenstand des Aufmerkens und Wahrnehmens für das Ohr. Diesen beiden Sinnen des Leibes: dem Geruch und Gehör, entspricht in seinen verschiedenen Richtungen und Thätigkeiten das Gedächtniß.

An das zuerst erwähnte Geschäft des Geruches: die Spuren der begehrten Beute überall aufzufinden und zu bemerken, erinnert jene Fertigkeit des Gedächtnisses, die Gegenstände, welche stärker auf den innren Geschmack wirken, am leichtesten und öftersten zurückzurufen. Der Freund der Geschichte wie jener der Naturforschung wird am leichtesten

des Angeschauten und Vernommenen aus diesem seinem naturgemäßen Kreise sich erinnern, während er das außer diesen Gränzen Gelegene nur mühsam und mit Anstrengung zurückrufen kann.

Es wird die, zunächst zweiseitige Richtung des Gedächtnisses unter den verschiedenen Namen des Orts- und Sach-, so wie des Ton- und Namengedächtnisses bezeichnet. In allen diesen Functionen bemerkt jener innre Sinn, welcher in einem weiteren Verstande des Wortes: Gedächtniß ist, zunächst nicht das Gewordenseyn, sondern das Werden, nicht das ruhende Bestehen und Beharren, sondern das selbstthätige Bewegen oder das Bewegtwerden der Dinge der innren Welt. Denn auf einer solchen selbstthätigen Bewegung der Seele nach einem Gegenstand der Außenwelt hin beruhet das Wort, mit welchem die Sprache den Gegenstand bezeichnet, und welches das Gedächtniß im engeren Sinne auffasset.

Wie das Hören des leiblichen Ohres in der Physiologie öfters als ein Mittönen der Gehörnerven mit dem äußeren Ton betrachtet worden, oder als ein der Muskelbewegung nahe verwandtes, innres Bewegen, das durch ein äußres erregt wird; so ist auch jener Act, in welchem die Seele des Menschen, durch die alsdann eine höhere, selbstthätige Kraft des Geistes wirkt, den Dingen der Außen- und Innenwelt ihren eigenthümlichen Namen gibt, eine innre, der Thätigkeit des Wollens und Begehrens nahe verwandte Regung, welche durch eine äußere, dem benannten Gegenstand zukommende, geweckt wird.

Nach der, übrigens nicht ganz statthaften, Vorstellung einiger früherer Jahrzehente sollte der gegebene Name öfters eine bloße Nachbildung der eigenthümlichen Laute oder der Stimme seyn, welche der benannte Gegenstand für sich selber oder bei einem äußeren Anstoß von sich gibt. Allerdings

läßt sich auch hin und wieder in den Menschensprachen dieses Entstehen der Namen für Thiere und manche andre Wesen der Sichtbarkeit erkennen. Die Einwirkung der äußeren Dinge auf jenes Organ der Seele, das den Namen gibt, ist indeß öfters eine andre, feinere, als die des Tönens oder der Erschütterung der Muskeln, sie scheint vielmehr vergleichbar mit der Einwirkung der oben (im §. 18) erwähnten Principien des thierischen Bewegens auf das Geruchsorgan. Dieselben Metalle, welche in freier Luft an einander geschlagen den hörbaren Ton erwecken, erregen unter andren Umständen durch ihr Aneinanderbewegen ein Zucken der Muskeln oder den eigenthümlichen, galvanischen Geschmack und Geruch, auf der Zunge und in der Nase, und es zeigt nicht bloß die Geschichte jener Menschen und Thiere, welche Metalle und Wasser aus ziemlicher Ferne fühlen, oder die einiger Nervenkranken, sondern mehr noch die Beobachtung, welche an magnetisch Erweckten (nach §. 26) gemacht worden, daß alle Gegenstände der äußeren Natur im Leibe, und durch ihn in der Seele eine Bewegung wecken, der entsprechend, durch welche jene Gegenstände entstunden. Eben so wie der Krystall noch Jahrhunderte nach seinem Entstehen mit derselben bildenden Kraft, durch welche er selber gestaltet worden, auf andere Krystalle, selbst von ganz verschiedener chemischer Beschaffenheit, wirkt, welche neuerdings aus einer umgebenden Flüssigkeit sich auf ihn niederschlagen.

Die Namen, welche der Mensch den Gegenständen der Natur so wie den Gebilden seiner innren Welt gibt, stehen in einer näheren, wesentlicheren Beziehung mit den Dingen, als man gewöhnlich zugeben wollte. Jene sind, gerade für diese Dinge, so nothwendig und unabänderlich, als die Resonanz oder das Mittönen eines klingenden Körpers jetzt in diesem, dann in andrem Tone, je nachdem dieser oder jener Laut von außen erschallte. Anders zwar macht sich alsdann

dieses Mitbewegen in dem Wasser oder dem Staub des Kolophoniums, anders in dem feingespaltnen Holz des Resonanzbodens, anders in der Saite bemerkbar, wie denn eine solche verschiedne Natur des innren, nennenden Organes auch in der Verschiedenheit der Menschensprachen erkannt wird.

Die magnetische Kraft des Wortes, an welche das Alterthum glaubte, bestehet unter andrem auch in einem Aufregen der innren Bewegung der Seele, welche der Bewegung verwandt ist, die dem zum Wort verklärten und verwandelten Gegenstand inwohnet, und hierauf gründet sich unter andrem das merkwürdige Verstehen des Sinnes auch einer fremden, sonst unbekannten Sprache, das in gewissen Fällen wahrgenommen worden. Das Alterthum traute dem Menschenworte eine Kraft zu, die innre Bewegung der eignen Seele, die das Wort erzeugt, selbst in thierische Seelen fortzupflanzen oder überzutragen, und auf dieses Vertrauen gründet sich noch jetzt bei einigen Völkern das Geschäft der sogenannten Schlangenbeschwörer.

Mit dem obenerwähnten, unmittelbaren Uebergehen eines äußerlich vernommenen Tones in das Wort, das diesen Laut nachbildet, und so das brüllende oder schreiende Thier als Name bezeichnet, ist jenes Gedächtniß für Töne und Worte verwandt, welches unverändert und treu den gehörten Schall auf die nachbildenden Organe der Stimme überträgt. Dieser innre Sinn entspricht dem äußerlichen des Gehörs. Wir finden ihn im Thierreich, besonders an den singenden und Worte nachsprechenden Vögeln, und zwar auch hier bei verschiedenen Vögeln von einer und derselben Art in sehr verschiednem Maße. Denn es wird öfters unter zwölf Staaren von demselben Alter und derselben äußeren Beschaffenheit nur Einer gefunden, an welchem die auf alle gleichmäßig gewendete Mühe und Belehrung nicht verloren

ſt, und der vielleicht in wenig Tagen die vorgeſagten Worte beſſer und vernehmlicher nachſprechen lernt, als ein andrer in mehreren Monaten. So lernt auch unter mehreren Gimpeln aus demſelben Neſte, der eine leichter und richtiger die gehörten Melodien nachpfeifen, als die andren.

Dieſe Aeußerungen des ſogenannten Ton- ſo wie des Wortgedächtniſſes im beſchränkten Sinne gehen beide von einem und demſelben innren Organe aus, ſo wie es nur ein äußrer Sinn, wie es immer daſſelbe Ohr iſt, das beides: die Töne und Melodien wie die Worte vernimmt. Die Fähigkeit des Stimm- und Sprachorganes zur leichteren Nachbildung, mehr der Melodien oder mehr der Worte, ſcheint auf die Entwicklung des innren Gehörſinnes, mehr nach der einen oder nach der andren Richtung, einen bedeutenden Einfluß zu haben, wobei jedoch nicht vergeſſen werden darf, daß der Menſch nicht allein die eigne Kehle, ſondern auch die tönenden Körper der ihn umgebenden Sichtbarkeit zu Stimmorganen umzuſchaffen vermöge.

Das eigenthümliche Vorrecht der Menſchennatur vor der thieriſchen: die vieltönige Stimme und Sprache (nach §. 24) begründet auch in unſrer Seele einen Umfang und ein Vermögen des Ton- und Wortgedächtniſſes, wie wir dieſes bei keinem andren Weſen unſrer Sichtbarkeit wiederfinden. So vermochte der Engländer Morton eine ganze, von ihm angehörte Rede aus dem Gedächtniß wieder herzuſagen; Hortenſius, von welchem Seneca erzählt, merkte ſich den Verlauf einer öffentlichen Verſteigerung, bei welcher er zugegen geweſen, ſo treu, daß er nicht bloß die einzelnen Gegenſtände, ſondern zugleich auch die Preiſe, um welche ſie verkauft worden, angeben konnte. Claudius Menetrier konnte dreihundert ſinnlos zuſammengeſetzte Wörter, nachdem man ſie ihm nur ein einziges Mal vorgeſagt, in jeder beliebigen Aufeinanderfolge wieder herſagen, während ein

Schüler Schenkels (des Erfinders einer Art von Gedächtnißkunst) eine gleiche Zahl von Wörtern und zugleich zweihundertundvierzig Sentenzen in der nämlichen Ordnung wiederholte, in welcher er sie gehört hatte. Zweitausend Namen merkte der berühmte Picus Mirandola, der Kenner von zweiundzwanzig Sprachen, nach nur einmaligem Anhören, und jene Kraft des Gedächtnisses, durch welche nach Seneca's Bericht, Cyneas, Pyrrhus Gesandter, so wie ein Andrer, der ein angehörtes, fremdes Gedicht mit wörtlicher Treue wieder hersagte, ihre Zeitgenossen in Erstaunen setzten, wurde, wie es scheint, noch von jenem Vermögen der Wiedererinnrung übertroffen, das den Florentiner Antonius Magliabecchi zu einem Wunder seiner Zeit machte. Dieser behielt nicht bloß den Inhalt eines von ihm gelesenen Buches mit fast wörtlicher Treue, sondern öfters zugleich auch die Zahl des Capitels, ja selbst der Seite, auf welcher irgend eine Stelle gestanden, in der Erinnrung, und besaß hierbei auch ein bewundernswürdiges Ortsgedächtniß für Localitäten, in denen die Bücher sich befanden. Joseph Scaliger hatte in einundzwanzig Tagen die Gesänge des Homer, hierauf in vier Monaten die Werke aller griechischen Dichter auswendig gelernt; und durch ein für Namen so wie für Sachen gleich empfängliches und treues Gedächtniß haben sich, unter den Alten namentlich Themistokles, unter den Neueren aber der tiefdenkende Pascal so wie Leibnitz und Locke ausgezeichnet. Der treffliche William Jones hatte sich des Verständnisses von 28 Sprachen so wie die Kraft der mündlichen und schriftlichen Mittheilung in denselben zu eigen gemacht. Fast noch überraschender als die Wirkung des Wortgedächtnisses erscheint öfters die Wirkung des Figuren- und Zahlengedächtnisses, und es gränzt fast ans Unglaubliche, was wir von jenem Manne lesen, welcher nicht bloß die Namen der Soldaten eines ganzen Bataillons nach einmaligem Anhören im Ge-

dächtniß behielt, sondern dreißig geometrische Figuren, mit denen er alle beliebigen geometrischen Operationen in derselben Sicherheit und Klarheit vorgenommen, als wenn dieselben, auf eine Tafel gezeichnet, ihm vor Augen stünden. Johann Wallis berechnete sogar, im Finstern, aus dreiundfünfzig ihm aufgegebenen Zahlen die Quadratwurzel.

Es wirkt in den meisten dieser Fälle, wenn auch nicht so unverkennbar als bei Heidegger, der nach einmaligem Durchwandern eines Dorfes, dessen Länge eine halbe Meile betrug, alle einzelnen Gegenstände in der Aufeinanderfolge gemerkt hatte, in welcher er an ihnen vorübergekommen, außer jenem innren Sinne, welchen wir mit dem äußren Ohre verglichen, noch ein andrer mit, der, wie oben erwähnt, dem Geruche entspricht. Allerdings haben auch die innren Sinne ihren bestimmten Kreis und ihre wechselseitige Abgränzung, und es kann der eine in vorzüglicher Stärke vorhanden seyn, während der andre fast ganz zu fehlen scheint. Nicht ohne Beziehung hierauf erscheinen dann solche Fälle wie der von Hamberger beobachtete, wo das Tongedächtniß bei einer völligen Lähmung und Hemmung des Wortgedächtnisses noch wirksam geblieben, oder jene öfter vorkommenden, in denen gewisse äußere Einflüsse (z. B. geistige Getränke), welche die Einbildungskraft aufregen, zugleich das Gedächtniß schwächen oder doch auf einige Zeit in seiner Wirksamkeit beschränken. Weßhalb solche Menschen, die sich durch ein außerordentliches Gedächtniß hervorthaten, meist eben so ausgezeichnet durch ihre Mäßigkeit im Essen und hierbei Wassertrinker gewesen. Dennoch wird, ungeachtet jener Geschiedenheit und Abgränzung der innren Sinnen, ein öfteres Zusammenwirken des einen mit dem andren bemerkt, wobei die beiden verwandten Thätigkeiten zu einer gemeinsamen verschmelzen. So vornehmlich die Wirksamkeit des innren (gleichsam) Gehörsinnes, mit dem innren Sinn

des Geruches und einem andren, der dem Tasten oder Fühlen parallel gehet.

Jenes Wiederaufspüren der innren Bewegungen, welche in der Seele durch äußere Eindrücke aufgeregt worden, das wir schon öfter (auch im §. 26) mit dem äußeren Geruch verglichen, äußert sich am augenfälligsten als sogenanntes Sachgedächtniß. Von diesem wird öfters der ganze Inhalt eines gelesenen Buches oder einer vernommenen Erzählung treu erfaßt und behalten, ohne daß die Worte, in welche der Inhalt eingekleidet war, wenigstens in derselben Treue in der Erinnrung bleiben; obwohl in vielen Fällen, wie in dem von Joseph Scaliger angeführten, Inhalt und wörtliche Einkleidung so nahe zusammenfallen, daß mit der Sache zugleich das Wort in der Seele bleibt. Es konnten deßhalb öfters die amerikanischen, sogenannten Wilden eine für sie besonders eindrückliche Rede ihrer Missionäre, welche Stunden lang gedauert hatte, mit vollkommen wörtlicher Treue wieder hersagen, und es wirkte hierbei derselbe innre Sinn, durch welchen sie, nach vielen Jahren einen Menschen, den sie damals in ganz andrer Kleidung und äußerem Zustand sahen, auf den ersten Blick wieder erkennen. Nicht ohne Bedeutung erscheint es hierbei, daß bei eben diesen Indianern zugleich der äußere Sinn des Riechens von so bewundersweürdiger Schärfe ist.

Der leibliche Sinn des Gefühles oder Tastens, so erkannten wir oben, bemerkt zunächst das Hinauswirken der inwohnend eignen, bewegenden Kraft auf die Außenwelt. So ist ein innrer Sinn jenem des äußeren Tastens gleichlautend und entsprechend, ein Sinn, welcher die Reihe und Aufeinanderfolge der eignen Handlungen der Seele: ihr von innen nach außen gerichtetes Wirken zurückspiegelt und aufbewahrt. Diese Richtung des Gedächtnisses für das eigne Wollen und selbstthätige Wirken könnte man mit dem Namen

Besinnungskraft bezeichnen. Sie zeigt sich in vielen Fällen in so augenfälliger Weise, daß die andren Richtungen des Erinnerungsvermögens hierdurch ganz aufgehoben oder verdunkelt werden.

In einer nur vorbildlichen und mehr leiblichen Region wird öfters die Thätigkeit der andren Sinne durch die des Gefühlsinnes zurückgedrängt und unmerklich gemacht, und der Sinn des Tastens wirkt überhaupt dann am schärfsten und stärksten, wenn die andren Sinnen, vorzüglich das Gesicht, den Eindrücken der Außenwelt verschlossen oder außer Wechselverkehr mit ihr sind. Daßelbe bemerken wir denn auch bei dem innren Urbild des Tastsinnes. Denn wenn jener Nachtwandler, den der Knall eines nahe bei seinem Ohre abgeschossenen Pistoles nicht erwecken konnte, augenblicklich munter wurde, sobald der treue Haushund zu bellen anfing, wenn Andre bei dem Ausrufen ihres Namens aufwachten; wenn selbst im gewöhnlichen Schlafe, den ein zehnfach stärkeres Geräusch von andrer Art nicht zu unterbrechen vermochte, eine zärtliche Mutter die leisen Laute des eben erwachenden Kindes vernimmt, so zeigt sich dabei jener innre Sinn geschäftig, welcher das eigne Wollen und Erfassen der Außenwelt beachtet und seiner selbstthätigen Bewegungen sich erinnert. Auch unter den äußeren Sinnen schläft, in den meisten Fällen, der des Gefühles leiser als die andren, und einen fest schlafenden Menschen, den weder ein heller Lichtglanz noch das laute Sprechen in seiner Ruhe störte, erweckt öfters eine leise Berührung mit der Hand. Wir gehen, im gewöhnlichen, wachen Zustande an mannichfachen Gegenständen vorüber und hören vielfältige Stimmen und Laute, aber zugleich ist die Seele durch Leidenschaften oder Gedanken über das eigne künftige Wollen und Wirken bewegt. Wir sind dann am Ende des Weges, und alles was während desselben ins Auge gefallen oder vom Ohr

vernommen worden, ist vergessen oder vielmehr die Erinnerung daran zurückgedrängt, durch die vorherrschend mächtige Erinnerung an das selbstthätige Walten des eignen Wollens und Denkens, welche den innren Tast- oder Gefühlssinn erfüllt. Nur ein späterer Anlaß macht zuweilen zufällig jene zurückgedrängten und unbemerkbar gewesenen Spuren der äußeren Eindrücke wieder sichtbar, welche damals zugleich die andren innren Sinne aufregten, und welche allerdings auch nicht aufhören im Stillen geschäftig zu seyn. Denn alles was den Leib und seine Sinnen berührt, das kommt hierdurch in einen Rapport mit der Seele und in einen Besitz derselben, welchen keine Zeit wieder auflösen noch vernichten kann (m. v. den §. 26).

Die Betrachtung des innren Tastsinnes führt uns übrigens noch zu einer andren Bemerkung, welche auch über den Zusammenhang des Geschäfts der andren innren Sinnen mit dem selbstthätigen Wirken und Wollen der Seele einiges Licht verbreitet. Schon von der niederen und abbildlichen Region her sind die Eindrücke, welche auf das leibliche Gefühl geschahen, der Erinnerung weniger und schwerer zugänglich, als die höheren Sinneseindrücke. Es ist der heftigste Schmerz, einige Stunden oder Tage nachdem er aufgehört, zwar nicht vergessen, aber die Erinnerung kann ihn nicht deutlich vorstellen, während das Bild der schneidenden oder brennenden Instrumente, welche den Schmerz erregten, die Gestalt der Umstehenden und öfters selbst jedes bei der Operation gesprochene Wort der Seele ganz klar und gegenwärtig blieben. In einem gewissen Falle hatte ein krank Gewesener alle von ihm erlittenen Schmerzen bei der Genesung gänzlich vergessen, obgleich er sich aller andren Umstände und Begegnisse seines Krankseyns erinnerte. Ein solches Verschwinden aus der Erinnerung wird vorzüglich bei solchen Schmerzen bemerkt, welche in Organen stattfanden,

deren Nerven aus der dem Willen verschlossenen Region der Gangliargeflechte entspringen. Wir würden auch der leiblichen Wohlgefühle eben so vergessen und ihrer innren Wiedervorstellung eben so wenig fähig seyn, als jener der Schmerzgefühle, wenn nicht das wiedererwachende Bedürfniß und Streben nach der genossenen Speise zugleich die Erinnerung an ihren Wohlgeschmack hervorriefe. Es steht deßhalb die Rückerinnerung an das empfundene Gefühl mit dem Vermögen, und zum Theil selbst dem Streben des Willens, dasselbe zu erneuern, in Zusammenhang, und ist von ihm abhängig. Ja in gewissen Fällen scheinet, bei einer theilweisen Verdunklung des Gedächtnisses und Erinnerungsvermögens, nur jene Partie des vergangenen Lebens noch beleuchtet, zu welcher die Seele ein Zug der Neigungen hinführet, welcher auf eine höhere Verwandtschaft hindeutet. Die noch hellgebliebene Partie ist zuletzt öfter nur die der unschuldigen Kindheit.

Die Marchese Solari zu Venedig, deren Mutter eine Französin gewesen, und die daher in ihrer Kindheit französisch gesprochen, dieses jedoch später verlernt hatte, vergaß auf einmal während des Fiebers all ihr Italienisch, und sprach nur geläufig französisch. Nach der Genesung kehrte ihr die gewöhnliche Fertigkeit im Italienischen wieder, und sie verlernte wieder das Französische. In ihrem hohen Alter konnte sie jedoch abermals kein Italienisch mehr sprechen, sondern nur noch die Sprache ihrer Kindheit: Französisch.

Dennoch ist bei mehreren Fällen dieser Art der Grund des Vergessens in der Gebundenheit der selbstthätig wirkenden Kraft des reiferen Alters zu suchen. Denn auch nach den Zuständen des magnetischen Hellsehens ist, wie oben erwähnt, die Erinnerung an alles während derselben Empfundene, an das gesprochene Wort so wie an die vollbrachten Handlungen, völlig aus der Erinnerung ver-

schwunden. Es hat hierbei eine bewegende Kraft gewirkt, welche die Seele im Zustand des gewöhnlichen Wachens nicht selber in und aus sich zu erzeugen vermag, deßhalb ist ihr auch die Wiedererinnerung des ungewöhnlich Gewirkten nicht möglich.

Auch dieses eben erwähnte Verhältniß des innren Tastsinnes zu den andren Sinnen erinnert an das oben erwähnte Verhältniß der Nerven, welche zu den Sinnesorganen so wie zu den willkürlich beweglichen Theilen gehen, zu den sogenannten sensiblen, welche den Organen ihr Gefühl geben, und es erscheinen hierbei die vier andren innren Sinnen mit dem fünften in einem Gegensatz, der uns noch an einem andren Orte beschäftigen wird.

Wie bereits erwähnt, finden sich alle innren Sinne der Seele, eben so wie die äußerlichen des Leibes, nicht allein bei dem Menschen, sondern auch am Thiere. Dieses hat mit uns das Träume bildende und die Furcht erregende Vermögen der Einbildungskraft gemein; es verräth der gelehrige Sangvogel das Gedächtniß für Töne, ja für Worte; das Daseyn des innren Sinnes, welcher dem äußren Geruch entspricht, zeigt sich an den Aeußerungen eines Orts- und Personengedächtnisses, welches am Hunde von bewunderns-würdigerer Stärke erscheint als am Menschen; der innre Tastsinn wird schon an der Gelehrigkeit des Thieres für mancherlei künstliche Bewegungen und Handlungen erkannt. Denn diese Gelehrigkeit beruht auf der deutlichen Zurückerinnerung an das vorhergegangene Thun und Wirken.

Bei diesem Vergleich der innren Sinne am Thier und am Menschen erfahren wir dasselbe, was uns der Vergleich der äußren Sinnen an beiden lehrte. So wie unter den leiblichen Sinnen gerade die beiden scheinbar niedrigsten: Geschmack und Gefühl es sind, durch deren Entwicklung und Stärke der Mensch sich vor andren Lebendigen auszeichnet; so finden sich in seiner geistigen Natur auch der Geschmack

(entsprechend dem leiblichen der Zunge) und die Besinnungskraft am eigenthümlich mächtigsten entfaltet. Von dem Orts- und Personengedächtniß wenigstens (dem Sachgedächtniß in einem engeren Sinne) ist es augenfällig und erwiesen, daß es beim Thier nicht selten in stärkerem Maße vorhanden und schärfer sey, als beim Menschen. Dieser wird selbst von dem berühmten Esel des Dundas eben so sehr an jenem innren Sinne übertroffen, als an Spürkraft des leiblichen Geruches von den Raubvögeln und Hunden. Bei dem nahen Zusammenhange, in welchem die Richtung des Gedächtnisses mit der bloß reproducirenden Einbildungskraft stehet, ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch diese bei vielen Thieren schärfer und treuer sey, als bei den meisten Menschen; vielleicht in demselben Grade, in welchem einige uns an leiblicher Sehekraft übertreffen. Das Tongedächtniß erscheint, wenigstens bei manchen Vögeln, in ausgezeichneter Schärfe. Dagegen ist es der Geschmack, veredelt zum Schönheitssinne, welcher über alles Wirken der innren Sinnen bei dem Menschen dieses Eigenthümliche (eigentlich Menschliche) verbreitet, wodurch unsre Seelenthätigkeit am meisten von der thierischen sich unterscheidet; und es ist die Besinnungskraft allein, durch deren ausgezeichnete Stärke unsre Ueberlegung und Vernunft zu derselben Herrschaft und Obergewalt vor und über allen Lebendigen der Sichtbarkeit gelangen, zu welcher, nach einer alten Ansicht, unsern Leib der Besitz der fühlenden und feingreifenden Hände erhebt.

Aber auch schon bei den übrigen innren Sinnen darf das Eigenthümliche, das dieselben in Verbindung mit dem nachher (§. 40) erwähnten, göttlich menschlichen Erkennen in unsrer Natur haben, nicht übersehen werden. Nur der Mensch hat die schöpferische, auf ein Künftiges und Unsichtbares gerichtete Einbildungskraft (m. v. §. 62). Nur der Mensch merket auch die Bedeutung von Worten, welche sich

auf ein Uebersinnliches beziehen; er nur merket Raum- und Ortsverhältnisse, welche nicht das Auge, sondern der berechnende Verstand gefunden und gemessen hat, nur er erinnert sich seiner Gedanken. Das Thier hat mithin auch von den innren Sinnen nur die irdische Art: ein bloßes Abbild der höheren.

Wie im thierisch leiblichen Leben ein Princip ist, von gleicher Art und Mächtigkeit mit dem in der atmosphärischen Luft herrschenden, und deßhalb fähig, diese an sich zu ziehen und leiblich zu gestalten (nach §. 7); so ist in der Seele des Menschen vorzugsweise ein Princip wirksam, das nicht bloß den fernen Nachhall der Gedanken eines göttlich schaffenden Geistes, welcher in der äußren Sichtbarkeit vernommen wird, nachtönet, ohne ihn zu verstehen, sondern das selber stimmfähig, die Bedeutung der Sprache versteht und mit Verstand sie redet. Die Werke, welche die selber schaffende Phantasie des Menschen hervorbringt, kommen aus einem geistig selbstthätigen und eigenmächtigen Anfange, welcher, in all seiner jetzigen Beschränktheit, dennoch von gleichem Geschlecht erscheint mit jenem, aus welchem die ganze, hehre Ordnung des Weltgebäudes hervorgegangen.

Erläuternde Bemerkungen. Die Phantasie ist nach Aristoteles das Vermögen der Seele, durch welches ein Bild in uns entsteht, nicht die Kraft etwas metaphorisch zu benennen oder zu bezeichnen. — Sie ist nicht Eines mit dem äußern Sinn und seiner Thätigkeit; denn wenn dieser, z. B. im Schlaf oder Traum ruhet, ist dennoch die Phantasie noch geschäftig. Der äußre Sinn ist immer da, der innre nicht; jener sieht, was wirklich vorhanden ist, dieser vermag auch Falsches zu erdichten. Auch nicht mit der Meinung ist die Phantasie ein und dasselbe; denn aus der Meinung wird durch die Kraft des Verstandes (λόγος) die feste Ueberzeugung oder der Glaube (πίστις), welchen das Thier nicht hat, weil ihm der dem Menschen inwohnende λόγος abgehet (Arist. de anim. III, c. 3).

Das Gedächtniß (μνήμη) und das Erinnerungsvermögen oder die Besinnungskraft nach S. 305 (ἀνάμνησις) werden von Aristoteles

genau unterschieden. Das Gedächtniß bezieht sich auf ein Gewordenes, schon Gegebenes, ist mit der Einbildungskraft verwandt und verbunden (Aristot. de memor. et remin. c. 1). Das Erinnerungsvermögen dagegen ist nur dem Menschen eigen (ib. c. 2). Geniale Menschen sind mehr mit Erinnerungsvermögen begabt, beschränkte mehr mit Gedächtniß (ib. c. 1). Das bloße Gedächtniß weiß, was geschehen ist, das Erinnerungsvermögen weiß, unter welchen Umständen es geschehen ist.

Das Geschäft der Phantasie wird von Chrysippus als ein Einprägen oder vielmehr Assimiliren des äußern Eindruckes vorgestellt nach Diog. Laërt. VII, 50; als ein innerliches Fixiren der Erscheinungen nach Suid. sub voc. φαντασία.

Die Einbildung wird von außen durch die Macht des Eindruckes mittelst des Sinnes auf das Erkenntnißvermögen erzeugt; der Trieb gehet von innen aus der Selbstthätigkeit (Spannung) des selbsterkennenden Geistes hervor (Philo SS. Leg. Alleg. I, 45, ed. Mang. I, 49). Das Gedächtniß vergleicht Philo mit dem wiederkäuenden Kamel und seiner Capacität zu trinken (de poster. Cain. ed. Mang. p. 254).

Nach Maximus Tyrius (diss. XXVIII, p. 290) ist die Erinnerung nur die Geburt des dem Menschen inwohnenden Keimes der Erkenntniß. Wie eine von obenher Alles überblickende Sonne zu dem, was (bei ihrem Lichte) ein Schritt vor Schritt gehender Fußgänger überschauet, verhält sich das göttliche Erkennen zum menschlichen (Diss. I, p. 12).

Sinnorgane des innren Menschen erkennt an Basilius Cäsariensis (Homil. in Princip. Proverb. ed. Par. II, 109).

Die Phantasie ist der erste oder feinere Leib der Seele, und bildet die gemeinsame Gränze zwischen der Seele und dem äußern, gröbern Leib (Niceph. Schol. in Synes. ed. Par. cm. not. Dion. Petav. p. 382).

Im Traume, vorzüglich aber in den Zuständen, die zwischen Schlaf und Wachen stehen, kann man oft die Thätigkeiten der verschiedenen innern Sinnen, wie die Nachklänge der Glocken neben einander gehen sehen, ohne daß eine auf die andere Einfluß hat. Das Gedächtniß wiederholt uns eine Reihe von Worten, zugleich stellt uns die Phantasie Gestalten vor, welche mit jenen Worten durchaus in keiner Beziehung stehen.

In den wasserleeren Ebenen von Afrika, dem Verschmachten vor Durst nahe, träumt Mungo Park ohne Aufhören von den wasserreichen Thälern und Auen seiner Heimath. Von dem Ergänzungs- und Erstattungsvermögen, welches an der Phantasie der einsam eingeschlossenen Stubenvögel bemerkt wird, erzählt Bechstein in s. gemeinnützigen Naturgeschichte Deutschlands im 2ten Band

S. 71; eben daselbst spricht er auch vom Gedächtniß der Vögel. — Von dem innren, wesentlichen Zusammenhang zwischen Wort und Sache wird noch im §. 42 weiter die Rede seyn. Zu den im §. aufgestellten Beispielen von großer Gedächtnißkraft ließe sich unter andern noch folgendes hinzufügen: Zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte zu Stirling in Schottland ein armer Mann, blind Jamie genannt, der jede Stelle der Bibel, wornach er gefragt wurde, selbst die Verse, worin nichts als Namen sind, nach kurzem Nachdenken herzusagen wußte (Quarterl. Rev. January 1831, p. 144). — Das obenerwähnte Monstrum von Gedächtnißkraft: Anton Magliabecchi (geb. zu Florenz 1633, gest. 1714) hatte in seiner Jugend nicht einmal lesen und schreiben gelernt, und befand sich schon bei einem Grützhändler in der Lehre, als ein Antiquar, bei welchem Magliabecchi öfters Maculatur für seinen Herrn kaufte, die ganz besondre Ehrfurcht des Knaben vor allen geschriebenen und gedruckten Büchern und seine Liebe und Lust daran bemerkte, und des eigenthümlichen Talentes sich annahm. Magliabecchi lernte jetzt mit bewundernswürdiger Schnelle lesen, und las Alles mit solcher mächtiger Aneignung, daß er oft, was er nur Einmal gelesen, auch auswendig behielt, und dadurch selbst Verfasser, welche ihre Schrift nicht so auswendig wußten wie er, der dieselbe nur ein einziges Mal durchblickt hatte, in Erstaunen setzte. Ein Gelehrter, welcher ihm eine zum Druck fertige Abhandlung zum Durchlesen geliehen hatte, und sich, um das Gedächtniß des Magliabecchi zu prüfen, dann stellte, als sey ihm das Manuscript verloren gegangen, fand zu seinem Erstaunen, daß jener die Schrift ganz auswendig behalten habe. Als sich sein mächtiges Talent auch über andre Sprachen verbreitet hatte, zeigte er hier dieselbe Kraft des Festhaltens. Er wurde, durch seine Eigenthümlichkeit befähigt, auch in seinem Amt als Bibliothekar des Großherzogs, einer der merkwürdigsten Männer, der nicht bloß seine vaterländische ihm anvertraute Bibliothek ihrem ganzen Umfange nach im Sinne trug, sondern auch alle Kostbarkeiten der andren europäischen Bibliotheken im Gedächtniß hatte. Bei einer gewissen Gelegenheit bezeichnete er das Zimmer und die Stelle des Behältnisses in welchem in Konstantinopel, in der dortigen Bibliothek, ein gewisses, seltnes Manuscript verwahrt wurde. Er lebte sehr mäßig. Drei hart gesottene Eier und ein Trunk Wasser waren sein gewöhnliches Mahl. — Eine ähnliche Mäßigung, besonders im Trinken aller Getränke außer dem Wasser, wurde bei den meisten Menschen bemerkt, die sich durch besondre Kraft des Gedächtnisses auszeichneten. Geistige Getränke regen die Kraft des Begehrens (ein innres Bewegen) auf, wodurch das innre Gehör (das Gedächtniß) eben so betäubt wird, als das äußre Hören durch das starke Be-

wegen der Glieder. Ueberhaupt kann die eine Richtung der Seelenthätigkeit in voller Kraft sich zeigen, während die andre wie aufgehoben oder gelähmt ist. Merkwürdig sind hierbei besonders jene Fälle, wie der, welchen M. Wagner in s. Beitr. zur phil. Anthrop. I, S. 323 von der Gräfin B. erzählt, welche durch heftige Anfälle von Krämpfen das Gedächtniß jedesmal so verlor, daß ihr die Worte und Namen, zur Bezeichnung der äußren Gegenstände und ihrer eignen Gefühle, beim Sprechen niemals einfielen. Sobald sie jedoch schrieb, drückte sie ihre Gedanken durchaus richtig und im besten Zusammenhange aus; eben so las sie auch Bücher ohne allen Anstoß und vollkommen verständig. — Diese Lähmung und Verwirrung des Gedächtnisses begegnete einem Livländer, von welchem ebendas. erzählt wird, bei fortdauerndem, klarem Selbstbewußtseyn; das Leiden erschien bei ihm wie eine völlige Verwirrung der Sprachen. Eben so bei jenem Kranken (S. 327), welcher von seiner Gliederlähmung durch den Gebrauch des Karlsbades wieder hergestellt, dagegen aber nun von diesem innren Leiden befallen worden war. Auch bei H. v. K..... fand diese innre Verirrung statt, und schon das Einfallen eines starken Lichtstrahles ins Auge verwischte die eben gehabten Vorstellungen aus dem Gedächtniß. — Der Frau von Baschak (S. 321) war kein andres Wort mehr zur Bezeichnung aller äußren Gegenstände übergeblieben, als der Name ihres Gemahls. — Jener Greis (S. 325), dessen Gedächtniß, selbst für die Namen seiner Frau und Kinder, immer nur auf einen Tag ausreichte, so daß er jeden Morgen wieder fragen mußte, wie dieselben hießen? dann aber für heute die Namen merkte, hatte dabei die lebhafteste Erinnerung an die Geschichte seiner frühesten Jugend; sang Lieder, die er damals gesungen, erzählte Auftritte aus seinem Knaben- und Jünglingsalter. — Besonders merkwürdig erscheint aber, unter mehreren noch hieher gehörigen, jener Fall, der im neuen allgem. Repertor. für emp. Psych. von Mauchart und Tschirner, 1ster Band S. 105 erzählt wird. Ein Mann, vom Schlagfluß gelähmt, schien die Sprache so ganz verloren zu haben, daß er alle seine Wünsche und Bedürfnisse, da er nicht schreiben konnte, durch Zeichen ausdrücken mußte. Im Anfang verstanden die Seinen diese Zeichen nur selten, er gab sich dann im Unwillen alle Mühe zu sprechen, brachte aber nur unarticulirte Laute hervor. Demunerachtet las er bald wieder, an jedem Morgen und Abend, sein Morgen- und Abendgebet aus einem Buche laut, völlig vernehmlich und ohne einigen Anstoß her, als ob sein Sprachvermögen gar nicht gelitten hätte. Das erste Mal als dieß geschah, freuten sich die Seinigen, weil sie glaubten, er hätte den Gebrauch der Sprache ganz wieder erlangt, und erwarteten nun, er würde den

Tag über sprechen; er aber blieb bei seinen stummen Zeichen, so oft und mühselig er sich auch anstrengte, nur ein einziges Wort aus freiem Trieb zu sprechen. Auf diese Weise fuhr er mit seinen Gebetsübungen fort, und von nun an bis zu seinem Tode blieb es so, daß er zwar laut und vernehmlich lesen, aber von sich selber kein Wort sprechen konnte. (M. v. über ähnliche Fälle auch den §. 46.) Die Erzählung der merkwürdigen Sprachvergessenheit der Marchese Solari zu Venedig verdanke ich der mündlichen Mittheilung des trefflichen Geschichtsforschers Leopold Ranke. — An die schon bei §. 22 erwähnten Fälle von Gedächtnißschwäche des vorgerückten Alters reiht sich das an, was uns von dem berühmten Anton Arnauld erzählt wird, welchen, aus dem dumpfen Traume des Alters, die Erinnerung an die Siege seiner Nation erweckte. Der gelehrte Abt Terasson war in seinem Alter so vergeßlich geworden, daß er sich von dem Gedächtniß seiner ganz ungelehrten Haushälterin mußte aushelfen lassen. — Der berühmte Philolog Daniel Heinsius hatte in seinen letzten Jahren Alles vergessen, was er später gelernt hatte, und bloß noch das in seiner frühesten Jugend Erlernte, das 4te Buch der Aeneis, auswendig behalten. Andre hieher sich anreihende Fälle sollen noch im 5ten Hauptabschnitt dieses Buches berührt werden. Die einfache und naturgemäße Gedächtnißkunst der Alten, hauptsächlich auch auf gute, logische Anordnung der auswendig zu behaltenden Rede gegründet, findet sich bei Cicero de Oratore L. II, c. 86—88, Quinctilianus I, O. L. XI. c. 2. Neuere Systeme der Mnemonik unter andren in Aretins systematischer Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik 1810. — Mnemonik oder praktische Gedächtnißkunst 1811.

Ein Vorgang der geistigen Concentration und Expansion im Kreise des Seelenlebens.

§. 39.

Wir nahen uns hier einem Gipfelpunkt dieser Untersuchungen: der Beschreibung jenes höchsten und wesentlichsten Vermögens der Seele, durch welches diese erst zu einem wirklichen Besitz und zur Herrschaft über die Innenwelt ihrer Gedankenbilder und Vorstellungen gelangt. In Beziehung auf diesen Umkreis des Erkennens gleichet das thierische Selbstgefühl, das sich in der Natur des Menschen zum Selbstbewußtseyn steigert, einer herrschenden Centralgewalt, um welche

die andren, ihr zugeordneten Welten durch zwei, gegenseitig sich durchwirkende Kräfte: den Zug der Schwere und den Antrieb des Schwunges, im Kreise des Erkennens durch Vernunft und Verstand — bewegt werden.

Wir fassen hier zunächst das ins Auge, was das ausschließendere Vorrecht der denkenden (menschlichen) Seele vor der empfindenden (thierischen) ist.

Das Wesen und Wirken, vor allem das Erkennen der Menschenseele verhält sich zu dem der Thierseele wie Tag zu Nacht. In gewisser Hinsicht bringt der Tag einer Gegend, über welcher er anbricht, nichts Neues, denn die Felsen, Bäume und Ströme, deren Zusammenseyn die Gegend bildet, waren bei Nacht schon dieselben, die sie am Tage sind. So besitzt auch, gemeinsam mit der menschlichen, die thierische Seele nach ihrem Maße eine Innenwelt der Vorstellungen und Phantasiebilder, welche durch die Eindrücke der Außenwelt auf die Sinnen erzeugt wurde. Selbst ein Schattenriß der höheren Kräfte des Erkennens: der Vernunft und des Verstandes, wird in der Natur des Thieres gefunden, aber dieser Innenwelt fehlt in ihrer Mitte die allbeleuchtende Sonne des Selbstbewußtseyns.

Wir haben mit diesem Worte jene innre Macht genannt, durch welche allein der Mensch zu einem Denkenden und Sprechenden wird. Das thierische Erkennen ist vorherrschend, ja ausschließend von innen nach außen, von dem Centrum nach dem Umkreis gerichtet, es ist dahin gewendet, wohin der Zug des Gemeingefühles (des Instinctes) gehet, auf die Gegenstände, welche zur Förderung des eignen Lebens der Creatur und seines Mitlebens mit andern Lebenden dienen. In dieser vom Centrum auswärts gehenden, expansiven Richtung verliert sich und löst sich das Erkennen des Thieres auf, wie ein Rauchdampf des Kohlenstoffes und

Wasserstoffes, den die lichtlose Hitze aus dem brennbaren Körper hervortreibt, ohne ihn zur hellen Flamme zu entzünden. Es äußert sich diese expansive Richtung der Wirksamkeit der Seele auf jenen niedreren Stufen des organischen Daseyns, auf denen die Lebenskraft (der Bildungstrieb) in vorwaltender Weise sich kund gibt durch jenes üppige Wachsthum, jene Vieltheilung der Einheit und jene Fruchtbarkeit der Geschlechter, die wir an den Pflanzen und pflanzenartigen, ja selbst auf einer höhern Stufe an den pflanzenfressenden Thieren wahrnehmen. Hier tritt der excentrischen Richtung keine Hemmung von innen, sondern nur jene äußere entgegen, welche der Vermehrung der einen Art durch die aufzehrende Eßlust einer andern (z. B. den pflanzenfressenden Thieren durch die fleischfressenden) widerfährt. In andern Fällen sehen wir an die auswärtsgehende Richtung der Wirksamkeit der Seele auch bei den Thieren eine andre nach innen gekehrte sich anschließen, welche jedoch nicht sowohl als Selbstbewußtseyn, sondern nur als Selbstgefühl bezeichnet werden kann. Wenn der Singvogel mit dem für seinen kleinen Körper mühsamen Werk des Nesterbaues beschäftigt ist, dann läßt er seine lieblichsten und lautesten Lieder vernehmen, und mit diesen begleitet er auch das Geschäft des wechselseitigen Brütens und der gemeinsamen Ernährung der Jungen. Aus diesem Selbstgefühl entspringen jene lebhaften Aeußerungen der Freude, die wir an dem vom Menschen gezähmten Thiere, selbst am Elephanten bemerken.

Wie ein Taubstummer statt in der Sprache der Worte, in der unvollkommneren der Zeichen redet, so deutet uns öfters auch das Thier das innre Bewegen seines Selbstgefühles durch einen Kreislauf seiner Handlungen an, bei welchem der Lachs wie der Zugvogel, wenn sich ihm die Zeit des Gebärens nahet, zu jener Stätte zurückkehrt, an welcher er selber geboren worden.

Etwas Andres, seinem Entstehen und seiner Kraft nach als das Selbstgefühl des Thieres, ist das Selbstbewußtseyn der Menschenseele. Unvergleichbar viel gewaltiger als bei jenem ist in dieser das expansive auswärts von der Mitte gehende Vermögen des Erkennens; ins Endlose dehnt sich der Kreis des Erkennens aus. Wie jedoch nach einem vorhin gebrauchten Vergleich der Dampf des Kohlenstoffes und des Wasserstoffes, der durch die Wirkung der lichtlosen Hitze nur zum Rauch geworden war, durch eine genäherte Flamme sich selber zur Flamme entzündet, wie der schwache Schein eines Lichtes, das auf der weiten, dunklen Ebene steht, alsbald zur merkbaren Helle sich steigert, wenn er nach allen Seiten hin auf eine zurückstrahlende Spiegelfläche fällt, so wird das endlos weit hinausstrahlende Erkennen der Menschenseele zum Selbstbewußtseyn, weil es auf seinem Wege einem andren, höherem Erkennen begegnet. Das Erkennen der Menschenseele durchbricht in der Kraft des ihm innenwohnenden Geistes die Schranken des creatürlichen, leiblichen Seyns und erhebt sich nicht nur zum Ahnden, sondern zum Wahrnehmen eines ewigen göttlichen Seyns, eines Erkennenden, von welchem nicht nur das Wesen des sinnlich Wahrnehmbaren und Leiblichen, sondern das Wesen der Seele selber erfaßt wird. Und hier entzündet sich Flamme an Flamme; in dem Lichte, das von oben her in ihr Innres hineinstrahlt, erkennt die Seele sich selber.

Bei dem Thier ist die Region des Selbstgefühles von der des Mitgefühles mit der Außenwelt nur undeutlich abgegränzt; die Seele des Thieres findet sich selber nur in ihrem Wirken nach außen; sie hat kein eigentliches Ich, sondern nur ein Wir, anders dagegen ist es beim Menschen. In seiner Natur wird ein demantfester Kreis der Selbstbegränzung gegen den Drang des unermeßbaren Ausgehens in den äußern wie innern Erkenntnißstoff gefunden: das Ich: Mit dem

Bewußtseyn, mit dem Erkennen des eignen Selbst hat sein Geist zugleich einen Abglanz Dessen empfangen, darin der allbedenkende Geist, der Ursprung alles Seyns sich selber erkennt: das Wort, das zur äußeren That der Rede wird.

Eine Mitte des geistigen Seyns und Erkennens hat sich dann im Selbstbewußtseyn gestaltet, nach ihr hereinwärts, in Beziehung auf das Ich, äußert sich das Wirken der Vernunft, während von innen nach außen gehend der ordnende Verstand den Umkreis des Erkennens gestaltet.

Allerdings hat der Inhalt des vorstehenden §. den Kreis des Seelenlebens im engeren Sinne dieses Wortes überschritten und in seiner Beschreibung des höheren Erkenntnißvermögens Züge aufgenommen, welche in das Gebiet des Geisteslebens gehören. Es sollte jedoch hier das Ende des Weges nur von fern gezeigt werden, während der nachbleibende Schritt dieser Untersuchungen im nächstfolgenden §. von neuem auf die verlassene Bahn der Betrachtung des menschlich thierischen Seelenlebens zurückkehren soll.

Erläuternde Bemerkungen. Das was im §. über das Selbsterkennen im Spiegel eines göttlichen Erkennens gesagt wurde, schließt sich unmittelbar an die Betrachtung jener höchsten Aeußerung des Gemeingefühles an, die in der Natur des Menschen als Gewissen erscheint.

Selbstbewußtseyn, Vernunft und Verstand.

§. 40.

Wir erkannten vorhin (§. 18) in dem Licht den in aller Sichtbarkeit liegenden Zug nach der Sichtbarkeit Quell und Ausgang an. „Wie der Gedanke, welcher des Geliebten gedenkt, das Bild dieses Geliebten in sich trägt, so trägt auch das Sehnen aller sichtbaren Creatur, wenn es ausgehet nach der Sichtbarkeit Ursprung, ein Bild dieses Ur-

sprunges in sich, und dieses Bild erscheint uns als Licht." Noch vielmehr, inniger, tiefer, mächtiger, als in der sichtbargewordnen Leiblichkeit, wohnet in der Seele des Menschen ein Mitgenosse und Abglanz des ewigen, seligen, vollkommenen Seyns, und dieser Abglanz ist der erkennende Geist in uns.

Die Kraft der innren Sinne: Einbildung und Erinnerung, offenbart auch das Thier. Dieses kennt die Bilder und die Rührungen des Traumes eben so wie der Mensch, nur fehlt jenen Bildern die Sprache des Geistes, welche sie im Menschen empfangen. Auch der Zauber der Verwandlungen, durch welche die Phantasie einen äußern Gegenstand innerlich in einen andren, etwa heftig begehrten sich umschaffet, ist dem einsam lebenden Vogel nicht fremd, wie dieß Bechstein vornehmlich an männlichen Stubenvögeln beobachtete. Nicht abzusprechen ist dem Thiere selbst jenes Vermögen, welches, mit gewisser Vorliebe, jetzt mehr nach der einen, dann nach der andren Bewegung oder Gestaltung des innren Sinnes sich hinrichtet und dieselbe festhält, so wie die Kraft an die vorkommenden äußren Erscheinungen innerlich andre, jene öfters begleitende anzuknüpfen: an die Ursache das Bild der Folgen und Wirkungen. Der Fisch eilet, wenn das Glöckchen ertönet, das ihn öfters zum Futter gerufen, ans Ufer; Thiere der verschiedensten Art und Entwicklungsstufe erwecken, bei gewissen äußeren Eindrücken, durch selbstständige Rückwirkung der Seele, die verwandte Welt ihrer innren Sinnen. Der überlegende Elephant, wenn er das Hinderniß, das seinem Geschäft des Ziehens oder Tragens einer aufgebürdeten Last entgegenstehet, nicht bloß bemerkt, sondern demselben auszuweichen oder zu begegnen weiß, thut jedoch noch mehr, und so finden sich auch bei andren Thieren Spuren von einem Analogon von Urtheilskraft.

Dem Thiere überhaupt wohnt demnach jenes mütterlich bildende und ernährende Vermögen der Seele innen, welches den psychischen Keim, nachdem ihn der äußere Eindruck befruchtet hat, selbstständig gestaltet und erhält: das Vermögen der Einbildung. Es besitzt ferner die Kraft, bei äußerer Veranlassung ganze Reihen und Regionen der innerlich fortlebenden Welt der von außen erhaltenen Empfindungen aufzuregen und gegen einander zu bewegen: die Kraft der Erinnerung und der selbstständigen Aneinanderreihung der Vorstellungen. Wenn dann jener Homerische Hund, der den Herrn nach zwanzigjähriger Abwesenheit wieder erkennt, mit der geliebten Gestalt und der Stimme des alten Pflegers zugleich der vormals genossenen Wohlthaten und Beachtung sich erinnert: so dämmert hierbei in der Seele des Thieres eine Spur von Selbstbewußtseyn oder doch von Selbstgefühl. Eines Selbstgefühles, das, mitten in dem Loos der jetzigen Verachtung und Entkräftung, der Jugend gedenkt, da eben dieser nun veraltete Leib und seine Kraft die Freude des Herrn war, zu dessen Füßen er jetzt stirbt.

Aber dieser Schein von Selbstbewußtseyn kommt dem Thier nicht an sich selber und in Beziehung auf den „unruhigen Fluß" seines Werdens zu, sondern dasselbe empfängt ihn nur durch sein Anhalten an das feststehende Wesen des Menschen, wie das Gehäufe der Blätter und Zweige, das ein Strom mit sich dahinreißt, einen Halt an dem Felsen findet, welcher mitten in den Wellen aufrecht und fest stehet. Anders dagegen und selbstständiger, nur auf ein göttliches Seyn, nicht auf irgend eine Kraft der Creaturen gegründet, erscheinet das wahre Selbstbewußtseyn in der Seele des Menschen. Hier ist ein Seyn, vergleichbar dem göttlichen, welches sich überall im Strom des Vergänglichen als ein ewig dasselbe Bleibendes erkennet und sich bei seinem Namen: „ich bin es" nennet.

Wie an der sichtbaren Gestaltung des äußeren Menschen, mit welcher wir schon bisher das Wesen und die Kräfte des innren Menschen öfters und gern verglichen, das Gehirn als die unbewegte Mitte, als der Anfang und das Ende erscheinet, von welchem alle Bewegungen ausgehen, und zu welchem alle Empfindungen zurückkehren, so erscheint das Selbstbewußtseyn im Menschen als der Anfang und das Ende aller der Geschäfte des Erkennens und der Wechselwirkungen der Seele mit der sie umfassenden Welt. Darum ward auch (nach Plato) dem selbstbewußten Geiste sein Herrschersitz in der Akropolis unsers sichtbaren Wesens — im Haupte — angewiesen. — Wie aber nun verhält sich dieser inwohnende Herrscher zu dem Beherrschten, wie das Erkennen in uns zum Erkannten? Was kommt der Seele beim Erkennen selbstständig, und als etwas ihr Eingebornes zu? Gleicht die Seele wirklich nur bei der Geburt jener mit Sand gescheuerten Tafel, bei welcher ein Blindgeborner, der keine Hand hat, angestellt ist: die vernunftlose Empfindung, wie Plato den Eindruck der Außenwelt nennet. Ein Blinder und Handloser angestellt, damit er auf das dunkle Leer die Erkenntnisse und das Erkennen aufschreibe, und, er selber vernunft- und bewußtlos, der Seele Vernunft und Bewußtseyn einhauche?

Das äußere Auge siehet niemals dasselbe wieder, was es heute gesehen, das Ohr höret das einmal Gehörte nimmer wieder, denn das, was heute in dieser Welt des Vergänglichen ist, wird morgen nicht mehr, oder ein Andres seyn; die Elemente des sehenden Auges selber waren gestern andre als sie heute sind, dieser Augenblick, mit dem vergänglichen Schein, welcher ihn begleitet, vergehet und kehret ewig nicht mehr zurück. Wenn aber der Leib stirbt, bleibet die Seele unvergänglich und unveränderlich; eben so bleibet durch die Kraft des Selbstbewußtseyns in der Welt der innren Sin-

nen, wie in einem Reich der abgeschiedenen Seelen, die Kraft des einmal empfangenen Eindruckes, und sie lebet hier noch, wenn schon längst die äußere Erscheinung, welche den Eindruck machte, vergangen und zerronnen ist. Der wärmende Strahl der Sonne kann die Pflanzen nicht schaffen, sondern wenn der Frühling wiederkehrt, wecket er bloß im entlaubten Baume den neuen Trieb, im Samenkorn, das von außenher in den Boden kam, die Keimkraft auf, anderwärts aber bescheinet er fruchtlos den unfruchtbaren Boden. Kann vielleicht auf ähnliche Weise auch die in uns wohnende Kraft des Geistes, obgleich sie in viel höherem Maße ein innres Abbild der Schöpferkraft ist, als die Sonne ein äußeres, dem innren Sinne seine Welt nicht ursprünglich geben, sondern empfängt dieser etwa die Samen und Keime dazu von außen, und der Geist theilt denselben nur die Fülle seiner eigenthümlichen, unvergänglichen Natur mit, gibt ihnen das fortwährende Leben, das in ihm selber ist? Und wie die Hand des Menschen die Bäume und Kräuter, die er nicht selber schaffen, sondern nur pflegen konnte, zusammenpflanzt und versetzt wie er will; waltet, etwa nur so zusammenordnend und trennend, der selbstthätige Geist mit jenen innren Gebilden? — Wenn wir die Welt der innren Sinne mit einem Reich der abgeschiednen Seelen verglichen, so erschienen dann jene innren Gebilde als Seelen, die vorhin in einem Leibe wohnten, der nach dem Gesetz seiner elementaren Region sich gestaltete und bewegte, so wie jene nun nach einem andren, höheren Gesetz bewegt werden.

Hören wir hier zuerst über diesen Gegenstand den Ausspruch eines Weisen, der uns schon mehrmalen auf dem Wege dieser Untersuchungen bedeutungsvolle Winke gegeben, den Ausspruch des Heraklit. Es erkennt dieser (n. Bd. I. S. 352) einen allgemeinen, göttlichen Verstand (λόγος) an, durch

dessen Theilhaben allein wir selber verständig werden, und er nennt diesen Verstand das Allumfassende (Alles Bedenkende). Sodann weiter schließend sagt er: „Wenn aber das Allumfassende der Verstand (λόγος) ist, so sind die Menschen nicht verständig, ehe sie hören, und wenn sie zuerst hören. Denn sie sind, da diese aus dem (All-) Verstand kommen, der Worte und Werke unkundig, welche ihnen kund werden; nach meiner Erklärung, welche ein Jedes der Natur gemäß auseinandersetzt und aussagt, was sich so verhält. Andern Menschen aber ist unbewußt, was sie wachend gethan; wie dieselben das vergessen, was im Schlafe geschehen. Deßhalb (weil wir nur durch das Theilhaben an dem gemeinsamen, göttlichen Verstand handeln und erkennen) müssen wir dem Gemeinsamen folgen. — Obgleich nun ein gemeinsamer Verstand ist, leben dennoch Viele, als ob sie eine eigne Einsicht hätten. Diese jedoch ist nichts Andres, denn eine Auslegung (Exegese) der (Offenbarungs-) Weise einer allwaltenden Einsicht. Deßhalb, so weit wir des allgemeinen Verstandes eingedenk, an ihm Theil haben, sind wir wahrhaftig, was wir aber Eigenthümliches für uns haben, das ist Täuschung."

Dieser Ausspruch, so hart er zu lauten scheinet, gibt der menschlichen Natur eben so viel, als er derselben nimmt. Er gibt ihr ein Theilhaben an dem göttlichen Logos selber, er macht sie zu einem Ausleger der verborgenen Wege einer allwaltenden Weisheit in der Welt des Sichtbaren; zu einem Abglanz der ewigen Wahrheit.

Nicht wie vorhin, obwohl nur fragweise der Vergleich gegeben worden, gleichet die Kraft des in uns wohnenden Geistes der Sonne, welche die Samen der Erkenntnisse im Boden der Seele belebt und aufkeimen machet, diese Samen selber aber kommen von außen her; sondern die zur Belebung, zur Erhaltung, zum Gedeihen der mütterlichen Keime

nöthige Sonne ist ein allwaltendes, göttliches Erkennen; die Keime aber unsrer Erkenntnisse sind dem Grund der Seele eingeboren. Denn wäre der Seele des Menschen die Harmonie nicht eingeboren, läge nicht im Menschen selber das Gewebe, welches kunstreich einen Ton an den harmonisch zustimmenden andren knüpft; wie hätte derselbe von den Küsten des Nordmeeres an bis zu den Inseln der Südsee, auch in solchen Gegenden, wo kein singender Vogel wohnt, diese Volksgesänge sich erschaffen können', und diese Töne der Saiten, in denen allen der Nachklang eines ewigen Wohllautes vernommen wird. So auch würde der Geist des Menschen, wäre ihm nicht der Grundriß der ganzen Welt des Gedenkbaren eingeboren, niemals, nach dem allgemein anerkannten Gesetz des richtigen Denkens, das augenfällig schöne Gebäu der Gedanken, auch nur über das Sichtbare und Menschliche sich haben erbauen können, welches ein eben so nothwendiges Werk seiner Seele scheint, als das Hüttenbauen ein Werk des Leibes. Wie nach einem allgemeinen Vorbild, das ihm auf dem Berge gezeigt worden (Exod. 25, 40), errichtet der Geist des Menschen jenes hehre Gebäu (m. v. d. §. 41).

Der Vogel, den eine fremde Mutter ausgebrütet, und welcher hernach, in der Gefangenschaft des Käfigs erzogen, noch niemals sein eignes Bild noch seines Gleichen gesehen, gesellt sich, von unwiderstehlichem Trieb bewogen, sobald er dem Käfig entkommen, zu seines Gleichen. Er wird zu den Lebendigen seiner Art gezogen, weil er selber in seinem Aeußren und Innren die Gestalt dieser Art an sich trägt. So wird auch durch einen ihr tief eingepflanzten Trieb die Seele des Menschen, sobald sie dem Käfig entkommen ist, in welchen sie gerathen, zu der Gemeinschaft des ewig Schönen, des Wahren, des Guten hingezogen, weil sie ursprünglich selber die Form dieser hehren Gewalten in und

an sich trägt. Das unvollkommnere Abbild erkennet sich selber in dem vollkommneren Urbild, und hierinnen ist der Zug der Liebe und des gegenseitigen Sehnens gegründet (nach §. 21).

Aber das Bewegen des Sehnens, des Suchens wie des Fliehens, kommt der geschaffnen Seele zunächst nur in Beziehung auf das Geschöpf zu; im Erkennen ist kein Bewegen noch Suchen, sondern ein Ruhen und Befriedigtseyn. Das Erkennen ist ein Theilhaben an einem ewigen Seyn; ein Mitseyn des menschlichen Wesens mit Gott. Wie demnach Heraklit nur mit andren Worten es gesagt: das Erkennen des Menschengeistes ist nicht ein Seyn desselben für sich, sondern ein Mitseyn desselben mit einem allumfassenden, allerkennenden Göttlichen.

Es ist der Mittelpunkt nur ein unbewegbar Ruhendes, weil er selber alles trägt, nicht von einem Andren getragen wird; weil nach ihm alles Einzelne, er selber aber nicht von dem Einzelnen gezogen wird. Gott ist die ruhende Mitte alles Wesens der sichtbaren und unsichtbaren Welt. In Ihm und zu Ihm ist Alles, was gemacht ist: die ganze Fülle des Erkennbaren.

Auch das Feststehende im Geist des Menschen: Selbstbewußtseyn und Selbsterkennen genannt, empfängt sein Ruhen und Stillstehen nur dadurch, daß es der tragende, über alle waltende Mittelpunkt ist, jener ganzen Welt des Begehrenswerthen, des Empfind- und Erkennbaren, welches sich im ganzen Verlauf des Lebens um diesen Mittelpunkt her offenbaren und kund machen soll. Wie schon an dem organischen Leibe die angeborenen Glieder und Theile in unmittelbarer Beziehung stehen auf alle einzelnen Regionen und Elemente der umgebenden Außenwelt, und mit diesen von gleichartiger innrer Stimmung sind: so ruhen noch vielmehr in der Seele die Beziehungen und Uebereinstimmungen

mit der ganzen Welt der unsichtbaren Anfänge (nach §. 4 und 37). Sie könnte nicht Theil haben an dem allumfassenden, göttlichen Seyn, wenn ihr nicht selber, der Möglichkeit nach, ein solches allbegreifendes Seyn, eine solche das Viele umfassende Einsicht innenwohnte, welche freilich nur durch das Mitwirken des göttlichen, allgemeinen Erkennens zu einer Wirklichkeit wird.

So ist denn in dem Innern der Seele, der Möglichkeit oder dem mütterlichen Keime nach, eine ganze Welt des Erkennbaren; aber diese bedarf einer Sonne von oben, damit sie offenbar werde. Es walten auch in dieser innren Welt, wie in der großen Welt Gottes, jene beiden Bewegungen, welche das Leben des Einzelnen schaffen und erhalten: die von oben nach unten, von innen nach außen wirkende, selbstthätig anregende, und die von unten nach oben, von außen nach innen gerichtete, passiv aufnehmende und empfangende. Diese beiden Mächte der Seele, welche zunächst von dem feststehenden Mittelpunkt des Selbstbewußtseyns aus und nach ihm hingehen, heißen Verstand und Vernunft.

Selbst der Seele des Thieres kommt in ihrem Kreise ein Analogon von dem zu, was wir Verstand und Vernunft nennen. Um hierbei aber scheiden zu können, was schon im Thier vorhanden und was eigenthümliche Gabe des nur im Menschen inwohnenden Geistes sey, bedarf es einer näheren Betrachtung jener beiden Seelenkräfte.

Wenn wir zuerst den Unterschied beider in seiner größesten Allgemeinheit bezeichnen wollen, so nennen wir den Verstand das messende, erkennende Vermögen der Seele für jenen Zug, welcher die Einzelnen und Besondren mit einem Allgemeinen und Höheren vereint, und ihnen hierdurch ihr bleibendes Wesen und Bestehen gibt; zugleich mithin das messende Vermögen für die Kraft, mit welcher sich die Dinge

der Außenwelt unsrem eignen, bewegenden Willen entgegenstellen. Dagegen ist dann die Vernunft das messende Vermögen für jene Kraft des eignen Wesens selber, welche von innen heraus auf die Dinge der Außenwelt gerichtet ist: das erkennende Vermögen für das inwohnende, unsichtbare Princip der sichtbaren Bewegung. Sie ist mithin der bemerkende Sinn für den Zug, der von innen nach außen, von oben herniederwärts nach dem Unteren, von dem Ursprung alles Seyns zu den einzelnen Wesen gehet.

In der untergeordneten Region der uns umgebenden Sinnenwelt lernten wir (nach §. 18) den von unten, von dem Mannichfaltigen und Vielen nach einem Höheren, Allgemeinen gerichteten Zug als Licht, den von oben nach unten, von innen nach außen gehenden als Elektricität und Schall kennen. Für das Bemerken des Lichtes ist das Auge da, welchem (nach §. 38), als innrer Sinn, die Einbildungskraft entspricht, so wie den leiblichen Sinnen für Elektricität und Schall das Gedächtniß. Die Functionen des Verstandes und der Vernunft entsprechen zwar, wenn man auch hier den Vergleich mit dem leiblichen Organismus beibehalten will, mehr der geheimnißvollen Lebensthätigkeit der innren Theile des Gehirns, doch wiederholt sich auch da, auf einer höheren Stufe, in dem Verhältniß des Verstandes zur Vernunft das Verhältniß zwischen dem leiblichen Sehen und Hören.

Die Kraft des Sehens reichet über unermessene Räume, weit über die Gränze des planetarischen Bodens und der ihn umwölbenden Atmosphäre hinaus. Sie umfasset die Welt des nachbarlichen Mondes und des Sonnengebietes mit allen seinen Planeten und Kometen. Aber ihr Gang eilet weiter, bis in die Mitte, ja bis zur Gränze der anfänglichen Welt des Gestirnes, welche, wie eine Mutter das Ungeborne, das planetarische Seyn umfasset und in sich

heget; es ist dieser Gang so unaufhaltsam und unumschränkt wie das Walten des Verstandes, wenn er das in den einzelnen Wesen erkannte Allgemeine zum Allgemeinsten, ja zum allgültigen Gesetz alles Seyns erhebt.

Auf den ersten Blick scheint es, die Kraft des Hörens, entsprechend als leibliches Abbild der Vernunft, stehe weit jener des Sehens nach. Das Ohr vernimmt nur die Bewegungen, welche in die Gränzen der gröber körperlichen, planetarischen Welt hereindringen und dieser angehören. Durch das Ohr würden wir nichts erfahren von dem Daseyn der allerleuchtenden Sonne, welche das Gefühl erräth, das Auge erkennt; jene Millionen der Lichtwelten, höher und ferner als Sonne und als der sie begleitende Planet, blieben unbemerkt. Der lauteste Schall, welcher in den jetzigen Kreis des menschlichen Hörens fällt, der Donner der indischen Vulcane, wird nicht mehr jenseits der Weite von einigen hundert Meilen vernommen, und was nicht die feste Planetenfläche oder ihre Atmosphäre zusammt uns träget und umfasset, das vermag auf keine Weise dem Ohre sich hörbar zu machen.

Dennoch, so sahen wir oben, ist der vernehmbare Ton ein Offenbarwerden jener höheren, allbelebenden und bewegenden Kraft, welche von oben nach unten, von innen nach außen gehend, der Anfang alles Wesens und Lebens ist. Es nimmt diese von oben kommende Kraft, wenn sie der unteren, leiblichen Region sich nahet, die Natur dieser Region an sich: sie verleiblicht sich selber, und das Unvergängliche und Unbegränzte erscheinet in der Art des vergänglichen, engbegränzten Wesens. Während dagegen das sichtbare Licht: ein Zug, der die Creaturen zum Quell alles Seyns führt, eine Verklärung der Leiblichkeit in die Form des höheren, geistigeren Wesens ist (nach §. 18).

Eng und beschränkt, wie die Welt der hörbaren Töne und der Stimme, der Form ihres Erscheinens nach es ist, gibt sie deßhalb dennoch erst dem Sehnen, das nach oben geht, seine Erfüllung, wie die männlich weckende Kraft dem Keim der Frucht sein Leben gibt. Alles Verlangen der Seele nach dem Oberen, was wäre es ohne das belebende, sich mittheilende Wort, das von oben kommt. Das schärfste Auge des taub und hiermit stumm Gebornen ersetzt nimmermehr das, was die Sprache dem hörenden Menschen gibt. Der Nerv erscheint wohl dem betrachtenden Auge klein und gering, im Vergleich zu der Fleischmasse und den Knochen des Gliedes, welchem er angehört; das Gehirn ist nur von wenigem Umfang, gegen den gesammten Leib: dennoch ist es der kleine Nerv, der das große Glied bewegt, und die Lebenskräfte des Leibes gehen vom Gehirn aus. So ist auch die Stimme (das Wort), welche das Ohr vernimmt, der eigentlich bewegende Anfang alles Seyns und Lebens in dem unermeßbaren Reiche der Sichtbarkeit. Was das Auge sieht, das ist ein Gewordenes und Gewesenes, welches von hinnen eilt und vergeht; das Ohr ist der Sinn für das Bewegen einer Kraft, die, ohne Aufhören und unverändert dieselbe, zum Werden gehet: der Sinn für jene dem Auge unsichtbaren Anfänge (Principien), aus denen alle Sichtbarkeit entstehet. Sobald das Auge die einzelnen Schwingungen der Saite bemerkt, hören diese auf dem Ohre hörbar zu seyn; jenes Bewegen, das den Ton begründet, entziehet sich selbst dem schärfsten Blicke.

So, wechselseitig sich ablösend, verhalten sich auch in ihrer geistigen Region Verstand und Vernunft: das eine Geschäft schließet aus seinen Gränzen das andre aus, und sein Kreis beginnt da, wo jener des andren endet, obgleich beide Thätigkeiten so neben einander bestehen können, wie am Leibe Sehen und Hören, oder wie Fühlen und Bewegen.

Der Verstand ist zuletzt der innre Sinn für ein allgemeines Gesetz der Unterordnung aller Einzelnen unter ein höheres Ganzes, er ist der Sinn für jenen von unten nach oben gehenden Zug, welcher die Wesen nach dem Ursprung ihres Seyns hinführt, und welcher hierbei dem Mannichfaltigen und Verschiedenen die Weise jenes höheren Ursprunges einprägt (nach Bd. I. S. 284). Wie sich aber die Freiheit zum Gesetz, wie sich willkürliche Bewegung zur Empfindung verhält, so die Wirkungssphäre der Vernunft zu jener des Verstandes. Die Vernunft ist — selber von gleicher Natur mit jener Freiheit, und deßhalb Gleiches dem Gleichen gegenüber — die messende Kraft für das von oben nach unten, von dem allgemeinen Ursprung alles Seyns auf das Besondere und Einzelne gerichtete Walten der Freiheit.

Der Verstand ist das Vermögen zu einem geometrischen Erfassen und Ermessen der Dinge. Er erkennt das Allgemeine der Form, mitten unter den Verschiedenheiten der Bestandtheile der gebildeten Masse, ja er ergänzt diese einmal anerkannte Form, auch wenn ihm nur ein Theil derselben offenbar wird, wie der Krystallkundige, auch wenn sich ihm nur eine oder etliche Flächen eines übrigens verstümmelten oder verwachsenen Krystalls zeigen, aus diesen Flächen die zu ihnen gehörenden, sie ergänzenden übrigen bestimmt. Galilei hatte für alle Körper der Erde jenes allgemeingültige Gesetz der Schwere und des Zuges gegen den gemeinsamen Mittelpunkt erkannt, nach welchem die Kraft dieses Zuges bei fallenden Körpern in quadratischem Verhältniß der Zeiten wächset. Nachdem hernach Newton dasselbe Gesetz der Schwere, welches nicht bloß für die Zeiten des Falles, sondern auch für die Abstände der sich wechselseitig anziehenden Körper anwendbar ist, in der Bewegung des Mondes um die Erde nachgewiesen, dehnte der ergänzende Verstand den einzelnen Punkt, welchen er gesehen,

alsbald zu einem Kreise aus, der das ganze Weltgebäude umfasset. Es wurde erkannt, daß jenes Gesetz eben so für alle Planeten, Monde und Kometen unsres Sonnensystemes, wie für alle wägbaren Körper der Erde gelte.

Das eigenthümliche Vermögen des Verstandes: an den einzelnen Dingen von ähnlicher Art, oder von verwandter Region den allgemeinen Zug anzuerkennen, wodurch sich dieselben gleichen, und die obenerwähnte, ergänzende, ausführende Kraft jener Seelenthätigkeit, begründet und entwickelt sich durch länger fortgesetzte Erfahrung, eben so wie das Entscheidungsvermögen des Auges über die Abstände und Umrisse der gesehenen Körper (das Augenmaß) sich im Kinde allmählich durch das Betasten der Gegenstände mit den Gefühlsorganen ausbildet. Es wird der eigenthümliche Glanz und die Farbe etwa für ein Merkmal des Metalles genommen. Wenn aber auf diesen Zug einer oberflächlicheren Aehnlichkeit hin der Glimmer zum Silber — als Körper gleicher Art — gestellt wird, der Schwefelkies zum Gold, dann bedarf es eines tieferen Ergründens der wesentlicheren und bleibenderen Merkmale des Metalles, durch weiter eindringende Beobachtung, um den anfänglichen Mangel der innren Beachtung zu ergänzen.

Jenem Geschäft des Verstandes zur Seite gehend, übt denn die Vernunft ein andres, das allerdings ungleich schwieriger, und leichterem Irren ausgesetzt erscheint, als das Geschäft des Verstandes. Wenn zum Beispiel dieser es anerkannt, daß alle Vögel Eier legen und diese, mit mehr oder minderer Sorgfalt, bebrüten, so wie die Jungen versorgen, und wenn hierauf die Erfahrung in der Geschichte des Kukuks eine augenfällige Ausnahme nachgewiesen, da wird allerdings der Verstand den Grund dieser Ausnahme bald (wenn auch zum Theil fälschlich) in der andersartigen Lage des Magens, bald im eigenthümlichen Futter des Kukuks,

oder in den langen Zwischenräumen zwischen dem Legen des einen und andren Eies aufsuchen. Dagegen vermag nur die Vernunft das eigentliche Geheimniß jener bewunderns-würdigen Anhänglichkeit, mit welcher die fremden Pflege-Eltern das anvertraute Junge versorgen: das Geheimniß eines um alle Einzelnen geschlungenen Bandes der allver-sorgenden, Alle bedenkenden Liebe (§. 31) zu ergründen. Der Verstand verstehet allerdings die erhabenen Gesetze der Bewegung der Weltkörper um den gemeinsamen Central-körper, und erfreut sich der hehren Ordnung; die Vernunft dagegen vernimmt die Bewegungen eines Willens, deren Gesetz der Verstand nicht ergründet, welche aber, auch wo sie scheinbar widersprechend durch die bestehende Ordnung des Sichtbaren hindurchgehen, zu einem harmonischen Ein-klang sich vereinen. Die Wirkungssphäre des Verstandes ist hierbei das Bestehende, das offenbar Gewordene; die Sphäre der Vernunft das Werden selber; die feste Basis, an welcher sich das Verständliche abspiegelt, ist der gewordene Leib und seine offenkundige Geschichte; die Basis der Vernunft die innre, an sich selber dunkle Welt des Wollens und Strebens.

Wir wiederholen das eben Gesagte noch einmal mit Worten und Ausdrücken, welche schon anderwärts zur Be-zeichnung des Unterschiedes zwischen Vernunft und Verstand gebraucht worden:

Mit Recht hat man die Vernunft das **Vermögen der Principien** genannt. Sie ist nicht bloß ein passiv aufnehmender, bemerkender Sinn für jene unsichtbaren An-fänge, aus denen alles sichtbare Seyn und Bewegen in der Natur hervorgeht (nach §. 4 u. a. O.), sondern eine Kraft, welche selbstständig diese Anfänge in sich trägt und bewegt. Verklärt im Menschen, durch das Walten des Geistes, er-schaffet die Vernunft über und in der Welt der tausend-fältig verschiedenen, erscheinenden Formen, auf dem Grunde

der Seele selber, eine Welt des Idealen, und weiß diese innre Welt zur äußeren That zu machen. Wie immer das Gleiche nur vom Gleichen erkannt wird, so erkennet die Vernunft die innren, letzten Anfänge (Principien) aller sichtbaren Lebensbewegungen, weil sie selber von der Natur dieser Anfänge ist. Sie erfasset die Urbilder jener Bilder, welche die Einbildungskraft von außen empfängt, erkennet die obere Welt selber, deren umhüllende Lichtsphäre der Verstand nur siehet. Dieser erhebt sich zum Verstehen des Gesetzes, nach welchem die Sichtbarkeit gestaltet und regiert wird; die Vernunft aber zum Erkennen jener allwaltenden Kraft, welche dieses Gesetz gab und nach ihm regiert. Der Verstand betrachtet das höhere Allgemeine nur im Spiegel des Besondren; die Vernunft erfasset dieses Besondre, noch ehe es zu dem geworden was es ist, noch ehe es die sichtbare Gestalt nahm, in jenem höheren Allgemeinen, in jener mütterlichen Weisheit, aus welcher alles erscheinende Daseyn hervorgehet, selber.

Verständlich und erfaßbar ist dem Auge, wie in seinem höheren Kreise dem betrachtenden Verstand, das Abbild jenes Höheren und Allgemeinen, das sich in der vergänglichen Form spiegelt. Denn hehr und gewaltig wie auch dieses Abbild von Millionen der Lichtwelten widerstrahlt, ist es dennoch, als Eigenthum des vergänglichen Wesens, selber von vergänglicher Natur gleich dem betrachtenden Auge; es ist zu einem äußerlich Bestehenden geworden. Unermeßbar groß ist denn die Welt, welche das Auge wie der betrachtende Verstand überblicken; so groß als der Abstand der einzelnen Dinge von dem Ursprung alles Seyns, so hocherhaben als der Schöpfer über dem vergänglichen Geschöpf stehet. Wenn nun dagegen die Vernunft diese Schöpferkraft nicht nur mittelbar, im Abbilde, sondern unmittelbar, in ihrem Wesen selber erfasset, ihr Bewegen vernimmt, so

gründet sie hierinnen zwar tiefer als der Verstand, stehet aber zugleich diesem an äußrem Umfang des Erfassens nach. Denn dieser Umfang ist klein, wie die Kraft, welche im endlichen Wesen wohnet, im Verhältniß zu der unendlichen Kraft des Schöpfers selber.

Im höheren Thierreich wird bemerkt, daß die Vollkommenheit und Feinheit des Gehörs in gleichem Maße mit der Ausbildung der Stimmorgane zunehmen, so wie umgekehrt ein stumpfes Gehör mit übeltönender oder schwacher Stimme verbunden ist. Statt der Stimme zeigt sich, bei einigen Classen, bald mehr, bald minder merklich, die elektrische Natur der bewegenden Kraft (n. Bd. I. S. 268 u. 282). So entfaltet sich auch in der Seele die Vernunft in dem Maße, in welchem das vorhin (§. 36) erwähnte, innre Sprachorgan, und überhaupt die bewegende Kraft des Willens wächset, und erst wenn im Menschen der Wille zu göttlicher Kraft und Freiheit gelanget, erkennt der denkende Geist den eigentlichen Anfang des Bewegens, das die Vernunft vernimmt, unmittelbar in Gott an.

Wenn aber auch Verstand und Vernunft ihre höchste Entfaltung erst durch den Geist empfangen, der selber von göttlicher Natur, unmittelbarer das Göttliche erfasset, so lassen sich dennoch diese beiden Richtungen der erkennenden Seele schon in ihrem einseitigeren Verkehr mit dem sichtbaren Irdischen beim Thiere nachweisen. Wenn der oft gescheuchte Vogel mitten aus den besondren, eigenthümlichen Kennzeichen der einzelnen Person, den allgemeinen Charakter der Menschennatur, ja irgend eines ihm freundlichen oder feindlichen einzelnen Standes der Menschen herausfindet und anerkennt, so ist dieses eine, wenn auch unvollkommene Aeußerung des Verstandes. Diese Richtung der wirkenden Seele regt sich schon, wenn auch versenkt in ein bewußtlos leibliches Bilden, in den bauenden Termiten und in den

Bienen, wenn jene die Körnlein des Sandes oder des Thones, diese die Scheiblein des Bienenharzes (propolis) oder des Wachses, stets das Gleiche zum Gleichen, und hiermit jedes an seinen angemessenen Ort fügen. Dagegen ist dann jenes innre Aufmerken, womit der Steinbock der Alpen die eigene Kraft zum Sprunge, gegenüber der Kluft, über welche sein Weg ihn führte, abmisset; jenes Aufmerken, durch welches das gezähmte Thier, dem beherrschenden Menschen gegenüber, die eigne Unmacht und die Uebermacht der Menschennatur beachtet und hiernach das eigne Handeln und Bewegen einrichtet, eine vorbildliche Aeußerung der Vernunft. So wird auch in jenen mannichfachen Listen, durch welche der Fuchs oder einige ihm ähnliche Raubthiere ihre Beute berücken und erschleichen, das Aufdämmern eines vernünftigen Ueberlegens erkannt. Ueberhaupt wird jede erkennende Thätigkeit der Seele, wodurch diese die Dinge der Außenwelt in ihrem wechselseitigen Verhältniß zu einander abmisset, die Aeußerung eines dem Verstande ähnlichen Vermögens seyn, während jener gleichsam arithmetische Sinn, mittelst welchem die Seele ihr eignes innres Leben und seine Kraft, im Verhältniß zu diesen Dingen der Außenwelt abwäget und berechnet, der Vernunft entspricht. Beide, der geometrisch das Gebiet der Sichtbarkeit abmessende Sinn, von seinen verhülltesten Regungen an, in der webenden Raupe und Spinne, bis zu seiner Entfaltung zum Verstande, so wie das arithmetische Beachten des selbstthätigen Bewegens (gleichsam eines innren Tönens) und seiner Con- oder Dissonanzen, sind mithin ein beständiges Eigenthum der (thierisch) lebenden Seele.

Doch ist bei allen solchen Uebereinstimmungen zwischen jenen Seelenthätigkeiten bei dem Thiere und bei dem Menschen ein sehr tiefgreifender Unterschied nicht zu übersehen. Wir haben auf diesen zwar schon oben, im §. 33,

bei der Lehre von den Temperamenten hingedeutet, haben auch vorhin bei der Betrachtung des Selbstbewußtseyns die Gränze des rein Menschlichen in der Vernunft und dem Verstand genauer bezeichnet; es wird jedoch nicht unzweckmäßig seyn, den Unterschied hier noch einmal ins Auge zu fassen.

Nur im Menschen ist jene Wirklichkeit des Seyns, welche sich auf ein unmittelbares Theilhaben am göttlichen Seyn gründet, darum ist auch bloß in ihm ein wahrhaftes Selbstbewußtseyn; im Thier ist zunächst nur ein beziehungsweises Seyn, für und zu allen andern Creaturen, ein Theilhaben an dem Seyn der ganzen Sichtbarkeit. Wenn im gezähmten Thiere ein Schein des Selbstbewußtseyns aufdämmert, so ist dieser nur ein fremdes Licht, das von der vollkommensten unter allen irdisch sichtbaren Creaturen, dem Menschen, ausgehet; ein Widerschein von dem Selbstbewußtseyn des Menschen. Die von innen nach außen gerichtete, gleichsam erkennende Kraft, welche wir als Analogon des menschlichen Verstandes betrachteten, beziehet sich im Thier, eben so wie die von außen nach innen, von unten nach oben gekehrte, vernunftartige, bloß auf den Wechselverkehr mit der sichtbaren Außenwelt. Dagegen kommt in dem Doppelstern der Menschenseele noch ein zweites Centrum, das wahre Selbstbewußtseyn; noch eine zweite höhere Potenz des Verstandes und der Vernunft hinzu, welche für das Erkennen einer unsichtbaren Welt des Geistigen und Göttlichen gemacht ist. Das Thier hat nur die eine, niedere oder irdische Art der Vernunft und des Verstandes; der Mensch hat hierbei zugleich auch die andre, göttliche Art, obgleich er viel häufiger nur von der irdischen Art Gebrauch machet als von der höheren.

Noch erwähnen wir, daß die Vernunft in vielen ihr zukommenden Functionen auch als Urtheilskraft, der Ver-

stand in verschiednen seiner Aeußerungen als Scharfsinn bezeichnet wird, welche letztere Richtung in ihrer niedreren, aufs bloß sichtbare Wesen begründeten Erscheinungsform Witz genannt ist. Ueberhaupt ist auch bei allen diesen abgeleiteten Functionen der beiden erkennenden Grundkräfte überall eine niedrere (thierisch-menschliche) und eine höhere (göttlich-menschliche) Art zu unterscheiden. Die thierisch-menschliche Vernunft erscheinet in allen ihren Geschäften eigennützig und selbstsüchtig; durch sie beachtet die menschliche Natur das, was das Ihre ist, durch die höhere Art der Vernunft aber das, was Gottes ist. Der thierisch-menschliche Verstand erkennet, was die Dinge in Beziehung auf einander und auf die Gesammtheit der sichtbaren Welt sind; der höhere Verstand weiß, was sie in Beziehung auf Gott oder auf ein höheres, göttliches Gesetz sind, welches der erleuchtete Verstand eines Kepler und Newton inmitten der Schöpfungen Gottes anschauten.

So ist es dann der Geist, nicht die eigene Kraft der Seele, welcher zuletzt im Menschen den messenden Verstand an die Gränze eines Unermeßlichen führt, das hoch und hehr, wie der Himmel mit allen seinen Sternen, über dem kleinen Erdball, um und in und über der Sichtbarkeit stehet: ein Ewiges und Göttliches über dem Wandelbaren und leiblich Gewordenen. So ist es auch nicht die eigne Kraft der Seele, sondern der Geist, welcher die abwägende und berechnende Vernunft fähig machet, über und in dem Bewegen des eignen Lebens, das Weben und Walten eines allgewaltigen und unbeschränkten: eines göttlichen Willens zu vernehmen, und dem alldurchwirkenden Geiste im Leben selber zu begegnen, von dessen Walten der messende Verstand die Spuren gesehen. Das weitere Verhältniß jener beiden herrschenden Kräfte, zu einander selber und zu den innren Sinnen, so wie eine nähere und genauere Betrachtung ihrer

eigenthümlichen Wirkungsweise, soll uns in einem der nächsten §§. (im 42sten) beschäftigen.

Erläuternde Bemerkungen. Während als Gegenstand der Empfindung der beständige Fluß des Werdens erscheint, ist dagegen der Gegenstand des Erkennens nach Plato ein Feststehendes und Unveränderliches (Tim. 51, Parm. 152). Auf ein Feststehen (βεβαιότης), welches zugleich das Wesen (οὐσία) ist, begründet sich dann alles wahre Wissen, alle Philosophie (Crat. 386, d: δῆλον δή, ὅτι, αὐτὰ αὑτῶν οὐσίαν ἔχοντά τινα βέβαιόν ἐστι τὰ πράγματα); das der Erkenntniß Fähige, was in der Seele wohnet, ist ein Göttliches (Tim. 72, u. a.). Ein Zug des Verwandten zum Verwandten ist es mithin, was den Menschen zu dem Göttlichen zieht, was ihn bewegt an das Seyn der Götter zu glauben und sie zu verehren (de Leg. X, 899 d). Ein ewig Feststehendes denn ist Gott; denn dieser kann nicht werden; Er, das Schönste und Beste, muß unwandelbar Ein und dasselbe bleiben rep. II, 380, d). Gott, der königlich waltende Geist (Leg. X, 796, e; Tim. 28, b), ist das Urbild der ganzen Sichtbarkeit (Tim. fin.; m. v. ib. 29, a); er ist das Maß aller Dinge (de Leg. IV, 716, c: ὁ δὴ θεὸς ἡμῖν πάντων χρημάτων μέτρον ἂν εἴη μάλιστα); denn es liegt zwar allem Dem, was wir als ein Vieles mit dem gleichen Wort benennen, das, was Plato Idee oder Urbild (εἶδος, ἰδέα) heißet, zu Grunde (Rep. X, 596, a. 597. Phaedr. 100, 250, a; Tim. 28, a; 49, d), ein Wesen an sich, im Vergleich mit dem Sinnlichen, welches nur ein Wesen im Verhältniß zu dem empfindenden Wesen hat (Crat. 386), ein sich immer Gleiches (Phaed. 74, a), welches begründet, daß die Dinge durch ihr Theilhaben an ihm sind, was sie sind (ib. 100, 101); aber die Ideen des sichtbaren Wesens setzen selber wieder Ideen von höherem Range voraus (ib.), bis die Verkettung der Ideen, welche es möglich machen würde, daß Jemand, von Einer Idee ausgehend, Alles finden könnte, wenn er nur tapfer und unablässig suchte (Menon. 81), zuletzt zu einem Letzten käme, jenseits welchem keine höhere Voraussetzung mehr möglich erscheint; zu dem Grund aller Dinge (de Rep. VI, 511, b), zu Gott, der Idee des Guten, welche das Ende des Erkennbaren ist (VII, 517; ἐν τῷ γνωστῷ τελευταία ἡ τοῦ ἀγαθοῦ ἰδέα) und der Dinge Anfang, Ende und Mitte (de Leg. IV. 715, e).

Das wahre Erkennen wird selber mit dem Erkannten (nach gewissem Maße) Eins. — Darum stellt die eine, göttliche Wissenschaft nicht nur das Schöne und das Werden dar, sondern sie ist selber das Schöne und das Wesen. Denn so wie die Sonne Ursache ist des Gesichtes, und Ursache nicht nur, daß die Dinge im Lichte

gesehen werden, sondern überhaupt auch, daß sie wachsen und werden; so ist das Gute von solcher Kraft und Schönheit, daß es nicht nur der Seele Ursache wird der Wissenschaft, sondern daß es zugleich auch Wesen und Wahrheit Allem gewährt, was Gegenstand der Wissenschaft ist. Aber wie die Sonne nicht selber das Gesicht und das (irdisch) Gesehene ist, sondern über diesen stehet, so ist auch das Gute nicht die Wissenschaft und das Wesen, sondern es ist über beiden, und beide sind nicht das Gute (an sich), sondern nur gutartig (Rep. VI, 506, e).

Empfindung und Wahrnehmung ist noch nicht Wissen. Denn wenn Empfindung Wissen wäre, so müßte der, welcher eine fremde, ihm noch unbekannte Sprache hört, sie beim Hören auch verstehen; der, welchem die Buchstaben unbekannt sind, würde dieselben, sobald er sie sähe, auch kennen (Theaet. 163).

Das Denken ist ein Reden der Seele mit sich selber (Theaet. 189, e; Sophist. 263, d), das Reden aber die Verknüpfung des einen Wortes mit einem andern (Soph. 259), oder vermöge der innigen Beziehung der Worte auf das Gedachte, die Verknüpfung eines in sich selber feststehenden Begriffes (ib. 252, d) mit einem andren. Das Höchste und Schönste kann, weil es unkörperlich ist, nur durch den Verstand erfaßt und durch verständige Rede dargestellt werden (Politic. 285). Eben dieses durch die Rede Darstellbare: das Schöne und Gute und alles Das, welchem wir ein wahres Seyn beilegen, steht zwar in einer Beziehung zu den sinnlichen Dingen; diese aber sind weit entfernt, jenem vollkommen zu gleichen, sondern die Empfindung jener sinnlichen Dinge bewirkt in uns nur die Erinnerung an das wahrhaft Seyende, welches wir schon früher erblickt haben. Denn alle sinnlichen Empfindungen sind uns nur Erinnerungen an die ewigen Ideen, deren Aehnlichkeit sie an sich tragen und deren Nachbilder sie sind (Phaed. 74, 75, 76). All unser Erforschen und Lernen ist nichts Anderes als Erinnerung an ein früher Gewußtes (Menon. 80, d; 82, a; Theaet. 191, c, 197; Phaed. 73, a). Dieses angeborne Wissen ist die der Seele eingepflanzte göttliche Vernunft, welche sich uns in der Welt des Sinnlichen und Werdenden und in ihrer Verbindung mit dem Leibe als eine werdende Vernunft darstellt (Tim. 34 u. a.).

Es wohnet mithin schon nach dieser Lehre des Alterthumes ein göttlich Erkennendes im Menschen. Aber dieses Erkennende, aus Gott Geborene, bedarf auch zugleich in jedem Augenblick einer neu belebenden Aufregung und Ernährung durch den göttlichen Lebenseinfluß, welcher als das allein Seyende ein mit uns Seyendes, ja in der Welt des Leiblichen ein mit uns Werdendes, ein Mitbewegendes wird. — Die Seele des Menschen, ein ausgewan-

derter Theil des allgemeinen Feuers oder der allumfassenden, allwaltenden Vernunft, wird nach Heraklit auch nur durch das immer wieder herzuströmende Feuer erhalten (Plut. de Is. et Osir. 76; Sext. Emp. contrad. VII, 129). Ueberhaupt scheint dieser ernste Denker sehr gründlich erkannt zu haben, was „unser Wissen und Verstand" mit Finsterniß umhüllet, in dem jetzigen Zustand unsrer Natur sey. Nach seiner Lehre hat die „menschliche Art" keine Erkenntnisse, das Göttliche aber hat diese. — Der unmündige Mensch empfängt durch die Stimme des Dämons, was das Kind vom Manne. Orig. contr. Cels. VI, 698: *ἦθος γὰρ ἀνθρώπειον μὲν οὐκ ἔχει γνώμας, θεῖον δὲ ἔχει — ἀνὴρ νήπιος ἤκουσε πρὸς δαίμονος, ὅκωσπερ παῖς ἀνδρός.* — Die oben, S. 323 angeführte Aeußerung des Heraklit, deren Anfang wir schon beim §. 20 gegeben haben, s. m. bei Sext. Emp. contrad. L. VII, 132, 133, ed. Fabric. p. 398 u. 399: „*λόγου τοῦδε* (scil. *τοῦ περιέχοντος*) *ἐόντος, ἀξύνετοι γίνονται ἄνθρωποι, καὶ πρόσθεν ἢ ἀκοῦσαι, καὶ ἀκούσαντες τὸ πρῶτον· γινομένων γὰρ κατὰ τὸν λόγον τόνδε, ἄπειροι ἐοίκασι πειρόμενοι ἔπεων καὶ ἔργων τοιούτων ὁκοίων ἐγὼ διηγεῦμαι, κατὰ φύσιν διαιρέων ἕκαστον, καὶ φράζων ὅκως ἔχει· τοὺς δὲ ἄλλους ἀνθρώπους λανθάνει ὁκόσα ἐγερθέντες ποιοῦσιν, ὅκωσπερ ὁκόσα εὕδοντες ἐπιλανθάνονται.*" (*διὰ τούτων*, so fügt Sextus Empiricus hinzu, *γὰρ ῥητῶς παραστήσας ὅτι κατὰ μετοχὴν τοῦ θείου λόγου πάντα πράττομέν τε καὶ νοοῦμεν, ὀλίγα προσιελθὼν, ἐπιφέρει·*) „*διὸ δεῖ ἕπεσθαι τῷ κοινῷ*" — „*τοῦ λόγου δὲ ἐόντος ξυνοῦ, ζώουσιν οἱ πολλοί ὡς ἰδίαν ἔχοντες φρόνησιν· ἡ δ᾿ ἔστιν οὐκ ἄλλο τι ἀλλ᾿ ἐξήγησις τοῦ τρόπου τῆς τοῦ παντὸς διοικήσεως. διὸ καθ᾿ ὅ, τι ἂν αὐτοῦ τῆς μνήμης κοινωνήσωμεν, ἀληθεύομεν· ἃ δὲ ἂν ἰδιάσωμεν, ψευδόμεθα.*" — Die Aeußerung des Heraklit, auf welche oben S. 322 angespielt war, und welche die Verwandelbarkeit unsres empfindenden Wesens, welches in jedem Augenblick ein neues wird, mit den immer sich erneuernden Wellen eines Stroms vergleicht, findet sich in Schleiermachers Fragm. Nr. 20; Plut. de Ei ap. Delph. 18; Heraclid. Alleg. Hom. 443.

Wie sich übrigens das Männliche zum Weiblichen, wie sich das ewig ergänzende Complement oder die Fülle zu dem einseitig Mangelhaften verhält, so verhält sich der Gedanke zu dem sinnlich wahrnehmbaren Stoff. Denn nach Parmenides (v. 150) ist der Gedanke jene Fülle selber: *τὸ γὰρ πλέον ἐστὶ νόημα.*

Nach Aristoteles ist der Theil der Seele, vermittelst dessen sie erkennt und denkt, der Verstand (*νοῦς* de anim. III, c. 4). Nur das vom Verstande Gedenkbare ist das Seyende und der Gegenstand der Wissenschaft das Seyende an sich; während das Sinnliche nicht an sich, sondern nur in Beziehung auf die empfindende

Seele ist (magn. mor. I, 34; Met. III, 4; IV, 6; Topic. I, 14; de anim. III, 4; 8). Der Verstand verhält sich übrigens zu dem Denkbaren, wie der Sinn zum Sinnlichen. Damit er über Alles herrsche, Alles erkenne, muß er (nach Anaxagoras) ein Unvermischtes, Einfaches seyn (ἀμιγῆ). Sein Wesen ist die Möglichkeit (τὸ δυνατόν), nicht die Wirklichkeit (ἐνεργεία). Die denkende Seele ist dann das Behältniß der Formen (τόπος εἰδῶν). Während ein zu starkes Licht die Fähigkeit zum Sehen gleichsam lähmt (das Auge blendet), ist der Verstand, wenn er etwas sehr Tiefes gedacht hat, sogar noch besser befähigt, etwas Leichteres zu denken. — Der Verstand ist eine unbeschriebene Tafel (γραμματεῖον, ᾧ μηδὲν ὑπάρχει ἐντελεχείᾳ γεγραμμένον). — Der Verstand selber ist ein Denkbares (de anim. III, 4). — Die Worte νοῦς und διάνοια (Verstand und Vernunft) werden hier wie anderwärts von Aristoteles nicht scharf unterschieden, sondern öfters das eine statt des andren gebraucht, dagegen stehen sich (de anim. L. III, c. 3) νοῦς und φρόνησις, νοεῖν und φρονεῖν (m. v. Probl. XXX, 2), ungefähr auf dieselbe Weise entgegen und zugleich parallel, wie Verstand und Vernunft — (gleichsam) zwei Seelen, eine denkende und eine empfindende. Für die denkende Seele sind die Vorstellungen (φαντάσματα) dasselbe, was für die empfindende die Empfindungen (αἰσθήματα) sind (c. 7). — Mit der empfindenden (die äußeren Eindrücke aufnehmenden) Seele scheint das nahe verwandt und verbunden, was bei Arist. (c. 5) der passive Verstand (παθητικὸς νοῦς) heißt, welcher Alles werden kann. Das was wir jedoch oben (S. 336) als Eigenthum der menschlichen Seele bezeichneten, heißt ihm der selbstthätige, leidenlose (ἀπαθές) Verstand, welcher Alles thun kann. Sein Wesen ist die Selbstthätigkeit oder Wirklichkeit (ἐνεργεία). Er allein ist was er ist (ἐστὶ μόνον τοῦθ' ὅπερ ἐστὶ), allein unsterblich und ewig, während der passive Verstand sterblich ist.

Die bloß sinnliche Einbildungskraft (αἰσθητικὴ φαντασία) findet sich auch bei andern Lebendigen, dagegen die (selbstthätig) beschließende Kraft nur in den vernünftigen (ἡ δὲ βουλευτικὴ ἐν τοῖς λογιστικοῖς, de anim. L. III, c. 11).

Empfinden und Denken sind verschieden. Das Denken (Urtheilen) ist der Täuschung (ἀπάτη) ausgesetzt. Das Empfinden ist allen, das Denken (Urtheilen) nur wenigen Lebendigen eigen. Aber auch das Erkennen dessen, was recht (ὀρθῶς) und nicht recht ist: die Beurtheilung, das Verständniß und die Meinung von dem, was richtig ist, sind verschieden vom Empfinden. Denn die Empfindung des Besondern ist immer wahr, das Urtheilen (διανοεῖσθαι) kann auch ein falsches seyn. — — Auch Einbildungskraft und Wahrnehmung (φαντασία καὶ ὑπόληψις) sind verschieden. Denn

die Wahrnehmung hängt nicht von unsrer Willkür ab, wohl aber das Geschäft der Einbildungskraft. Das Denken, als das Höhere Umfassende, stehet über der Einbildungskraft und der Wahrnehmung (Aristot. de anim. III, c. 3).

Die Vernunft und der Verstand (hier λόγος und νοῦς) sind der Endzweck; die Vollendung unsrer Natur (Ar. Politic. VII, c. 15). — Der Verstand (νοῦς) wird mit dem Auge verglichen, welcher die Proportionen der Dinge unterscheidet (Arist. Ethic. Nic. I, 4). — Das Organon des νοῦς ist die Wissenschaft ((Probl. XXX, 5). — Aristoteles erwähnt auch einer sinnlichen Wissenschaft (Ethic. Nic. VII, 5; Ethic. Eud. VI, 3), und nennt anderwärts die Unterscheidung ein Werk der Empfindung oder vielmehr des Gefühls (Met. I, 1; de anim. III, 2). Denn was er αἴσθησις des Guten und Bösen, des Gerechten und Ungerechten nennt (Pol. I, 2; Eth. Nic. IV, 11), haben wir oben (§. 32) als Gefühl bezeichnet, während anderwärts unter jenem gemeinsamen Namen des Gefühls und der Empfindung auch jenes Seelenvermögen begriffen scheint, das wir im nächsten §. als den „Geschmack" der Seele werden kennen lernen (so vielleicht selbst Ethic. Eud. V, 11; Eth. Nic. VI, 12.).

Die größere Sicherheit der Geschäfte des Verstandes ist nachgewiesen und das Geschäft des Verstandes selber beschrieben Met. IX, 10, de anim. III, 6; m. v. Anal. post. II, 7, 10, 14: Met. VI, 1; IX, 10; XI, 7. Das selbstthätig bewegende Erkennen oder die Vernunft in uns ist von der Art des selbstthätig bewegten Göttlichen, des unbewegten Bewegers (Phys. VII, 2; VIII, 5). Die Vernunft (übrigens hier auch νοῦς genannt) verhält sich auf ähnliche Weise zum sinnlichen Begehren als die Vorstellung zur Empfindung. Ihr Geschäft ist es, uns das Gute darzustellen und dasselbe auf die besondern Verhältnisse des Handelnden zu beziehen, so daß daraus der Schluß hervorgeht, dieses oder jenes sey zu thun oder sey nicht zu thun (de anim. III, 10).

Aristoteles, hierin übereinstimmend mit der Lehre der Pythagoräer (m. v. Plut. d. plac. philos. V, 20), mit Archelaos (Diog. Laërt. II, 17), Anaxagoras u. A. behauptet, daß auch in den Thieren eine Art oder Analogon von Vernunft sey (m. v. Origenes Philosophumena c. 9, Opp. I, p. 890, und die übereinstimmenden Behauptungen mehrerer Weisen des Alterthums hierüber gesammelt in Bayle's diction. III, 2350 und 2601, so wie die Joh. Schmids dissert. de brutis, hominum doctoribus etc. Vitemb. 1688).

Das Selbstbewußtseyn oder das Ich wird von Chrysippos als die allbeherrschende Kraft in der Seele, als das ἡγεμονικὸν bezeichnet (Galen. de Hippocr. et Plat. plac. L. II, c. 2, ed. Kühn. Vol. V, p. 215).

Nach Philo ragt der Verstand oder selbstbewußte Geist (νοῦς) in drei Zeiten hinüber; er denkt über das Gegenwärtige, erinnert sich des Vergangenen, erwartet und hofft das Künftige, während der wahrnehmende Sinn nur vom Gegenwärtigen gerührt und bewegt wird. — Das Gefühl oder Empfindungsvermögen ist von zweifacher Art: ein passives, welches nur der Fähigkeit nach, und ein selbstthätiges, welches der Wirksamkeit nach ist. Das erstere ist dem νοῦς anerschaffen, das andere wird erst aus ihm, wie Eva aus Adam (Phil. SS. Leg. Alleg. L. II, 1095, ed. Mang I, 74). — In unserm Wesen wohnen nicht bloß die Grundkräfte der drei Naturreiche, nämlich die der Haltung, des Mitwerdens und der thierisch bewegenden Seele, sondern überdieß der verständige Geist (νοῦς). — — Ein Eigenthum dieses verständigen Geistes, welches er mit den göttlichen Naturen gemeinsam besitzet, ist die Urtheilskraft (δύναμις διανοητική) und die Kraft des Schließens (δ. λογική). In der letztern wird eine doppelte Richtung der Wirksamkeit unterschieden: eine innerliche, des Denkens, und die äußerliche, des Sprechens. Es findet sich aber, als Schwester von jenen, noch eine andre Kraft in der Seele: das Gefühl, mit welcher die Sprache in unmittelbarer Beziehung steht. Denn diese beschreibt nichts Anderes als die Erzeugungen des selbstthätigen Gefühles. — Wie eine Gehülfin und Gefährtin wurde die Kraft des sebstthätigen Gefühles nach dem νοῦς und zu demselben erschaffen, damit sie die Objecte aufnehme, und damit so die Seele zu einem Ganzen sich vollende (Phil. SS. Leg. Alleg. 1091, ed. Mang. I, 71).

Der Sinn (αἴσθησις und εἴσθεσις) führt die Erscheinungen hinein in den νοῦς. In diesen, gleichwie in eine mächtige Schatzkammer, legen die Sinnen (Augen, Ohren) alle ihre Wahrnehmungen nieder. Die Einbildungskraft übt dann in Beziehung auf diese gesammelten Schätze das Amt eines Münzmeisters aus. Denn alle dem, was die Sinne überbringen, dem drückt dieselbe ihr Gepräge auf. Der νοῦς aber gleicht dem Wachse, welches die Eindrücke behält, bis die Vergessenheit dieselben verwischt. — Die empfangenen Eindrücke afficiren die Seele; hieraus wird das Begehren. — So viel die Thiere höher stehen als die Pflanzen, eben so viel steht auch der Mensch über das Thier erhaben. Er ist im Besitz des höchsten Gutes: der Vernunft (διάνοια), wodurch er alle Naturen der Körper und Wesen umfasset. Wie denn an unsrem Leibe das Auge der Herrscher ist, in der Außenwelt aber das Licht, so ist in unsrem Innern das Höchste der selbsterkennende Geist (νοῦς). Dieser ist das Auge der Seele, erhellt durch eignen Glanz. Er ist von derselben Wesenheit, aus welcher die göttlichen Naturen sind. Daher ist auch nur die erkennende und unterscheidende Kraft

in uns unsterblich zu achten. Sie allein ward nach dem Gebot des Vaters frei, entnommen den Banden der Nothwendigkeit, begabt mit dem Geschenk des eignen, sebstständigen Wählens. — — Darum unterliegt auch nur der Mensch bei seinem freien Handeln dem Tadel, oder verdient Lob. — — Die selbstbewußte Seele des Menschen allein, aus den Banden der Nothwendigkeit befreit, verdient angeklagt zu werden, wenn sie ihren Befreier nicht ehrt (Phil. quod Deus sit immutabil. 299, 300; ed. Mang. 278, 280).

An der Wirksamkeit der Seele unterscheiden wir das Bemerken (νόησις), Begreifen oder Erfassen (κατάληψις), das sichere Erkennen oder Treffen (εὐστοχία), das in sich Hegen und Pflegen (μελέτη), nebst den Erinnerungen (μνῆμαι), daraus Charakter (ἕξις) und Disposition (διάθεσις), — — die mannichfachen Künste, die sichern Wissenschaften, der Inbegriff aller Tugenden (id. de plant. Noä 218, ed. Mang. I, 334). — Gott schuf den Menschen nicht als sein Bildniß, sondern nach seinem Bildniß schuf er ihn (οὐκ εἰκόνα ἀλλὰ κατ' εἰκόνα). Unser νοῦς ist mithin das dritte Gleichniß Gottes (Phil. quis rer. div. haeres. 513, ed. M. 505).

Maximus Tyrius (diss. XL, p. 418, ed. Davis.) nennt das Göttliche und Unsterbliche in der Menschenseele den Verstand (φρόνησις) oder den selbstherrschenden Geist (νοῦς). — Nur dieser gibt Gewißheit.

Der νοῦς, nach dem Ebenbild Gottes geschaffen, vermag Gott zu erkennen (Orig. contr. Cels. L. VII, 33, ed. Paris. Vol. I, p. 717; ib. 37, p. 720). Derselbe (der νοῦς) muß unkörperlich seyn, weil er Geistiges zu erfassen und zu erkennen vermag (de princip. L. I, 7, ed. Par. I, 52).

Ein natürliches Kriterion (κριτήριον φυσικὸν) wohnt in dem Menschen, zur Unterscheidung des Guten und Bösen: eine natürliche Urtheilskraft (S. Basil. Caesar. Homil. in princ. proverb. ed. Paris. II, 106). Die Vernunft (hier λόγος) nimmt als Richter in uns den höchsten Rang ein, um über Alles zu entscheiden und zu prüfen, ob es zu wählen sey oder nicht? und ob den Entwürfen und Begierden der Seele Raum zu gestatten sey oder nicht? (St. Basil. Caes. Serm. XXI de prospera et advers. fortun. ed. Par. T. III, p. 579).

Der selbsterkennende Geist (νοῦς) hat Gemeinschaft mit der denkenden Seele durch den Verstand (λόγος), die denkende Seele mit der fühlenden durch den phantastischen Geist, die Seele selber ist ein Bild des νοῦς, nach Nicephorus' Schol. in Synes. de insomn. ed. Par. cm. not. Dion. Petav. p. 372. — Der Ausgang des νοῦς, da derselbe von Gedanken zu Gedanken sich ergeht, ist die Wissenschaft — νοῦς und λόγος innig nahe verwandt, Synes.

de Dion. ex Phil. ed. Petav. p. 47. — Zwischen dem νοῦς und der ψυχή steht die Vernunft (διάνοια), zwischen der Seele und der Phantasie steht die Meinung, zwischen der Phantasie und dem Leibe die Empfindung (Nicephor, l. c. p. 394).

Der νοῦς enthält die Formen dessen in sich, was ist (τῶν ὄντων), die Seele die Formen dessen, was wird (τῶν γινομένων) Synes. de insomn. p. 134.

In der heiligen Schrift n. B. ist z. B. 2. Cor. 10, 5 νόημα für Vernunft gebraucht, und dieselbe Kraft der Seele scheint Eph. 4, 18 durch διάνοια angedeutet. Verstand im Allgemeinen ist (z. B. Luc. 2, 47; 1. Cor. 1, 16; 2. Tim. 2, 7) durch das Wort σύνεσις bezeichnet, in einem besondern Sinne, in welchem diese Kraft selbst Gott und seinem Gesalbten zugeschrieben wird (Röm. 11, 34; 1. Cor. 2, 16), wird derselbe νοῦς genannt (Luc. 14, 45; Apok. 13, 18). Auch Oetinger in s. biblischen und emblematischen Wörterbuch S. v. Vernunft nimmt an, daß Vernunft im Griechischen διάνοια, dagegen Verstand νοῦς und λόγος genannt sey. Uebrigens sind beide Kräfte der Seele, wenn sie vom Sinnlichen, in welchem sie von Natur befangen waren, hinweg, aufs Göttliche sich gerichtet haben, unter νοῦς zu verstehen; es könnte aber die durch den Geist von oben bewegte, selbstthätige Kraft des Erkennens, welche auf einer niedrigern Stufe διάνοια war, dann als λόγος; die andere, welche in ihrer menschlichen Gränze σύνεσις war, als νοῦς unterschieden werden. Schon bei Nemesios (de natur. homin. c. 14, ed. Matth. 208) ist das innre Sprechen des Geistes, oder das Denken in Worten, zu welchem der Verstand zwar die Vorstellung, die selbstthätige Vernunft aber das bezeichnende Wort erzeuget, als der λόγος im Menschen beschrieben.

Sehr gründlich erörtert den biblischen Wortverstand von νοῦς νόημα, διάνοια und λόγος Dr. J. T. Beck in seinem trefflichen Umriß der biblischen Seelenlehre.

Bei den lateinischen Kirchenvätern scheint insgemein Vernunft durch ratio, Verstand durch intellectus, der sich selber erkennende Geist durch mens bezeichnet, welches Wort indeß eben so wie νοῦς zuweilen noch den Verstand in höherem Sinne andeutet. — Mens wird als Selbstbewußtseyn, von welchem, als einem höhern umfassenden Mittelpunkt, alle Kräfte der erkennenden Seele ausgehen (Erinnerung, Einsicht, Wollen, Denken, Urtheilen), als ein Spiegel, worin der Mensch sein eignes Selbst erkennt, beschrieben von Augustinus de Trinitat. L. X, c. 12 u. c. 14, ed. Par. T. VIII, p. 896 seqq. — Es ist dieser selbstbewußte Geist in seinen drei Hauptkräften: des Erinnerns, Erkennens, Wollens, ein Bild der

Dreieinigkeit ib. L. X, c. 19, ed. Par. VIII, 899 — 900. — Nur durch sich selber kann der verständige Geist (mens) sich erkennen, kann dann lieben, was er erkannte (ib. IX, 4, p. 880). — Auch das Thier hat Empfindung, Erinnerung, Begehren; die Freiheit aber, über die Erinnerung nach Willkür zu walten, das Vermögen aus Principien zu urtheilen, hat nur der Mensch (ib. XII, 2, p. 913). Das Unwandelbare im Menschen, welches dieser vor dem Thier voraus hat, ist das vernünftige Wesen des verständigen Geistes (mens). Dieses ist ein doppeltes, gleichsam ein Männliches und ein Weibliches, eine erkennende und handelnde, rathende und ausführende, vernünftig überlegende und vernünftig begehrende Kraft, und diese zwei sind wie ein Fleisch (ib. c. 3, p. 914). — Der verständige Geist (mens), in so weit er Göttliches erkennt, ist ein Ebenbild Gottes; er ist es auch in seinem Handeln, so weit dieses Göttliches angeht, nicht aber wenn beide sich aufs Niedere wenden (ib. c. 10, p. 918). — Der Theil desselben, der nach oben, nach dem Unsichtbaren gerichtet ist, ist der Mann, der nach dem Sichtbaren gerichtete ist der weibliche Theil desselben; auf ihr Verhältniß gilt 1. Cor. 11, 7 (ib. c. 21, p. 923). — Die Kräfte, welche im mens enthalten sind, werden jedoch ohne eigentliche Unterscheidung als ratio, intelligentia: anima rationalis, intellectualis bezeichnet, ib. L. XV. c. 1, p. 966, 967. Uebereinstimmend mit de Genes. ad. litter. III. 30 (c. XX) ed. Par. III, 156 und de civitat. Dei L. XIV, c. 19, ed. Par. VII, 370. Die Erneuerung des Menschen nach Gottes Ebenbild müsse geschehen im Geiste des Gemüthes oder des Verständnisses (spiritu mentis (τῷ πνεύματι τοῦ νοός nach Eph. 4, 23). Aller mens sey Geist, nicht aber aller Geist sey mens, denn Gott sey ein Geist, bei welchem nicht von einer Wiedererneuerung die Rede seyn könne. — Anderwärts nennt Augustin das Vorrecht des Menschen vor dem Thier die Vernunft (ratio), welche eher da sey als die Erkenntniß (intellectus). — Erst durch die Vernunft wird die Erkenntniß möglich (Serm. XLIII de verb. Isai. c. 7, 3, ed. Par. V, 212). — Der Gegensatz zwischen dem selbsterkennenden Geist (mens) und dem Fleische wird, hindeutend auf die Worte des Vater unsers: „dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel," mit dem Gegensatz zwischen Himmel und Erde verglichen (Serm. LVI in Matth. 6, de orat. Dom., ed. Par. V, 325). — Der verständige Geist (mens) herrscht über das Fleisch, wenn er sich selbst von Gott beherrschen läßt (Serm. CLV, de verb. Apost. Rom. 8, 2, ed. Par. Vol. V, 742). — Der Verstand (mens), dem die Augen geöffnet sind, ist innerlich ein Schüler der Wahrheit, äußerlich ein Richter der Rede (Aug. Lib. de Magist. 41, s. c. XIII, ed. Par. I. 562).

Ratio, mens und spiritus, Vernunft, Selbsterkenntniß oder Verstand und Geist als gleichbedeutend gesetzt de liber. arbitr. I, 18, ed. Par. I, p. 577. — Ratio für das Vermögen zu unterscheiden und zu schließen (mithin für die Functionen des Verstandes) gebraucht de ordin. II, 30, ed. Par. I, 343. — Anderwärts wird mens rationalis seiner Natur nach als ein Sehnen nach Gott beschrieben (August. enarr. in Ps. CXLV, 5, ed. Par. IV, p. 1627). Ueberhaupt mens als das Höhere, dessen Speise die Vernunft (ratio) sey (contr. Jul. Pelag. II, 10, ed. Par. X, 533). — Es kann einer bös seyn und ein vortreffliches Gedächtniß besitzen; niemand aber ist böse, in welchem ein guter, selbsterkennender Geist (bona mens) wohnt (de civ. Dei L. VII, c. 3, ed. Par. VII, 164). — Das Licht des Verständnisses (mens), bei welchem Alles erkannt wird, ist Gott selber, durch welchen Alles gemacht ist (ib. L. VIII, c. 7, p. 197). Das Erkennen (als ratio benannt) ist eine selbstständige, vom Körper unabhängige Anschauung des Wahren, ja dasselbe ist selber das Wahre, welches angeschaut wird, oder ist mit der Natur des Wahren nahe verwandt. — Eben hierin, daß unser Vermögen das Wahre zu erkennen von der Natur dieses (ewig) Wahren selber ist, liegt der stärkste Beweis für die Unsterblichkeit unsrer erkennenden Seele (August. Lib. de immortal. anim. c. VI, 10 et 11, p. 391).

Vernünftig, rationabiliter, ist gleichbedeutend mit zweckdienlich. So z. B. bei der Anwendung eines starken Geruches, zur Vertreibung der Schlangen (Aug. de ordin. II, 32, Opp. Vol. I, 343).

Selbstbewußtseyn und Selbsterinnerung de liber. arbitr. III, c. XIX, 52, ed. Par. I, 607; der Geist im Menschen, welcher weiß, was in ihm selber ist (nach 1. Cor. 2, 11), welcher jedoch nicht ein Theil, sondern ein Geschöpf Gottes ist de Genes. contr. Manich. II, 11, ed. Par. I, 669.

Der Verstand erkennt und misset das Untergeordnetseyn aller Einzelnen und Besondern, und so auch des menschlichen Seyns und Wesens unter ein allgemeines, allbeherrschendes Gesetz. Durch den Verstand erkennen wir das Aehnliche und Unähnliche zwischen uns und dem Stein (uns wie ihn verbindet ein gemeinsamer Zug der Schwere mit dem Alle tragenden planetarischen Ganzen), so wie zwischen uns und der Pflanze, dem Thier im Allgemeinen und dem Säugthier im Besondern. Ueberhaupt sind die innerlich verwandten Dinge sich ähnlich in dem Zuge, welcher von unten nach oben, von dem Einzelnen auf ein Alle verbindendes Ganzes gerichtet ist, und der Verstand ist das erkennende Vermögen der Seele für diesen nach oben gehenden Zug und die nähere oder fernere Uebereinstimmung der in ihm zusammentreffenden verschiedenen Rich-

tungen. Der Verstand erkennt in allen Besondern ein Allgemeines an; vermag zuletzt auf das Daseyn eines höhern und allgemeinen Grundes alles besondern Seyns zu schließen.

Die Vernunft des Menschen erkennt und misset jene Kraft, welcher selber Gesetz zu geben und Gesetz zu werden vermag: das eigene, freie, selbstständige Wirken. — Durch sie bemerkt die Seele das Maß und Verhältniß der in ihr wohnenden, selbstthätig von innen nach außen wirkenden Kraft, zur Außenwelt.

Durch die Vernunft hat der Mensch seine Kleidung und allerhand Werkzeuge der Nothdurft des täglichen Lebens erfunden; der Verstand lehrt ihn, sobald er z. B. die nährende Kraft einer einzigen Getreideart und ihre Benutzbarkeit zum Ackerbau erkannt hatte, den Ackerbau auch auf andere Gras- oder Getreidearten ausdehnen, eben so wie den Gemüsebau auf mehrere Pflanzenarten der 15ten Linneischen Classe. Treviranus (Gesetze und Ersch. d. org. L. S. 9) vergleicht selbst den Kunsttrieb im Thierreich mit der Vernunft.

Im gemeinen Leben heißen wir das unvernünftig, wenn einer seinem Lastthier zu viel aufbürdet, einem zarten Kinde etwas zu Schweres zumuthet, die Kräfte seines Leibes mißbraucht. Unverständig heißen wir es, wenn jemand etwas thut zur unschicklichen Zeit oder am unschicklichen Orte.

Ein Beispiel für jene Art, in welcher die Vernunft leicht auf falsche Schlüsse geräth, gibt Plato's schöne Darstellung der beiden verschiedenen Bewegungen der Gestirne. Der äußere Kreis sollte die (vollkommene) Bewegung des Selbigen, von der Linken zur Rechten, der innre die Bewegung des Andern, von der Rechten zur Linken haben (Tim. 36). Als der Verstand durch Copernicus' Entdeckung diese Regeln der Sinnenwelt von außen her, von einem allgemeinen, höheren, durch seine Schlüsse aufgefundenen Princip aus beleuchtete, zeigte sich, daß der Schluß der Vernunft, der von innen heraus, von der Kenntniß der eigenen bewegenden Kraft seinen Maßstab entlehnt hatte, ein irriger sey.

Die Selbstherrschaft des Denkvermögens.

§. 41.

Eine innre Natur der Seele ist da, voller mannichfacher Gestalten, Bewegungen und Töne. Diese innre Natur, in ihrer Geschiedenheit und selbstständigen Abgränzung von

der äußren, welcher jene allerdings in allen ihren Bildungen entspricht, zeigt sich dann am mächtigsten, wenn die äußere Welt den Sinnen sich entzogen hat, oder sie tritt auch mit eigenthümlich hellerem Glanze, mitten in diese äußere Natur hinein und strahlet aus den von außen empfangenen Eindrücken hervor, wie ein vom hellen Kerzenlicht beleuchtetes Gebilde der Menschenhand über die vom Mondlicht bestrahlte Landschaft.

Es erscheint hierbei öfters ungewiß, ob das was die innre Welt der Menschenseele vor den Augen des betrachtenden Geistes entfaltet, das Nachbild der äußeren Sichtbarkeit, oder ob sie nicht vielmehr das Ur- und Vorbild aller der Gestalten und Bewegungen und Töne sey, welche, gegen einen solchen innren Glanz gehalten, die äußerlichen Sinnen nur wie Schattengestalten umgaukeln. Ist die äußere, leibliche Erscheinung ein Traum der innren, seelischen, ist diese das wahre und wache Seyn, oder ist die innre ein leibliches Traumbild und ein Nachklang der äußeren, und diese das wahre Urbild; ich weiß dieses nicht zu sagen, bis mir eine Sonne aufgegangen, welche mir das Walten des Geistes eben so helle macht, als das Wirken der Seele und des Leibes.

Allerdings bildet sich die Seele ihre innre Welt, aus und nach der äußeren, welche sie durch die leiblichen Sinnen erfasset, eben so wie der Leib in allen seinen Theilen durch die Nahrung sich bildet, welche er von außen aufnimmt. Diese Nahrung, auch nach ihrer Verwandlung in Blut, würde nimmermehr gerade zu diesem Glied, zu diesem eigenthümlich gestalteten Fleisch und Gebein werden, wäre das Glied nicht schon vor der Nahrung da. Die ernährende, Fleisch und Gebein erneuernde Kraft ist von derselben Natur, wie die bildende Kraft, welche das Kraut oder das Thier gestaltete, von denen der ernährende Stoff genommen worden; ja sie ist von höherer Art und Richtung als diese.

Das was die äußeren Sinnen den innren und diese der denkenden und wollenden Seele geben, ist nur das Material, woran und worinnen die innre, selbstständig vorhandne Wirksamkeit sich äußern kann, wie die Erde, oder überhaupt der planetarische Körper, das ist, woran der Sonnenstrahl, der ohne sichtbare Wirksamkeit durch den lichtlosen Aether ging, sich offenbar macht. Denn das was der Welt der innren Sinnen ihr eigenthümliches Leben und ihren geistigen Reiz gibt, das ist eine Kraft, welche auch in dem taub und blind zugleich gebornen James Mitchel, so wie der äußerlich noch mehr verarmten und dennoch innerlich höher begabten Laura Bridgman selbstständig wohnet, und welche eine solche scheinbar nach außen ganz verschlossene Seele fähig machet, in den Bewegungen der andren Glieder, besonders aber durch die tastenden Hände, eine Selbstherrschaft zu äußern, höher als die, welche das Thier oder den Blödsinnigen bei ihren Bewegungen leitet, obgleich diesen beiden alle Quellen und Zugänge der äußerlichen Erkenntniß offen stehen. Es wiederholt sich hier der alte Streit: über das Entstehen der lebendigen Wesen, in einer andren, geistigeren Region. Eben so wenig als ein belebtes Thier oder der Mensch aus den bloßen anziehenden und abstoßenden Kräften der irdischen Elemente entstehen könnten (nach §. 6), eben so wenig „entsteht" das, was den Menschen in seinem Innren erst zum Menschen macht: die Vernunft, aus den Elementen des äußeren Erkennens, aus der zur innren Sinnenwelt gesteigerten Anschauung der äußeren Sinnen. Hier wie dort ist ein Oberes und Innres selbstständig vorhanden, welches in der Fülle des irdischen Elementes als der beseelte, lebende Leib, in der Fülle der innren Seelenwelt als der denkende, selbstbewußte Geist sich offenbaret.

Auch bei den gewöhnlichsten und anfänglichsten Aeußerungen des innren Sinnes ist es sehr augenfällig, daß nicht ein

mechanisch aufgenommener Eindruck so wiedergegeben werde, wie der Lichtstrahl vom zurückstrahlenden Spiegel oder der Ton vom Echo. Die amerikanische Nachtigall (Spottdrossel) vernimmt die Töne der vorüberfliegenden Vögel, aber nachahmend zugleich und selber dichtend, verwebt sie die fremden Laute zu einem wunderlieblichen Gesang, in welchem selbst die scheinbaren Mißtöne zur Harmonie werden. So ist es auch das Geschäft des innren Sinnes, den von außen vernommenen Laut, wie der im Käfig verschlossene Vogel, zum eigenthümlichen Gesange zu verklären.

Der Fortgang dieses eigenthümlichen und selbstthätigen Verwandlungsgeschäftes steht in einem umgekehrten Verhältniß mit der Stärke des äußeren Eindruckes, und der innre Sinn wirkt dann stärker und ungehinderter, wenn der Eindruck von außen gemäßigter ist; die Bildungen der innren Welt werden um so mannichfacher und reicher, wenn von der äußeren Welt nur noch einzelne Eindrücke in die leiblichen Sinnen fallen. Ein zu lauter und übermächtiger Andrang, ein zu mannichfacher und häufiger Wechsel der äußeren Anregungen zerstreut und schwächet, ja vernichtet sogar die Wirksamkeit des innren Sinnes.

Es erscheint allerdings gleich vom ersten Anbeginn der innren Wirksamkeit der Seele der äußere Eindruck als ein ergänzender Theil, als ein nothwendig Zugehörendes zu dem Wesen des innren Sinnes, und jener wird deßhalb begieriger aufgesucht, als die Nahrung des Leibes oder als im Thierreich das Verlangen der Geschlechter. Der eben erwähnte, taub und blind zugleich geborne James Mitchel ergriff von Kindheit an alle Mittel, die Dinge der ihm verschlossenen Außenwelt durch Gefühl, Geruch und Geschmack zu erkennen. Feste Gegenstände, besonders Metalle, brachte er immer in Berührung mit den Vorderzähnen, nach Gordons Meinung, um ihre Härte zu prüfen; stundenlang saß

er an dem Ufer eines Baches, um die fühlenden Finger durch das Betasten der glatten und runden Geschiebe zu ergötzen; wenn ihm der außerordentlich geschärfte Geruch die Ankunft eines Fremden im elterlichen Zimmer verrieth, ging er nach jenem hin, fühlte ob derselbe Stiefeln anhabe, und wenn diese ihm den Reiter zu erkennen gaben, ging er in das Vorhaus, suchte die Reitgerte und befühlte sie mit Wohlgefallen, ging dann in den Stall und betastete mit ähnlicher Lust das fremde Pferd oder prüfte an dem neu angekommenen Wagen, den er überall befühlte und beroch, unzählige Male mit der Hand die Elasticität der Federn. Täglich war er bemüht, den engen Kreis seines Erkennens weiter auszudehnen, und die Gegend um das Haus seines Vaters hatte er bis auf einen Umkreis von mehreren hundert Ellen so genau mit dem Gefühl durchforscht, daß er da überall ohne Anstoß und ohne Furcht umhergehen konnte. Bemerkenswerth war ganz besonders die Begierde, mit welcher er den, wie schon der äußerlich sichtbare Zustand der Augen verrieth, ganz überaus schwachen Schimmer von Licht oder Farben aufsuchte, der noch zu seinem Sehorgan gelangen konnte. Zwar hatten diese Augen schon am Säugling eine solche Unempfindlichkeit auch gegen die stärksten Eindrücke des Lichtes, auch gegen den auffallendsten Wechsel von Finsterniß und Helle gezeigt, daß die Mutter hieraus die Blindheit noch eher erkannte als die zugleich angeborne, ganz complete Taubheit; als aber mit dem selbstthätigen Willen zugleich das Sehnen nach dem äußeren Sinneseindruck mächtiger erwachte, da bemerkte der Knabe auch jenen leisen Eindruck des Lichtes auf die mißgebildeten Augen, der nach Stewards Beobachtung wohl viel näher dem Gefühl für Wärme verwandt, als ein eigentliches Sehen seyn mochte. Schon durch die Weise, wie er diesem Eindruck nachging, zeigte er sich ganz in seiner vernünftig menschlichen Natur. Er suchte in

einem Nebengebäude, oder in einem verdunkelten Zimmer, die kleinen Oeffnungen auf, durch welche die Sonnenstrahlen ins Dunkel hereinfielen, deren Licht er dann begierig ins Auge faßte. Nachdem er erst den selbstständigen Gebrauch der Glieder gelernt, verschaffte er sich dieses besondre Vergnügen oft selber, indem er, wo es ihm erlaubt war, Thüren und Läden schloß und dann die Spalten oder Löcher aufsuchte, durch welche noch Licht hereinkam. Eben so war es ihm ein besonderes Vergnügen, zwischen sein Auge und die Sonne oder einen andern leuchtenden Körper allerhand durchsichtige oder spiegelnde Gegenstände zu halten, welche das einfallende Licht concentrirten und verstärkten. Nicht selten gab er den Stücklein Glas, womit er dieses Spiel trieb, durch Abbeißen mit den Zähnen die Gestalt, welche ihm zu seiner Absicht die bequemste schien. Oefters zündete er sich in den langen Winterabenden ein Licht an, mit welchem er sich in einen dunklen Winkel zurückzog und dann am Schein sich ergötzte. Selbst die Mienen und Stellungen des Knaben verriethen in solchen Fällen die menschliche Wißbegier, mit welcher er in die ihm unbekannte und ferne Welt der oberen Sinnen einzudringen suchte, und das Staunen, das ihn bei jeder fernen Spur dieser Welt ergriff.

In der That, um das eigenthümliche Geschäft der denkenden Seele und ihrer innren Sinnen, so wie die Priorität und Ueberlegenheit ihrer wirkenden Kraft, vor und über die Macht des äußeren Eindruckes recht augenfällig kennen zu lernen, kann uns nichts lehrreicher und günstiger seyn, als die Entwicklungsgeschichte solcher für die Sinnenwelt fast ganz verschlossenen Naturen wie James Mitchel und in noch höherem Grade die Laura Bridgman war.

Es zeigt sich uns da zuvörderst, daß nicht der äußere Sinneseindruck es sey, der durch sein „Hineinfallen" in den innren Sinn, hier nach mechanischem Gesetz — wie der Hauch

der Morgenluft in der Memnonsäule den Ton — die geistige Thätigkeit des Selbstbewußtseyns erst erzeuge oder wecke, sondern der innre Sinn ist es, der zuerst aus eigner Regung den ihm zugehörigen Sinnesstoff der Außenwelt aufsucht und diesem nachgeht, wie das bewegliche Thier der feststehenden oder vor ihm fliehenden Nahrung, oder wie das männlich begehrende Lebendige dem weiblichen.

Es zeigt sich schon an James Mitchel, daß die selbstständig festhaltende und wiedererneuernde Kraft des Gedächtnisses nicht zumeist von der Thätigkeit der beiden sogenannten oberen Sinne des Leibes — Auge und Ohr — abhängig sey, vielmehr war das Gedächtniß jenes taub und blind gebornen Knaben schärfer als bei vielen sehenden und hörenden Menschen. Er kannte alle ihm zugehörigen Kleider und andre Gegenstände, und unterschied sie aufs sorgfältigste von sonst ähnlichem fremden Eigenthum. Die einmal mit dem Gefühl und Geruch genau durchforschten Räume waren ihm, in der beständigen Nacht die ihn umgab, eben so bekannt und vertraut, als sie dieß gewöhnlichen Menschen durch Hülfe des Lichtes nur einen Theil des Tages sind.

Bei einigen Aeußerungen dieser innren Anschauung des Vergangenen zeigte sich denn auch schon mehr als eine bloß (mechanisch) reproducirende Kraft des Gedächtnisses; es zeigten sich menschlicher Verstand, Vernunft und moralisches Gefühl. Lassen wir es uns nicht verdrießen, den vermeintlichen psychischen Block: diese Memnonsstatue, zu welcher jedem Lufthauch der Zugang abgeschnitten schien, noch weiter in seinen Aeußerungen zu begleiten. Eine starke Verwundung an einem seiner Füße hatte James genöthigt, einige Zeit das Zimmer zu hüten. Er saß während der Zeit dieses Leidens in der Nähe des Feuerherdes und hatte dabei den kranken Fuß auf einen kleinen Schemel aufgestellt. Länger als ein Jahr nachher

betraf einen Knaben, den Sohn des Pächters, der in Mitchels elterlichem Nebenhause wohnte, und mit welchem der Taubblinde öfters zu spielen pflegte, ein ähnliches Unglück. James, als er bemerkte, daß sein Gefährte so ungewöhnlich lange an einem Ort sitzen blieb, befühlte ihn mit den Händen und entdeckte sogar bald die Binden an dem kranken Fuß. Augenblicklich begab er sich die Stiege hinauf in eine Kammer, wo er aus vielen andren dastehenden Gegenständen den kleinen Schemel heraussuchte, auf welchen er früher seinen verletzten Fuß gestellt hatte. Diesen Schemel brachte er in der Hand hinab zur Küche und stellte sanft den Fuß des Knaben darauf.

Als ein Freund des elterlichen Hauses, Dr. Gordon, James mit dem Finger aufs Auge drückte, gab er sogleich durch den so lang als möglich ausgestreckten Arm zu verstehen, daß er sich hierbei an eine in London — dem weitentferntesten Ort, den er jemals besucht hatte — mit seinen Augen vorgenommene (fruchtlos gebliebene) Staar-Operation erinnre. Ein Pferd, das seine Mutter vor kurzem gekauft hatte, erkannte er nicht bloß alsbald beim Anfühlen, sondern als der Reiter, um die Einsicht des Taubblinden auf die Probe zu stellen, abstieg, ergriff James das Roß beim Zügel, führte es nach dem Stalle, nahm ihm den Sattel und Zaum ab, streute ihm Futter vor, verschloß dann die Stallthüre und steckte den Schlüssel in die Tasche, — als rege sich auch hierbei das öfter an unserm Taubblinden bemerkte Gefühl für Recht und für die Unantastbarkeit des fremden Eigenthumes; ein Gefühl, das ihn selber zu leiten schien, wenn er von allem was nicht sein war, sich enthielt. Es wirkte hierbei etwas Andres, als jene dem gezähmten Thiere eingeprägte Furcht oder Zucht, welche demselben auch eine scheinbare Scheu vor fremdem Eigenthum gibt. Dieses Etwas, das den Menschen erst zum Menschen

macht, können wie an James Mitchel in solcher Einfachheit wirken sehen, wie kaum an einem andren Wesen unsres Geschlechts.

Die innren Vorstellungen, welche der Taubblinde von den von ihm berührten und erforschten Dingen der Außenwelt hatte, waren in ihrem Kreise nicht minder scharf und bestimmt als die unsrigen, obgleich dem aufgefaßten Bilde jene Züge fehlten, welche bei uns das Sehen und Hören hinzufügen. Den Begriff von einem Stein, als einem für sich selber unbeweglichen, schweren, harten Körper, hatte ihm das Anfühlen mit den Fingern und Händen und das Anstoßen des Steines an die Vorderzähne gelehrt, womit er, wie oben erwähnt, die Härte der Körper zu prüfen pflegte. Wenn er am Ufer des Baches sitzend die glatten Geschiebe mit den Fingern, und etwa auch, wie er dieß öfters pflegte, mit der Zunge betastet hatte, schien in ihm der Begriff von Rundung, von Kreisform zu entstehen; denn er häufte diese rundlichen Geschiebe zusammen und baute dann aus ihnen am Boden einen Kreis, in dessen Mitte er sich setzte. Als wollte die den Begriff bildende Seele durch die Rundung des mit den Händen aufgeführten Kreises dasselbe ausdrücken, was sie bei hörenden und sprechenden Menschen mit dem Worte rund oder Rundung sagt. Es hatte hierbei, um mit den gewöhnlichen Ausdrücken der Logik zu reden, eine Kraft der Abstraction gewirkt, welche die Seele von den andern Eigenschaften des Steines (Härte, Schwere) absehen ließ, und die Kraft der Reflerion, welche die Eigenschaft des Rundseyns vereinzelt, hervorhob.

Wenn der Taubblinde bei seinen täglichen Forschungen durch Gefühl und Geruch nicht bloß die Gestalt der einzelnen Geräthe genau kennen lernte, sondern bald auch den Gebrauch derselben begriff; wenn er in den Werkstätten der Zimmerleute und andrer Handwerker beständig umhertastete,

bis er die Bestimmung und die Absicht der da bemerkten Werkzeuge und Arbeiten verstanden, und wenn er bei jeder neuen Einsicht dieser Art ungemein erfreut schien: so wirkte hierbei offenbar und auf menschliche Weise der Verstand, der in unsrem Innren bei jeder in der Sichtbarkeit bemerkten Wirkung nach der Ursache fragt. Dieser ordnende, regelnde, ein anerkanntes Allgemeines im Besondren, das Besondre im Allgemeinen wiederfindende und darstellende Verstand war es auch, welcher den taubblinden James antrieb, die Löcher und Ritzen am nachbarlichen Wirthschaftsgebäude auszubessern, und welcher ihn leitete, wenn er es öfters versuchte, aus Torf oder ausgestochenen Rasenstücken ein Haus im Kleinen aufzubauen, an dem selbst die kleinen Oeffnungen nicht fehlten, welche Fenster darstellen sollten.

An unsrem Taubblinden zeigte sich dann auch in einem zum Theil bewundernswürdigen Grade jene Kraft des Verstandes, welche das Zeichen mit dem Bezeichneten verbindet; von jenem auf dieses schließt. Wenn man ihm die Zahl der Tage, welche seine verreis'te Mutter außer dem Hause zubringen würde, dadurch kund machte, daß man seinen Kopf sanft auf ein Kissen niederdrückte, um anzudeuten: so viele Nächte würde er bis dahin schlafen, so war dieß die gewöhnliche, leichter verständliche Sprache der Taubstummen. Wenn er jedoch aus dem feineren Berühren seines Kopfes mit dem Finger, womit seine Schwester seine Handlungen öfters leitete und bestimmte, die Absicht dieser liebevollen Erzieherin augenblicklich begriff, wenn er das Lob verstund, das die Schwester seiner Folgsamkeit durch ein gewisses Anrühren seines Kopfes und Rückens ausdrückte, und das Mißfallen, das sie ihm durch eine eben so feine, den Umstehenden kaum bemerkbare Weise zu erkennen gab, so wirkte hierbei offenbar der zeichenkundige Verstand in seiner ganzen, höher menschlichen Weise. In andern Fällen, wo es sich

von Dingen handelte, welche ganz außer dem engbeschlossenen Kreise der Wahrnehmungen dieses Taubblinden lagen, mußte freilich das Zeichen, durch welches man ihn zu verständigen suchte, von auffallenderer, gröber leiblicher Art seyn, wie in einem Falle, wo der Vater den Knaben, auf einer der Erforschungsreisen, welche dieser täglich um das elterliche Haus anstellte, auf Händen und Knieen über einen sehr schmalen Steg kriechen sahe, der über ein tiefes, fließendes Wasser hinüberführte, das freilich der Taubblinde weder rauschen hören noch sehen konnte. Der Vater machte dem Knaben die Gefahr, in die er sich begeben, dadurch begreiflich, daß er ihn aufhalten und dann einige Male ins Wasser tauchen ließ, dessen Tiefe er hiedurch kennen lernte. Er versuchte es, von da an, nie wieder jenen Weg zu machen.

Selbst jener innre Drang, der dem Menschen die hörbare Sprache zur Bezeichnung des äußerlich oder innerlich Wahrgenommenen und Begehrten eingibt, war in diesem James Mitchel auf eine staunenswürdige Weise geschäftig. Zwar die Töne, welche seine Kehle hervorbrachte, waren, wie bei andren vollkommen Tauben, nur ein rauhes Gebell oder Geheul, wodurch er Unmuth oder Schmerz; ein schallendes Gelächter, wodurch er seine Freude ausdrückte, wenn er etwa bei kleinen Neckereien einen Triumph über den ihm so weit überlegenen Witz der sehenden Menschen erlangt zu haben glaubte, aber seine Zeichensprache war um so merkwürdiger, da er sie nicht wie andre Taubgeborne durch Sehen erlernt haben oder ausbilden konnte. Sie beschränkte sich nicht allein auf den Kreis des eignen dringendsten Bedürfnisses, mithin auf jenes Hindeuten nach dem Ort, wo die Nahrungsmittel gewöhnlich stunden, wenn er Hunger oder Durst hatte, sondern erhub sich bald zur Darstellung ganz andrer, außer diesem Kreise liegender Gegenstände, ja zum Erzählen kleiner Geschichten. Wenn er einen benachbarten Schuhmacher be-

suchen wollte, deutete er dieses dadurch an, daß er mit den Händen und Armen die Bewegungen eines arbeitenden Schuhmachers nachahmte. Als sein Vater gestorben war und einige Tage nachher der Schneider kam, um ihm die Trauerkleider anzumessen, ergriff James die Hand desselben, führte ihn in das Zimmer, worin der Vater starb, beugte den Kopf rückwärts, um die Stellung eines unbeweglich Liegenden anzudeuten; hierauf führte er ihn auf den nahe beim elterlichen Haus gelegnen Kirchhof zu dem Grabe, worein man des Vaters Leiche versenkt hatte. Schien es doch zuweilen, als wollte der Taubblinde mit seiner Zeichensprache die leisen Regungen eines Ahndungsvermögens ausdrücken, welches das Band zwischen einer auch dem leiblich Sehenden und Hörenden unbemerkbaren, oberen Welt des Geistigen und zwischen dem Menschen bildet. So, als drei Monate nach des Vaters Tod eines Sonntag Abends ein Geistlicher im Hause war, deutete James auf des verstorbenen Vaters Bibel, und machte Zeichen, die Anwesenden sollten niederknieen zum Gebet.

Obgleich jene Zeichensprache, wodurch andre Menschen sich ihm verständigten, nur durch unmittelbares Berühren seines Kopfes oder seiner Hände für ihn bemerkbar werden konnte, versuchte er es doch nie, sich Andren auf dieselbe Weise mitzutheilen, sondern er sprach frei stehend, durch Mienen und Gebärden, denn nur so konnte das, was bei andern Menschen Stimme und Sprache wird, auf eine, diese wahrhaft stellvertretende Weise sich äußern. Wir sahen nämlich oben, im §. 16 u. 24, daß die Stimme und Sprache des Menschen eine Wiederholung der Muskelbewegungen des gesammten übrigen Körpers, und zwar in einer höheren, umfassenderen Potenz sey. Was dort augenfällige Regung der Glieder ist, das wird hier zur hörbaren Stimme. Diese wie die sichtbare Gebärde, sind die Wirkung einer und der-

selben bewegenden Kraft, bezeichnen beide dasselbe. Der Taubblinde wurde deßhalb zu den merkwürdigen Aeußerungen seiner Gebärdensprache durch denselben innren Drang geführt, welcher dem Menschen die Sprache in Kehle und Zunge gibt. Sprach doch an jenem Bedauernswürdigen die ganze Haltung des Leibes und sein Benehmen, die inwohnende, menschlich-verständige Fassung, gleich für den ersten Blick aus, und unterschied denselben eben so augenfällig, als andre, gesunde Menschen, von einem Blödsinnigen. Jene Mienen und Gebärden, womit er etwa das Staunen über die Spur eines Lichtstrahles, welche er verfolgte, zu erkennen gab, trugen wirklich in ihrem Maße das Gepräge von Geist.

Wir finden an unserm Taubblinden auch die Vernunft zu allen ihr sonst gewöhnlichen Verrichtungen befähigt. Diese Kraft der Seele, welche das Verhältniß des eignen Wesens und seines Vermögens zu andren äußeren Wesen und Vermögen bemerkt und die Wechselbewegungen beider gegen einander beachtet, verräth sich schon in einigen der oben erwähnten Züge aus James Benehmen. Gegründet auf das innre Geschäft der Vernunft, war jener Gehorsam gegen fremden Willen, jene Nachgiebigkeit und Reue über gemachte Fehler, welche er blicken ließ, wenn man ihn sanft zurechtwies, so wie jener heftige Unwille, der ihn ergriff, wenn er mit einer unverhältnißmäßigen Härte behandelt ward. Vernünftig war die bereits erwähnte Anerkennung des eignen und fremden Eigenthums, und es war die der Menschenseele gegebene innre Vertheidigungswaffe gegen fremde Kraft — die Vernunft — welche es dem Knaben, als ihn die Dienstboten auf Befehl des Vaters mehrmalen hinderten, die fremden Pferde im Stalle zu besuchen und zu betasten, in den Sinn gab, die Küchenthüre von außen zu verschließen, damit jene nicht herauskönnten. Vernunft, im Geleite des

ordnenden Verstandes, befähigte ihn zu jenen kleinen Dienstleistungen, welche er öfters auf eignen Antrieb in Haus und Stall verrichtete, und zu seinen Aeußerungen von natürlicher Zärtlichkeit, welche er so oft (ganz gegen Itards harte Beschuldigung der Taubstummen) seinen Wohlthätern erwies. Er hatte durch den Geruch bemerkt, daß seine Schwester, welche eben im Freien gewesen, nasse Schuhe habe, da brachte er trockne herbei und nöthigte sie zu wechseln. Die Trennung von Menschen, die er liebte, auch auf kurze Zeit, war ihm schmerzlich, und er äußerte diesen Schmerz anfangs auch, wenn Dienstboten das elterliche Haus verließen. Später aber, vielleicht durch den mehrmaligen Wechsel belehrt, daß diese nicht so nothwendig und nahe zu ihm gehörten, als die Verwandten, blieb er bei solchen Trennungen ruhig, während ihn das Hinweggehen der Eltern und Schwester, nach wie vor, in große, innre Bewegung setzte.

Bei dieser zärtlichen und lebhaften Anhänglichkeit an alles was ihm näher zugehörte, bliebe das Benehmen des taubblinden Knaben beim Tode seines geliebten Vaters unbegreiflich, wenn nicht dabei eben wieder ein innres Wirken und Weiterschließen der menschlichen Vernunft vorausgesetzt werden dürfte, das sich so vielfach, mitten durch die äußere Hülflosigkeit, zu erkennen gab. James war fast sechzehn Jahre alt, als sein Vater (im Junius 1811) starb. Der Knabe hatte zwar kurz vorher einmal mit einem todten Vogel, den er vorher lebend besessen, gespielt, indem er ihn auf sein Knie legte und dann lachte, wenn der Vogel, statt wie sonst zu flattern oder festzustehen, herabfiel; aber dieß hatte dem Taubblinden wohl schwerlich einen Begriff von dem was Tod sey gegeben. Als seine Hand den ersten menschlichen Leichnam — dieß war eben der seines Vaters — berührte, fuhr er voll Schauder zurück; er fühlte darauf die Leiche noch einmal im Sarge an, und am Abend nach dem Begräbniß

sah man ihn mit beiden Händen auf das frische Grab schlagen; doch stand seine Schwester zu fern von ihm, um die Gebärden, welche das hierbei waltende Gefühl verrathen hätten, zu beobachten. Mehrere Tage besuchte er das Grab sehr oft, und versäumte von nun an, sobald er etwas davon bemerkte, niemals mehr, den Beerdigungen beizuwohnen, welche auf demselben Kirchhof vorkamen. Als seine Mutter kurz nach des Vaters Tod unwohl war, und dabei zu Bett liegen mußte, weinte er sehr. Ihn selber wollte man auch, bei einer Kränklichkeit, zufällig in dieselbe Bettstelle legen, worin sein Vater gestorben war, er aber blieb da keinen Augenblick, und ward erst ruhig, als man ihn auf ein andres Lager gebracht hatte.

So erkennen wir bei unsrem Taub- und Blindgebornen, mitten in dem (gleichsam) nur halbvollendeten Leibe eine nach allen Richtungen vollendete Wirksamkeit der Menschenseele. Er hatte deutliche Vorstellungen jener reproducirenden Einbildungskraft, welche wir sonst zumeist mit dem Sehvermögen in Verbindung setzen, denn er kannte länger als ein Jahr nachher noch einen von ihm vormals gebrauchten Fußschemel, kannte, wie ein Sehender, das Pferd seiner Mutter, wußte sehr gut, was ihm in dem fernen London geschehen war. Er hatte Begriffe von Härte, von Rundung, urtheilte ganz richtig aus der Gestaltung und Einrichtung eines Dinges auf seinen Gebrauch, schloß, vollkommen vernünftig, wenn seine Schwester, statt seinem blinden Haupte zu liebkosen, ihn sanft zurückstieß, daß er durch sein Benehmen anstößig und tadelnswerth gewesen sey, schloß, bei dem zu Bette Liegen der Mutter, auf Krankheit und größte Krankheitsgefahr. In ihm war menschliches Gefühl für Recht und Unrecht.

Ungleich bedeutender und lehrreicher für das Verständniß des innersten Gebietes des Seelenlebens als die hier kurz

erwähnte Entwicklungsgeschichte des James Mitchel ist die der jungen Amerikanerin Laura Bridgman, deren seelenvolles Wesen gegen die Eindrücke der Außenwelt noch mehr verschlossen ist als der schottische Taubblinde es war, indem ihr mit dem Gesicht und Gehör auch noch der Geruch- und Geschmacksinn versagt sind.

Laura Bridgman, geboren im J. 1829 zu Hannover in New-Hampshire, ist eine von jenen seltneren Persönlichkeiten unsres Geschlechts, deren Bestimmung es zu seyn schien ein „Schauspiel der Welt," ein Zeichen ihrer Zeit zu werden, das für ein ganzes mitlebendes wie vielleicht für mehrere künftige Menschenalter zur Belehrung und Zurechtweisung dienen soll. Dem überhandnehmenden Strome des rohen Materialismus setzet die ernste Beachtung der geistigen Entwicklungsgeschichte jener seltnen Jungfrau einen Felsendamm entgegen: die Gewißheit, daß in unsrem Wesen ein Etwas sey von andrer, höherer, selbstkräftigerer Natur als das leibliche Element und seine Naturkräfte: ein Etwas, das durch alle äußeren, körperlichen Schranken sich den Weg bricht zu einer Welt des Geistigen und Göttlichen, weil es selber von der ewigen Natur dieses Geistigen ist.

Laura Bridgman war bald nach der Geburt von schmerzhaften Krämpfen befallen, und bis zum 20sten Monat ihres Lebens so schwächlich, daß man fast täglich ihr Ende erwarten mußte. In den letzten Monaten ihres zweiten Jahres ward sie etwas kräftiger, gegen Ende desselben fing sie an einige Worte zu sprechen. Dann warf sie von neuem eine heftige Erkrankung aufs Lager, das jetzt, allem Anschein nach, ihr Sterbelager werden sollte. Denn das Leiden des Kindes hatte den Mittelpunkt des leiblichen Lebens: das Gehirn in so furchtbarer Weise ergriffen, daß die Kunst der Aerzte vergebens der Todesgefahr entgegen zu wirken suchte. Was jedoch die Kunst nicht vermochte, das bewirkte die Lebens-

kraft: die Entzündung des Gehirns lenkte sich ab nach den Sinnorganen des Hauptes, das Innre der Augen, der Gehör- und Geruchsorgane ging in Vereiterung über, mit den Sinnesnerven dieser drei oberen Regionen wurde auch der des Geschmackes für immer gelähmt; Laura, wie der spätere Erfolg zeigte, war auf diesem Krankenlager nicht bloß gänzlich (in ungleich tieferem Grade als Mitchel) blind und taub, sondern zugleich auch für die stärksten Anregungen des Geruchs- und Geschmackssinnes unempfindlich geworden, so daß sie Rhabarbertrank und Thee nicht zu unterscheiden vermochte.

Was blieb nun der äußerlich so verarmten Seele des Kindes außer dem Tastsinn der Finger und Hände? Ein ungleich höherer Sinn als der des Tastsinnes, der des Gemeingefühls (nach §. 36).

Wir werden hier an die oben (S. 263) erwähnte Beobachtung des James Eccles erinnert, nach welcher ein bis zur Gränze des Scheintodes erkranktes Mädchen, als dasselbe zuletzt die Empfindung aller Sinnen verloren hatte, durch das Gemeingefühl namentlich mit seiner Mutter in einem Verkehr der wahrnehmenden Seele blieb. Dieses Gemeingefühl war es, welches das merkwürdige Kind, dessen geistige Entwicklungsgeschichte wir hier betrachten, in so rührender Weise an seine Mutter kettete, daß zwischen beiden eine Gemeinschaft der Seelen, wie zwischen magnetisch Verbundenen (nach §. 26), statt zu finden schien. Denn als Laura endlich im vierten Jahre, nach lang anhaltender Schwäche, in unerwarteter Weise zur vollen Gesundheit eines Kindes von ihrem Alter erstarkt war, da hatte sie zwar auch die letzten Erinnerungen an die wenigen erlernten Worte verloren, die sie vor dem schweren Erkranken und auch beim Anfang der Wiedergenesung gesprochen; sie konnte nur durch einige unartikulirte Töne ihre Empfindungen ausdrücken, wie lebhaft

jedoch in ihr das Bedürfniß nach menschlicher Thätigkeit, wie kräftig die Regung des Mitgefühles sey, das verrieth sich dadurch, daß sie der Mutter bei all ihren häuslichen Beschäftigungen nachging, mit den Händen nachfühlte was diese that, und so weit sie es vermochte, das Thun derselben nachzuahmen suchte. So lernte sie der Mutter überall nach ihrer kindlichen Kraft an die Hand gehen, lernte nähen und stricken, sich selber ankleiden, ihre Zöpfe flechten und andre so wie sich selber in dem kleinen Kreise der häuslichen Bedürfnisse bedienen.

In ihrem 8ten Jahr (1837) kam Laura nach Boston in die musterhafte Erziehungsanstalt des Dr. Howe für blinde Mädchen. Das Bild, welches uns dieser Meister in der Behandlung und Belehrung solcher bedauernswürdigen Kinder von Laura, gleich nach dem ersten Eindruck, den sie auf ihn und seine sehenden Hausgenossen machte, entwirft, erregt eine hohe Theilnahme: „Ein schönes, lebhaftes Kind, fröhlichen Gemüthes und guter Gemüthsart. Ihr Antlitz strahlt von Geist, ihre Bewegungen sind anmuthig; sanft wie ein Lamm jauchzt sie vor Freude, wenn sie mit den blinden Gefährtinnen und Altersgenossinnen spielt."

Nur die Macht des Mitgefühles mit andern, liebend ihr zugeneigten Menschenseelen war es, welche den Schmerz der Trennung von ihrer Mutter besiegte; Laura erholte sich bald von ihrer Bestürzung, sie wurde schnell mit ihrer neuen Umgebung bekannt und befreundet, fand sich in ihrem Zimmer und im ganzen Hause zurecht, lernte bald jeden der 40 Hausgenossen durch leise Berührung mit der Hand unterscheiden. Die Lehrer und Lehrerinnen sahen mit Vergnügen wie sauber und zierlich diese Kleine, ohne einer fremden Hand zu bedürfen, sich in Kleidung und Haaren hielt, wie sie im Stricken, Nähen und Sticken selbst den geschicktesten unter ihren blinden, dabei aber hörenden Erziehungsgenossinnen

gleichsam, vor Allem aber wie sie mit ihrem liebenden Gemüth bald mit einzelnen ihrer Mitschwestern eine herzliche Freundschaft schloß, und die ihr entgegenkommende Zuneigung der Lehrer und Lehrerinnen mit einer Liebe und einem Vertrauen erwiederte, das kaum bei einem der andern Kinder seines Gleichen fand.

Wie zart, wie tieffühlend war das Gemüth dieses Kindes; wie äußerte sich dasselbe so ganz in der edelsten Weise seines Geschlechtes. Jungfräulich zurückhaltend gegen Männer, verschämt selbst in Beziehung auf ihre Puppe, die sie nicht auskleiden mochte, so lange sie durch Herumfühlen bemerkte, daß der Lehrer in ihrem und seiner Schwester Zimmer war, weichherzig und voll Gefühl der innigsten Reue, wenn durch ihre Unvorsichtigkeit einer der kleineren Gespielinnen ein (unbedeutendes) Leid geschehen war. Selbst bei den Aeußerungen einer kindlichen Eifersucht auf die Liebe ihrer Lehrerin verließ sie die Sanftheit und Zartheit ihres Wesens nicht; sie erinnerte sich dann, wie sie der Lehrerin zu verstehen gab, an ihre Mutter, die sie doch lieb haben und lieb behalten werde.

Aber das Leben des Mitgefühles bestehet in Mittheilung, wie die mütterliche Henne durch die Wirkung jenes innren Sprach- und Stimmorganes der Seele (§. 36) auch eine eigenthümliche äußere Sprache empfängt, wodurch sie mit ihren Küchlein sich ins Vernehmen setzt, so drängt sich das Mit- und Gemeingefühl der Seele überall zu Mittheilung der Sprache hin. Die Zeichensprache redete Laura (wie Mitchel) mit großer Fertigkeit, wie aber sollte man dem so schwer zugänglichen Verständniß des lehrbegierigen Kindes die eigentliche Sprache der Gedanken — der Worte — beibringen?

Das unmöglich Scheinende gelang der Erfindungskraft des Doctor Howe. Einsylbige Worte wie key (Schlüssel), cup (Schale), fork (Gabel) u. s. w. wurden mit fühlbar

erhabenen Buchstaben auf ein Täfelchen (von Blech) verzeichnet, dann der Gegenstand, den das Wort bedeutete, daneben gelegt. Das folgsame Kind behandelte diesen Unterricht zuerst wie ein Spiel, dessen Zweck sie nicht begriff. Bald aber ging ihr das Verständniß auf; sie griff nicht mehr, wenn man ihr das Wort key vorhielt, nach dem Schlüssel, der in ihrer Nähe auf dem Tische lag, sondern sie ging mit dem Täfelchen nach dem Thürschlüssel hin; sie hatte jetzt die allgemeine Bedeutung der Worte begriffen, bald lernte sie auch die Zusammensetzung derselben aus einzelnen Buchstaben kennen und verstehen, und nur einen Schritt weiter, und sie war ganz in das Geheimniß der Fingersprache eingeweiht, durch welche ihre blinden Mitschwestern sich Worte und ganze Gespräche in die Hände buchstabirten.

Es gab sich, wie Dr. Howe berichtet, auch an Laura jenes Wunder des Geistes kund, das sich beim Erschaffen und Bilden der Gedankensprache aus den Elementen der einzelnen Worte bei jedem Kinde wiederholt, nur nahm der geheimnißvolle Vorgang der Sprachbildung bei Laura einen ungleich rascheren, sinnvolleren Gang als bei gewöhnlichen Kindern. Sie lernte jetzt nicht nur sich in der Fingersprache sehr vollkommen und richtig ausdrücken, sondern auch schreiben, was sie bald zu Briefen an ihre Mutter benutzte.

Außerordentlich groß war an diesem geistreichen Kind der Eifer zu lernen, zu verstehen, so wie das Bedürfniß zum Denken und zur Mittheilung des Gedachten. Wenn ihre Hände nicht auf andre Weise beschäftigt waren, konnte man ohne Aufhören das Selbstgespräch der Finger bemerken. Dieses dauerte selbst im Traumzustand des Schlafes fort, der seine Gedanken deutlicher verrieth als bei andern Menschen. „Warum,“ so fragte sie einst ihre Lehrerin, „kann ich nicht aufhören zu denken? Ich muß immer denken. Hört Harrison

(der kurz zuvor verstorbene Präsident) jetzt auf zu denken, da er todt ist?"

Das sonst so sanfte Kind konnte fast heftig werden, wenn die Lehrerin sich außer Stand fühlte, ihr den Sinn eines Wortes, das sie mit den feinfühlenden Fingern las, ganz begreiflich zu machen. Das Reich des Wissens der Gedanken andrer Menschen erschien ihr als ein Eigenthum, zu dem sie ein Recht habe, das nicht beeinträchtigt werden dürfe. Zu jenen Gespielinnen faßte sie das meiste Zutrauen, die am besten mit ihr sprechen konnten.

Bemerkenswerth erscheint noch an Laura Bridgman die unwillkürliche Weise, in der sie außer der Finger- und Wortsprache ihre Empfindungen und Gefühle durch Töne der Stimme ausdrückte. Das widerlich lautende Gekreisch, das sie anfangs hören ließ, hatte sie alsbald sich abgewöhnt, als der Lehrer ihr sanft mit der Hand die Kehle hielt, sie ließ von da an nur sanfte Töne vernehmen, diese waren aber so bezeichnend, daß ihre blinden Gespielinnen aus der Wahrnehmung des täglichen Verkehrs mit ihr es erriethen, an wen Laura jetzt denke, ob an die liebe Lehrerin Jeannette (Howes Schwester), oder an eine von ihnen, wenn sie diesen oder jenen Ton von sich gab.

So läßt uns die Entwicklungsgeschichte der Laura Bridgman einen tiefeindringenden Blick thun in das selbstständige Verhältniß nicht nur des Denkvermögens zu den äußeren Eindrücken der Sinne, sondern vor allem in das Geheimniß des Hervorgehens der Wortsprache aus der Lebensäußerung des Gemeingefühles: eines Organes der Seele, das auf seiner Stufe mit dem Stimm- und Sprachorgan des Leibes in nächster Verwandtschaft und Beziehung steht.

Wenn auch in den Erscheinungen des Seelenlebens eines James Mitchel und einer Laura Bridgman, was den Verkehr mit den Wesen ihrer Art betrifft, einzelne Züge

vorkommen, welche schon beim dankbaren und überlegenden Hunde gefunden werden, so ist doch das eine, was hier den Menschen als Menschen bezeichnet, schon diese Wißbegier, dieses Weiterforschen nach dem unbekannten Gebiet eines geistigen Erkennens, von welchem weder die gebundene Seele des Thieres, noch die schlafende des Blödsinnigen eine Spur zeigt. Es verhält sich in dieser Hinsicht die Seele des Menschen zu jener des Thieres, wie sich die belebende Kraft, welche in dem Thier waltet, zu der in der Pflanze verhält. Derselbe Zug, welcher das Thier nach der Nahrung und den andern von ihm begehrten Elementen des Lebens hinbewegt, vereint die Pflanze fest mit dem Boden, von welchem sie durch eigne Kraft sich nicht trennen kann. So ist auch in der Seele des Menschen jener Zug, welcher die Thierseele an das Geschäft eines bloß leiblichen Bildens und Gestaltens bindet, zu einem Zug nach dem Bilden und Gestalten des innren und ewigen: des geistigen Menschen geworden, und dieser gibt der Seele jene freie, selbstständige Bewegung, deren sie für sich selber nicht fähig war; jene Bewegung nach oben, welche in ihrem Kreise der luftartig freien Bewegung des Thieres entspricht. Denn wie das Thier deßhalb frei beweglich ist wie die Luft, weil in seinem Leibe eine luftartige Natur waltet, so hat die Menschenseele ein göttlich freies Bewegen, weil sie selber durch den belebenden Geist von göttlicher Natur ist.

Es regt sich schon bei dem Ungebornen im Mutterleibe, noch vor der Empfindung der Sinnen und vor dem Gefühl der Oberfläche des Leibes, die selbstständig von innen nach außen wirkende, bewegende Kraft. Sie äußert sich, vorerst wenigstens, als ein zuckendes Ausstrecken und Stoßen der Glieder. So regt sich auch in der Menschenseele zuerst und selbstständig das Sehnen nach dem Erkennen und Verstehen eines Bildes, das von ewiger Natur in der vergäng-

lichen Welt der Dinge sich abspiegelt. Es ist nicht das äußere, an sich todte Abbild, welches zuerst die Seele aufsucht und mit belebender Kraft um diese wirbt; sondern diese ist es, welche mit unaufhaltsamem Zuge jenes Abbild suchet, damit sie durch die Kraft des Geistes es belebe und verkläre.

Auch die Atmosphäre der Planeten ist eines eignen Lichtes und Leuchtens fähig, wie die Atmosphäre der Sonne, aber das Licht des Planetendunstkreises bedarf in seinem jetzigen Zustande einer Aufregung, einer Weckung durch die Sonne. So wohnt auch im Geiste des Menschen die Schöpferkraft von göttlicher Natur, durch welche die ganze Sichtbarkeit mit allen ihren mannichfachen Wesen geschaffen ist. Aber die Gedanken vom Göttlichen, deren der Menschengeist fähig ist, werden erst durch Gottes Gedanken, wie sie in den Werken und im Wort sich geoffenbaret, zum Wachen und Leben gebracht, und es bleibt zuletzt nur das Sehnen und Suchen nach dieser Nahrung einer höheren Verleiblichung (ein Sehnen, gleich jenem des Säuglings nach der Mutterbrust) Eigenthum und Vorrecht der Menschennatur.

Ueberall jedoch, wo diese Menschennatur die zur That und zum Wort gewordenen Gedanken der Gottheit erfasset, hält sie dieselben mit einer besondren Macht, als Gebilde der Erinnerung fest, als hätte sie ein Eigenthums- und Herrscherrecht über jene Gedanken. Und sie hat dieses wirklich, denn sie ist selber vom Geschlecht des Herrschers. Darum eilt auch der urtheilende Verstand des Menschen seiner Natur nach von Gedanken zu Gedanken, bis er — wie das weitblickende Auge als Quell des Lichtes, das unermeßlich weit entfernte Gestirn — den letzten Grund alles Seyns in Gott erkannt. Die Vernunft aber, zunächst das eigne Wesen und sein Bewegen vernehmend, schließt zuletzt das eigne Sehnen, das eigne, arme Bedürfen an eine Quelle, der Erfüllung

und Bekräftigung an, welche eben weil sie nährende Mutter ist, zuerst eine sich selber dargebende Unterwürfigkeit des Säuglings erfordert.

Die That des Willens, das Suchen und Sehnen nach Erkennen ist mithin das erste Zeichen eines Erwachens der Seele zum selbstständigen Seyn und Leben. Diese That des Willens ist es auch, welche statt der sichtbaren That, die zum größesten Theil nicht in des Menschen, sondern nur in Gottes Macht steht, das bedeutungsvolle Wort gibt, das die künftige Verwirklichung zum Wesen und zur That eben so nothwendig in sich trägt, als in der leiblichen Welt die Zwiebel die ganze künftige Gestalt des Gewächses.

Erläuternde Bemerkungen. Der Inhalt des vorstehenden §. schließt sich an Plato's Widerlegung jenes alten, von den Sophisten vertheidigten Wahnes an, nach welchem alles Erkennen und Vorstellen der Seele nichts Andres seyn sollte, als eine Empfindung der äußeren Sinnen. — Daß nicht der Leib es sey, welcher die ihm verwandte Leiblichkeit empfindet, sondern daß die Seele es sey, welche durch den Leib bemerkt und fühlt, dieses lehren uns schon die alltäglichsten Erscheinungen des thierischen Lebens. Es ist dieselbe Außenwelt, welche den Wachenden so wie den in der heißen Mittagsstunde Schlafenden umfähet, und dennoch hört dieser alle die Stimmen und Töne nicht, welche jener vernimmt, ja das schlafesstarre Murmelthier wird weder durch den Donner des sonst so gefürchteten Schießgewehres aufgeschreckt, noch fühlt es das tief in seine Brust schneidende Messer, obgleich in dieser Brust der Athem noch aus- und eingeht, das Herz sich noch bewegt. Denn es fehlt im Schlafe jenes Aufmerken der Seele, welches von innen heraus dem äußerlich Empfindbaren entgegenkommen und dasselbe erfassen muß, wenn es anders ein Empfundenes werden soll. Und nicht bloß im Schlafe, sondern auch im Wachen entgehet der Seele des Thieres wie der des Menschen der bei weitem größte Theil des für andre Seelen Bemerkbaren; wenn der Zug des Begehrens und Fürchtens entweder gar nicht nach dieser Richtung hingeht, oder wenn gerade in diesem Augenbick die Seele nur nach einer gewissen Seite hin übermächtig bewegt ist. Denn nicht nur den Leib des Menschen vermag eine hohe, geistige Aufregung für den Schmerz der Martern und des Todes gefühllos zu machen, sondern in seinem Maße macht schon die heftige Aufwallung des Instinctes das Thier gegen Alles

unempfindlich, was ihm zur andern Zeit Lust oder Schmerz erregt. Ja es wird schon bei einem stark angestrengten leiblichen Bewegen den unvermuthet empfangenen Wunden der gewöhnliche Schmerz benommen, und diese werden von dem Auge eher als vom Gefühl bemerkt.

Wie es nicht der Leib ist, welcher an und für sich empfindet, sondern die Seele, welche durch den Leib das Geschäft des Empfindens übt; so ist auch das, was empfunden wird, an sich selber kein Leibliches, sondern ein seelenartiges Element. Wäre das, was von der Seele bemerkt wird, ein leiblicher Ausfluß der bemerkbaren Dinge, welcher nach der Art des Körperlichen in die Poren der Sinnen eindränge, so bliebe es unerklärbar, warum dieser Ausfluß nicht beständig und ohne Aufenthalt, wie das Wasser in den lockern Boden oder in den Schwamm sich hineinsenken und hier die Anfüllung, welche Empfindung heißt, bewirken sollte; warum die Seele nicht zum Aufmerken genöthigt werden könnte, sie möchte nun wachend zu den Gegenständen sich hin- oder in schlafartiger Unachtsamkeit von ihnen sich ablenken. Ist doch das, was wir Sehen, Hören, Fühlen nennen, eigentlich nur das Bemerken einer Zusammen- und Wechselwirkung des Innern und Aeußern, der Seele und der empfindbaren Welt, woran die empfindende Seele einen eben so wesentlichen Antheil hat als die äußere, mit ihr in Beziehung tretende Welt.

Diese eigenthümliche Richtung des Empfindens wird uns an das erinnern, was oben im §. 4 über das unsichtbare Ergänzende gesagt worden, welches zu jedem sichtbaren Dinge hinzugedacht werden muß. Es ist das Complement, die Erfüllung des einseitigen an sich unvollkommnen leiblichen Seyns; es ist das, was Aristoteles die Form des Erscheinenden nennt, was von der empfindenden Seele als ihres Gleichen empfunden wird, nicht das leibliche Ding selber. Oder, wie jener scharf unterscheidende Denker des Alterthums sich ausdrückt: die Thiere empfinden, weil sie eine Mitte haben, welche die Form des Empfindbaren in sich aufzunehmen vermag, ohne seine Materie. Der Vorgang der Empfindung gleichet nämlich dem Abdruck eines Petschaftes im Wachs, wobei nicht die Materie (der Stein oder das Metall) des Petschaftes in das Wachs aufgenommen wird, sondern nur (die jenem eingeprägte) Form; das Empfinden führt eine Verähnlichung der Seele mit dem Empfindbaren herbei. (M. v. oben den §. 32).

Nach einem andren hiermit übereinstimmenden Ausdruck des Aristoteles ist die Seele gewissermaßen selber ein Inbegriff alles Seyenden, ja das All der Dinge (ἡ ψυχὴ τὰ ὄντα πῶς ἐστι πάντα), das Wissen ist gewissermaßen das Gewußte, das Empfinden das Empfundene. Nicht zwar das Gewordene der Dinge selber ist in

der Seele, z. B. der Stein als solcher, sondern ihre Formen. Daher ist die Seele mit der Hand zu vergleichen; denn wie diese das (umfassende) Werkzeug aller Werkzeuge ist, so ist der selbsterkennende Geist die Form aller Formen, das Empfindungsvermögen die Form aller Empfindungen (Arist. de anima L. III, c. 8). — Aber ungeachtet dieses ursprünglichen Vorhandenseyns der Formen der Dinge in der Seele bedarf es, damit diese Formen für die mit dem Leibe verbundne Seele zu einem Wirklichen werden, einer schon leiblich gewordenen Außenwelt, an und mit welcher jene Formen sich verleiblichen können. Daher beschreibt Aristoteles die Gestaltung unsers innren Erkennens auch so, daß zuerst die Empfindung (αἴσθησις) komme, hierauf das Gefühl (αἴσθημα m. v. oben den §. 32) und das Festhalten der Sinnen-Vorstellung im Angedenken. Aus dem Angedenken (μνήμη) entwickelt sich die Unterscheidung, welche, wenn sie sich oft wiederholt, zur Erfahrung (ἐμπειρία) wird, die zur wahren Kunst und Wissenschaft führet (de mem. et remin. c. 1 seqq.). — Das durch den Verstand Erkennbare ist im Sinnlichen und wird nur in diesem durch die Empfindung erkannt (de anim. III, 8). Mit jeder Thätigkeit des Verstandes muß auch eine sinnliche Thätigkeit verbunden seyn; doch gehören zu dieser sinnlichen Thätigkeit nicht bloß der ursprüngliche sinnliche Eindruck, sondern auch die Vorstellung der Einbildungskraft und die Erinnerung; denn beide sind Bewegungen in der Seele, welche aus einer vorhergegangenen Empfindung ihren Ursprung haben (de anim. III, 3, de mem. c. 1). — Ohne ein Bild der Einbildungskraft kann die Seele nichts denken, und wenn wir uns auch etwas nur im Allgemeinen, ohne bestimmte Größe denken wollten, so schwebt uns dabei dennoch das Bild einer bestimmten Größe vor (de anim. L. III, 7, de mem. l. c.). — Die äußeren Dinge kann der Verstand nicht erkennen, wenn sie ihm nicht durch die Empfindung oder Wahrnehmung offenbar werden (de sens. c. 6), und so ließe sich allerdings behaupten, daß wenn uns ein äußerer Sinn fehlte, uns hiermit auch eine Art von Wissen abgehen würde (Analyt. post. I, 15).

Was diese letzteren Sätze des Aristoteles betrifft, so dürfen hierbei jene Thatsachen nicht vergessen werden, auf welche sich in den erl. Bemerk. zum nächst vorhergehenden §. berufen wurde, vor allem aber dürfen wir das Vermögen unsers selbstbewußten Geistes nicht übersehen, vermittelst welchem er beständig das Geschäft eines guten Uebersetzers übt, welcher den Sinn, der sich in der einen, für die Zuhörer unverständlichen Mundart aussprach, in die Worte der andren, verständlichen einkleidet. Denn so wie die Taubstummen den Inhalt der hörbaren Rede der andern, gesunden

Menschen in ihre den Augen verständliche Zeichensprache übersetzen, so überträgt in den Fällen einer noch größeren Mangelhaftigkeit, bei denen mit dem Gehör zugleich auch das Gesicht fehlte, der selbstthätige Geist das in ihm erwachte Erkennen eben so geschickt in die Sprache des Gefühlssinnes. Immerhin wird bei einer solchen äußerlich verschlossenen Seele durch die Kraft des erkennenden Geistes, der in ihr ist, eine Idee mit Macht hervortreten: die des eignen Seyns, und es gilt hier der oben erwähnte Satz des Plato (Menon p. 81), daß vermöge des Zusammenhanges aller einzelnen, von dieser einen Idee ausgehend, der Geist auch die andren ihm zum Erkennen nothwendigen finden könnte. — Das eigentliche Licht zum Erkennen kommt ja nicht durch die leiblichen Augen, sondern wird, wie nach Philo (SS. Leg. All. I, 45, ed. Mang. I, 48, 49) durch einen Einfluß geweckt, der von oben: von Gott kommt (m. v. die Bem. zum §. 40).

Die Geschichte des taub und blind gebornen James Mitchel, Sohn eines Predigers in der Grafschaft Nairn in Schottland, findet sich in nachstehend verzeichneten Schriften: The Edinburgh Review or critical Journal Vol. XX. p. 462 (Nov. 1812 Art. XII): „Some Account of a boy born blind and deaf, by Dug. Stewart, Esqu." — Dasselbe in den Transactions of the Royal Society of Edinburgh Vol. VII. — History of James Mitchel, a boy born blind and deaf, by J. Wardrop, Lond. 1813. — J. Mitchel, geboren am 11. Nov. 1795, war damals, als Stewart seine Abhandlung über ihn der königl. Societät zu Edinburgh vorlas, 16 Jahre alt. — Wir erkennen übrigens an den merkwürdigen Fällen, welche den Hauptinhalt des vorhergehenden §. bilden, abermals, daß die Seele durch einen eigenthümlichen, vom Leibe unabhängigen Anfang ernährt und entfaltet werde, wie der Kern in der Frucht, welchen mitten in dieser ein selbstständiger, aus dem Mark des Gewächses kommender Säftequell ernährt und bildet. Wie eine vollkommen entwickelte, lebende Menschengestalt, welche kein an die Arme und Füße sich leicht und bequem anschließendes Gewand, sondern ein allseitig verdeckendes Tuch umhüllet, das den freien Gebrauch der Glieder erschwert, wohnet die Seele, ganz als dieselbe, auch in einem solchen mangelhaften Leibe, wie jener der Laura Bridgman ist. Wie die Glieder unter dem Tuche, so verrathen sich die Kräfte des innren Menschen auch unter einer solchen unbequemen leiblichen Hülle. In der That, diese Menschenseele würde, auch wenn ihr nicht bloß wie bei James Mitchel Gesicht und Gehör, und wie bei Laura Geruch und Geschmack, sondern selbst das Gefühl der Oberfläche genommen wäre, ihr nach Leben suchendes Leben auf ein stilles Bemerken jener Be-

wegungen richten, welche die athmende Lunge oder das schlagende Herz ohne Aufhören im Leibe vollbringen und an diesen ein Etwas bemerken, das außer (und über) unsrem eignen Leben ist.

Mit dem James Mitchel vergleichbar war der sogenannte stumme Bub zu Lahn im Kanton Schaffhausen, der vor wenig Jahren in einem Alter von 40 Jahren starb.

Die höchst merkwürdige Geschichte und Schilderung der Laura Bridgman s. m. bei K. Burdach, „Blicke ins Leben" B. III. (mitgetheilt aus Dr. Howes Berichten).

Die Wechselzustände im Kreise des Seelenlebens.

§. 42.

Keine andere Betrachtung aus dem Gebiet der Seelenkunde vermag uns wohl deutlicher und augenscheinlicher zu lehren, was die Seele, ja jedes Einzelleben, jedes besondere Wirken für sich allein, ohne den waltenden Antrieb von oben wäre, als die Betrachtung jener Zustände der Seele, welche nach ihrem Maße dem Schlafe des Leibes vergleichbar sind. Das Eigenleben der Seele, dessen selbstständiges Bewegen nach §. 3 zugleich ein Hinwegweichen von dem Mittelpunkte alles Seyns und Lebens ist, würde für sich selber unaufhaltsam zum Tod und zur Vernichtung gehen, wäre nicht das Band einer mütterlichen Weisheit da, welches das Sinkende mitten in seinem Falle aufhält und das Vergehende zu einem Werdenden und Bestehenden für Viele machet (§. 11). Wie dieß ein Tag dem andern lehret: das Werk des Lebens würde ohne Aufhören zur Erschöpfung der Kraft und zur Auflösung führen, umschlänge die Lebendigen nicht stets wieder von neuem die mütterlich pflegende Hand des Schlafes. So wird vermöge der Wirkung eines Alle zusammenhaltenden Geistes das täglich, ja in jedem Augenblick sich wiederholende Sterben zu einer leiblichen Gestaltung, welche nach bestimmtem Gesetz ihre Zeit hindurch zunimmt und wächset, und dann wieder abnimmt und verschwindet. Diesem Vorgang ist jedoch hier in einer tiefer

gelegenen Stätte nachzuspüren, als die sichtbare Behausung des Leibes ist.

Es ist keine einzige Thätigkeit und Anspannung der Seele, welche nicht alsbald in Abspannung und Ermattung sich auflösen würde, wenn nicht auch über dieses Begegniß ein Gesetz der Erhaltung waltete, welches schaffet, daß das momentane Vergehen der einen Stufe in ein neues Werden auf der andren scheinbar niedreren Stufe sich verwandelt. Hier aber unbefriedigt, kehrt sich das Sehnen wieder nach oben; es tritt zu der selbstthätigen Richtung des Lebens von neuem wieder die Empfänglichkeit für den belebenden Einfluß der von oben kommt, und so wird, wie aus einem beständigen Fallen und Wiederaufstehen das leibliche Gehen, eben so aus dem beständigen Sinken und Wiedererheben der Seelenthätigkeit ein Fortschreiten derselben auf dem Wege ihrer inneren Entfaltung.

Von einem trefflichen Doctor erzählt man, daß er einst von der leichten Zerstreubarkeit auch der besten menschlichen Gedanken geredet und dabei bemerkt habe, daß wohl öfters auch der eifrigste Mensch kein „Vater unser" zu beten vermöchte, ohne dabei in fremde Gedanken zu gerathen. Da sagte einer der Dabeistehenden: Ei, mein Herr Doctor, dieses getraue ich mich wohl, ohne dergleichen Anstoß zu verrichten. Wohlan, erwiederte der Doctor, so versuchet's, und wenn Ihr dann in Wahrheit versichern könnet, daß Euch bei solchem Gebete kein fremder Gedanke überlaufen, so soll ein schönes Roß der Lohn seyn für Eure eifrige Andacht. Da versuchte es der Andere. Als er aber fertig war mit seinem Beten und auf sein Gewissen wegen der Sache befragt wurde, gestand er, daß ihm mitten in der Andacht der Gedanke beigefallen sey: ob ihm der Herr Doctor zu dem Rosse wohl auch den Sattel und Zaum schenken werde?

Dasselbe was hier als Sattel und Zaum in ganz einfältig niedriger Form einhertrat, schleicht sich freilich andre Male in viel ansehnlicherer Gestalt in das ernsteste Geschäft des Geistes ein. Wie sich denn jenem Alten in der einsamen Thebais gerade dann, wenn er all' sein Denken und Sinnen mit dem dringendsten Ernste zu Gott erheben wollte, allerhand Erscheinungen des Ferngesichts aufdrängten, welche ihm bald das vorbildeten, was einem fern wohnenden Bruder oder was den Reisenden in der Wüste geschähe, die eben im Begriff standen, die Wohnungen der Einsiedler zu besuchen. Der Fall von der höheren Stufe auf die niedrere war hier, wie dieß damals schon die Altväter erkannten, ein gefährlicherer, als der von dem täglich gewohnten Werk der Andacht zu einer Vorstellung aus dem alltäglichen Leben. Und dennoch war das innre Ferngesicht, welches als polarischer Gegensatz, als expansive Wirksamkeit des Erkenntnißvermögens zu der nach der innersten Mitte gekehrten Richtung des Selbstbewußtseyns sich gesellte, nur dadurch ein gefahrbringendes, daß es den Einflüssen einer geisterhaften Region des Seyns den Zugang zur Seele öffnete, einer Region, in welcher Kräfte von sehr verschiedner Richtung wirken.

Der Verlauf der innern Verwandlung bleibt sich immer gleich, und wie wir vorhin erwähnten, er ist derselbe, welchen wir schon bei der Entstehung des organischen Leibes bemerkten, wobei das für sich selber zur Auflösung und Vernichtung eilende, selbstthätige Bewegen durch ein hier wohlthätig hemmendes Band zur leiblichen Gestaltung wird. Denn wenn die Seele in ihrem kühnsten Aufflug des Denkens und geistigen Erkennens dem unvermeidlichen Loos der Abspannung unterliegt, wird das innre Bewegen alsbald in ein Geschäft des psychischen Bildens hineingezogen, bei welchem sich auf dieselbe Weise Vorstellung an Vorstellung

anreihet, als sich in dem damit verwandten leiblichen Vorgang Faser an Faser und Zelle an Zelle, überhaupt aber ein neues Gebilde nach dem andren an das gleichartige oder polarisch entgegengesetzte anfüget. Jenes Geschäft eines psychischen Bildens ist seit längerer Zeit von der wissenschaftlichen Seelenkunde mit unter dem begriffen worden, was dieselbe Vergesellschaftung (Association) der Ideen nennt. Bezeichnender für die bloß expansive, der zusammenfassenden, nach innen gekehrten Wirksamkeit des Selbstbewußtseyns entgegengesetzte Richtung der Seelenthätigkeit ist das Wort Zerstreuung oder Zerstreutheit, denn in den meisten der hieher gehörigen Fälle ist es das Hinausstreben der niederen Erkenntnißkräfte nach dem Verkehr mit der Sinnenwelt, welches der Concentration des selbstbewußten Denkens sich entgegensetzt und in den geregelten Gang von diesem mit der Reihenfolge seiner Gedankenbilder sich hineindrängt. Dennoch ist das polarisch ergänzende Element der selbstthätigen Richtung, von welchem wir hier zunächst reden wollen, von andrer Natur; zum bessern Verständniß eines bedeutungsvollen Vorganges im innern Kreise des Seelenlebens mag uns auch dießmal ein vergleichender Blick auf den Kreis des äußeren, leiblichen Lebens dienen.

Schon während des Momentes der Anstrengung des Auges zu der langfortgesetzten Betrachtung eines rothen oder gelben Gegenstandes wirkt in dem Gesichtsorgan eine entgegengesetzte Thätigkeit, welche zu dem äußerlich erscheinenden Rothen innerlich das polarisch diesem gegenüberstehende Grüne, zu dem Gelben das Blaue gesellt. Daß dieses so sey, zeigt uns die Geschichte jener krankhaft reizbaren Augen, welche nicht im Stande sind, das Rothe vom Grünen, das Blaue vom Gelben zu unterscheiden. Denn bei ihnen stellt sich, durch die Reaction der Sehkraft des Auges, unmittelbar zu dem äußerlich vorhandenen Grün das innerlich erzeugte

Roth so stark und auffallend hin, daß sie nicht mehr das äußerlich Gegebne von dem in ihnen selber Entstandenen zu unterscheiden vermögen. Bei minder stark reagirenden Augen ist indeß die von ihnen ausgehende Gegenfarbe während der Beschauung eines Gegenstandes nicht so mächtig, als die von außen einwirkende Farbe; jene aber bemächtigt sich der Empfindung, sobald die Anstrengung des Beschauens zu groß wird, oder aufhört; denn wir erblicken dann vor dem Auge, mit welchem wir längere Zeit hindurch ein grünes Bild betrachteten, ein eben so gestaltetes und eben so großes rothes, oder statt des eben vor uns gewesenen blauen ein eben so gestaltetes gelbes.

In diesem Falle fügt sich demnach, vermöge eines Gesetzes der Verwandtschaft und wechselseitigen Anziehung des Sichtbaren und seines unsichtbar Ergänzenden, wie wir dieses schon im §. 4 gesehen, von innen her das polarisch zugehörige Werden an das äußerlich Gewordne an, Entgegengesetztes an Entgegengesetztes.

Dasselbe sehen wir, im gesunden Verlauf der Wirksamkeit der Seele und ihres Wechselverhältnisses zum Leibe, unter den verschiedensten Formen sich ereignen. Wie sich das durch Anstrengung der Muskeln entkräftete Thier nach der erquickenden Nahrung sehnt und diese begierig aufsucht: so verlangt und suchet die Seele nach vollbrachtem Werk ihrer Selbstthätigkeit das dieser einseitigen Richtung entgegengesetzte, sie ergänzende Element. Und wie in der Natur überall zu dem Hunger die Speise, zu dem Bedürfniß die Befriedigung sich gesellt (nach §. 4), so ist eben jene innere Rückwirkung, die sich (wie das grüne Scheinbild an die Beschauung des rothen Farbenbildes) an irgend eine Selbstthätigkeit der Seele anschließt, zugleich auch Nahrung und Stärkung gegen die Abspannung, welche die Selbstthätigkeit hervorrief. Wenn sich der Leib in der Hitze

des Mittags abmühete, da ist das, was ihm das Gefühl der Erquickung darreicht, der Schatten, welcher durch eben dasselbe Sonnenlicht erzeugt wird, das die Erhitzung bewirkte. So ist jener Seelenzustand, der im gesunden Verlauf des innern Lebens eben so nothwendig wie der Schatten einem wandelnden Körper den Aeußerungen der Selbstthätigkeit folget, zugleich auch ein Mittel der neuen Belebung und Stärkung. Mit Recht darf mithin dieser Zustand nach dem Grund seiner Entstehung und nach seiner Wirkung mit dem Schlafe des gesunden Leibes verglichen werden.

Es ist eine oft und vielfältig gemachte Beobachtung, daß die tiefsinnigsten Mathematiker und Rechner gewöhnlich auch eine ganz besondere Anlage und Neigung zur Tonkunst haben. Diese beiden: Tonkunst und höhere Mathematik, stehen in einem eben so nothwendig sich ergänzenden, polarischen Gegensatz mit einander als das inwendig erzeugte blaue Scheinbild mit dem äußerlich gesehenen gelben. Der große Mathematiker und Astronome Galilei war von seiner ersten Kindheit an, neben der Muttermilch, durch die Genüsse der Tonkunst ernährt worden, hatte in dieser Kunst die lieblichste Ergötzung seiner Jugend gefunden. Denn seinem Vater, Vincent, war noch mitten in der Armuth und Ohnmacht seines vormals mächtigen Hauses wenigstens eine Macht, ein Glücksgut geblieben, welches ihm das allgemeine Unglück der Vaterstadt nicht hatte nehmen können, die Macht der Töne. Hiermit aber hatte dieser Vater, ohne es zu wissen, in der Seele des Sohnes ein Sehnen geweckt, welches von den äußerlich hörbaren hinweg zu den innerlich vernehmbaren Harmonien der göttlichen Weltordnung seine Richtung nahm. Galilei's Geist, als er zur höhern Selbstthätigkeit erstarkt war, erhub sich zum Erkennen dieser Melodien, welche ein Alles ordnender, waltender Geist in die Bewegungen der Weltkörper, wie der Saiten gelegt hat:

zum Erkennen dessen, was ihn schon frühe die Musik hatte ahnden lassen.

Wer Kepler auch nicht als Freund der Tonkunst kennet, der wird bei dem Lesen seiner Werke es fühlen, in welch' naher Verwandtschaft hier der Genuß des Erkennens mit der Lust der Tonkunst stehe. In jeder dafür empfänglichen, leise fühlenden Seele lässet die anhaltendere Betrachtung der hehren Gesetze, welche jener mächtige Geist aussprach, eine Nachwirkung zurück, welche dem innren Vernehmen von tief ergreifenden Gesängen gleicht. In der That, Kepler kannte und beschrieb „die Harmonie des Weltalls."

Heilsam und nothwendig, wie dem Leibe der Schlaf, scheint der Seele zu ihrer Entwicklung das Hingeben in diese Zustände zu seyn, welche dem gewöhnlichen Tagwerk ihres Lebens, wie der Schatten dem Leibe sich zugesellen. Darum befiehlt dem Sokrates ein immer, unter den verschiedensten Formen wiederkehrender Traum: er solle Musik machen, und der Stimme gehorchend benützt der Weise die noch im Gefängniß ihm geschenkte Ruhe zu dem Werk der Dichtkunst: zu einem Lobgesang des Gottes, welcher der Seele die Begeisterung für das Göttliche einhauchet und zur poetischen Umgestaltung der Aesopischen Fabel. „Denn es schien ihm, so sagt er dem Kebes, doch sicherer, nicht von hinnen zu scheiden, bis er auch so sich vorbereitet und Gedichte gemacht habe, um dem Traume zu gehorchen."

Eben so wie aber nicht bloß das rothe Farbenbild ein grünes Gegenbild, sondern umgekehrt auch das äußerlich gesehene grüne ein rothes im Auge hervorruft: so bemerkt man auch umgekehrt, daß solche Menschenseelen, welche auf eine kräftige, selbstthätige Weise das Werk üben, das Sokrates unter dem allgemeinen Namen der Musik begreift, ein Ausruhen in dem finden, was auf dieselbe allgemeine Weise zur Mathematik gerechnet werden könnte. Von Albrecht

Dürer, wie von Leonardo da Vinci, liegen die Erzeugnisse solcher Stunden des Ausruhens und der Ergötzung in einem scheinbar der vorherrschend selbstthätigen Richtung ganz entgegengesetzten Gebiet noch vor uns; große Dichter und Künstler haben sich nie durch die leichten Tagesneuigkeiten einer sogenannten Weisheit der Welt befriedigt gefunden, sondern ruhten gerne auf dem festen Grunde aus, welchen der nach dem Ewigen forschende Tiefsinn entdeckte. So pflegte Dante die innre Flamme der Begeisterung an dem Scharfsinn des Aristoteles zu nähren, und nächst einem höheren, alle bekräftenden Element scheint es der vertraute Umgang der Jugend mit der ernsten Weisheit der Alten gewesen zu seyn, welcher den früheren Jahrhunderten ihre erhabene Dichtkunst und den kühneren Aufschwung der bildenden Künste gab. Denn in einer Zeit und bei einem Volke, welche nicht tiefe Denker erzeugen und welchen der ewig feststehende Grund des Erkennens fremd geworden, wird man den Geist eines Dante und Shakspeare, so wie eines Rafael und Michel Angelo vergeblich suchen. Von Molière weiß man, daß er an der Philosophie des Cartesius nicht bloß große Ergötzung gefunden habe, sondern daß er sogar tiefer in dieselbe eingedrungen war.

Auch im minder bedeutenden Kreise wird das wechselseitige sich Hervorrufen jener beiden, polarisch verschiedenen Seelenthätigkeiten bemerkt, und der Schreiber dieser Untersuchungen weiß aus eigner Erfahrung, wie gern jene Richtung der Selbstthätigkeit, welche, nach dem obenerwähnten Ausdruck des Sokrates, die musikalische genannt werden könnte, an den Beschäftigungen mit Zahlen und lang anhaltenden Rechnungen ausruhe.

Es ist hiebei überall das positiv Selbstthätige des vorangehenden Seelenzustandes von dem negativen Wesen des andren Zustandes zu unterscheiden, welcher durch jenen

hervorgerufen wird. Ein Geist, der nach der einen Richtung hin die Kraft selbstthätig und mit Anstrengung geübt, wird dieselbe nach der andren Richtung auf eine sich hingebende, mehr nur aufnehmende Weise ruhen und sich erquicken lassen. Der dem selbstständig thätigen folgende leidende Zustand ist mithin nicht seiner eigenthümlichen Art nach, und an und für sich der niedrere, sondern nur beziehungsweise und dem Grade nach. Denn jede der beiden Richtungen kann in einer Menschenseele die selbstthätige, jede die leidende oder aufnehmende werden.

Jenes wechseitig sich ergänzende Verhältniß, in welchem die beiden hier als Beispiel gewählten polarischen Wirksamkeiten der Menschenseele zu einander stehen, hatte schon Pythagoras richtig erkannt, wenn er die Seinen, deren Tagwerk die Beschäftigung mit dem war, was das Alterthum mit dem allgemeinen Namen der Mathematik benannte, an der Lust der Töne und des Gesanges sich stärken und erquicken ließ. Denn es wurde von diesen, im Bunde des Geistes seligen Menschen die aufgehende Sonne mit lieblichen Tönen und mit den Lobgesängen der Gottheit begrüßt; alsdann ging Jeder an das Geschäft des Tages, bis sie Alle der Gesang beim Mahle und am Ende des Tags das Loblied des Göttlichen wieder zu dem Quell rief, dessen Einfluß allein der Seele Kraft und dem Tagwerk Gedeihen gibt.

Nach einer Beobachtung der Aerzte wird vorzüglich jene Art von Wahnsinn durch Musik geheilt, welche durch eine Ueberspannung der Geistesthätigkeit entstand, die mit der mathematischen verwandt ist; denn es erscheint überhaupt als eine Veranlassung zum Wahnsinn die lange Entbehrung nicht bloß des äußerlichen, leiblichen Schlafes, sondern noch vielmehr der Schlafzustände der Seele, das heißt jener Zustände, in welchen die einseitig selbstthätige Richtung der

eigenen Wirksamkeit mit einer leidend, den neubelebenden Einfluß aufnehmenden abwechselt. Daher auch jene Stellung des Gemüths, welche immer nur herrschen, nicht aber sich dienend hingeben will — die Stellung des Hochmuths — am öftersten zum Wahnsinn führt.

Pflegt doch zuweilen jene mütterliche Liebe, welche Alles bedenkt und zur Krankheit das Heilmittel gesellet, auch aus der leiblichen, durch Ueberspannung der Seelenthätigkeit herbeigeführten Todesgefahr auf ähnliche Weise zu retten, indem sie der in dem eigenen Streben hinsterbenden Kraft das ergänzende Element zuführt, das diese in ihrer Arbeit sich versagt hatte. So ward ein treuer Kämpfer im Felde der Wahrheit, Heinrich Seuß (Suso) aus Schwaben, da er in Holland wegen der vermeintlichen Ketzereien, welche seine Schriften enthalten sollten, zur ernsten Verantwortung gezogen worden, in Folge der geistigen und leiblichen Anstrengungen, deren er sich hierbei unterzogen, von einem heftigen Fieber befallen. Ein Geschwür in der Brust hatte sich gebildet, das nach innen sich zu ergießen und das Leben plötzlich zu enden drohete. Da kommt dem Kranken, als ihn an fremdem Ort alle Menschenhülfe verlassen, auf ähnliche Weise als nach §. 32 dem sterbenden Davy, ein stärkendes Gesicht: es ertönen um ihn, wie von Engelsstimmen, liebliche Gesänge, und da er trauert, daß er zu schwach sey, um in diese Lieder einzustimmen, wird ihm die trostvolle Zusage gegeben: „Sey unverzagt! du wirst nicht sterben, sondern noch in deinen Tagen ein Loblied anstimmen dem Ewigen, welches vielen Seelen eine Kraft Gottes seyn wird." Da entströmen dem fieberkranken Auge Thränen der Freude, das Geschwür öffnet sich nach außen, die Gefahr ist vorüber. Kräftiger, als jedes leibliche Heilmittel hatte hier die innerlich vernommene Harmonie der Töne gewirkt, wie sich in einem ähnlichen Falle, bei einem trefflichen Lehrer, das in

der Lunge entstandene Geschwür gefahrlos nach außen ergoß, als ihn ein im Traume vernommener Gesang des Psalmes: „Harre des Herrn“ zum Mitsingen aufregte.

Die polarischen Gegensätze der einzelnen Seelenthätigkeiten lassen sich auch nach andern Seiten hin nachweisen. Der Anstrengung der Seele beim Studium der Sprachen scheint als ergänzendes Element die ruhig sich hingebende Betrachtung der Naturgegenstände zu dienen. Es wird bei ausgezeichneten Schulmännern und Philologen, wo sich ihnen Gelegenheit zu dieser gesunden Nahrung der Seele darbietet, öfters ein Wohlgefallen an Blumen und an der Pflege derselben gefunden; ein Wohlgefallen, das sich in kindlich hingebender Art äußert, ohne nach dieser Richtung hin zu wissenschaftlichen Grübeleien zu treiben. Der treffliche Sprachforscher Frisch pflegte sein Ausruhen und seine Erholung von der anstrengenden Arbeit in der Pflege und genauen Beobachtung der lebendigen Vögel zu finden, welche er in seinem Haus und Hof ernährte. Das Meisterwerk, welches eine Frucht dieser Erholungsstunden ist (die Abbildungen der Vögel Deutschlands), zeigt, ähnlich den Darstellungen des ruhenden Hercules, den Geist jenes trefflichen Mannes in einem Zustande, aus welchem er zum Weiterstreben neue Kräfte zu sammeln pflegte. So fand auch Schneider, bei einem gleichen, mühsamen Tagwerk, seine Erholung in der Betrachtung der Natur; Gruterus besorgte mit eigner Hand den Bau und die Pflege seines Gartens; und es ist bekannt, daß alle die Väter der neueren Naturforschung: Otto Brunfels und Hieronymus Tragus, Leonhard Fuchs und Konrad Geßner, zuerst mit allen Kräften das Studium der alten Sprachen getrieben hatten, ehe sie das spätere Tagwerk des Lebens ergriffen.

Umgekehrt hat man an den Naturforschern der bessern, gründlicheren Art die Neigung gefunden, ihre Erholung vom

Geschäfte des Tages in dem Studium der Sprachen zu suchen, und einer der größten unter den Naturweisen der neueren Zeit: der Mineralog G. A. Werner, fand in dem Umgange mit dem Alterthum und in der Beschäftigung mit den Sprachen, sogar mit der ihm vorher fremden hebräischen, die lieblichste Ergötzung seines Alters.

In einem ähnlichen polarischen Gegensatz scheinen das Forschen der Geschichte und das Wohlgefallen an der Baukunst, oder in anderen Fällen an der dramatischen Kunst zu stehen. Umgekehrt fühlte sich Racine von dem Werk der dramatischen Dichtkunst zu dem polarisch hiemit verwandten der Geschichte gezogen. Der mit Kranken und Sterbenden beschäftigte Arzt findet sich durch ein innres Bedürfniß zu dem geselligen Umgang mit Fröhlichen und Gesunden getrieben; der von der Wirklichkeit und dem Geschäft der Gegenwart niedergedrückte Staatsmann überläßt gern den ermüdeten Geist der Erzählung der Geschichten der Vorzeit oder den Spielen einer fremden Phantasie, welche in dramatischem Gewand Scenen der Vergangenheit darstellt und eine andre Welt, als die eben gegenwärtige, sich erdichtet. Bei Richelieu verrieth sich dieser mächtige Zug zu dem polarisch ergänzenden Element seines Wesens durch die eigenen Versuche, welche er im Gebiete der dramatischen Dichtkunst machte; umgekehrt gab sich Racine, von einer ähnlichen unwiderstehlichen Neigung getrieben, alle Mühe den Hofmann zu spielen.

Doch läßt sich über die Art des polarischen Zustandes, in welchem die Seele von der Abspannung, welche die länger dauernde selbstthätige Wirksamkeit herbeiführte, gleichsam ihren Schlaf hält, nichts Festes bestimmen. Leibnitz und Locke zeigten eine besondere Zuneigung zu den mechanischen Künsten, so daß der erstere in seinen Mußestunden sich lange Zeit mit der Verbesserung der Wägen beschäftigte,

Locke aber dieses Spielzeug seines Geistes in Ausdrücken rühmte, worin er demselben fast den Vorzug vor dem eigentlichen Hauptberuf seiner Natur zu geben schien.

Dem äußren Spiele des Scherzes ist öfters, wie wir schon oben sahen, im Innern ein tiefer Hang zum Ernste beigesellt, und umgekehrt ruhet der Ernst am Scherze aus. Der Meister einer ernsten, geistlichen Beredsamkeit: Esprit Flechier, pflegte mit vorzüglicher Neigung die Werke des du Belay, so wie solche alte spanische und italienische Postillen zu lesen, welche in ihrer niedrig volksthümlichen oder fast pöbelhaften Weise dem gewöhnlichen Ton seiner eignen Predigten vollkommen entgegengesetzt waren. Er pflegte dergleichen Bücher seine Hofnarren zu nennen und rühmte von ihnen, daß sie zur Bildung seines Geschmackes und zur Entfaltung seines Sinns für das wahrhaft Treffende und Rührende nicht wenig beigetragen hätten. Der Dechant Jonathan Swift, dessen gelehrtes Ohr (wie dieß jene Werke von ihm beweisen, welche in Versen sind) so fein und so empfindlich war, daß ihm, nach Lord Orery's Ausdruck, ein schlechter Reim gleich einem Verbrechen erschien, hatte dennoch eine so unwiderstehliche Zuneigung zu der Sprache und der Gesellschaft der niedrigsten Volksclasse, daß er sich auf seinen Reisen, welche er vielleicht eben deßhalb am liebsten zu Fuß machte, wenn er in ein Wirthshaus kam, immer zu den Fuhrleuten und Hausknechten setzte, mit denen er auch aß und trank.

Von ganz besondrer und seltsamer Art war das Erholungsmittel, an welchem der berühmte Peter Bayle sein Vergnügen fand. Dieser vielgeschäftige Gelehrte konnte nicht satt werden den Künsten der Gaukler und Seiltänzer zuzuschauen. Man hat ihn in Rotterdam öfters, in seinen Mantel eingewickelt, solchen Kunststücken nachlaufen sehen, welche er dann mit der gespanntesten Theilnahme und dem

Wohlbehagen eines Knäbleins bis zu Ende abwartete, obgleich er damals schon über fünfzig Jahre alt war.

Diese Neigung des Bayle würde sich, wenn ihr in der Zeit der Jugend die Gelegenheit dazu wäre geboten worden, zu einem Wohlgefallen an den wohlgeordneten und gesunden gymnastischen Uebungen des Leibes veredelt haben; jene ganze Seite der Entwicklung war aber an Bayle so versäumt, daß er weder von der Verrichtung der Theile des Leibes, noch von den gemeinsten Lehren der Physik und Mathematik einen deutlichen Begriff hatte. Newtons Entdeckungen, welche damals die Bewunderung von ganz Europa erregten, waren jedem Dorfschullehrer in Holland eben so bekannt, ja noch bekannter, als dem berühmten Bayle.

Eben jenes gesunde Element der Stärkung und des Ausruhens der innern Selbstthätigkeit, zu welchem Bayle selbst noch in der niedren Form, in welcher es ihm geboten wurde, eine so mächtige Hinneigung fühlte, war, in seiner veredelteren Gestalt: als Gymnastik, die tägliche Erquickung der geistig vielthätigsten Männer des Alterthums. Wir erwähnen dieses einfachen und leicht zu habenden Ergänzungsmittels der innerlichen Wirksamkeit der Seele hier zuletzt. Kein andres äußerliches Element des Ausruhens zeigt sich in solcher Allgemeinheit, bei allen Arten der geistigen Anstrengung so förderlich und wohlthuend. Darum sah man auch auf den leiblichen Uebungsplätzen der Alten die jugendlichen Kräfte aller Stände und aller geistigen Berufsarten als zu dem Werk einer gemeinsamen Bildung vereint. Welches Vermögen der Stärkung für die vom innern Tagwerk ermüdete Seele in der Bewegung und mäßigen Uebung des Leibes, selbst nur beim Gehen liege, wird jeder von uns täglich erfahren.

Gewiß nicht von einer gesunden, sondern von einer krankhaften Art, von welcher wir später noch andere Bei-

spiele betrachten wollen, war das ergänzende Element, welches sich der Seele des von der angestrengten Beschäftigung mit den Gestalten der Gegenwart ermüdeten Malers und Kupferstechers Blake aufdrängte. Dieser unermüdet thätige englische Künstler, welcher im Jahre 1812 starb, hatte sich mit einer außerordentlichen Anspannung der Kräfte durch die äußre Noth seiner Jugend und durch mannichfache Hindernisse hindurchkämpfen müssen, und war auch in seinem männlichen Alter in eine höchst ermüdende Geschäftigkeit versenkt. Vielleicht lag mit hierin der Grund von jener krankhaften Weise, in welcher sich bei ihm die gewöhnlichen Schlaf- und Ausruhezustände der Seele einstellten. Statt daß an andren Malern, wenn sie den ganzen Tag die künstliche Hand an Werken geübt, deren Gegenstand nicht vom Geschlecht der Gegenwart ist, in den Ausruhestunden etwa die Neigung erwacht, zu scherzhaften Nachbildungen der mit ihnen lebenden Welt und zur Zusammengesellung mit dieser, erwachte dagegen in Blake, wenn er sich den Tag über mit Nachbilden der Wirklichkeit und des leiblich Gewordenen abgemüht, ein Sehnen nach dem Umgang mit der Welt des Idealen und mit den Heroen der Vergangenheit. Diese Gestalten, welche die Seele des begeisterten Künstlers nicht mit dem Auge von Fleisch, sondern mit dem innern Auge sieht, glaubte er dann, wenn er sich am Abend vom Geräusch der Stadt und von dem Umgang mit den Lebenden zurückgezogen ans einsame Meeresgestade, wirklich, mit dem leiblichen Auge zu sehen. So wie es uns im Traume geschieht, stunden die erhabenen Schattengestalten eines Pindar, Virgil, Dante und Milton, wie Mitlebende vor ihm; sie sprachen mit ihm und er mit ihnen. Ihm war es, als habe er schon vormals längst mit diesen Männern der Vorzeit gelebt und verkehre auch nun mit ihnen, wie ein Mensch mit seines Gleichen. Milton theilte ihm einst, bei einem solchen nächt-

lichen Besuche, ein Gedicht mit, welches bei den Lebzeiten des Dichters nie bekannt geworden; Blake trug das Empfangene seinen Freunden vor: es war von solcher Art, wie die Gedichte, welche wir zuweilen im Traume zu lesen wähnen. Wenn dann dem merkwürdigen Manne, seinem Wunsche sogar gehorchend, Heldengestalten, wie die des Wallace vorschwebten, da leuchtete aus seinen Augen die Freude eines nachbildenden Künstlers, welcher den Gegenstand, nach dessen Anblick ihn längst verlangte, nun endlich vor sich stehet. Mit demselben aufmerksamen Hinblicken und mit derselben Sicherheit, womit ein Maler einen leiblich vor ihm stehenden Menschen abbildet, entwarf er die Züge einer solchen Erscheinung auf das Papier. Es geschah ihm dann wohl zuweilen dasselbe, was uns im Traume begegnet: zwischen die Heldengestalt des Wallace und das Auge des Künstlers stellte sich etwa die Erscheinung Eduards I; er zeichnete auch diese ab, sie verschwand, und er konnte nun von neuem am Bild des Wallace fortarbeiten. Die auf solche Weise von einer vermeintlich gegenwärtigen Wirklichkeit entnommenen Darstellungen drückten wirklich auf bewunderungswürdige Weise den Charakter aus, welchen die Geschichte jenen Männern der Vorzeit beileget.

In diesem eben erwähnten Falle war der polarische Gegensatz, der sich an das tägliche Werk der Selbstthätigkeit anschloß, ein gewaltsam hervorgerufener und erzwungener. In Blake scheint ein inniger Drang zu dem Lebensberuf des höheren, selbsterschaffenden Künstlers gewesen zu seyn: das Ideale und geistig Mächtige in sichtbare Form zu kleiden. Dagegen mußte er großentheils seinen angestrengten Fleiß auf die Nachbildung von Dingen verwenden, welche der Welt des Idealen nicht bloß sehr ferne stehen, sondern derselben so ganz entgegengesetzt sind, wie Schatten dem Licht, wie der Leib der Seele. In all' seinem täglichen Treiben

wurde mithin, wegen der äußern Verwandtschaft, in welcher dasselbe mit der innern Richtung der Seelenthätigkeit stund, das eigenthümliche Sehnen seiner Natur nur heftiger aufgeregt, nicht befriedigt. Da rächte sich dann das Versäumniß des Tages durch die Ausgeburten der Nacht. Es erging ihm, wie es jedem Menschen ergeht, den ein mächtiger innerer Trieb zu irgend einer Beschäftigung erfüllt und welcher, auf Einmal dieser innren Heimath des Geistes entrissen, in unthätiger Gefangenschaft gehalten wird. Der Held im Kerker dichtet und träumt dann wachend und schlafend nur von Schlachten; der Künstler sieht die Gebilde seiner Phantasie zuletzt gleich wirklichen, leiblichen Erscheinungen vor sich. So stellten sich dem Blake die Gegenstände seines innren Sehnens in solch übermächtiger Lebendigkeit dar, daß die gewöhnlichen Werke des Traumes selbst in sein Wachen sich einschlichen.

Bei solchen Ereignissen aus dem Leben der Seele wird man an das erinnert, was oben (S. 49) von den Erscheinungen der fernwohnenden Verwandten und des Wohnhauses erwähnt worden, welche denen geschahen, die in plötzliche Lebensgefahr geriethen. Das gewaltsame Hinwegreißen von der geliebten Gewöhnung, der Anschein einer nahen Trennung davon, für immer, hatte dann den Zug des Sehnens dahin so mächtig gemacht, daß die Vorstellungen des innern Sinnes die Kraft einer wirklichen Erscheinung empfingen.

Wir pflegen, wenn uns äußere Störungen und fremdartige Geschäfte von dem geliebten Werk des innern Berufes hinwegziehen, alsbald, wenn jene vorüber sind, mit gewaltsam gesteigerter Kraft zu der ersehnten Thätigkeit zurückzukehren; Menschen, denen während ihrer Jugend die äußere Noth und viele Hindernisse den Weg der eingebornen Geistesrichtung verschlossen, sehen wir öfters später, wenn endlich der lang

verhaltene Strom den erwünschten Ausgang gefunden, fast Unglaubliches leisten. Auch Wilhelm Budäus bringt das zum Theil selbst verschuldete Versäumniß seiner frühern Jugend durch einen von nun an weder Ruhe noch Rast findenden gelehrten Fleiß ein. Zuweilen kann die Heftigkeit, mit welcher ein so lang gehemmtes innres Bewegen endlich sich ergießet, dem Leben Gefahr bringen, wie sich dieß in der Geschichte jenes alten, auf langwierigem Krankenlager angefesselten Musikfreundes zeigte, welche wir oben (bei §. 32) nach J. M. Wagner erzählten.

Die Selbstthätigkeit der Seele und das als Schlafzustand zu ihr sich gesellende, ergänzende Element werden beide die eigenthümliche Farbe der innern Gemüthsstimmung tragen. Ist die selbstthätige Richtung von einem edlen Willen belebt, und von Liebe zu dem Göttlichen durchdrungen, so wird auch die ihr polarisch entgegengesetzte von edlerer Gestalt seyn; ist dagegen jene ihrem Wesen nach minder geläutert, so wird auch diese in roherer Form sich zeigen. Es ergeht der Seele, besonders dann, wenn sie sich ihrem Ausruhen überläßt, auf ähnliche Weise, als es nach Florimond de Remonds Erzählung den Hofleuten König Franz des Ersten erging, da dieselben mit dem Gesang der Psalmenübersetzungen des Clemens Marot sich vergnügten. Denn als der König sein Wohlgefallen an diesen Marot'schen Psalmen bezeugt hatte, ergriff der Geschmack daran alsbald auch seine Umgebung. Fast ein jedes der Hofleute wählte sich einen Lieblingspsalm und versuchte denselben zu singen. Da aber Marot zu seinen Texten keine Melodien gegeben, fügt jeder der vornehmen Sänger zu seinen Lieblingspsalmen eine ihm schon vorher bekannte Lieblingsmelodie, und es singt der Prinz (Heinrich II) den von ihm erwählten Psalm: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser," nach der Weise eines beliebten Jagdstückes, die Frau de Valentinois den

Psalm: „Aus der Tiefe rufe ich," nach der Melodie eines italienischen Reigens; der König Anton von Navarra, der sich den Psalm: „Richte mich Gott und führe meine Sache," erlesen hatte, singt denselben nach einem Tanze der Bauern in Poitou ab, und so konnte man damals bei Hofe, nach dem Geschmack eines Jeden, die mannichfachsten Tonweisen der Gassen und Tanzplätze hören, zusammengefügt mit Marot'schen Psalmen.

So wird auch nur dann, wenn die Seele in der selbstthätigen Richtung ihres Erkennens und Wollens die Harmonien einer höhern, göttlichen Ordnung empfunden, die Stimme ihrer Muße diesen Harmonien gleichlauten, andere Male jedoch nur jener niedrigeren Weise, in deren Tacte sie sich, bei dem täglichen Werke des Lebens, zu bewegen pflegte.

Während sich jenes polarische Element der Erholung, das sich, wie wir vorhin gesehen, öfters zu dem ernsteren Studium der Sprache gesellt: die Lust an Naturgegenständen, bei Männern wie Frisch in einer annehmlicheren, edleren Form zeigt, sehen wir diese Lieblingsneigung bei solchen Naturen, dergleichen Justus Lipsius gewesen, zu einem Zerrbild ausarten. Derselbe hatte die Hunde zu Gegenständen seiner Zärtlichkeit gewählt, von denen er drei, genannt Mopsus, Mopsulus und Sapphyrus, durch lateinische Sinngedichte verherrlichte. Unter ihnen war es vornehmlich Sapphyrus, welcher seinen gelehrten Herrn sogar in die Vorlesungen begleitete, und als diesen Liebling das traurige Loos traf, in einem Faß mit siedendem Wasser umzukommen, bejammerte und beschrieb Justus Lipsius den Unfall in einem Briefe, welcher eben so kindisch als pedantisch erscheint. Aber dieser berühmte Schüler des großen Joseph Scaliger war zwar ein solcher eifriger Verehrer der Alten und hatte sich namentlich die Werke seines Lieblingsschriftstellers: des

Tacitus, durch öfteres Lesen so fest ins Gedächtniß geprägt, „daß er sich wollte den bloßen Degen auf die Brust setzen und sich niederstoßen lassen, wenn er beim Hersagen des Tacitus ein einziges Wort verfehlte,“ zugleich aber war in seinem häuslichen Leben so wenig von der Würde des Tacitus zu spüren, daß der gelehrte Mann fast ohne Aufhören seine Frau mit Scheltworten und sogar mit Schlägen mißhandelte, diese aber dann auf gleiche Weise mit dem Gesinde verfuhr. Die seltsame Zuneigung des Lipsius hatte sich auch noch an eine Feder geheftet, von welcher er behauptete, daß sie dieselbe sey, mit der er, von seinem neunzehnten Jahre an, alle seine Bücher geschrieben. Diese dankbare Zuneigung, ähnlich jener der alten Ritter gegen ihr in manchem Turnier und mancher Schlacht gebrauchtes Streitroß, scheint jedoch bei den schreibenden Männern jener früheren Jahrhunderte nicht ungewöhnlich gewesen zu seyn, denn auch der gelehrte Schnellschreiber Leo Allatius brach in Thränen aus, als er die Feder, mit welcher er vierzig Jahre lang Alles geschrieben endlich verloren hatte. Auf ähnliche Weise, wie dem Lipsius unter den Gelehrten, erging es dem Buffalmaco unter den Künstlern. Das nothwendige Bedürfniß, an dem Anblick und Wechselverkehr der Gegenwart auszuruhen, befriedigte dieser Künstler dadurch, daß er den nachahmenden Grimassen eines Affen zusah, welcher neben dem in der Kirche zu Arezzo malenden Künstler im Käfig verwahrt wurde.

So lange die Wissenschaft nicht zur Kenntniß des eigenen Wesens und der göttlichen Bestimmung desselben sich erhoben, wird sie auch, statt der guten Früchte des gemeinen Nutzens, nur eitle Auswüchse zur Welt bringen, wie sich dieselben an dem Marcus Meibom zeigten. Es wollte dieser Mann, nachdem er vielfältige gelehrte Untersuchungen über die Musik der Alten angestellt, auch von den Ohren der Zuhörer jenen Beifall erwerben, den er wähnte bei dem

Lesen seiner Werke verdient zu haben. Ein Concert, wobei sich die nach Meiboms Angabe gefertigten antiken Instrumente zugleich mit des gelehrten Mannes rauher und übeltönender Stimme vernehmen ließen, that am Hofe der Königin Christine so seltsame Wirkung, daß vor dem lauten Gelächter der Zuhörer die Musik verstummen mußte; Meibom selber verwandelte jedoch durch seinen unanständigen Zorn das Gefühl des Komischen in das des Ekels. Derselbe Mann, nachdem er seine Neigung zum praktischen Ausüben des Gelernten mit einem gleich ungünstigen Erfolg als Verbesserer des Schiffbaues und beim Zollwesen versucht, wollte zuletzt seine Gabe der Welt zu nützen, an dem würdigsten Gegenstand üben; denn er versprach: „die hebräische Bibel, deren Text von Grund aus verfälscht sey, nach Maßgebung des alten, ächten hebräischen Sylbenmaßes vollkommen wieder herzustellen, wenn man ihm die Mühe der Arbeit mit 150,000 Thalern belohnen wolle."

In vielen Fällen scheinet sich die Seele das ergänzende Element, welches ihrem selbstthätigen Handeln mangelt, in dem Gebiet des Wissens und Erkennens erzeugen zu wollen. So war Niemand ein schlechterer Haushalter als Richard Steele, und dennoch hat kein Anderer so treffliche, gründliche Regeln der Haushaltung gegeben denn er. Peter Corneille hatte selber eine so schlechte Anlage zum Vorlesen und zur Declamation, daß es in der That als ein Werk der Selbstverläugnung erschien, wenn Jemand auch die schönsten Stücke des Dichters von ihm selber gelesen anhörte. Dennoch konnte Niemand so feine Regeln der richtigen Declamation und des würdigen, mündlichen Vortrages für seine Poesien aufstellen, denn eben dieser Dichter. So pflegte auch Tycho de Brahe spottend sich über Die zu erheben, welche den Sonnenfinsternissen und andern solchen Erscheinungen am Himmel eine unglückliche Vorbedeutung

zuschrieben. Hiemit schien er sich jedoch zugleich über die Schwäche seines eigenen Gemüthes erheben zu wollen; denn dieser berühmte Sternkundige war so abergläubig, daß er, wenn ihm am Morgen beim Ausgehen ein altes Weib oder eine Leichenprocession begegnete, sogleich wieder umkehrte, aus Furcht, jenes Begegnen möge ihm irgend ein Unglück auf seinem Wege vorausbedeutet haben.

Von dem berühmten Pater Hardouin, diesem Wunder der Gelehrsamkeit, welcher nach des Huetius Urtheil sich schon an seinem Plinius, den er in fünf Jahren vollendete, ein Ehrendenkmal gestiftet hat, durch welches fünf Gelehrte, selbst bei fünfzigjähriger Dauer ihrer Arbeit, berühmt geworden wären, sagt uns Franciscus Atterbury, daß derselbe so leichtgläubig wie ein Knabe gewesen sey. Dieser natürlichen Mangelhaftigkeit des täglichen Lebens setzte jedoch der gelehrte Pater, als Ergänzung in seinen wissenschaftlichen Arbeiten, eine Zweifelsucht entgegen, welche den damals lebenden Gelehrten etwas Neues und Unerhörtes war. Denn er behauptete nicht nur, daß die Werke des Josephus untergeschoben und von einigen Mönchen des dreizehnten Jahrhunderts gefertigt seyen; sondern, da er in mehreren Oden des Horaz Anspielungen auf Christum, auf die Kirche, ja auf die Jakobiner seiner Zeit zu bemerken glaubte, hielt er auch diese für das Machwerk eines späteren, christlichen Jahrhunderts, und die Beweise des Mannes hatten für viele damalige Köpfe etwas so Blendendes, daß ein gelehrter Engländer die Aechtheit jener Horazischen Oden nur dadurch noch in etwas zu retten strebte, daß er behauptete, Horaz habe im Geist der Weissagung die Jakobiner sammt den Begebenheiten der Kirche vorausgeschauet.

Umgekehrt rächte sich in dem täglichen Leben und geselligen Umgang des Jean Lafontaine jene innre Gewaltthätigkeit, mit welcher er sich bei seinen schriftstellerischen

Arbeiten zu einer ungemäßigten Lebhaftigkeit aufregte, durch eine Dumpfheit und träumerische Albernheit, welche ihn einem Blödsinnigen ähnlich machten. Denn wenn auch der große Peter Corneille im Umgang etwas schwerfällig und im Gespräch, selbst wenn es redewürdige Dinge betraf, zu stumm erschien, konnte man doch bei diesem bemerken, daß er leicht anders zu seyn vermocht hätte. Dagegen war jener berühmte Fabeldichter, ohne es ändern zu können, wie einer seiner Zeitgenossen es ausspricht: im Umgang mit Thieren mehr als ein Mensch, im Umgang aber mit andern Menschen weniger als ein Mensch. Uebrigens hörte man auch von Lafontaine im geselligen Umgang nie und bei keiner Gelegenheit eine Aeußerung von jener sittlich verletzenden Art, dergleichen wir in seinen Schriften so viele finden. Es schien, als ob der eifrige Verehrer und Nachahmer des Marot und Rabelais, als Mensch und im Gespräch des Mundes, des Schriftstellers, der in ihm war, und seiner Werke sich schämte, wie Tycho de Brahe der Schriftsteller, des abergläubigen Tycho's, als Alltagsmenschen sich zu schämen schien. Wie denn auch Salmasius, nur wenn er die Feder in die Hand nahm, von der Streit- und Zankwuth befallen ward, im Umgang aber sehr sanft und nachgiebig erschien. „Oefters," so urtheilte Karl Rollin als Greis über Fälle, welche verwandt waren mit dem von Lafontaine erwähnten, „ist eine Mauer zwischen dem Verstand und Herzen, der Verstand gehet irre, das Herz bleibt auf seinem rechten Weg." Und diese Art des Widerspruchs erscheint noch immer sehr erträglich gegen jene, welche an dem Verfasser des empfindsamen Hirtengedichts Guarini und an dem für Feinheiten der Sprache so empfänglichen Malherbe bemerkt wurde. Jener war gegen die Seinen ein empfindungsloser Tyrann, und auch dieser verletzte im Umgange mit seinen Verwandten, ja mit allen Menschen jedes Gefühl von Zartheit.

Wir kehren indeß von diesen ans krankhafte Extrem gränzenden Beispielen wieder zu der gewöhnlichen gesunden Mitte zurück. Jeder Aeußerung der Selbstthätigkeit folgt bei der menschlichen Seele, so nothwendig denn der Schatten dem Licht, ein polarisch entgegengesetzter Zustand des passiven Hingebens in den Zug irgend einer sogenannten Lieblingsneigung. Dieser Wechsel zwischen Geben und Nehmen, zwischen Spannen und wieder Nachlassen, ist der Seele zu ihrem gesunden Fortbestehen so nothwendig, als dem Leibe der Wechsel zwischen Schlaf und Wachen. Die Seele in ihrem gesunden Zustande, wenn sie in centrifugaler Richtung das Werk der Selbstthätigkeit geübt, muß einen passiven Punkt und Moment ihres Seyns und Wesens dem neubelebenden Einfluß darbieten, ohne dessen Mithülfe gar bald die Eigenwirkung in Wahnsinn oder krankhafte Erstarrung übergehen würde. Denn man darf eine ununterbrochen und unwandelbar anhaltende Richtung der eignen Thätigkeit mit noch viel größerem Rechte fehlerhaft nennen, als eine geistreiche Zeitgenossin des großen Peter Corneille an dem Pompejus desselben es tadelte: daß zu viele Helden in dem Stücke vorkämen. Eine nähere Beobachtung solcher beständig nur die eigene Kraft zur Schau tragenden Naturen erinnert öfters an die Aeußerung der Marquise von Sévigné, welche zu sagen pflegte, daß sie vor nichts sich mehr scheue, als vor solchen Leuten, welche den ganzen Tag witzig sind. Gerade der öftere und mannichfache Wechsel der fruchtbar aufnehmenden mit den positiv wirksamen Zuständen der Seele wird zur Bekräftigung und Erhöhung der Selbstthätigkeit am wirksamsten gefunden. Daher bemerken wir an den geistig fruchtbarsten, thätigsten Menschen, wie Michel Angelo, Leonardo da Vinci, oder wie Aristoteles, wenn wir sie zu verschiedenen Zeiten und auf den verschiedenartigen Wegen ihrer Neigungen beobachten, so verschiedene Sprachen und Stimmen der innern

Zustände, wie an Rabelais' Munde. Denn von diesem witzigen Manne erzählt man, daß er einst, um beim Kanzler Duprat zur Audienz zu gelangen, den Bedienten im Vorzimmer lateinisch anredete, und als dieser, welcher der Sprache unkundig war, einen Andern herbeirief, der Latein verstund, sprach Rabelais diesem auf griechisch zu. Hierauf da man einen dritten in dieser Sprache geübten, ihm vorführte, hatte Rabelais' Mundart sich ins Hebräische umgewandelt. So trat auch den Besuchenden an dem großen Albrecht von Haller jetzt der Sprachgelehrte und Freund der alten classischen Literatur, dann der treffliche Pflanzenkenner, andre Male der kraft- und gedankenreiche Dichter, dann der tiefblickende Physiologe oder der geübte Zergliederer; lieblicher jedoch und bleibender als diese Alle der Selbstkenner und kindlichgläubige Christ entgegen.

Wichtiger und folgenreicher als bei den Seelenthätigkeiten von wissenschaftlicher und künstlerischer Art ist das innre, polarisch ergänzende Element der sittlichen Selbstthätigkeit und vorherrschenden Form der Seele. Nicht selten läßt es sich, wenn man die verschiednen, wechselnden Zustände des menschlichen Gemüthes aufmerksam betrachtet, so ansehen, als ob da zwei ganz verschiedne Persönlichkeiten unter dem gemeinsamen Dache einer und derselben Individualität beisammen haus'ten, wovon jetzt einmal die eine, dann die andere, zuweilen beide, wie im Zweigespräch begriffen, sich vernehmen ließen. In Philipp II, König von Spanien, glühete beständig eine innre Flamme, welche jedoch durch eine, ihm zur gewöhnlichen, äußeren Natur gewordene, ganz entgegengesetzte Haltung des Gemüthes, so überwältigt und gebunden war, daß sie ihre verzehrende Kraft nur nach innen üben, nicht zum sichtlichen Ausbruch kommen konnte. Von diesem in der That seiner selber mächtigen Fürsten ist es bekannt, mit welchem Gleichmuth er den Bericht von dem

Untergang der unüberwindlichen Flotte aus dem Munde des zitternden Admirals aufgenommen, obgleich mit dieser Flotte nicht bloß die sechzig Millionen Thaler, welche die Ausrüstung gekostet, sondern zugleich alle mühsam groß gezogenen Plane, alle gehegten Hoffnungen des Königes zu nichte gingen. Aber selbst bei ganz unvermuthet ihm zugestoßenen Widerwärtigkeiten blieb Philipp äußerlich kalt und ruhig. So einstmals, als er die ganze Nacht mit seinem Geheimschreiber aufgesessen und gearbeitet hatte, damit einige, dringend nöthige Depeschen nach Frankreich abgefertigt werden könnten, ergriff, gegen Ende der Arbeit, der eilige Schreiber statt der Streusandbüchse das Tintenfaß und verdarb hiemit den wichtigsten Bogen. Der König, statt in Zorn auszubrechen, hielt dem vor Furcht und Schrecken zitternden Manne zuerst das Tinten-, dann das Streusandgefäß vor die Augen und sagte dabei mit kaltem Ernst: „Dieß ist das Tintenfaß und dieses das Sandfaß.“

Wie ganz anders würde sich bei solcher Gelegenheit eine der Naturen von entgegengesetzter Art benommen haben, bei denen die Flamme der Lebhaftigkeit außen, an der Oberfläche erscheint, während sich das ergänzende, mildernde Element mehr ins Innre verbirgt. Es war dieses unter andern die Gemüthsart des zu seiner Zeit hochberühmten Tonkünstlers J. B. Lully, in dessen Thun und Wesen ein leicht sich entflammendes Feuer mit dem löschenden Element in beständigem Kampf und Wechsel erschien. Wenn Lully's Ohr bei der Aufführung seiner Compositionen auch nur durch einen einzigen falschen Griff irgend eines Violinspielers beleidigt wurde, konnte er darüber so außer sich gerathen, daß er im Zorn dem Violinisten sein Instrument entriß und ihm dasselbe öfters auf dem Rücken zerschlug. Diesem aufbrausenden Zorn pflegte aber die Reue auf dem Fuße zu folgen. Der Capellmeister nahm gewöhnlich den gemißhandelten

Musikus nach Vollendung des Stückes mit sich zu Tische und ersetzte ihm den Verlust des Instruments auf so reichlich freigebige Weise, daß man in Versuchung gerathen konnte, Lully zu Gewaltthätigkeiten zu reizen, um von ihm beschenkt zu werden.

Freilich war der Grund, welcher den großen Boerhave antrieb, seinen heftigsten Gegnern und Feinden die höchsten Wohlthaten zu erzeigen, ein andrer, und der in Boerhave wohnende, innere Mensch, der solches that, war ein höherer, als der in dem übrigens gutmüthigen Lully wohnende.

Was die Fälle dieser höheren Art betrifft, so hat man ungemein oft die Erfahrung gemacht, daß gerade solche Menschenseelen, deren selbstthätige Richtung sich mit der größten Heftigkeit zu irgend einer leidenschaftlichen Verwilderung und Entartung hinneigte, ein eben so kräftiges Element des Widerstandes gegen jene Gewaltthätigkeit ihrer Natur in sich verborgen trugen. Wenn dann auf jene angemessene und gesunde Weise, welche wir im §. 53 beschreiben wollen, jenes verborgene Element geweckt und bekräftiget wird, sehen wir gerade den vorhin am meisten zum Hochmuth Geneigten zum Demüthigsten, den Geizigen zum Freigebigsten, den Wollüstigen zu einem in Gedanken, Wort und That die Reinheit Liebenden werden. Es liegt in uns allen jene doppelte Persönlichkeit verborgen, deren einer Pol dem andern zur Ergänzung dient, nur ist bei den Meisten der innerlich verborgene Pol, ehe der Moment seines Aufwachens ihm kam, noch unentwickelt und ungestaltet.

Wenn sich uns etwa der ergänzende, polarisch entgegengesetzte Zustand der alltäglichen Selbstthätigkeit der Seele an uns selber oder an Andern im Wachen verbergen wollte, so wird er dennoch zuweilen einer aufmerksamen Beobachtung selbst im Traume bemerkbar werden. Der während des Wachens sanft und ruhig Erscheinende ist in seinen Träumen

öfters in einen Zornmüthigen und Heftigen umgewandelt. Noch öfter hat man die Bemerkung gemacht: daß im Wahnsinne wie im Delirio des Fiebers insgemein eine Gemüthsart am Kranken vorherrschend werde, welche mit dem gewöhnlichen Charakter eben dieses Menschen im gesunden Zustande in geradem Widerspruch steht. Der vorhin Ruhige, Sanfte zeigt sich dann in ganz besondrem Grade zum Jähzorn und zur Unruhe geneigt, der Muthlose und Scheue zur höchsten Tollkühnheit; während dagegen der immer Thätige, Lebhafte, in solchen krankhaften Zuständen ungewöhnlich verdrossen und still, der Heitere niedergeschlagen, der mannhaft kühne Mensch muthlos wird. In einem Falle, welchen Gmelin erzählt, sehen wir ein stilles, sanftes Mädchen, welches im gesunden Zustand ein Muster von Bescheidenheit und Sittsamkeit gewesen, jedesmal während ihrer Krankheitsanfälle einem ausgelassenen, wilden Jünglinge ähnlicher sich betragen, als einem wohlerzogenen Mädchen. Statt des sonst ruhigen Gespräches ein lautes Schreien, untermischt mit den Jubeltönen toller Betrunkenheit, ein unwiderstehlicher Hang zum Spotten und Schimpfen, der selbst der ehrenwerthesten Personen nicht verschonte. Nach vorübergegangenem Anfall, an welchen die Kranke, wenn sie jetzt, wie sie meinte vom Schlaf erwachte, keine Erinnrung hatte, trat ein entgegengesetzter Zustand ein; ein Gefühl von Mattigkeit und Entkräftung, welche an Ohnmacht gränzten. Solche Fälle von Umkehrung und Verwandlung der gewöhnlichen inneren Richtung in die entgegengesetzte finden wir namentlich auch in der Geschichte des Erkenntnißvermögens, selbst da wo diese ihren ordentlichen, ruhigen Gang gehet, noch mehr aber da, wo dieser Gang durch innre Unruhen gestört und verändert wird. Menschen, welche ganz besonders viel mit dem Gedächtniß gearbeitet und dieses in fast beständiger Anspannung erhalten haben, werden durch Fieberanfälle, durch das

Alter, ja durch Berauschung, am häufigsten gedächtnißschwach und vergessen Alles, während bei Andern, welche das Gedächtniß fast ungebraucht gelassen, dieselben Fieberanfälle den versäumten innren Sinn auf ganz besonders merkliche Weise aufregen und schärfen, so daß jener Landmann in seiner Krankheit das Griechische, welches er in früher Kindheit mit dem Söhne des Pfarrers gelernt und wieder verlernt hatte, fertig hersprach.

Es wohnt in unsrem Innren der ganze Mensch, mit allen seinen geistigen Anlagen und Richtungen; es wird aber, von der Geburt an und durch das ganze nachfolgende Leben, allmählich die eine Richtung zur herrschenden, die andre zur dienenden, die eine zur verhüllten, Nahrung nehmenden Wurzel, die andre zum Gebilde der Blätter und Blüthen, die sich nach ihrem Lichte wenden. Zu seiner Zeit muß dann auch das im Dunkel Liegende heraus ans Licht treten, und auch der jetzt winterlich abgewendete Pol hat einmal seinen Sommer. Alsdann, wenn das Verhüllte zum Offenkundigen wird, zeigt es sich bald, wem das Dienende und Untergeordnete eigentlich gedient habe und wessen Eigenthum es gewesen. Denn es wird dann öfters an dem erst nun ganz sichtbar gewordenen Gewächs eine bittre Wurzel gefunden, und statt des Schmetterlings, dessen Entfaltung die vorhergegangene Raupengestalt erwarten ließ, geht aus der Puppe ein feindseliges Geflügel hervor, dessen Erzeuger schon die Raupe angestochen und in ihren Leib die zerstörende Brut gelegt hatten. Gerade das hienieden Untergeordnete und Dienende ist in der Regel im Geistigen wie im Leiblichen die Stätte, da der neue, künftige Mensch empfangen und im Verborgenen gebildet wird; denn es ist dieß eine Bemerkung, welche man häufig an sich und Andern machen kann, daß unser innrer Mensch so wie der äußre am meisten durch jene Zustände gedeihe und erstarke, welche wir als

schlafähnliche bezeichneten. Auf die Ausbrüche des natürlichen Zornes folgt die mildernde, besänftigende der Reue. Einem Gemüthe, in welchem jene natürliche Heftigkeit wohnt, wird der aus dem Innern strömende, besänftigende Geist, wenn ihn dasselbe reichlich walten läßt, nicht bloß Heilmittel werden, sondern zum kräftigen Gedeihen des künftigen Lebenskeimes dienen. Umgekehrt hat in Naturen, welche sich zu einer falschen Ruhe und Gleichgültigkeit gegen das Wesen der äußern Umgebung neigten, das Aufwallen eines sonst im Innern schlafenden Elementes des Widerstandes sehr wohlthätig auf das geistige Wachsthum gewirkt. Wie denn der selige Prälat Oetinger von sich selber erzählt, daß er in seiner Kindheit von so ruhigem Naturell gewesen, daß man ihn nur das einfältige Friederlein geheißen. Der edle Zorn aber, welchen das unbillige und ungerechte Handeln eines Lehrers fortwährend in dieser allzuruhigen Natur aufregte, weckte zugleich die innren Anlagen auf; gab ihm sogar Lust und Muth zum Versemachen, wozu er vorhin gar keine Fähigkeit gehabt.

Anscheinend etwas Andres meinend und dennoch dasselbe andeutend, war jene Regel, welche ein trefflicher Mann den Menschen gab, welchen es wahrhaft anliegt geistig gesund zu seyn, daß sie nämlich in solchen Fällen, in denen sie nicht wissen, welches von Zweien ihnen das geistig Heilsamste sey, dasjenige erwählen sollen, was ihrer natürlichen, äußern Richtung am meisten zu widerstreben scheint.

Warum aber gerade jener verborgene, seiner Natur nach mehr passive Theil unsres Wesens bei dem Bildungsgeschäft des innern Menschen als der fruchtbarere erscheine, das gehet aus der gleich am Eingange dieses §. gegebenen Erklärung der Schlafzustände der Seele von selber hervor. Die selbstthätige Richtung unserer Natur ist das Eigenthum des Einzelwesens und als solches eine einseitig mangelhafte.

Ihr gegenüber, als neubelebendes, ergänzendes Element, wirket der Einfluß von geistiger Art auf die empfängliche, passiv aufnehmende Seite unserer Seele ein. Die passiven Zustände sind es mithin allerdings, während denen unsre Seele am meisten mit der geistigen Speise des Lebens gestärkt wird.

Allein wie die Stärke und Wirksamkeit des Südpols eines Magnetes in genauem Verhältniß steht mit der Stärke des Nordpols, so hängt das Maß und die Beschaffenheit der aufnehmenden Empfänglichkeit für den geistig belebenden Einfluß sehr genau mit der Beschaffenheit der Selbstthätigkeit zusammen. Die Richtung der Selbstthätigkeit kann eine sehr verschiedene, auch der aufregende, geistige Einfluß kann nach §. 52 ein sehr verschiedener seyn. Immerhin jedoch pflegt sich jene allbedenkende Liebe, welche das Heil und die Gesundheit des Menschengeistes will, diesem an jener Stätte seines Wesens am leichtesten und fruchtbarsten zu nahen, wo er nicht in das eigene Wirken versenkt, sondern zur Hingebung in ein anderes Wirken geneigt ist. Wie denn selbst der Felsensinn eines Peters des Großen in solchen Momenten der Nachgiebigkeit und der Beherzigung fremder Gegenvorstellungen am empfänglichsten war, wenn sein kräftiger Geist von dem schweren Geschäft des Regenten an den Werken irgend einer ihm beliebigen Beschäftigung der arbeitenden Volksclasse — selber mit Hand anlegend — ausruhete. Der scheinbar niedrere, negative Pol des Menschenwesens und die Wichtigkeit seiner Pflege sollte deßhalb auch im Geschäft der Erziehung aufmerksam beachtet werden. Derselbe wird in der Kindheit am öftesten in einem augenfälligen Wechsel und gleichsam in beständigem Zwiegespräche mit der andern, nach außen wirkenden Bewegung gefunden; er ist daher auch in diesem Alter am leichtesten zu erkennen und zu behandeln. Doch darf auch

hier, wie im ganzen späteren Verlauf der innern Entwicklung nicht vergessen werden, daß des Lebens Mangel nur durch ein solches Element in gesunder und genügender Weise ausgefüllt und erstattet werden kann, in welchem für die Seele, gleichwie für den Leib in der athembaren Luft, ein allgemeines, höheres Lebensprincip enthalten ist (m. v. oben S. 189, 193, 215.)

Erläuternde Bemerkungen. Nur mit einigen Worten knüpfen wir hier noch den Inhalt des bevorstehenden §. an das an, was wir oben im §. 37 über den zweifachen von innen nach außen wie von außen noch innen gehenden Verlauf der Reihen unsrer Vorstellungen, und im §. 39 über einen Vorgang der Contraction und Expansion des Erkennens sagten. Die Contraction des selbstbewußten Denkens ist eine Handlung des eigenen Wollens, hängt von der Selbstherrschaft der Seele ab; der äußere Kreis des Erkennbaren ist etwas ihr Gegebenes, Verliehenes. Es ist die Schöpfermacht eines allgemeinen Werdens und Lebens, welche diesen äußern Kreis gestaltet und durchdringt; in diesen Mutterschooß des Alllebens kehrt die Seele (wie der Leib im Schlafe) zurück, wenn sie von den oben erwähnten Wechselzuständen ergriffen wird, welche ohne ihr Zuthun, ja öfters gegen ihren Willen in die selbstthätig concentrirende Richtung ihrer Wirksamkeit sich einmischen. Sie ist hier dem Walten des allgemeinen, schöpferisch-gestaltenden Einflusses dahingegeben, welche mit befruchtender Kraft den Keim des innern Lebens, die Anfänge eines jenseitigen Seyns durchwirkt, und in der Richtung, welche der Mensch im diesseitigen Leben zur Rechten oder zur Linken hin demselben gab und geben ließ, ihm zur Entwicklung hilft.

Wir erwähnen jetzt, nur im Vorübergehen, einiger mit dem Inhalt des §. in Beziehung stehenden Stellen der Alten.

Die sinnliche Auffassung (αἴσθησις), das Weib des selbstthätigen Geistes (νοῦς), wird nach Philo wie Eva geschaffen, wenn der νοῦς schläft: „sie entsteht beim Einschlummern von diesem, vergeht wieder, wenn er erwacht. Darum wenn wir über etwas recht scharf nachdenken wollen, ziehen wir uns in die Einsamkeit zurück, verschließen Augen und Ohren u. s. Wenn dagegen die sinnliche Auffassung wach ist, wenn wir Kunstwerke sehen, Melodien hören, ganz besonders aber wenn die schmeckende Zunge wacht, und der Leib von Speise gesättigt wird, dann schläft umgekehrt der selbstthätige Geist. — So führt das Erwachen der Sinnen den Schlaf

des νοῦς herbei, und umgekehrt beim Wachen des νοῦς ist die Sinnlichkeit unwirksam. Wie beim Aufgang der Sonne die andren Sterne verschwinden, bei ihrem Untergang aber erscheinen, so verdunkelt der wachende Geist die Auffassungen der Sinnen, sein Schlaf läßt dieselben hervortreten." (Phil. s. s. Leg. Alleg. II, 1092, ed. Mang. p. 71, 72.)

Nach Basilius belebt die Seele ohne ihren Willen den Leib schon durch ihr Zusammenseyn mit demselben so nothwendig, als die Sonne die Gegenstände erleuchtet, auf welche ihre Strahlen fallen. Die erkennende Kraft dagegen hat ihre Bewegung in dem Willen. So lange sie im Erkennen und Denken wach bleibt, hält sie zugleich die Aufwallungen des Leibes im Schlaf; einmal dadurch, daß jetzt der Zug nach dem Besseren, der beschauenden Seele näher Verwandten, in Wirksamkeit kommt, jener mithin nach der Leiblichkeit zugleich ruhiger (unwirksamer) wird, dann auch dadurch, daß sie (der Leiblichkeit frei gegenüberstehend) in selbsterkennender Kraft diese mäßigt und ordnet. Wenn dagegen die Seele, die Trägheit liebend, ihre erkennende Kraft bewegungslos lässet, dann ergreifen die Affecten des Leibes das müßige Lebensprincip (σχολαῖον τὸ ζωτικόν), und weil kein Herrscher, kein Widerstand da ist, ziehen sie die Seele in ihr eignes Bewegen hinein. Daher sind die Affecten des Leibes lebendig und kräftig in uns, wenn der Verstand schläft, und umgekehrt. Doch ist deßhalb der Körper nicht an sich schlecht, sondern er gleicht den wohlgenährten Zugthieren, welche von trefflichem Nutzen sind, wenn ein guter Fuhrmann sie lenkt. (St. Basil. Caesar. constit. Monast. c. II, ed. Paris. Tom. II, p. 542.) — Sonst wird „Schlaf der Seele" in krankhaft moralischem Sinne genommen, unter andern von Origenes, Comment. in Matth. X, 24. ed. Paris. III, 475 und comment. in epist. ad. Roman. L. IX, 32, ed. Par. IV, p. 658. — Ueberhaupt darf die Seelenkunde niemals die Gefahr übersehen, welche aus einem öfteren und zu langen Hingeben in die obenbeschriebenen, der Selbstthätigkeit entgegengesetzten, schlafähnlichen Zustände der Seele, für diese entstehet. Die Folge eines solchen Hingebens gleicht der leiblichen Schlafsucht und kann zu einem dem Blödsinn verwandten Erschlaffen der Willenskraft ausarten.

Galilei's Leben sehe man ausführlicher in meiner Reise in das südliche Frankreich und Italien, Band 2, S. 205. — Von des Sokrates, diesen zur Musik antreibendem Traume erzählt Plato (Phaed. 61). — Leonardo da Vinci's Leben s. m. in meiner Reise a. a. O. S. 448; Dante's eb. das. S. 221. — J. Bapt. Poquelin de Molière, geb. zu Paris 1520, gest. 1613, konnte als 14jähriger Knabe kaum lesen und schreiben, da nimmt ihn einst sein Großvater

mit ins Theater. Molière war ein Mensch von kräftigen, reichen Anlagen des Geistes und Herzens; natürliches Wohlwollen, Freigebigkeit, ein gewisses Maß von Bescheidenheit und Nachgiebigkeit machten ihn im Umgange sehr liebenswürdig; nur dann, wenn er als eifriger Cartesianer für irgend eine Lehre oder für den Ruhm seines Meisters stritt, wollte er nicht nachgeben. So in jenem komischen Streit mit Chapelle, der ein großer Verehrer von Gassendi war, im Marktschiffe von Auteuil, wo beide durch das scheinbar Beifall gebende Kopfnicken eines Laienbruders vom Minoritenorden sich zur größten Hitze des Wortkampfes aufregen ließen, bis sie zuletzt, beim Aussteigen des Ordensmannes, bemerkten, daß ihr schweigender und immer nur nickender Schiedsrichter ein Mann war, der nur, als Einkäufer und Gehülfe, an den Meisterwerken der Küche, nicht der Bibliothek des Klosters Antheil nahm.

Ueber die obenerwähnte Entstehung des Wahnsinnes aus jener unbeugsam, selbstsüchtig oder eigensinnig thätigen Richtung der Seele, welche sich das Hingeben in den passiv aufnehmenden Zustand selber verwehrt und versagt, vergl. m. d. §. 27.

Heinrich Suso oder Seuß war aus dem edlen Geschlechte derer von Berg im Hegow entsprossen, nannte sich aber lieber nach seiner Mutter, deren Familienname Seuß war. Die Zeit seiner Geburt mag in das letzte oder vorletzte Jahrzehnt des 13ten Jahrhunderts fallen; er starb am 25 Januar 1365, wahrscheinlich zu Ulm, wo sein Grab ist. Den ersten Antrieb zu seinem, für Tausende fruchtreichen, inwendigen Leben empfing er durch seine fromme Mutter, die eine in Leiden wohlgeübte und geläuterte, innige Seele war. Er widmete sich frühe schon dem geistlichen Stand, hatte aber durch sein von Natur sehr weiches Gemüth, auf welches jede kleine Widrigkeit einen ganz besonders tiefen Eindruck machte, auch in diesem friedlichen Stande anfangs viel zu leiden. Da geschah es, daß er einst, als er auf dem Lande predigen sollte, in dem Schiff, in welchem er über den Bodensee fuhr, mit einem jungen Rittersmann zusammentraf, der ihm erzählte, wie schwer einem Ritter der Kampf um Ehre und Siegespreis würde: wie derselbe Wunden und Schmerzen wie nichts achten, ja dabei noch fröhlich sich gebärden müsse. Diese Erzählung ging dem Suso so tief zu Herzen, daß er seiner übergroßen Weichheit bei den Leiden, welche der Kampf um einen ewigen Siegespreis mit sich führte, sich zu schämen anfing und von nun an zu allem seinem Thun einen bessern, ernsteren Anlauf nahm. Ja jenes Gespräch mit dem Ritter und die hiebei in Suso's Seele erwachten Gefühle waren von so andauernd kräftiger Art, daß er, als nun später wahrhaft schwere und langanhaltende Leiden über ihn kamen:

Verlästerungen, Verfolgungen, Untreue der liebsten Freunde, Noth und Elend aller Art, dennoch dabei sich verhielt, wie er in einem noch vorhandenen Liedlein: „Die Klagsprüch eines leidenden Menschen" singt:

— — Leidens soll er arnen viel
Der Gottes Früntschaft haben wil. — —
Schaut die Martrer unverdrossen
Die ir Pluet durch Gott hond vergossen.
Ihr frummen Ritter behabt euch wol,
Kain Leiden euch erschrecken sol.
Alles Leiden wenden thuet
Wer Ewigkeit tregt in seinem Muet.
Eya, biß frisch und unverzagt,
Nye waicher Muet ain Eer bejagt.

Die Werke dieses Mannes sind in verschiedenen Ausgaben und Sprachen erschienen. Die ältesten Ausgaben sind die zu Augsburg 1484 und 1512, in welchen die treuherzig kräftige, altschwäbische Sprache des Suso noch am unverändertsten beibehalten ist. Laurentius Surius hat diese Ausgabe bei seiner im Jahre 1615 zu Köln erschienenen lateinischen Uebersetzung zu Grunde gelegt. Später, als die Augsburger Ausgabe immer seltner wurde, hat man sich mit solchen Uebersetzungen ins Deutsche beholfen, welche wieder aus der lateinischen des Surius gemacht waren, und aus denen alle Kraft der Sprache des Suso verschwunden, ja in denen zuweilen der ächte Sinn desselben kaum mehr erkennbar ist. Darum hat Diepenbrock durch seine treffliche neue Ausgabe der Werke des Suso in ihrer ursprünglichen Mundweise allen Freunden der tiefergründenden Seelenkunde ein unschätzbar werthes Geschenk gemacht.

Der obenerwähnte, treffliche Lehrer, welcher durch die Anstrengung zum Singen im Traume von seinem lebensgefährlichen Brustübel befreit wurde, war der Vater des vor mehreren Jahren in Altenburg verstorbenen Professors Mörlin.

Johann Leonhard Frisch, der gelehrte Schulrector zu Berlin, war im Jahr 1666 zu Sulzbach geboren, hatte in Altdorf studirt, war dann zu Neusohl in Ungarn Prediger, in der Türkei Dolmetscher gewesen. Seit 1706 ward er in Berlin Subrector, seit 1726 Rector, und starb 1743. Sein noch jetzt rücksichtlich der gründlichen und scharfsinnigen Etymologie der deutschen Stammwörter als ein Muster dienendes, treffliches deutsch-lateinisches Wörterbuch gab er als Frucht vieljähriger Arbeit im 76sten Jahre seines Alters bei „noch muntren Kräften" heraus; früher schon hatte er durch seine Werke über die Insecten, besonders aber über die

deutschen Vögel sich den Ruf eines großen, treu beobachtenden und beschreibenden Naturforschers erworben. Bei diesen seinen naturhistorischen Werken stand ihm einer seiner Söhne, als Künstler, durch Verfertigung der meisterhaften Kupferplatten bei. — Der berühmte Philolog, Alterthumsforscher und gründliche Kritiker Joannes Gruterus (Gruytern) war zu Antwerpen am 3 Dec. 1560 geboren und hatte, wie man erzählt, den ersten Unterricht in den alten Sprachen von seiner Mutter, einer gelehrten Engländerin, erhalten. Er studirte zu Cambridge und Leyden, wurde dann zuerst in Wittenberg, hierauf in Rostock, endlich in Heidelberg Professor und zugleich Bibliothekar, und hatte für den zuletzt genannten Ort eine solche Vorliebe, daß er den ehrenvollen Ruf nach Padua ohne Bedenken ausschlug, obgleich ihm die Republik Venedig eine jährliche Besoldung von 1200 Ducaten bot. Er war von kindlich gütiger Gemüthsart, so daß er einst, auf einem seiner Morgenspaziergänge, einem armen, müden Knaben mit eigner Hand den Holzbündel durch den Schnee trug. Hiebei war er ein Mann von sehr einfachen Sitten, welcher ganz bürgerlich gekleidet einherging und von einer alten Wohnung (welche ihn, wie er zu sagen pflegte, „durch ihre Baufälligkeit an seine eigne Sterblichkeit erinnerte") sich nicht trennen konnte. Aber diese geringe Wohnung enthielt einen größern Schatz, als manches Fürstenschloß: des Gruterus Bibliothek, welche ihm selber fast sein ganzes ererbtes und erworbenes Vermögen gekostet hatte. Und diese herrliche Manuscripten- und Büchersammlung traf bei der Eroberung von Heidelberg das Schicksal, daß sie geraubt, zerrissen, ja den Pferden untergestreut wurde. Besonders in seinen spätern Jahren fand Gruterus seine größte Freude und Erheiterung im Acker- und Gartenbau. Er starb 1627 auf dem Landgut seines Schwiegersohnes, zu Berhelden, wohin er sich nach der feindlichen Einnahme von Heidelberg geflüchtet hatte.

Otto Brunfels aus Mainz, der gelehrte Kenner der griechischen und arabischen Aerzte und einer der Väter der neueren Pflanzenkunde, war Lehrer der alten Sprachen in Straßburg gewesen. Er starb, noch kaum 40 Jahre alt, als praktischer Arzt zu Bern, im Jahr 1534. — Auch Hieronymus Bock (Tragus), geboren zu Heidesbach im Zweibrückischen, im Jahre 1498, war in Zweibrücken Lehrer der alten Sprachen gewesen. Er starb 1554. — Dieselbe Entwicklung durch das gründliche Studium und durch das Lehramt der alten Sprachen hatte Leonhard Fuchs, geboren zu Wembdingen an der Donau im Jahre 1501, gestorben als Professor zu Tübingen im Jahre 1565, so wie der große Konrad Geßner in Zürich (geb. 1516, gest. 1565) genommen.

Johann Racine, geboren zu Ferte Milon 1639, gestorben zu Paris 1699, hatte seine Vorliebe für die griechische Sprache und Literatur und seine Tüchtigkeit hierin dem gelehrten Küster der Abtei zu Portroyal Lancelot zu danken. In jenem Holze, das den Teich von Portroyal umgibt, hat Racine als Jüngling die Tragödien des Sophokles und Euripides nicht bloß mit unbeschreiblichem Entzücken gelesen, sondern ganz auswendig gelernt, denn sein Gedächtniß war damals so glücklich, daß er selbst den unschönen griechischen Roman Theagenes und Chariklea, welchen ihm sein Lehrer in wohlmeinendem Eifer verbrannt hatte, durch das Verbot nur begieriger geworden, sich wieder verschaffte, ihn auswendig lernte und nun ruhig wieder durch Lancelot verbrennen ließ. Der jugendlich innige, vertraute Umgang mit deu Werken der größten Tragiker des Alterthums bildete ihn nicht bloß selber zu einem vielbewunderten Tragödiendichter seiner Nation, sondern entflammte in ihm eine solche begeisterte Liebe zu den Alten, daß er auch in spätern Jahren, wenn er dem König Ludwig XIV den Plutarch, oder noch mehr, wenn er seinen Freunden ein Stück, z. B. den Oedipus des Sophokles unmittelbar aus dem Griechischen französisch vorlas, dieses mit solchem jugendlichen Feuer that, daß eine solche Vorlesung des Racine auf Valincour einen gewaltigeren Eindruck machte, als die Vorstellungen auch der berühmtesten Theaterstücke durch die besten Schauspieler Frankreichs. - Andre Dinge, z. B. akademische Reden, las dagegen Racine so schlecht und mit solcher Verzagtheit vor, daß sie alles Eindrucks verfehlten. In spätern Jahren, von Ludwig XIV zu seinem Geschichtsschreiber ernannt, wendete er seine Zeit und Kraft meist auf die Geschichte. Racine hätte, bei aller seiner natürlichen Ungeschicklichkeit hierzu, gern einen Hofmann vorstellen mögen. Als ihn der König einst mit dem Hrn. v. Cavoye spazieren gehen sah, sagte er: „Ich sehe diese beiden öfters bei einander. Cavoye dünkt sich in Gesellschaft des Racine ein witziger Kopf, und Racine meint in Cavoye's Gesellschaft ein Hofmann zu seyn.“ — Racine war von Natur nicht bloß zum beißenden Spott, sondern auch zu den heftigsten, wildesten Leidenschaften geneigt. Aber diese Naturanlagen mäßigte und beherrschte er durch die Religion, so daß Boileau von ihm sagte: „die Vernunft führt sonst öfters die Menschen zur Religion, den Racine aber hat die Religion zur Vernunft gebracht.“ — Neben andren seiner Zeit- und Ruhms-Genossen zeichnet sich deßhalb Racine durch eine besondere Bescheidenheit, ja durch Züge von Demuth und tiefrer Selbsterkenntniß aus.

Die Geschichte ist zu allen Zeiten eine Freundin und vertraute Gesellschafterin großer Regenten und Staatsmänner gewesen; da-

gegen macht Pascal die Bemerkung, daß staatskluge, schlaue Männer nur selten ein großes Talent zur Mathematik zeigten und umgekehrt, daß nur selten ein großer Mathematiker Anlage zur Staatsklugheit und Schlauheit habe. — Welch ungemeines Interesse der Cardinal Richelieu an der dramatischen Dichtkunst seiner Zeit hatte und wie gern er für den Verfasser des Cid von Corneille hätte gelten mögen, ist bekannt.

Locke ging in seiner Vorliebe für die mechanischen Künste so weit, daß er die Kenntniß derselben allen Systemen und Speculationen der Philosophie vorzog. — Leibnitz machte sich durch den Eifer, womit er seiner Lieblingsneigung zur Mechanik, besonders bei seinen Wagenverbesserungen oblag, zum Gespött mehrerer Zeitgenossen, namentlich Bechers.

Esprit Flechier (geb. 1632, gest 1710), der hochbegabte Bischof zu Nimes, hatte, wie oben erwähnt, durch das Ausruhen an den Gegensätzen seiner eigenen Geistesrichtung, diese nur noch verstärkt und entwickelt; eben so, wie nach Boileau's Urtheil St. Amand sich an den Fehlern des Regnier; Benserade an denen des Voiture gebildet hatte. Dagegen pflegte der berühmte Prediger Ludwig Bourdaloue (geb. zu Bourges 1632, gest. zu Paris 1704), in dessen Vorträgen eine überzeugende Klarheit des Erkennens und Kraft des Ausdruckes bewundert wird, seine mannhafte Beredsamkeit ohne Aufhören nach dem Muster des Apostels Paulus, des Chrysostomus und des Cicero zu gestalten.

Wenn der berühmte Dechant von St. Patrick, Jonathan Swift (geb. zu Dublin 1667, gest 1745), in seinen männlichen Jahren ein kräftiges Spiel des Witzes und der Laune mit der kindischen Schwäche seiner Zeit, ja unsres ganzen Geschlechtes trieb; so wiederholte er eigentlich nur an Andren dasselbe Spiel, was man mit der Schwäche seiner eigenen Kindheit getrieben hatte. Denn seine Amme, bewogen von seltsamer Laune, war mit ihm, ohne Wissen der Seinen, förmlich über Meer und Land durchgegangen: hatte sich mit dem erst wenig Wochen alten Jonathan nach England überschiffen lassen. Als er endlich wieder in das Haus seiner Mutter zurückgebracht ward, konnte er schon gehen und sprechen, so daß er, welcher seit den ersten Wochen seines Lebens mit der Muttermilch Englands Luft geathmet, in England sprechen gelernt hatte, später in unmuthigem Scherz über Irlands Undankbarkeit sagen konnte: ich bin nicht aus diesem Lande, sondern ein Engländer. Ueberdieß waltete auch über diesen Mann ein sonderbares und fast komisches Mißkennen Andrer. Die Universität zu Dublin, welche später in ihm den größesten ihrer Pfleglinge verehrte, wollte ihm den Titel eines Baccalaureus nur noch ex speciali

gratia ertheilen, „weil ihm die erforderliche Geschicklichkeit zu dieser Würde fehle," und als er im Jahre 1713 zum Dechant von St. Patrick ernannt war, gab ihm das Volk, welches ihn nachmals wie einen Vater liebte und hochachtete, seine Entrüstung und Verachtung nicht bloß durch Schimpfreden, sondern durch Werfen mit Koth und Steinen zu erkennen. Unter die vielen Wohlthaten, welche Swift seinem Vaterlande erwiesen, gehörte auch die Stiftung und Errichtung einer Versorgungs- und Heilanstalt für Blödsinnige und andre Geisteskranke. Er selber aber, der vielthätige Mann, fing in seinem siebenzigsten Lebensjahre an verstandesschwach zu werden; hierauf gesellten sich zu den Anwandlungen von schwermüthiger Dumpfheit auch Schwindel und Taubheit, zuletzt spielte selbst der Wahnsinn mit seinem einst so kräftigen Geiste, bis sich dieser, im 78sten Jahre dem Leibe entriß. Aus seinem Testamente leuchtet noch ein lieblich scherzender, kindlicher Witz hervor.

Peter Bayle, der Mann von fast unermeßlichem Umfang der Belesenheit und kräftigem Scharfsinn, war 1647 zu Carlisle in der Auvergne geboren. Sein berühmtestes und umfassendstes Werk: das Dictionnaire hist. et crit., erschien zuerst im Jahre 1697, mithin ein Jahr nach seiner Entsetzung von der Professur der Geschichte und Philosophie. Diese Entsetzung war, wie man glaubt, mehr durch den Einfluß des englischen Hofes, welcher den Bayle in Verdacht politischer Einverständnisse mit Frankreich hatte, herbeigeführt, als durch Jurieu's gehässige Cabalen. Bayle wird als ein Mann von großer Uneigennützigkeit und Bescheidenheit gerühmt, welcher bei allen Unfällen, die ihn betrafen, sehr gleichmüthig blieb. Er nannte sein Wörterbuch, im Vergleich mit Boileau's Werken, eine Wüste, durch welche Karawanen reisen, und in welcher man oft, auf weite Strecken, einen einzigen fruchtbaren Baum oder Brunnen findet. Seine kritischen und skeptischen Bestrebungen verglich er mit dem (leicht vergänglichen) Gewölk, das Homers Jupiter zusammentreibt. Obgleich er, seit dem Verlust seiner Professur, deren Besoldung ihn ernährt hatte, vom Erwerb des (öfters deßhalb übereilten) Bücherschreibens leben mußte, wies er dennoch das Geschenk einer großen Summe von sich, welches ein vornehmer Engländer ihm anbot, wenn er ihm sein Wörterbuch dediciren wolle. Er würde, sagte er, dann selber in den Fehler verfallen, den er so oft an Andern gerügt habe, wenn diese um des Gewinnes willen schmeichelten. Auch Lord Shaftesbury hatte große Mühe, dem Bayle, der keine Uhr hatte, eine für diesen in England gekaufte Uhr aufzudringen. Bayle, den seine große Geschäftigkeit, welche von der äußern Noth noch mehr angespannt wurde, zusammen mit den vielfachen, ihm widerfahrnen

Kränkungen nicht zu lähmen vermocht hatte, starb am 28 December 1706.

Die seltsamen Visionen des Malers Blake sind beschrieben von Allan Cunningham in seinen British Painters, London 1830.

Clemens Marot, geb. zu Cahors 1495, gest. zu Turin 1544, war Kammerdiener bei König Franz I. Erst in der letzten Zeit seines Lebens hatte er sein natürliches Talent auch an der Uebersetzung der Psalmen geübt, welche anfangs bei dem König großen Beifall fanden, bis derselbe durch die Sorbonne auf andre Meinung gebracht wurde. Erst nach mehreren Jahren wurden die Marot'schen Psalmen in Musik gesetzt und nun, in Ermangelung besserer, würdigerer, eine Zeit lang in den Kirchen von Frankreich und der Schweiz gesungen. — Justus Lipsius war zu Isch bei Brüssel im Jahr 1547 geboren, studirte zu Brüssel und Köln, bekleidete dann in Rom die Stelle eines lateinischen Secretärs bei Cardinal Pernotti, erhielt 1572 eine Professur in Jena, die er jedoch, durch seine Zanksucht vertrieben, bald wieder verließ; 1579 wurde er Professor zu Leyden, machte sich aber auch hier durch seine politische Streitsucht unerträglich. Endlich wurde er zum Lehrer der Universität in Löwen und zuletzt zum Historiographen des Königs von Spanien ernannt. Er starb 1606. — Leo Allatius, geboren auf Chios 1586, gestorben zu Rom 1669, schrieb einst in einer einzigen Nacht das ganze Diarium Romanorum Pontificum ab, das ihm ein Cisterzienser Mönch heimlich aus der Klosterbibliothek auf diese wenigen Stunden verschafft hatte. Er war zuletzt Bibliothekar des Papstes. — Buffalmaco, genannt Bonamico, war um 1273 geboren, starb im Jahr 1350. Der Affe, an dessen Grimassen er sich während seiner Arbeit an den Wandgemälden der Kirche zu Arezzo belustigte, war derselbe, der ihm einen Theil dieser Gemälde aus äffischer Nachahmungssucht verdorben hatte. — Marcus Meibom, der Herausgeber des Diogenes Laërtius, des Vitruv, vorzüglich aber der sieben Schriftsteller über die Musik der Alten, war zu Töningen 1630 geboren, und starb 1711 zu Amsterdam, als Professor am dortigen Gymnasium. Die Geschichte seines antiken Concertes ist beschrieben im Molleri Cimbr. litterar. III, 431 — 452. — Richard Steele, königl. Stallmeister und Friedensrichter unter Georg I, war zu Dublin 1676 geboren, starb auf seinem Landgute in Südwallis 1729. Er wirkte als dramatischer Dichter und politischer Schriftsteller, noch mehr aber durch seine Theilnahme an mehreren Wochenschriften, auf sein Volk und seine Zeit.

Peter Corneille, geboren 1606 zu Rouen, gestorben zu Paris 1684, hatte anfangs Rechtsgelehrsamkeit studirt, die sonder-

bare und unerwartete Wendung aber, welche die Neigung einer jungen Dame, statt auf seinen Freund, der ihre Hand suchte, auf ihn nahm, hatte ihn zum Komödiendichter gemacht und hiemit sein großes Talent für dramatische Poesie erweckt. Seit seiner Widersetzlichkeit gegen den viel vermögenden Cardinal Richelieu, welcher den Corneille bewegen wollte ihm die Ehre abzutreten Verfasser des Cid zu seyn, wurde dieser größte Dichter Frankreichs von den Machthabern und Männern des Hofes sehr zurückgesetzt und verfolgt, während er, nach wie vor, von seiner Nation die Bezeugungen der höchsten Verehrung genoß. Er starb 1684, wie man sagt, in so dürftigen Umständen, daß der König, dem Racine, nach Neuigkeiten der Stadt befragt, von der Noth des Sterbenden erzählte, sich getroffen fühlte und sogleich Befehl gab, daß man dem Racine eine gewisse Summe Geldes auszahlen solle.

Der gelehrte Pater Johann Hardouin, geboren zu Quimper in der Bretagne 1646, gestorben zu Paris 1729, zweifelte nicht bloß an der Aechtheit der Oden des Horaz, sondern der meisten Schriften der alten Classiker und Kirchenväter. Er hielt dieselben für ein Machwerk der Mönche des 13ten Jahrhunderts, deren einer z. B. die Reise des heiligen Petrus nach Rom bildlich in der sogenannten Virgilischen Aeneis beschrieb; den Herodot jedoch, so wie den Cicero, Virgils Georgica, die Satyren und Episteln des Horaz, des ältern Plinius Naturgeschichte, die Vulgata und noch weniges Andre nahm er aus, und erklärte diese wirklich für ächte Werke des Alterthums. Obgleich aber nach Huetius Bemerkung dieser gelehrte Mann 40 Jahre lang selber daran zu arbeiten schien, seinen gelehrten Ruf durch solche Seltsamkeiten zu untergraben (die man meist in seiner Chronologia ex nummis antiquis restituta beisammen finden kann), so war dennoch dieser Ruf so fest begründet, daß er auch solche Selbstangriffe überlebte. Daher beschreibt Franciscus Atterbury den Hardouin in folgenden Worten seiner Grabschrift:

In expectatione judicii
Hic jacet
Hominum paradoxotatos,
Natione Gallus, religione Romanus,
Orbis litterati portentum,
Venerandae antiquitatis cultor et destructor.
Docte febricitans
Somnia et inaudita commenta vigilans edidit,
Scepticum pie egit;
Credulitate puer, audacia juvenis, deliciis senex.

Bemerkenswerth sind übrigens noch die Worte des damals schon hochbetagten Hardouins: „Herr, ich danke dir, daß du mir den Glauben an das Menschliche genommen und dafür den an das Göttliche gegeben hast."

In wenig menschlichen Naturen werden so seltsam verschiedene und ganz entgegengesetzte Eigenschaften beisammen gefunden, als in der des berühmten französischen Fabelndichters: Johann Lafontaine (geb. zu Chateau-Thierry in der Champagne 1621, gest. zu Paris 1695). Bei Lafontaine's weicher, kindlich lenksamer Natur blieb dennoch, bis zuletzt, ein mächtiger, guter Engel, der sich durch alle Verirrungen und Entartungen der Eigenthätigkeit dieses Mannes nicht verscheuchen und diese Seele sich nicht entreißen ließ. Der seltsame innre Widerspruch, der zwischen Lafontaine dem Menschen und dem Verfasser der Erzählungen (contes) stattfand, scheint auch der vorzüglichste Grund zu jenem, fast dem Blödsinn gleichenden äußern Benehmen gewesen zu seyn, welches uns diesen berühmten Dichter gerade bei diesem §., der von Schlafzuständen der Seele handelt, erwähnen lässet.

Wie aus einem tiefen Traume erwachte Lafontaine, als er in seinem 22sten Jahre einige wohlklingende Verse (unglücklicherweise des Malherbe) lesen hörte. Er las nun die Gedichte des Malherbe, lernte sie auswendig und sagte sie ohne Aufhören her. Bald aber fing er selber an, ganz im Geschmack des Malherbe Verse zu machen. Nach dem Rathe eines verständigen Verwandten las er jedoch jetzt auch die Schriften der Alten. Aus ihnen entnahm er alsbald ein besseres Element zu seinen Dichtungen, welche anfänglich ein lauterer Abdruck seines harmlos kindlichen Gemüthes und der lieblichen Familienverhältnisse waren, aus denen ihn die Herzogin von Bouillon, als sie nach Chateau-Thierry verwiesen war, und hierauf seine Erhöhung zum Stand eines Kammerherrn bei der Henriette von England, auf immer herausrissen. Die Herzogin veranlaßte ihn, seine Contes zu schreiben; der Beifall den diese fanden, und das aufmunternde Zureden seiner Umgebung, führte hiermit den Schriftsteller Lafontaine immer weiter aus seiner kindlich unschuldigen Weise hinaus, in die ihm eigentlich fremde Weise des Rabelais, Marot und Malherbe. Doch blieb es hierbei merkwürdig, daß man im Umgang nie ein Wort von ihm vernahm, welches jener kindlichen Unschuld widersprochen hätte. Wenn ihn seine Umgebung durch freie Reden veranlassen wollte etwas im Geist seiner gereimten Erzählungen zu reden, blieb er wie taub und stumm, und was er selber sprach, das war in sittlicher Hinsicht so ganz untadelig, daß ihn öfters Mütter, die ihn in Gesellschaften kennen lernten, um Rath fragten über die Erziehung ihrer

Töchter. Einst da ihn ein Generalpachter zu sich zu Gaste geladen hatte, und man ihn auch reizen wollte, der Gesellschaft „etwas Lustiges" zu erzählen, aß er zwar viel, sprach aber nicht ein Wort. Auf Einmal, obgleich es noch ganz zeitig war, stand er auf vom Tisch, unter dem Vorwand, er müsse in die Akademie gehen. Als man ihn erinnerte daß es hierzu noch gar nicht Zeit sey, antwortete er: „Ich will den längsten Weg gehen." — Sobald jedoch Lafontaine wieder mit der Feder, nicht mit der Zunge sprach, verließ ihn das Gefühl des Schicklichen so ganz, daß er einst im Begriffe stand, einem sittlich strengen, ernsten Geistlichen von hohem Range, aus Dankbarkeit, weil derselbe seine Fabeln gelobt hatte, eine seiner freiesten Erzählungen zu widmen, woran ihn zum Glück Boileau und Racine verhinderten. — Diese und ähnliche Unschicklichkeiten, welche Lafontaine beging, mochten auch zum Theil ihren Grund in der fast an Blödsinn gränzenden Träumerei des Mannes haben. Hievon nur einige Züge: Als Madame Bouillon eines Tages nach Versailles fuhr, erblickte sie ganz früh am Morgen den Lafontaine, der träumend unter einem Baume saß; da sie am Abend wieder zurückfuhr, saß er noch an derselben Stelle, obgleich es gerade ziemlich kalt und regnicht Wetter war. — Man konnte unbesehen, fast immer versichert seyn, daß Lafontaine irgend eines seiner Kleidungsstücke verkehrt an sich trage. So, da er einst in einer gelehrten Gesellschaft, wo von St. Augustin die Rede war, wie von einem Schlafe aufwachend, den Dr. Boileau fragte: ob denn St. Augustin geistreicher gewesen sey als Rabelais? fragte ihn der Doctor bloß wieder: ob er nicht heute einen seiner Strümpfe verkehrt angezogen habe? und als man genauer zusah, verhielt es sich wirklich so. — Einst hatte unser Dichter seinem Sohn, der bei dem Herrn Harlai erzogen wurde, Nachricht gegeben, daß er an einen gewissen Ort hinkommen wolle, um ihn dort zu sehen und zu sprechen. Als aber der Dichter an jenen Ort gekommen war, hatte er die Bestellung so ganz vergessen, daß er seinen Sohn gar nicht erkannte, sondern, nachdem er sich einige Zeit mit ihm unterhalten, der anwesenden Gesellschaft sein Vergnügen äußerte: über den Verstand und das gute Benehmen dieses Jünglings. Da man ihm nun sagte, daß es ja sein Sohn sey, antwortete er freundlich: „nun das ist mir lieb." — So hatte man einst auch den Dichter beredet, daß er nach Chateau-Thierry reisen, seine Frau besuchen und mit ihr sich aussöhnen solle. Er reis't mit der Landkutsche ab, kommt in seiner Heimath an, geht nach dem Hause seiner Frau und fragt den Bedienten nach ihr. Dieser, der ihn nicht kennt, sagt ihm: Madame sey in der Messe. Der Dichter geht indessen zu einem alten Freunde, der ihn zu

Tische und dann über Nacht und so zwei ganze Tage bei sich behält. Indeß fährt die Landkutsche wieder ab, Lafontaine, ohne in seiner Träumerei an die Ursache zu denken, welche ihn zur Reise bewog, setzt sich wieder in den Wagen, und fährt nach der Stadt zurück. Als man ihn hier fragt: ob er sich denn mit seiner Frau versöhnt habe? antwortet er, wie aus einem Traum erwachend: „sie war nicht zu Hause; sie war in der Messe." — Dieser dumpfe Traum indeß, der das in sich selber entzweite Gemüth des Lafontaine wie eine Nebelhülle umzog, verließ ihn ganz in seinen letzten Tagen. Er hatte nun statt der frühern Lieblingsbücher das neue Testament gelesen; über seine letzten Stunden war, wie es scheint, das Licht einer ernsten Selbsterkenntniß aufgegangen.

Johann Baptist Guarini, geboren zu Ferrara 1537, gestorben zu Venedig 1607, der Dichter des empfindsamen Pastor Fido, war ein so egoistisch harter Mann, daß er seine Familie nöthigte, einen Proceß mit ihm anzufangen. — Auch Malherbe, der vielgepriesene Dichter, sogar von Psalmen, geboren zu Caen 1555, gestorben zu Paris 1628, war nicht bloß voll leidenschaftlicher Heftigkeit, ungemäßigten Geizes und dabei, selbst bei schon ergrautem Haar, voll unverschämter Lustbegier; sondern er scheute sich nicht, es in einem Gedichte auszusprechen, daß er allen seinen Verwandten (seinen Eltern, Geschwistern, Tanten) den Tod wünsche. Malherbe blieb gefühllos für jede Regung einer höhern Liebe bis zu seinem letzten Augenblicke — Franz Rabelais, der witzigste unter allen Aerzten Frankreichs, den Desperau den Verstand unter der Maske der Dichtkunst nannte, war in Touraine 1483 geboren, starb zu Paris im Jahre 1553. Er ist der Verfasser des originellen, wunderlichen Romans Gargantua und Pentagruel. Die seltsam lustigen Einfälle des Mannes und die unsren Ohren freilich anstößige Form, in welcher er sich äußerte, waren im Geschmack jener Zeit. Rabelais durfte sogar ungestraft, da er einst durch Geldnoth an seiner Weiterreise nach Paris gehindert war, sich in Lyon eines (komischen) Mordanschlages gegen den König und die Königin verdächtig machen. Denn, wie er erwartet hatte, man nahm dort seine Posse für Ernst, und ließ den vermeintlichen Verräther mit den beiden Säckchen voll Asche, die er als Gift hatte überschreiben lassen, auf öffentliche Kosten nach Paris bringen, damit er daselbst dem Hofe das wichtige Geheimniß, das er zu wissen vorgab, entdecken möchte. Dieses Geheimniß war aber nichts Anderes, als eine witzige Erzählung von seiner Geldnoth und von der Erfindung, durch die er seine Weiterreise möglich gemacht hatte, welche der Hof belachte. — Johann Baptist Lully, ein vielbeliebter Componist Frankreichs, dessen Musiken

ein Jahrhundert lang bis zu Glucks Zeiten den französischen Geschmack beherrschten, war zwar zu Florenz (1633) geboren, kam aber schon als 12jähriger Knabe nach Frankreich in die Dienste einer königl. Prinzessin. Sein Talent zur Musik verrieth sich durch das Violinspiel, das er in müßigen Stunden übte. Er starb, überhäuft mit Ehren und Glücksgütern, im Jahre 1687. Ueber Philipp II. sehe man Ranke's meisterhafte Darstellung in seinen Fürsten und Völkern von S. E. B. I. — Oettingers Leben im Anhang zu der neuen Ausg. s. Epistelpredigten. — Die oben im §. erwähnte Regel in zweifelhaften Fällen des Handelns gab unter andern der treffliche Jung Stilling. Bei dem, was oben von Peter dem Großen erwähnt wurde, denke man nur an die bekannte Anekdote von dem Herausnehmen der Zähne aus dem Munde des in Ungnade gefallenen Dieners.

Mehrere Fälle, welche das polarische Hervorrufen gewisser innren Stimmungen und Thätigkeiten durch ganz entgegengesetzte, widersprechend erscheinende äußre Einflüsse und leibliche Stimmungen bezeugen, so wie verschiedne Beispiele der im §. beschriebenen Wechselzustände habe ich in dem eben erscheinenden 4ten Bande meiner Erzählungen zusammengestellt. Der muntere italienische Satyriker Parini, ein armer Bauernsohn, war seiner leiblichen Gebrechlichkeit nach ein Krüppel, seit seinem 19ten Jahre fast ganz gelähmt. Cowper schrieb seinen Gilpin voll unvergleichlichen Humorismus und heitrer Laune in einem Zustande des beständigen leiblichen Krankseyns. Oliver Goldsmith, der unter uns Deutschen am allgemeinsten als Verfasser des Landpredigers von Wakefield bekannt ist, war, so lange er die Feder als denkender, classischer Schriftsteller in der Hand hielt, ein ernster, besonnener Mann, in den Ausruhestunden von dieser oft übermäßigen Anstrengung wie ein unverständiges, ausgelassenes Kind.

Der Anfang der Seele.

§. 43.

Mein Lauf durch die Zeit gleichet dem eilenden Schlag einer Glocke, welcher mitten in der Nacht die Stunde verkündet, die eben war und welche kommt. Das aufmerkende Ohr wußte vor dem Schlagen nicht, es weiß aber nun und wird wissen, welches die Stunde war.

Das was die Seele mit und in dem Leibe empfangen und gethan, mit dem Leibe, der gestern entstand, und dessen

Hauch heute oder morgen entfleucht, das soll für eine Ewigkeit gethan und empfangen seyn; ein Wesen ohne Ende soll den Auslauf nehmen am endlichen Gewölk; ein Leben, das nicht aufhört, soll anfangen am sterbenden Augenblick? Wird auch der Baum, dessen Gipfel endlos zur Höhe strebt, bestehen können, ohne eine Wurzel, welche endlos zur Tiefe gehet; der eine Ausgang, der nie endet, vermöchte er auch zu seyn, ohne einen andren, welcher nie anfängt?

Die Seele, das Ende, das kommen soll, beachtend, forschet zugleich nach dem Anfang, welcher war. Die Erinnrung aber antwortet, ich finde ihn nicht, der Verstand saget, ich kenne ihn nicht.

Es war wie das Wehen eines Windes in den Maulbeerbäumen; ein Wehen, welches in den Morgentraum eines Schlafenden hereinhallet; da erwachte die Erinnrung meiner frühesten Stunden. Was das Wehen gewesen und woher es gekommen? ich weiß das nicht, nun aber war das wache Leben da, mit seinem Gedräng und seinem Trost, und ist seitdem nicht gewichen. Fliegende Gedanken einer Lust und eines Schmerzens, für welche mein jetziges Leben die rechten Namen nicht weiß, sind sie etwa ein Nachhall des ersten, vielbedeutenden Wehens in den Maulbeerbäumen; sind sie Erinnerungen an ein Leben, das ich einst durchlebt, ehe die Seele bei diesem Staube war?

Jene alte Lehre der Heiden und Völker, nach welcher die Seele, ehe sie zu diesem Leibe kam, schon öfter und mehrfach im Leibe gewesen, sollte sie nicht das Räthsel des jetzigen Looses enthüllen? Es ist die Schuld des mehr oder minder ungestümen Zuges zur niederen Sinnenwelt, oder noch mehr, die Schuld eines schon vorausgegangenen Menschenlebens, welches dann die Seelen zu diesem oder zu einem andren Geschick führet; einige zum unabwendbaren Leid, das von der Wiege bis zum Grabe währt, andre von Erquickung zu

Erquickung; etliche zur höchsten Fülle der innren Kräfte, andre zum tiefsten Unvermögen.

In der That, mich selber scheint öfters ein Ahnden in meinem Innren an Tage zu erinnern, welche ich nicht mit diesem meinem jetzigen, sondern mit einem andren Auge gesehen. Wie könnte selbst das wundervolle Vorgefühl mir Gegenden und Dinge zeig'n, welche ich noch nie gekannt, hätte sie nicht ein Etwas in mir schon vorhin gesehen? Es wandelt mein Herz, wie mit einer Kraft, welche nur die Erinnerung an etwas selber Erfahrnes und Erlebtes geben konnte, mit jenem treuen Knechte zum Brunnen bei Nahors Stadt; wie ein selber erlebtes Loos beweinet es die Ketten und das Gewand des Sklaven, in denen Aegyptens König den Freund seiner Jugend erblicket, oder den Fall der alten Kaiserstadt mit dem letzten der Paläologen. Das Buch, das von einer Schuld der ersten Väter redet, scheint es mir nicht zu sagen, daß diese Schuld auch die meinige gewesen? Dieses ist das Buch, welches von einer Erwählung der Menschenseele redet, welche geschehen, ehe denn der Welt Grund gelegt gewesen; von einem Rufen bei dem Namen, noch ehe der Gerufene die Stimme gekannt. Augen voller Erbarmen sind auf mich gerichtet gewesen, da ich noch unbereitet war, und siehe „die Tage waren alle auf Sein Buch geschrieben, die noch werden sollten und derselben keiner da war."

Die Seele, wenn sie das Erbarmen, welches des Lebens Mangel ausfüllt, die Liebe, welche der Sorge gedachte, ehe diese war, ohne Anfang und ohne Ende nennet, irret nicht; der Mangel aber hat einen Anfang genommen, und die Sorge ist von gestern her. Es stehet ober und neben dem unvollkommneren Einzelleben ein allergänzendes Complement (§. 31); über dem Leibe die Seele, über der einzelnen Menschenseele eine Liebe, die in Gott und aus Gott war, vor dem Anfang der Creaturen: eine Liebe, in welcher auch der

Mensch erkannt gewesen, ehe noch die alten Berge wurden. Diese Liebe ist von Ewigkeit, das Rufen aber der Menschenseele zu dem lebendigen Gott hat in der Zeit seinen Anfang genommen. Wie der Lufthauch da ist, vor der Lunge, die ihn einathmet; so ist ein erbarmendes Auge zu mir gewendet gewesen, ehe das Ich da war, welches nach jenem Auge fragte. Jenes aber, das Erbarmen, ist nun ein Eigenthum, ist nun ein Theil meiner Seele selber geworden; ein Gewand, näher und wesentlicher als der eigne Leib, innerlicher und tiefer, als die eigene, begehrende Kraft. Dieser Theil denn meines Selbst ist von ewigem Anbeginn; er ist aber mein geworden in der vorherbestimmten Zeit, und vor ihm ist das Seyn der sehnenden Menschenseele ein Augenblick, welcher eben erst begann; von ihm verlassen und ohne ihn wäre dasselbe ein Augenblick, welcher, so wie er gekommen, spurlos und ohne Anhalt wieder entflöge. Das Wort, wenn es von dem Wesen des innren Menschen redet, nennet jenen Theil desselben, welcher in Gott ewig gewesen und vor ihm nun ewig bleiben wird, den Geist, das aber, was für sich selber einen Anfang genommen und ohne den Geist ein Ende haben würde, die Seele des Menschen.

Jenes waren denn die voreilenden Fragen nach dem Anfang der Seele. Es ist in den Fragen, die das Sehnen fragt, welches von ewiger Natur ist, eine selberschaffende Kraft, höher als alle Kraft des Endlichen. Das Geheimniß des Entstehens oder des Auflebens der Seele an der Hülle des Staubes liegt bereits in jener Frage, welche eine Seele, deren Sehnen über den eignen Staub und seinen Besitz hinausstrebet, nach sich selber, nach der Seele fragt.

Findet doch selbst das Sehnen der Seele nach Gott, nach dem lebendigen Gott, Ihn, den es suchte; so findet auch ein andres, scheinbar niedreres Sehnen, das was es

sucht; die Seele, welche den eignen Leib dahingibt und verlässet, damit sie ein Lebendiges, ihr selber gleich ergreife (§. 21), findet in dem verlassenen, sterbenden Element eine neubelebende, ihr entgegenkommende Seele, eine Seele, welche ihr selber an Kräften gleichet, welche jedoch in entgegengesetzter Richtung strebend, an dem von Gott geschaffnen Staube das suchet und empfängt, was die andre außer und jenseits dem Staube erstrebte.

Es wiederholet sich hier bei jeder neuen Zeugung und Geburt des Lebens die Geschichte des ersten Entstehens des Menschen und der ihn umgebenden Welt der Lebendigen. Ein Weiterstreben, welches über das Leibliche, das Gott gab, hinaus und hinauf wollte, welches dieses Gegebene und Verliehene von sich stieß und dasselbe verließ: und siehe eine Erde war da, wüste und leer. Aber der rothen Erde, von dem Geiste dahin gegeben, der einst sie belebte, hauchet Gott einen lebendigen Odem ein, und es ist nun Adam, ein Vorbild des Erstgebornen von den Todten, welcher in der rothen Erde lebt. Das Vergehende und Sterbende, welches von der Seele, als diese hinausstrebte über das eigene, leibliche Element, versäumt und verlassen war, das hat ein allbelebender Geist zur Stätte seiner neuen Schöpfungen erwählet; als sey es selber hier sein Wohlgefallen, sich zu dem Erkrankten und Verstoßenen zu gesellen. Dieses Wohlgefallen aber ist ein Wille, welcher die Ordnung begehrt, die allein bleibend und ewig ist. Eben da, wo das Leben der Seelen aus den Schranken des eignen, von Gott gegebenen Seyns hinausweicht, da gibt der Gott der Ordnung ein neues Leben, welches die von jenen verlassenen Schranken des Leiblichen will und suchet; dem Streben entgegen, das den Gehorsam und die Unterwürfigkeit aufgegeben (§. 44), ein andres, das diese Unterwürfigkeit erwählt.

Es ist übrigens ein altes, noch immer kräftig fort-

wirkendes Wort des Segens, welches dem Sehnen der Seele, hinweg aus dem Leibe, die Schöpferkraft einer neuen Zeugung gegeben. Denn, irre geleitet, wie es dieß gewesen, wirkte in jenem Sehnen, als es zuerst den Menschen in die Gleichheit Gottes erheben wollen, noch ein Nachklang der anfänglichen Liebe zu Gott. Dieser Nachklang ist es, welcher noch fortwährend auch auf die (jetzige) Liebe der Geschlechter einen verklärenden Strahl wirft und dieselbe öfters zu einem lieblichen Abbild der höheren, geistigen Liebe machet; zu einem Abbild jenes Zuges, welcher den sichtbaren Leib dahingibt, damit er das neue Gewand eines unsichtbaren und göttlichen ergreife. Es wird uns jedoch das Verhältniß dieses Abbildes erst noch durch die Betrachtung des psychischen Grundes des Todes deutlicher werden; darum soll uns dieser, so wie das Schicksal der Seele im Tode, auch hier an seinem Orte, so wie vorhin das letzte Ende des Leiblichen, noch weiter beschäftigen.

Erläuternde Bemerkungen. Die Lehre von der Präexistenz der Seele vor ihrer Geburt in die Leiblichkeit hat zu allen Zeiten und bei allen gebildeten Völkern ihre poetischen und wissenschaftlichen Vertheidiger und Anhänger gefunden. Die Seelen haben, nach der Lehre der Pythagoräer, auch außer dem Leibe ein eigenthümliches, freilich aber nur unvollkommnes, traumartiges Leben (Porphyr. de antr. Nymph. 28). Seelen der Dämonen und Heroen erfüllen die Luft und hauchen den Menschen die (weissagenden) Träume ein. (Diog. Laert. VIII. 32). Es sollte nach der Lehre einiger Pythagoräer das Bewegen der in der Luft wohnenden Seelen durch das Bewegen der in dieser schwebenden Sonnenstäublein sich verrathen (Aristot. de anim. I, 2). Zuletzt ist es ein göttliches Verhängniß, welches die Seele zur Strafe für begangene Frevel in den Leib führt, in welchen sie wie in ein Grabmal eingeschlossen ist (Philol. ap. Clem. Alex. Strom. III, 433; Plat. Phaed. 61; Cic. de senectut. 20; Diog. Laert. VIII, 31; Athen. IV, 14, p. 157). Es ist dieser Leib indeß, mit welchem der Seele zugleich ihr eigenthümliches Geschick angeboren scheint (Aristot. ap. Stob. Ecl. I, c. 7 n. 18, p. 208), dem Bedürfniß der Seele anpassend, weßhalb dieselbe den Weg ihrer Wanderungen nicht durch Pflanzen, sondern nur durch Thierarten nehmen kann (Diog. Laert.

VIII, 28). Daher liebt auch die Seele ihren Körper, denn nur durch ihn hat sie den Gebrauch der Sinnen (Claud. Mamertin. II, 7).

Nach Plato's Lehre erscheint allerdings die Seele anfangs, wenn sie in den neu sich bildenden und wachsenden Leib kommt, wie der Vernunft beraubt (Tim. 44, a), oder gleichsam von dem Brausen des Stromes des Werdens wie übertäubt, aber dieses darf uns nicht glauben machen, daß jener vernunftlose Zustand der wirklich anfängliche derselben sey. Die Seelen, deren Zahl, ohne Vermehrung oder Verminderung, sich immer gleich bleibt (de rep. X, 611) sind, wie sie dieß schon durch die Herrschergewalt zu erkennen geben, welche sie über den Körper üben, älter und früher vorhanden als ihr Leib (Tim. 34, b; de leg. X, 896). Ja, wie die Seele in Zukunft ohne Aufhören leben wird, hat sie auch in der Vergangenheit von Ewigkeit her gelebt, wie dieß nothwendig bei einem Wesen ihrer Art vorausgesetzt werden muß (Phaed. 72; 107 et al.). Die Seele ist eine Idee, welche an der Ewigkeit Theil hat: ein Göttliches von himmlischer Abkunft (Theaet. 184; Tim. 90). Vor ihrer Einformung in den Sinnenleib lebte sie ein übersinnliches Leben, während dessen Gott ihr die Natur des Ganzen zeigte (Tim. 41, e). Alles das was wir im Leben lernen, ist dann nur Wiedererinnerung an das schon vorhin Geschaute (m. v. die Bem. zu den §§. 38, 40. 41).

Die Seele ist nach Maximus Tyrius (diss. XXVIII, ed. Davis. p. 298) „ewig, von Ewigkeit her wohnt ihr die Erkenntniß der Dinge und Einsicht bei."

Nach Philo steigen (wie auf einer Himmelsleiter) Seelen, von der Liebe zur Leiblichkeit getrieben, beständig herab zur Erde, um sich mit Leibern zu vereinen, andre wieder hinaufwärts und zum Theil auch wieder herunter (Phil. quod a Deo mittant. somn. 568; ed. Mang. I, 641; de confus. Lingu. 331, ed. Mang. 416 et al. loc.). Die noch des Leibes ledigen Seelen wohnen in der Luft. Einige von diesen versenken sich in irdische Leiber, andre, von göttlicher Natur, enthalten sich dieser Vermischung. Die erhabensten von ihnen wohnen in den höheren Regionen der Atmosphäre und sind Engel (id. de mundo. ed. Mang. II, p. 604). — Man könnte auch diese Seelen eintheilen in männliche und weibliche: das Sehnen und das Wesen von jenen ist auf Gott, das von den weiblichen auf das Geschaffne gerichtet (id. de special. leg. 805, ed. M. II, p. 329).

Und so erscheint es als eine vielfach im Alterthum verbreitete Lehre: „Gott habe die Menschenseelen von Anfang der Welt an zugleich erschaffen, jede Seele werde dann zu ihrer Zeit in dem Moment einer menschlich-leiblichen Zeugung oder Geburt mit dem

Leibe vereint." Auch jene alte Ansicht, daß die Vereinigung der Seele mit dem Leibe, das Herabsinken derselben in die Körperlichkeit, die Folge einer früheren Schuld, die Buße für ein von Gott abführendes Gelüste sey, erscheint, freilich in sehr verschiedenen Formen, immer aber als dieselbe kenntlich, bei den Indern wie bei den Mexikanern. „Die Seelen wären, vor ihrem Hinabkommen in die Leiblichkeit, Theile des göttlichen Wesens und von himmlischer Natur, der Körper sey für sie ein Gefängniß. Darum (so erzählt es Josephus de bello Jud. L. II. c. 11 von deu Essenern) freuen sie sich, wenn sie der Banden des Fleisches entlassen werden, wie über eine Befreiung aus langer Knechtschaft, und fahren aufwärts zum Aether." Diese letztere, die eigentliche, hohe Bedeutung des Leibes (m. v. §. 44) noch ganz verkennende und darum irrende Ansicht kehrte auch mehrmalen noch in späterer Zeit, selbst innerhalb der christlichen Kirche wieder, als mit deren Lehren unverträglich sie schon Augustinus (de haeres. c. 70) darstellt. Sie war aber in ihrer fehlerhafteren Einseitigkeit nicht bloß von Priscillian und seinen Anhängern behauptet worden, sondern war und blieb als übertriebene Körperscheu und Körperverachtung ein Grundirrthum der meisten christlichen Mystiker. Auch Origenes, so wie schon Justin der Märtyrer, scheinen sich in etwas zu jener sogenannt platonischen Lehre hinzuneigen, und der erstere hält die Vereinigung der Seele mit dem Leibe für eine Bestrafung derselben, weil sie sich vor ihrer Verleiblichung versündigt habe. Unrecht hat man jedoch wohl offenbar jenem Kirchenvater gethan, wenn man ihn der Anhänglichkeit an die mit den einfachen, hehren Grundsätzen des Christenthums ewig unvereinbare Lehre von der Seelenwanderung beschuldigte. Wir wollen, um diese Beschuldigung näher zu beleuchten, die wichtigsten, hieher gehörigen Stellen jenes vieldenkenden Mannes, welche vornehmlich von der Präexistenz der Seele handeln, etwas näher betrachten.

Daß, sagt Origenes (de princip. L. III, p. 144, 145), einige Seelen mehr zum Guten, andre mehr zum Bösen hinneigen, scheint in Ursachen begründet, welche früher waren als das Entstehen des Leibes: wie denn Johannes im Mutterleibe hüpfte und sprang, da er den Gruß der Maria zu den Ohren seiner Mutter Elisabeth vernahm, und wie Jeremias der Prophet sagt, daß er, noch ehe er im Mutterleibe gebildet worden, Gott bekannt, noch vor der Geburt ihm geheiligt war. — Aber auch ein böser Geist kann vor der Geburt an die Menschenseele (dämonisch) ergreifen (ib. 145). — Hiezu fügt indeß Origenes anderwärts (de oration. 29, ed. Par. I, 261) die Bemerkung: daß dennoch jede vernünftige Seele freie Wahl des Guten und Bösen habe. — „Johannes d. T. war von

Gott gesendet. — Gott sendete ihn aus dem Himmel, aus dem Paradiese oder aus einem andren Ort des Verweilens zur Erde, damit er von dem Lichte zeugete" (m. v. Ef. 6, 8). Darum sage Johannes selber (1 Joh. 1, 32 u. 33), „der mich sendete" um zu taufen, der sprach zu mir u. s. w. — Damit sey zu vergleichen die Begeisterung des noch Ungebornen (Luc. 1, 13, 15, 32). — Die Stelle: Maleach. 3, 1: „Siehe ich sende meinen Engel vor dir her" lasse uns schließen, daß einer der heiligen Engel Gottes dem Erstgebornen aller Creaturen vorausgesendet worden; „Johannes d. T. war ein Engel, von Gott ins Fleisch gesendet, um vom Licht zu zeugen. Er war aber nur die Stimme eines Rufers in der Wüste, nicht das Wort Gottes" (Orig. Comment. in Joh. T. II, 24, 25, ed. Paris. Vol. IV, p. 81 bis 85). — Auch die Erwählung des Jacob und Verwerfung des Esau im Mutterleibe deute auf ein Seyn und Wirken beider in einem früheren Zustande hin. (ib.). — Joh. 4, 37. Die bessern Seelen seyen ein guter Samen, der herabkomme in dieses Leben. Sie kommen seufzend und traurend zum Leibe; jauchzen vor Freude bei ihrer Rückkehr (Orig. Comment. in Joh. T. XIII, 43, ed. Par. IV, 255). — Unter den Seelen, die Leiber anziehen, gebe es welche, die vor dieser Geburt vom Vater gelehrt waren und von ihm gehört hatten, nach Joh. 8, 38; 6, 45 bis 49 (id. l. c. T. XX, ed. Par. IV, 316). — Nach Hieronymus (epist. ad Ephes.) unterschied Origenes γνῶσις und ἐπίγνωσις. Jene ist ein Erfahren Dessen, was wir vorher noch nicht wußten, diese nur ein Wiedererfahren Dessen, das wir vorher, als wir noch von himmlischen Leibern umkleidet waren, gewußt, dann aber aufgehört hatten zu wissen. — Ferner spricht Origenes von eingebornen und anerzeugten Gedanken (er nennt sie σπερματικοὶ λόγοι), an welchen Abrahams Kinder erkannt werden (Or. Comment. in Joh. T. XX, 2, ed. Par. IV, 308, vergl. ib. 5, p. 313, 314). Er spricht von Seelen, die nicht von Gott gesendet waren, sondern selber, aus Eigenwillen gingen (ib. 17. p. 331). — Die Männer, die den ganzen Tag müßig standen, und es hatte sie niemand gedungen, sind Seelen, die noch nicht in den Leib gekommen (Orig. in Matth. T. XV, 34, 35, ed. Par. T. II, p. 702, 703). Die Seele (selbst) der Gestirne war vor ihrem Körper, in welchem sie sich, auf Hoffnung, der Eitelkeit unterwarf, schon vorhanden (id. de princip. II, 8, ed. Par. I, 96). — Was nun diese Lehre von der Präexistenz (προϋπαρξις) der Seele betrifft, so hatte diese unter Anderm auch Clemens Alexandrinus (Strom. I u. III so wie in den Eclogis) vorgetragen und angenommen, daß die Seele durch einen jener Engel, welche der Zeugung vorstehen, in den Mutterleib eingeführt werde. Auch Nemesios (de natur. homin. c. 2) lehrt die Präexistenz der Seele,

und wir finden bei Hieronymus (I. Comment. in Ep. ad Ephes. c. 17) in ähnlicher Beziehung der ἐπίγνωσις erwähnt.

Freilich ging dann dem Origenes aus diesen seinen Ansichten von dem Vorwesen (der Präexistenz) der Seele auch jene andre, irrige hervor, nach welcher die ganze Körperlichkeit als eine Last, nur als Eitelkeit der Eitelkeiten (Eccles. I, 1 et 14) erschien. Selbst die Gestirne, obgleich ihr Leib ätherisch ist, haben diesen nicht freiwillig übernommen, sondern nach Röm. 8 um Deß willen der sie unterworfen hat, und sehnen sich nach ihrer Auflösung (de princip. L. I, c. 5, ed. Par. I, p. 73). — Dagegen spricht er nirgends davon, daß die ihres Leibes ledige Seele noch einmal einen sterblichen Leib annehmen solle. Wenigstens finden wir in Origenes Werken, so wie sie jetzt vor uns liegen, keine Stelle, woraus sich die ihm von Hieronymus (ep. 59 ad Avit.) gemachte Beschuldigung, daß er eine Wanderung der Seelen in thierische Leiber angenommen, rechtfertigen ließe, und sollte das was Justinian in seinem Briefe an Menas als wörtliche Aeußerung desselben anführt, dieses wirklich jemals gewesen seyn, so hat Origenes in späterer Zeit seine Uebereilung auf jede Weise wieder gut zu machen, oder den durch unvorsichtige Aeußerungen veranlaßten Mißverständnissen zu begegnen gesucht (so in seiner Streitschrift gegen Celsus III, 75, Pariser Ausg. B. I S. 497 und in seinen Erläuterungen über den Matthäus zu Cap. 17, 10; Comment. in Matth. T. XIII, c. 1, 2, ed. Paris. III, 567). Ja in einer Stelle seiner Erklärung zum Johannes sagt er ausdrücklich: Die Annahme, daß die Seele, nachdem sie einmal den Leib abgelegt, von neuem einen eben solchen Leib annehmen könne, streitet mit der Lehre der Schrift: daß statt des verweslichen solle ein unverweslicher Leib angezogen werden: mit der Lehre, daß jener Leib vergänglich sey (Orig. Comment. in Johann. T. VI, 8, ed. Paris IV, 117). — Hatte doch schon Aristoteles (de anim. L. I, c. 3 fin.) aus bloßen Gründen der Vernunft die Lehre von der Seelenwanderung für ein „Mährchen" erklärt. „Denn jedem Leib komme seine eigenthümliche (innre, psychische) Form und seine eigenthümliche (äußere) Gestaltung zu. Es sey deßhalb jene Annahme eben so ungereimt, als wenn man sagen wolle, die Baukunst könne durch Flötenblasen ausgeübt werden. Denn jede Kunst bedürfe ihrer bestimmten Werkzeuge, jede Seele ihrer bestimmten Leiblichkeit." — War es denn schon dem Aristoteles unmöglich, die Voraussetzung der Wirklichkeit einer Seelenwanderung zuzugeben, weil sie der Vernunft widersprach; wie viel mehr mußte es einem christlich ernsten Forscher, wie Origenes war, unmöglich seyn einer Lehre beizustimmen, welche nicht allein der Vernunft, sondern auch der heil. Schrift widerstrebte. Viel eher ließen sich die Ansichten

des Origenes mit jenen vergleichen, welche in neuerer Zeit Thom. Bromley, Swedenborg und Stilling über das Schicksal der Seele nach dem Tode und über die verschiedenen Läuterungsörter oder Bildungsstufen der abgeschiedenen Seelen aufgestellt haben (m. v. Thom. Bromley: Reisen der Kinder Israel nach Can.). Wo sich unter den Gnostikern der früheren christlichen Jahrhunderte die Lehre von der Seelenwanderung regte, da wurde sie stets von den Vätern der Kirche ernstlich bekämpft, und von allen treuen Anhängern des alten, einfältigen apostolischen Glaubensbekenntnisses zurückgewiesen. Irenäus (contr. haer. c. 25) nennt uns die Karpokratianer als Vertheidiger der Seelenwanderung, und widerlegt ihre Ansicht, welche, wie es scheint, auch die der Valentinianer und Cerdomaner war, in den Cap. 32 bis 34 seiner Schrift. Auf sonderbare Weise wollte Basilides (nach Origenes in seinem Commentar zu dieser Epistel) die Stelle des Römerbriefes Cap. 7, 9 so erklären, als habe der Apostel damit auf einen Zustand hingedeutet, wo er, vor seinem jetzigen Leben als Mensch, in dem Leibe eines Säugthiers oder Vogels gelebt habe. Sehr ausgebildet und vielfach mit christlich scheinenden Lehren vermischt, tritt dagegen das alte heidnische System der Seelenwanderung in der Schule des Manes hervor. Noch im vergangnen Jahrhundert fand die Metempsychose, bald mehr bald minder im Ernst oder Scherz, ihre geistvollen Vertheidiger, unter andren an Lessing und Schlosser. Mehrfach wollte man auch die Stelle Matth. 11, 14 zu Gunsten der Lehre von der Seelenwanderung deuten. In neuerer wie in alter Zeit scheinen solche Annahmen aus dem sich selber nicht klar und verständlich gewordnen Bedürfniß der Seele nach jener alten und neuen Offenbarungslehre hervorgegangen zu seyn, welche allein über das Verhältniß des Leibes zur Seele das rechte Licht verbreitet: nach jener Lehre, welche von einer endlichen Verklärung des Leibes und seiner Wiedervereinigung mit der Seele redet. Es wird der Glaube, daß ein verklärter Leib der Seele einst wieder werden solle: der Glaube an die Auferstehung, bei den Pharisäern zur Zeit des Unterganges des jüdischen Staates schon in seiner Entartung zur Metempsychose gefunden (nach Josephus Antiqu. Jud. L. XVIII, c. 2). Josephus selber (de bello Jud. c. 5) glaubt, daß die Seelen der Frommen nach dem Tode die seligsten Regionen des Himmels bewohnen werden, von wannen sie, nach dem Umlauf der Aeonen, in geheiligte (verklärte) Leiber verpflanzt werden sollen. Die späteren Rabbinen lehrten die Wanderung der abgeschiedenen Seelen nicht bloß in andre Menschenleiber, sondern in Thiere, in Pflanzen, ja (wie nach ihrer Meinung bei Nabal) in Steine. Die Seelen der Freigebigen und Leutseligen, wenn sie noch einer Reinigung be-

dürften, sollten in Fische des Meeres, die der Gottlosen in allerhand böse und unreine, ja in unruhig bewegte Mühlräder (so die Erbauer des Thurms zu Babel) übergehen. Zuweilen sollte auch eine Seele, nach der Lehre „Ibbur" genannt, noch zu der schon im Menschen wohnenden sich gesellen. So Seths Seele, die mit Moses Seele sich zu Einer verband. Es wird aber, durch alle diese Dichtungen, noch ein Faden von der alten Erkenntniß der Wahrheit hindurchgehend gefunden, und nicht selten zeigt sich der alte Grund der Auferstehungslehre, mitten unter dem ihn entstellenden Schlamm der Mährlein. Wenn die alten Aegyptier, nach Herodots Zeugniß (m. v. auch Clem. Alex. Strom. L. VI. c 2), zuerst die Lehre unter sich ausgebildet, daß die Seele des Menschen, selber unsterblich, nach dem Hinsterben des Leibes in einen eben werdenden Thierleib übergehe, und daß dieselbe, nachdem sie im Zeitraum von 3000 Jahren durch alle Gestalten der Land- und Seethiere, so wie der Geflügel hindurchgegangen, endlich wieder mit einem werdenden Menschenleib sich überkleide, so war diese Lehre unfehlbar neben einer, ihnen ebenfalls sehr wohl bekannten älteren und ältesten entstanden, wie etwa einzelne, abweichende Lehren der spätern Zeit, unmittelbar neben dem alten Glauben der Väter. Dieß bezeugen die Worte eines alten Gebetes, das Porphyrius (de abstin. L. IV. §. 10) anführt, und welches die Aegyptier im Namen des Todten, den sie zur Gruft trugen, sprachen: Herrscherin Sonne und ihr Götter, die ihr das Leben den Menschen gebt, empfanget ihr mich, daß ich wohne bei den ewigen Göttern. Nicht minder der alte Glaube an einen Hades, an eine Unterwelt, Amanthes genannt, welcher nach Plutarch (de Isid. et Osir. p. 362. T. II) unter den Aegyptiern herrschend war. Sprach sich doch selber in der seltsam irrenden Sorgfalt für die Erhaltung des Leichnams, auf spät kommende Zeiten, die Meinung aus: daß dieser Leib für die Seele noch eine fernkünftige, hohe Bedeutung habe, daß er einst von neuem ihr wiedergegeben werden solle. Es beliebte übrigens, nach einigen Nebenlehren der Aegyptier, selbst den Göttern, in leiblichen Gestalten sich offenbar zu machen, so dem Osiris in dem Stier Apis u. f. — Den alten Druiden des Nordens läßt sich selbst aus der oft hierbei angeführten Stelle des Lucan (Phars. L. I, 454 seqq. m. v. Jul. Caesar de bell. gall. L. VI), wie dieß Flügge in s. Gesch. d. Glaubens an Unsterblichkeit II. S. 29 zeigt, viel eher eine, wenn auch noch unvollkommne Anerkennung der Auferstehungslehre, als der Lehre der Seelenwanderung zutrauen. Der hingeschiedene Geist sollte, nach ihrer Lehre, an einer andern Stätte (als die des irdischen Lebens war) Glieder beseelen. Jener Fischer auf Delos, dessen Namen (Pyrrhus) etwa

nur die Nachbarn und Freunde gekannt, obgleich er einst Aethalides, Sohn des Mercur, gewesen, und bald hernach als Euphorbus der Panthoide die Waffen des Menelaos verherrlicht, endlich als Hermotimos erschienen, würde schwerlich zur Kunde der Nachwelt gekommen seyn, wäre er nicht nach seinem Tode als der Weise von Samos: als Pythagoras wieder geboren worden; Mercur hatte ihm, als er noch Aethalides gewesen, die Bitte gewährt, daß er einst, auch nach dem Tode, die volle Erinnrung an das ganze, vergangene Leben behalten solle, und so kam die Kunde der Verwandlungen an Heraclides Ponticus, den Pythagoräer, dann von diesem an Diogenes Laërtius (L. VIII, 4, 5). Noch als Pythagoras hatte er den Schild erkannt, den er als Euphorbos geführt, und welchen Menelaos als Sieger der Pallas Athene geweiht: Ovid. Met. XV. v. 160; Max. Tyr. diss. XXVIII. ed. Dav. p. 288). Dennoch und zugleich, neben dieser Seelenwanderung im Kreise, soll nach dem Zeugniß des Alterthums die Lehre des Pythagoras oder der Pythagoräer von seligen Oertern einer ewigen Belohnung, so wie von Strafórtern gesprochen haben, sey es nun, daß dieser Lehre wirklich nach Pindar (Olymp. Od. II.) ein dreimaliges, treues Bestehen in der Prüfungszeit der Leiblichkeiten, vor dem Genusse der ewigen Ruhe, nöthig geschienen, oder daß die ganze philosophische Dichtung der Wanderungen nur ein späterer Anbau auf den Grund eines alten Glaubens gewesen. Erkennen wir doch auch bei dem mächtigsten und lieblichsten Dichter, welcher das Gewand der Philosophie getragen: bei Plato, neben der Lehre der vielfachen Läuterung oder Büßung durch das Versenken jetzt in diesen, dann in einen andern sterblichen Leib (Phaedr. 248; Men. 81; Polit. 271, c; Phaed. 84, a; 113, a; Tim. 42; 90 seqq.: leg. X, 903), auch jene ältere: daß der aufwärts strebenden Seele ein seliges Heim bereitet sey, der von Gott abweichenden aber die Behausung einer Strafe, deren Zeit weit über die kurzen Zeiten des Menschenlebens und seiner Geschlechter hinausreichet. Die Lehre von der Wanderung der Seele in immer andere Leiber, damit sie in ihnen und ihrem Schicksal für ein Reich der seligen Geister zubereitet und geläutert werde, findet sich auf ähnliche Weise zusammengesellt mit den zuversichtlichen Hinblicken und Hoffnungen auf ein ewig bleibendes, seliges oder unseliges Ende aller Wandlungen, bei mehreren Völkern des Orients. Der Geist des Menschen, so lange er nicht ein höheres, besseres Mittel der Reinigung und Heilung kennt, glaubt, wie die Karpokratianer der ersten Jahrhunderte, Alles selber bezahlen, alle Reinigungen und ihre Schmerzen selber und allein tragen und dulden zu müssen. Die Erfindung und sinnvollste Entwicklung der Theorie der Läu-

terungen auf dem Wege der Metempsychose konnte leicht durch die Beobachtung solcher Doppelzustände herbeigeführt worden seyn, wie jene sind, deren wir oben S. 80 erwähnt haben, so wie durch die Beobachtung solcher Träume und Ahndungen, welche auf Erfahrungen hinzudeuten schienen, die wir nicht in dem Leben dieses jetzigen Leibes gemacht haben (m. v. darüber die Bem. zum §. 36). Herder in seinen Dialogen über die Seelenwanderung hat gezeigt, wie diese Träume und Ahndungen sich so nahe an die Zustände unsrer Kindheit und ihre Phantasieenspiele anschließen und aus diesen hervorgehen, wie das zweite Ich bei Gmelins Mädchen (S. 81) aus dem Phantasieengebilde, das sich die Theilnahme beim öfteren Anhören und Ansehen des Looses der Emigranten gebildet hatte. Ist dann einmal der über die vorleibliche Vergangenheit und über eine nachleibliche Zukunft forschenden Seele der Weg der Träume durch Lehre und Glauben der Väter gebahnt, dann gesellen sich bald ganze Reihen scheinbarer, innrer Erfahrungen und Ahndungen hinzu, ähnlich denen des alten, pensionirten Hofbedienten in China, von welchem der Père le Comte erzählt. Diesem alten, siebenzigjährigen Quiescenten, da er sich dem Ende nahe fühlte, hatten die Bonzen, „welche Alles wissen, was die Seelen nach dem Tode erwartet und mit ihnen sich zutragen wird," vorausgesagt, daß ihm das Loos bestimmt sey, nach seinem Tode ein Postpferd des Kaisers zu werden; hatten ihm zugleich schon die gute Lehre mit hinübergegeben: er solle nicht um sich beißen, nicht hinten ausschlagen, solle recht geschwind laufen. Jede Nacht im Traume sieht sich nun der Quiescent als Pferd gesattelt und aufgezäumt, fühlt sich gespornt und geschlagen; er erfährt noch im jetzigen Leibesleben die Wahrheit der Aussage seiner Bonzen, bis ihn die Taufe und der Glaube der Christen von der seltsamen Furcht befreiten. Denn den rohen Träumen der Bonzen stellt sich der Christenglaube in seiner kindlich festen Einfalt, wie den feinern und scheinbareren philosophischen Dichtungen der alten und neuen Zeiten die aus jenem festen Grunde hervorgehende Erkenntniß entgegen: daß die Individualität und Selbstheit des Geistes mit seiner Richtung und Hinneigung gerade zu diesem Leibe und keinem andern so genau zusammenhänge, daß wir uns die wirkliche Verbindung mit einem andern, fremden Leibe, die wahrhafte Verleiblichung in diesem nicht ohne eine völlige Vernichtung jener Individualität, mithin nicht ohne Vernichtung unsres eigentlichen Wesens selber denken können (m. v. auch die nächstfolgenden §§.); der Leib ist selber eine wesentliche That der Seele.

Nach dieser, übrigens durch den Inhalt unsres §. selbst herbeigeführten Abschweifung in das Gebiet der Geschichte der Seelen-

wanderung, kehren wir wieder zu der alten, einfacheren Lehre von der Präexistenz der Seele zurück, welche man, selbst noch in neueren Zeiten, aus der Stelle im Buch der Weisheit (VIII, 20) als eine alttestamentliche Lehre darstellen wollte. Jener himmlische Aufbewahrungsort der Seelen, den die alten Rabbinen Guph nennen, kehrt noch in Klopstocks Dichtung von der Adamida zurück. Diese „noch ungebornen Seelen, mit Adams Seele vereint (obwohl dann, als Adam gesündigt hatte, wieder von ihm getrennt, und nun von neuem im Guph der Stunde ihrer Verleiblichung harrend),“ sollten nach jener alten Lehre mit Adam zugleich das göttliche Verbot, vom Baum der Erkenntniß zu essen, empfangen und mit so wie in ihm es übertreten haben. (Dav. Ziegra de arbore scient. bon. et mal. — Lightfoot Opp. T. II, p. 638.) Immerhin, selbst in ihrer höheren philosophischen Verfeinerung, behält mit jener älteren eine große innre Aehnlichkeit und Verwandtschaft die neuere Lehre der Traducianer, nach welcher die Seelen aller, auch der fernsten Nachkommen, als wirkliche Wesen (entia) oder doch der Kraft (potentia) nach, in den Eltern und zuletzt im ersten Stammvater des ganzen Geschlechts liegen, und von diesen bei der Entstehung des Menschen in den zugleich hervorgerufenen Leib übertragen werden, mithin per traducem (Hinüberversetzung) zum eigenthümlichen Daseyn kommen sollten. Es zeigten sich dieser Lehre nach Hieronymus schon die meisten Väter der ältesten abendländischen Kirche zugethan, und sie ist seit Tertullian (de anima c. 25) bald dunkler, bald lichtvoller, immer aber mit Vorliebe von den ausgezeichnetsten Lehrern der christlichen Confessionen behandelt worden; hat selbst zu den philosophischen Systemen eines Leibnitz, so wie zu den Lehrgebäuden der Arznei- und Naturkunde im vorigen Jahrhundert den Zugang gefunden.

Wenn jener alte Prediger (Eccles. XII, 7) sagt, daß der Geist wieder zu Gott kommen werde, der ihn gegeben, so scheint er hiermit andeuten zu wollen, daß die Seele von oben her, zu dem im Wechselverkehr der Geschlechter sich bindenden Leibe komme. Es war ebenfalls eine Lehre mehrerer Väter der alten christlichen Kirche, namentlich unter den Morgenländern die des Theodoretus und Cyrill von Alexandrien, unter den Abendländern die des Ambrosius und Hilarius: daß Gott immer eine Seele von neuem schaffe, wenn ein Mensch gezeugt werde. Man glaubte diese Lehre der hiervon sogenannten Creatianer, welcher unter andern Melanchthon zugethan war, schon bei Aristoteles (de generat. II, 3) zu finden. Von Augustin und andern Lehrern wurde sie bloß wegen des Mißbrauches verworfen, welchen die Anhänger des Pelagius mit ihr gemacht hatten. Jener Mißbrauch sollte uns übrigens

eine Wahrheit, die sich nicht bloß durch die oben angeführte Stelle Pred. 12, 7, sondern auf andre Weise als eine sehr alt- und wohlbegründete zeigt, nicht ganz verleiden, da sich, wie wir dieß in der Lehre vom Geist weiter entwickeln wollen, auch von ihrem Standpunkt aus den Einwürfen der Gegner der Lehre vom natürlichen Verderben des Menschen begegnen läßt. — Mehreres hieher Gehörige werden auch mehrere der folgenden §§. aufführen, unter Andrem auch möge der nächstfolgende den Schluß des eben vorhergehenden gegen den scheinbaren Vorwurf rechtfertigen, als solle in ihm einer gewissen Erklärung des ersten Abfalles der Menschennatur von Gott gehuldigt werden, welche das, was den ältesten Segen (Genes. 1. 28) hatte, an sich selber zur ältesten Schuld machen wollte.

Der Tod in seiner psychischen Bedeutung betrachtet.

§. 44.

Es ist der tiefbedeutende Ausspruch eines großen Gottesgelehrten und Forschers der heiligen Schriften: Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes. Dieser Ausspruch fasset den Sinn der Offenbarung Gottes an den Menschen, so wie die innre Kraft der heiligen Geheimnisse der Religion, von seinem Standpunkte aus zusammen, und will eigentlich nur dasselbe sagen, was jene hohe Verheißung verkündet: daß einst alles Seyn und Leben Gott werde unterthan seyn, „auf daß Er, Gott sey, Alles in Allem.“

In der That, die Leiblichkeit, welche Gott der Seele gegeben, erscheinet uns niemals in solcher Höhe und in solcher Würde, als wenn wir die Geschichte ihres Entstehens und ihre Bedeutung, gegenüber der Geschichte der Seele im Tode, und der Bedeutung des Todes selber betrachten. Es empfängt hierbei der vergängliche Leib, nicht etwa bloß wie jeder Freund, wie jedes Gut, von welchem wir jetzt auf immer scheiden sollen, durch den Moment der letzten Trennung den verklärenden Anschein eines höheren Werthes; sondern wie er selber, während des Lebens, öfters, gleich einem Gewölk, die Aussicht auf die Welt des Psychischen

gehemmt und getrübt, so hat auch das unruhige Bewegen und Begehren der Seele, wenn sie des Leibes mißbrauchte, auf diesen einen falschen Schein geworfen, welcher im Tode schwindet, so daß wir dann den Sinn der Zusammengesellung der Seele mit dem athmenden Staube, nach einem vorbedachten, weisen Rathe, klarer und getreuer als sonst zu erkennen vermögen.

Es saget Er selber, von welchem im Buch geschrieben ist, der Anfang der Creatur Gottes, „da er in die Welt kommt": „Opfer und Gaben hast du nicht gewollt, den Leib aber hast du mir zubereitet." — „Siehe, ich komme, zu thun, Gott! deinen Willen." Der Leib denn ist es hier, welcher, statt des Opfers, zu einem gehorchenden Organ für den höheren Willen wird.

Der Leib, der sichtbare, mit den Händen und allen Sinnen erfaßbare Leib ist es, durch welchen eine lebende Seele der andren untergeordnet ist, der andren sich kund gibt. Es ist das Leibliche an uns, welches, so lange wir leben, dem Dienst unterworfen, von Frost und Hitze und andrem Wehe getroffen, der äußeren Ordnung unterthänig ist. Das Leiblichwerden selber ist dann ein gänzliches Untergebenwerden der lebenden Seele unter die Herrschaft und Gewalt einer Ordnung, welche alles Lebens Mittelpunkt und Ausgang ist.

Es sind darum die Muskeln und Sennen, sammt dem mitten unter den lebenden Gebilden des Leibes absterbenden Knochen (§. 14), so geschickt zum Dienst des Bewegens und Ergreifens, so geeignet zum Aeußern des Willens, weil sie, in Beziehung auf den feinen Nerven, zu einem so tief untergeordnet Leiblichen geworden sind. Das noch flüssige Blut, die zarten Gewebe der Eingeweide und Gefäße, gehorchen dem anregenden Willen nicht, sondern einem andren Gesetz des Bewegens. Die eigene Schwere und der gröbere Zusammenhalt der Theile sind es, welche die einzelnen Körper

28*

unsrer Planetenfläche beständig nach dem höheren Ganzen ihres Weltkörpers hinziehen, beständig sie diesem unterordnen und dienstbar machen. Sie sind das Band des unvollkommneren Einzelnen an ein vollkommneres Ganzes, welches diesem Einzelnen seinen Antheil an allen den Bewegungen und Einwirkungen der Weltkräfte gibt, in deren Strom der Planet sammt allen ihm gleichartigen Gestirnen sich bewegt.

Begleiten wir die Menschenseele auf ihrem Weg durch das Leben, von der Geburt an bis zum Tode, so erkennen wir bald, daß es der Leib sey, mit seinen Schmerzen und mit seiner Lust, welche sich beide die Seele nicht selber, sondern welche Gott gibt; wir erkennen an, daß es der Leib sey, durch welchen eine höhere Weisheit die Seele erzieht und leitet, züchtiget und vollbereitet, für das Leben der Ewigkeit. „Den Leib hast du mir zubereitet, zu thun, Gott, Deinen Willen.“ Denn der Leib, von Gott geschenkt und der Seele ganz zum Eigenthum verliehen, ist es, worin die Baumeisterin: die Seele, den Tempel, die Wohnstätte eines bleibenden, seligen Friedens von oben erfinden und erbauen soll und kann, eines Friedens, den sie von Anfang bis zum Ende suchet, aber nur selten erlangt, weil sie ihn nur auf dem Weg des Gehorsams zu finden vermag. Andre Opfer und Gaben gefallen Ihm nicht; es ist das Ueberlassen, das Hingeben des eignen Wollens und Begehrens in das Walten eines höheren Willens, das die Leiblichkeit gestaltet und dieselbe täglich neubelebt und versorgt, es ist der rechte Gebrauch des Leibes und seiner Kräfte, zu Gottes Dienst und nach Gottes Ordnung, wodurch der herrschende Geist des Menschen das Band einer Liebe anknüpfen kann, welche ihn allein zur Gottähnlichkeit erhebt, weil sie selber von ewiger, göttlicher Natur ist. Jedes freiwillige Bewegen der Seele in und durch den Leib, womit die Seele es kund gibt, daß sie das Leibliche nicht zu ihrem, sondern zu Gottes

Willen brauchen wolle, ist ein Baustein zu dem Tempel, worinnen allein bleibender Frieden wohnet.

Die Seele denn, wie wir oben sagten, würde eine andre Seele nicht erkennen, gäbe sich diese nicht als dienend, mit einem unterwürfigen Leiblichen, der andren Seele hin; mit einem Leiblichen, auf welches diese selber, wie auf den eignen Körper, sinnlich einzuwirken vermag. Es geschiehet (als Sprache) die Mittheilung des eignen, innren Erkennens und Wollens, von Seele an Seele, durch ein Leiblichwerden des innren verborgenen Seyns, und auch das Hingeben des Geistes an Gott, das Kundgeben desselben vor einem Auge, welches die Gedanken des Herzens siehet, ist ein Leiblichwerden, welches zwar die äußeren Sinnen nicht vernehmen, wohl aber der Geist des Menschen selber, der das Wachsen und Gestalten des innren Tempels erkennt. Es stehet, wie uns dieß der Gang der ganzen vorhergehenden Untersuchungen lehrte, dieser innre Vorgang des Gestaltens und Gedeihens, nicht bloß wie ein zufälligeres Vorbild und Abbild, sondern auf wesentliche, innige Weise mit der Geschichte der äußeren Leiblichkeit in Verbindung. Nur dadurch, daß der Menschenseele dieser äußere, anjetzt gebrechliche Leib, mit all seinem Weh und seiner Lust gegeben worden, empfing dieselbe auch die Möglichkeit und die Kraft zu einer innren Gestaltung und Bekräftigung, mittelst deren sie, nach einer alten Verheißung, höher emporzusteigen vermag, als eine kindlich selige Welt der Geister, welche die Schmerzen und die Mühe, die Gefahren und die Kämpfe dieser schweren Leiblichkeit niemals empfunden (1 Cor. 6, 3.).

So ist es denn ein hoch bedeutender und heilbringender Zug, welcher die Seele zu dem eignen Leibe führt; es ist der alte, natürliche Bund des Gehorsams gegen Gott, die Unterwürfigkeit unter ein ewiges, höheres Gesetz. Hierzu sind Kräfte da, fest und stark wie die Kräfte der Liebe, welche nur durch eine

Kraft von entgegengesetzter Art: eine Kraft des Ungehorsams und des irrenden Eigenwillens zerstört werden konnten.

Der alte, erste Grund des Todes ist Ungehorsam, ist Empörung des innren Strebens gegen das Gebot der oberen Ordnung. Wir erkannten oben (22) in jener natürlichen Auflösung der äußren Elemente, welche den leiblichen Tod herbeiführt, eine Art von Treuebruch des einen der beiden Gegensätze, auf deren beständigem Wechselverkehr das Leben beruht, am andren. Im Verlauf der Entwicklungsgeschichte des Leibes wird das eigenwillig selbstthätige, das männliche Princip über das andre, über das weiblich empfangende, so mächtig vorwaltend, daß hierdurch jenes naturgemäße Verhältniß zwischen beiden, worauf sich in der ganzen Sichtbarkeit die Erneuerung und das Fortbestehen des Lebens gründet, gänzlich aufgehoben wird. Beide erscheinen jetzt nicht mehr als Geschlechtsgegensätze einer und derselben Art, sondern wie solche von verschiedener Natur und Art, welche in der organischen Welt auch dann, wenn sie zusammen zeugen, Wesen hervorbringen, in denen keine Kraft des Fortbestehens und Weiterzeugens ist. Die Kräfte des Leibes schwinden, die Ernährung (die fortgehende Wiedererzeugung) hört auf, oder es gehen nach einzelnen Richtungen Aftergebilde von krankhafter Art hervor; der Leib stirbt und löst sich auf.

In diesem leiblichen und äußeren Vorgang deutet sich denn der innre, psychische Verlauf des Todes an. Die Seele hätte kein Leben, wenn sie dasselbe nicht, wie der athmende Leib die belebende Luft, in jedem Augenblick aus einem gemeinsamen Quell und Mittelpunkt alles Lebens neu empfinge. Empfangen kann die Lebenswasser jenes Quelles nur ein Gefäß, das sich hinabwärts, unter den Lauf der Strömung stellt; empfangen kann die Seele nur die belebende Kraft von oben, wenn sie sich dem Walten derselben dienend hingibt: wenn und so lange sie, nach dem

oben gebrauchten Ausdruck, leiblich (basisch) gegen jene herrschende Kraft ist.

Wir lernten oben (im §. 27) eine krankhafte, in ihren Folgen furchtbare Bewegung der Seele kennen, womit diese die eigne Leiblichkeit gewaltsam von sich stößt und verläugnet. Es gleichet jener innre Act eines irregeleiteten Willens einem Selbstmord, und die Seele ist in solchen krankhaften Zuständen wirklich des eignen, von ihr gehaßten Leibes, ist der eignen, wahren Persönlichkeit ledig, und dagegen mit einer erdichteten falschen Persönlichkeit, mit einem Scheinleib angethan. Oftmals ist es der augenblickliche Ausbruch einer furchtbaren innren Bewegung, eines überwältigenden Schmerzens über großen Verlust, über die Trennung von dem Liebsten das der Mensch besessen, oder ein Anfall von Schrecken und Sorgen, ja selbst von plötzlicher Freude, woran die Seele, aller Gegenwart vergessend, sich fest hält, und woraus sich die krankhaft erdichtete Persönlichkeit erbauet, welche, wie der Tod das Leben, die wahre und gesunde Persönlichkeit verschlinget. So viel auch seitdem die Zeit Tröstendes und Erquickendes gebracht, so oft Gott seine Sonne über das kranke Haupt neu aufgehen lassen; dieses sieht und fühlt alle die Erquickungen nicht, es ist wie mit unauflösbaren Ketten an den einen, furchtbaren, längst vergangenen Moment gefesselt, von diesem kann es nicht lassen. Jener eine Augenblick, jenes damalige, übermächtige Gefühl, hat der Seele seine eigne Gestalt und Kraft so unverlöschbar fest eingeprägt, daß dieselbe hinfort von nichts Andrem, das ihr geschieht, sich neugestalten und bewegen lässet; sie stehet, mitten in dem Alles erneuernden und bewegenden Strome versteinert, todt und gefühllos da, wie ein Fels.

Die allmählicher sich entfaltende, und darum minder augenfällige Bewegung der Seele, von ihrer Leiblichkeit hinweg: die Bewegung, wodurch zuletzt die Trennung vom

Leibe herbeigeführt wird, ist im Grunde von ganz gleicher Natur und von gleicher Wirkung mit jener einseitig kranken. Bei dieser letzteren hat die Seele durch die Uebermacht eines vorhergegangenen Eindruckes oder Gefühles alle Empfänglichkeit für neue Eindrücke verloren. Es gründet sich aber die Fortdauer des Lebens nur auf die Fortdauer der Lebensempfänglichkeit und der innren Erregbarkeit. Diese ist in ihrem Kreise dasselbe, was die Hoffnung im Kreise des geistigeren Lebens ist. Hoffnung, welche auf ein Neues und Künftiges gerichtet und dieses aufzunehmen bereit ist; Hoffnung, welche beständig den gegenwärtigen und vergangenen Augenblick an den kommenden anfüget, und so, mit fruchtbarem Bemühen, das Leben erhält und weiter spinnet.

Das Künftige, das Neue, auf welches die Hoffnung, auf welches die Regungen der äußren Lebensempfänglichkeit gerichtet sind, ist allerdings ein noch Ungewordenes und darum Verborgenes, Unsichtbares. Aber dieses noch Unsichtbare, noch Werdende, hat in der Jugend des Lebens — in der Zeit der Hoffnung und Lebensempfänglichkeit — wie dieß die Geschichte jedes einzelnen Lebens bezeugen kann, eine solche Uebermacht über das schon Vergangene und Gewordene, daß die Seele alsdann mehr in der Richtung nach dem Künftigen und Neuen lebt, als in der nach dem schon Gewesenen und Gewirkten. Und dieses ist der bessere, natürlichere Zustand des Lebens; denn das Unsichtbare und Künftige, dessen die Lebensempfänglichkeit der Seele begehret, und auf welche das innre Hoffen gerichtet ist, war eher als das eigne Wirken der Seele, und wird ewig seyn; ist der Grund und die Kraft alles Seyns und aller Verleiblichung selber, der Quell alles Lebens. Uebermächtig und herrschend wie Seele zum Leib, so verhält sich jenes Unsichtbare und beständig Werdende zu dem Reich des Sichtbaren und Gewordenen.

Was war aber die Ursache, welche die alte, wohl-

begründete und naturgemäße Richtung des Lebens nach seinem eigentlichen, herrschenden Mittelpunkt zerstörte; diese Richtung, welcher der Tod ewig fern, welcher die Krankheit und Vergänglichkeit fremd geblieben wären? Der Tod und die Verwesung erscheinen nicht als Freunde und Genossen der eigentlichen und anfänglichen Ordnung unsrer Sichtbarkeit. Es bezeugt uns dieß der Schauder, welcher das Ende aller Lebendigen umschwebet. Eine Klage, wie um etwas Verlorenes, gehet durch die ganze Natur; da wo die Hoffnung ihre Saaten säete, da gehen Furcht auf und Schrecknisse; des Lebens Lust gebieret überall den Schmerz. Der Tod, wenn er sich dem Fleische nahet und Wehe und Angst zu beiden Seiten ihn begleiten, erscheinet auch dem erstarkteren Geist als ein König der Schrecken, als ein Feind des Lebens, welchem dieses auf ewig unterliegen müßte, käme ihm nicht ein Element zu Hülfe, welches den Tod und seine Schrecknisse besiegt.

Das Gewordene und Sichtbare, an sich selber minder mächtig als das Werdende und Belebende, konnte nur dadurch eine Uebergewalt über die lebende Seele empfangen, daß, wie beim Entstehen des Wahnsinnes, der irre geleitete Wille selber ein lähmendes Gift in jenes Sichtbare legte. Die begehrende Seele hielt sich mehr und ausschließender an Dem fest, was sie sahe und sinnlich genoß, als an jener höheren Welt eines Glaubens, welche das Auge nicht siehet, welche aber die Hoffnung beständig empfängt. Das Vergangene war jetzt mächtiger als das Künftige, das innre Rad des Lebens: das Hoffen stand still, die Lebensempfänglichkeit begann zu erlöschen; mit der eigentlichen, naturgemäßen Richtung des Leiblichwerdens, das ein beständiger Act der Unterwerfung und des Gehorsams gegen eine obere, göttliche Ordnung ist, wurde der Seele die Kraft der Verleiblichung selber genommen, und es kam nun die Gebrechlichkeit und der Tod des Fleisches in die Natur.

Es nennt uns das Buch der Bücher mit klaren Worten die Sünde (des Ungehorsams) als die erste Ursache des Todes. Und es ist der Tod darum zu allen Menschen hindurch gedrungen, weil sie alle gesündigt haben. Das erste (wahnsinnige) Irregehen der Menschenseele war in diese, mit ansteckender Gewalt, durch einen fremden, mächtigeren Wahnsinn übergetragen, und zu der Richtung des Ungehorsams hatte dieselbe die Kraft durch einen andren, schon entschiednen Ungehorsam einer furchtbar wirksamen, geistigen Natur empfangen. So gehet nun auch ferner, auf dem Wege der natürlichen Zeugung mit der jetzigen Leiblichkeit, zugleich jener mächtig abwärts ziehende Hang, jenes verführende Moment auf das Leben der Seele über, dessen Einfluß wir in einem späteren Abschnitte weiter betrachten wollen.

Die sichtbare Welt zeigt uns einige Bilder von lieblicher Natur, in welchen der Tod, seiner jetzigen Schrecknisse und Schauder entkleidet, bloß als schmerzlose Verwandlung erscheint, welche weder Verwesung noch Zerstörung kennet, und deren Geheimniß, statt von der Erstarrung des Todes, nur von einem erquickenden Schlafe umschattet ist. Die buntfarbige Raupe, des Geschäftes und der Bewegung unter den grünenden Blättern müde, webet sich selber das Bett der Wiege, schläfet kurze Zeit im Nachtgewand der Puppe und erwachet am Frühlingsmorgen, als höher vollendeter, des Lebens im neuen Elemente froher Schmetterling.

Hier gehet eine Verwandlung aus der einen Stufe des Lebens in die ungleich höhere, mit einer friedlichen Stille, wie das Aufwachsen der Knospe zum Stengel und zur Blüthe, wie das Gestalten der Blüthe zur Frucht vor sich. Es gleichet der Vorgang jenem einer chemischen Auflösung und Niederfällung zur neuen Form, mitten in dem umgebenden Element eines tropfbar Flüssigen, welches alle die einzelnen Theile der aufgelösten Stoffe umfasset und die

wechselseitige Bewegung des einen gegen den andren vermittelt, ohne daß irgend ein solcher Theil entweichen und von dem mütterlich umfangenden Element sich lossagen könnte. Wird die bergende Umhüllung des Wassers hinweggenommen, und eben jene Stoffe, in trockner Form, der Einwirkung des Feuers ausgesetzt, da vermag zwar auch dieses mächtige Princip Anziehungen der Elemente gegen einander zu wecken und hierdurch eine neue Gestaltung derselben vorzubereiten, aber dieser Weg zur neuen Gestaltung gehet öfters durch eine Auflösung und Verflüchtigung, welche die wandelnden Stoffe dem Auge entziehet, und welche einer völligen Zerstörung gleichet. Wir suchen dann etwa vergeblich nach der Stätte, wohin das scheinbar zerstörte Gebilde sich geflüchtet; unsichtbar geworden, in der unsichtbaren Luft, ist es in dieser, wir wissen nicht wohin? getragen. So scheint auch der jetzigen letzten Verwandlung alles Lebens, im Tode, das leibliche Zwischenglied zwischen den verschiedenen Zuständen, das Element, welches wie die süße Ruhe der Nacht, das Morgen mit dem Gestern verknüpfte, gewaltsam entzogen. Hienieden, in unsrer Region der schwereren Gestirne, da ist Sonne von Sonne, Planet von Planet durch weite Kluft geschieden; da jenseits aber, in der Region des leichteren, feineren Gestirnes, da wandelt, in nächster Nähe, Stern an Stern, und es vereint den einen mit dem andren eine gemeinsame, umhüllende Lichtatmosphäre oder ein Gürtel neblichter Art, der sich, beide umfassend, von einem zum andren erstrecket.

Das Diesseits und das Jenseits, das Leben in der Zeit und jenes in der Ewigkeit, sind denn durch eine dunkle Kluft der Schrecken von einander geschieden. Die Geschichte der Seele im engeren Sinne, der Seele, welche der Mensch mit dem Thiere gemein hat, lehrt uns keine Kraft kennen, die zum Kampfe mit dem Könige der Schrecken gerüstet,

mächtiger sey als der Tod. Gleich jenem Thor der Edda, vermögen auch die riesenhaftesten Gewalten des Lebens nichts gegen die alte Mutter des Uebels: gegen den Tod. Der Geist aber, welchen der Mensch aus Gott empfangen und empfängt, ist mächtiger als der Tod und seine Schrecken, und dieser siehet die Verwesung nicht. Wir wollen deßhalb an seinem Ort, in der Lehre vom Geiste, noch einen letzten Blick auf den Vorgang und die Geschichte der endlichen Verwandlung des Fleisches richten; einen Blick, der mitten in der Verwirrung des letzten Wehes und in seinem Dunkel den Faden einer Hoffnung aufzufinden strebet, welche ewig nicht zu Schanden werden lässet.

Erläuternde Bemerkungen. Schon nach Plato's Lehre erscheint zuweilen das Sinnliche als ein Mittel der Verwirklichung des Guten (Tim. 68), wiewohl er anderwärts (z. B. im Phädr. 64 u. a.) den Leib als ein hemmendes Band der aufwärts strebenden Seele betrachtet. Wie es das Christenthum war, welches zuerst den Völkern die rechte Achtung gegen das Weib gelehrt, welches geboten, dem schwächeren Geschlecht seine Ehre zu geben, und es zu lieben mit einer Liebe, welche ein Gleichniß sey der sich selber opfernden Liebe Gottes zu dem Menschen (Ephes. 5, 25); so ist es auch das Christenthum gewesen, welches zuerst die rechte, wahre Würdigung des Leibes lehrte (m. v. z. B. S. Basil. Caes. constit. monast. c. 2. ed. Paris. Opp. II. p. 542). Beide Arten der Beachtung, von welcher gerade die höhere, geistigere Ausbildung der eigenthümlichen Richtung des Heidenthums die Völker der alten Zeit, wie noch jetzt die des Orients am meisten entfremdet hatte, werden sogar in der heiligen Schrift als verwandt und zusammengehörig dargestellt (a. a. O. V. 28, 29 u. f.). Es wird der Leib ein Tempel Gottes genannt, ja ein Glied des Herrn der Herren selber (1 Cor. 6, 19, so wie 15), ein Gefäß, welches die Kraft Gottes durch und durch heiligen (1 Thess. 5, 25) und verklären (Phil. 3, 21) soll und wird. Der oben erwähnte Satz: Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes, findet sich trefflich ausgeführt in Oetingers biblischem und emblematischem Wörterbuch (neu herausgegeben von (Dr. Hamberger. Art. Leib). Andre Aussprüche, auf welche der Inhalt dieses §. sich begründete, sind 1 Cor. 15, 22—28. Ebr. 10, 5—10. — Die Fabel der Edda, auf welche hier oben hingedeutet wird, ist die von der Reise des Thor nach Utgard zur Burg des

Loke, wo der Tod oder die Vernichtung alles Endlichen dem Thor in Gestalt eines alten Weibes (der angeblichen Großmutter des Loke) entgegentritt und in übergewaltiger Kraft mit ihm ringt.

Das Schicksal der Seele im Tode.

§. 45.

Es kämpfen um den Leichnam jedes Menschen, wie um den Leichnam des Patroklos, Bewegungen von der widersprechendsten, unter sich selber feindseligsten Art; ein Schauder, welcher den Anblick zu entfernen, das bleiche Schreckensbild zu verhüllen oder zu zerstören gebeut, und das unwiderstehliche Gefühl einer wehmüthigen Anhänglichkeit, welches sich nicht überreden lässet, daß dieß nur das abgelegte, todte Gewand einer geliebten, geschiedenen Seele sey, sondern welches um Hektors theuren Leichnam weder das Opfer der Güter, noch die Gefahr des eignen Lebens scheut, weil es in diesem starren, todten Leibe Hektorn selber geehrt oder beschimpft, geliebt oder feindselig gehasset wähnt. Es ist dieses unerklärliche, unabweisbare Gefühl in uns, welches die arme, zerfallende Hütte, in der vorhin ein treues Leben gewohnt, so fest hält, daß es sich dieselbe nur unter tausendfältigem Schmerz und Thränen entreißen lässet, und daß es die geliebte Hülle niemals würde dahingeben, wenn nicht mit giftigen Pfeilen die Seuche und der unnahbare Aushauch der Verwesung die letzte Trennung geböten. Das unmäßige Wehe dieser Trennung suchet das laute Geschrei der Kläger und Klageweiber auszudrücken, und — als wäre die stumme Thräne noch kein hinreichendes Zeugniß des innren Jammers — es strömet der wilde Schmerz einiger Völker, neben der Thräne, aus selbstgeschlagenen Wunden, das lebende Blut aus. Durch künstliche Pflege suchet der Aegyptier den werthgeachteten Leichnam unzerstört den nachkommenden Jahrtausenden zu erhalten, und Crassus der Triumvir bauet der geliebten Cäcilia Metella, deren Asche,

wäre sie auch von der eignen, einst inwohnenden Seele verlassen, dennoch die Liebe des Gemahles nimmermehr verlassen kann, ein Ehrenhaus, welches ein noch jetzt lebendes Geschlecht mit Rührung betrachtet. Eine Liebe, welche nicht stirbt, weinet am Grabe der längst hingeschiedenen Mutter, als wohnete hier noch jene treue Sorge, mit welcher nur die eigne Mutter den elenden Pilgrim umfaßt und gepflegt; sie weinet noch, dort am Bache der Turteltauben, um die Geliebte der ersten Jugend, als wäre da in dem kalten Gebein noch ein fortdauerndes, näheres Band mit der Seele, welche das eigne Leben nur in dem anvertrauten fremden geliebt. War doch auch nicht bloß in dem dahingeworfenen Mantel des Elias, sondern in Elisa's Gebein eine Kraft, welche nur ein genaheter, da hindurchwirkender Geist dem einst von ihm belebten Gewebe wieder geben konnte.

So wird durch alle Zeiten und Völker ein Klagen und Weinen Rahels über ihren Todten vernommen, und in allen Menschen, von dem verwildertsten an bis zu dem hochgebildetsten, lebet ein Gefühl, das dem Menschenleichnam unwillkürlich ein Recht einräumt, welches nur der Seele zu gebühren scheint.

Ein Gefühl, so tief, so fest, so allgemein in der Natur des Menschen gewurzelt, kann nicht auf einer bloßen Selbsttäuschung beruhen, ihm muß etwas Wirkliches und Wahres zu Grunde liegen.

Und in der That, es lassen uns schon mehrere Züge aus der Geschichte des Scheintodes erkennen: daß die Seele noch einige Zeit, ja vielleicht noch lange nach dem Tode, mit dem starren Leichnam durch ein Band vereint sey, welches, auch wenn es nur dem Zuge des Heimwehes nach der so lange in Freud und Leid bewohnten Hütte, oder der lebhaften Erinnrung an dieselbe gleichet, dennoch stark genug seyn muß, um den todten Leib alsbald wieder zu einem

hörenden Ohre der Seele zu machen, wenn mit neubelebender Kraft jene Stimme ertönet, welche dem schon vier Tage im Grabe gelegenen, verwesenden Todten gebeut herauszukommen. Und siehe, der Todte kam, gebunden mit Grabtüchern. — Sind schon in dem Zuge des Heimwehes, nach der verlassenen Wohnstätte der ersten Jahre, in dem Zuge des lebhaften Erinnrens an ein fernes, theures Gut, Kräfte von wundervoller Art, so lange wir noch in diesem schwerbeweglichen Leibe wallen; welche Macht wird dann erst einem solchen Zuge in der gedankenschnellen und gedankenkräftigen Seele seyn, wenn dieselbe, des Leibes ledig, ganz das ist, was sie in der vorherrschenden, eigenthümlichen Kraft und Weise für sich und an sich selber zu seyn vermag (§. 26).

Es liegt jedoch in solchen Betrachtungen eine Gefahr der Selbsttäuschung für die forschende Seele, größer als jene für das leibliche Auge, wenn dieses in Zeiten der Nacht, denen nicht mehr das Licht der eigenen, näheren Sonne, sondern nur jenes der unermeßlich fernen Gestirne scheinet, über die, in einiger Ferne durchs Dunkel eilenden Gestalten und über ihr Bewegen urtheilen soll. Lassen wir uns nicht durch Scheingebilde der Nacht erschrecken, welche die Seele, aus dem undurchdringlichen Nebel, in welchem sie, auf dem Wege solcher Forschungen, nicht selten sich befangen siehet, sich selber geschaffen. Es hört schon im täglichen Schlafe, der nur ein schwaches Abbild des Todes ist, das Ohr nicht mehr die Stimme der in der Nähe des Lagers Redenden, oder die aus der Nachbarschaft kommenden Töne eines lieblichen Gesanges; das geschlossene Auge bemerkt nicht mehr, weder die Annäherung des längst ersehnten Freundes, noch auch der längst gefürchteten, drohenden Gefahr, und es weilet die Seele, vom Augenblicke des Einschlafens an, in dem eigenthümlichen, reichen Lande der Träume, welches, wie die Region des Seelenlebens selber,

in Beziehung auf den leiblichen Raum weder fern noch nahe genannt werden kann, sondern welches in und durch und über der sichtbaren Welt dahin gehet, wie das Licht durchs feste Glas, wie die Kraft des Magnetes zum Eisen durch die feste Marmorplatte, ohne durch jene sichtbare und der Schwere unterworfene Körperwelt begränzt und gehemmt, ja ohne von derselben berührt und bemerkt zu werden. Nimmt doch schon ein lähmendes Uebel oder eine Verletzung des Nerven unsrer Seele bald diesen, bald einen andren Theil des Leibes, ohne daß dieselbe aufhört in ihrer ganzen, eigenthümlichen Kraft Seele zu seyn wie vorhin. Eine Verletzung des Rückmarkes nimmt sogar die ganze, untre Hälfte des Leibes hinweg: in dieser ist eben so wenig Bewegung und Gefühl und Lebenswärme als in einem todten Leichnam, und dennoch hat dieser halbe Tod des äußern Menschen dem innren nichts an, dieser ist noch ungetheilt derselbe geblieben, wie dieß bei gänzlicher Lähmung aller äußeren Glieder zuletzt wenigstens noch der redende Mund oder die Sprache der Mienen bezeuget. Zwar jenes seltsame Ergänzungsgefühl, das die Seele noch in Beziehung auf solche Glieder besitzt, die der Leib verloren hat, das einer wirklichen Wahrnehmung gleichende Vorstellen von einer Zehe, die sich an einem schon längst abgenommenen Fuße findet, deutet wenigstens auf eine eben so nothwendige Wechselbeziehung der Seele mit dem Leibe hin, als die zwischen dem Leibe und seiner gewohnten Bekleidung ist; deutet darauf hin, daß die Seele, entblößt vom Leibe, eben so dringend einer allseitigen Wiederbekleidung mit einer ihr angemessenen Leiblichkeit bedürfen werde, als der nackte, frierende Körper einer Bedeckung durchs Gewand. Dennoch aber erscheint auch hierbei der Leib nur wie ein Kleid, nach dessen Ablegung die Seele noch ganz dieselbe bleibt, die sie *eigentlich* war.

Wird dann im Tode der im engeren Sinn sogenannte (sichtbare) Leib abgelegt, so wird dieses arme Gewand, an welchem nun die Verwesung naget, oder welches das zergliedernde Messer zerschneidet, eben so wenig von rückwirkender Kraft seyn, als das abgetragene Kleid, das ein muntrer Jüngling am Wege hinwirft. Dieses wird von den Motten zerfressen oder sein Gewebe von den Vögeln hinweggetragen; der Jüngling aber, ohne der Motten oder der Vögel zu gedenken, gehet rüstig seines Weges über Berg und Thal.

Dennoch, wie der verdauende Leib aus der Speise, deren todte verwesende Reste er hinwegstößt, einen Nahrungssaft zurückbehält, der zu neuem Fleische wird, so scheint sich die Seele (wie dieß selbst das vorhin erwähnte Ergänzungsgefühl in Beziehung auf verlorene Glieder beweiset) aus dem sterbenden, sichtbaren Leibe ein Etwas zurück zu behalten, welches ein unsichtbarer Leib genannt werden kann: ein Keim der Unsterblichkeit, in welchem eine reproducirende Kraft ruhet, welche zu ihrer Zeit das Verlorene wieder zu erzeugen und aus dem verwandelten Staube den sichtbaren Leib von neuem zu gestalten vermag.

Die Seele dann, von dem todten Leibe geschieden, finde sich alsbald in dem verwandten Element eines Seyns, welches mit unsrer Sichtbarkeit noch ungleich weniger in Wechselberührung stehet, als der Magnetismus des Eisens mit der Dichtigkeit der Marmorplatte; als die Bilder des Traumes mit der umgebenden Wirklichkeit, als der Somnambulismus mit den Personen und Dingen, welche außer dem Kreise seines Rapports liegen. Hier ist der selbstbewußte Geist mit jenen Nachklängen allein, welche er aus dem Leben des Leibes mit sich hinüber genommen hat. Diese Nachklänge bilden den Grund und die Aussicht des nach-

maligen, neuen Seyns. Es ging etwa ihr Zug mächtiger nach oben, und es ist hier ein geöffneter Ausgang: eine Aussicht, weit und frei und hehr. Oder jener Zug war mehr nach unten gerichtet, und es ist hier die Aussicht gehemmt, der Zugang zur niedren Welt der Sichtbarkeit auf ewig verschlossen; das heiße Sehnen, thränenlos, starret in eine dunkle Oede, welche ohne Wechsel immer dieselbe ist. Ueber diesen Zustand der Abgeschiednen, über das Seyn im Reiche der Schatten, läßt sich das Ahnden der Seele, schon in der Mythologie der alten Völker, vielfach klagend vernehmen. Siehe, der Abend kommt, die Taube der Felsen verbirgt das Haupt unter dem Fittig und ruhet schlummernd in ihrem Nest; der heiße Mittag kommt, und die Hindin der Wüste ruhet wiederkäuend im Schatten des Waldes. Aber bald nach dem Dunkel der Nacht kommt der Morgen, nach der Hitze der Mittagsstunden der kühle Abend, und die Taube fleugt fröhlich aus der Kluft hervor, die Hindin erhebt sich, von neuem zu weiden am Saume des Waldes. So entfleucht auch im Herbst dem Geräusch des fallenden Laubes der Kranich, er entfleucht auf Hoffnung; denn siehe bald kehrt der Frühling wieder und rufet den wandernden Vogel zurück zur Heimath. Der Zug der abgeschiednen Seele aber, herniederwärts nach der ersehnten Leiblichkeit und ihren Freuden, ist ohne Hoffnung; auf dieses Grauen der Nacht folget nicht alsbald der Morgen, auf dieses Starren des Winters nicht in wenig Tagen der warme Sommer. Siehe, ein scheinbar bewegtes Meer, wie am Gletscher der Alpen; aber die näher prüfenden Sinnen erkennen in den vermeinten Wogen das unbewegliche Eis, kalt wie das Anfühlen eines Todten. „Besser, so läßt jener alte Dichter den Schatten des Helden sagen, glückseliger ist auf Erden das Loos des ärmsten Taglöhners, denn hier im Lande der kraftlosen Schemen das Loos des Herrschers.“

Es erscheinet selbst in dem Buch der Verheißungen und der Hoffnung, ehe denn diese Hoffnung erfüllet war, das Reich der abgeschiednen Seelen, das Land der Schatten, grauenvoll und ohne nahen Trost. Daselbst ruhen die Müden an Kraft, denn es müssen dort aufhören die Gottlosen mit Toben. Da haben mit einander Frieden die Gefangenen und hören nicht die Stimme des Drängers; beide, Klein und Groß, Knecht und der von seinem Herrn freigelassen ist, sie sind da stille und haben Ruhe: mit den Königen und Rathsherren auf Erden, die sich das Wüste bauen, mit den Fürsten, die Gold haben, die ihre Häuser mit Silber füllen. Darum warten mit Ungeduld die Mühseligen und die so betrübten Herzens sind des Todes, sie freuen sich zum Jauchzen und sind fröhlich, daß sie das Grab bekommen. Aber siehe, wie der leise Schlummer des Krankenbettes, welcher keine Erquickung noch Kraft bringet, ist das Seyn im Lande der Finsterniß und des Dunkels, da der Mensch dereinst hingehet und kommt nicht wieder: das Seyn in dem Lande, das trüb und ohne Ordnung, und dessen hellster Schein gleich ist dem Dunkel unsrer Nächte. Es verstummet da, wie das tägliche Lied der Lerche in den nebelkalten Tagen des Vorwinters, das lobpreisende Jauchzen der Seele zu Gott, und die Stimme des Dankens wird nimmer gehört; denn diesen kraft- und leiblos Traurenden ist ferner nicht mehr das Freuen an Werk oder Kunst, an Vernunft oder Weisheit; des nun schmachvoll ohnmächtigen Königes, welcher in seiner Pracht dem Morgenstern geglichen, welcher in seinem Herzen gedachte: ich will in den Himmel steigen und meinen Stuhl über die Sterne Gottes erhöhen, ich will über den hohen Wolken fahren und gleich seyn dem Allerhöchsten: dieses Königes, der die Welt zittern, der den Erdboden zur Wüste machte, spotten die andren Schatten am meisten. Denn er vor allen liegt dahin geworfen wie

ein verachteter Zweig, wie ein Kleid der Erschlagenen, die mit dem Schwert erstochen sind; er lieget, da Maden sein Bette sind und Würmer seine Decke; seine Pracht ist heruntergefahren zur Hölle, das Geräusch der Harfen ist verstummt: der sich in und durch den vergänglichen Leib über Alle am höchsten gestellt, der ist nun, ohne diesen Leib, der Niedrigste und Armseligste geworden.

So wird selbst in den Schriften des alten Bundes das Fortleben des Menschen nach dem Tode als ein schein- und freudenloseres vorgestellt, denn das Fortleben des entlaubten Baumes im Winter. Wie der entseelte Leib, wenn nun die Verwesung mit ihrem Fittige ihn deckt und Fäulniß zu seinen Häupten schwebet, dem Lebenden ein grauenvoller Anblick, so ist der Gedanke an den Zustand der Entleibung der Seele ein Gedanke des Schreckens und der Furcht. Und mit Recht erbebet hier die Seele vor dem Rauschen der Bäche Belials, vor dem Anblick der Banden, aus denen keine Rettung erscheinet: denn es ist die Entleibung der Seele, es ist der Tod (schon nach §. 44) eine Folge und Strafe des Ungehorsams und der Sünde, und die Hand der Strafe ist schwer, ihr Dräuen ist gewaltig und mächtig, wie die Kraft Dessen, der das leibliche Leben gab. Was ist das denkende Haupt, wenn die Glieder des Leibes ihm genommen oder gelähmt sind; was könnte die Seele seyn ohne einen Leib, durch den sie das innre Bewegen kenntlich machet und durch den sie wirket. Wäre sie nicht, ganz von aller Leiblichkeit entblößet, kraftloser als das Sehnen einer am Tageslicht bald dahin sterbenden, unzeitigen Geburt, nach Nahrung und Bergung im Leibe der Mutter?

Aber wie sich schon im entlaubten Baum des Winters die Kraft der neuen, zukünftigen Belaubung und Beleibung im Frühling kund machet, so läßt uns die Lehre der alten Welt von der Seele und ihrem Schicksal nach dem Tode

immer zuversichtlicher, je näher die Zeit der Erfüllung gekommen, das Wort der Hoffnung hören: daß einst der Seele von neuem ein Leib werden, daß dieses verlassene Gebein von neuem solle durch Kraft des Geistes vom Lebenshauch durchdrungen und bewegt seyn. Diesem uralten Worte der Hoffnung wird es zugeschrieben, daß die Celten von keiner Todesfurcht gewußt. — „Ich weiß, so spricht jener alte Held und Sieger in den Kämpfen der Mühe und der Angst, ich weiß, daß mein Erlöser lebt und daß Er, der Sieger, über dem Staube stehet, und hernach wird diese meine Haut von neuem mich umgeben und werde aus meinem Fleische Gott sehen. Denselbigen werde ich mir sehen, und meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder." Und es saget der gottbegeisterte Mann, dessen Auge die Zukunft jenes Erretters aus den Banden des Todes, die Zukunft des von der Jungfrau Gebornen bis zum Tode der Schmach und der Ruhe im Grabe klar und hehr vorausgesehen, zu dem Volke, das sich auf Gott verläſſet, und hat Sein Heil zur Mauer und Wehr: „Deine Todten werden leben und mit dem Leichnam auferstehen. Wachet und rühmet ihr Bewohner des Staubes! Denn dein Thau ist ein Thau des grünen Feldes, und die Erde wirft ihre Todten aus." Und ein Seher der letzten Dinge verkündet: daß „Viele, so im Staube der Erde schlafen liegen, werden aufwachen; Etliche zum ewigen Leben, Etliche zur ewigen Schmach und Schande."

Endlich so sehen wir die stärkste, die fröhlichste Zuversicht der Erben des neuen Bundes; jene Zuversicht, welche in allen Gefahren Muth, in Kämpfen Kraft, in Leiden Trost gibt und Geduld, auf die Lehre von der Auferstehung der Todten gegründet: auf die Lehre von der einstmaligen neuen Ueberkleidung der Seele mit dem verklärten Leibe. Es ist der Eine, der Sieger am Staube, der Erstgeborne von den

Todten, „durch welchen die Auferstehung der Todten kommt, so wie einst durch einen Menschen der Tod gekommen. Denn gleichwie sie in Adam alle sterben, also werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden.“ Es ist dieses die Lehre, von welcher der Apostel saget: „ist Christus nicht auferstanden, so ist unsre Predigt vergeblich — — so ist euer Glaube eitel, so seyd ihr noch in in euren Sünden, so sind auch die, so in Christo entschlafen sind, verloren.“ Denn hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter allen Menschen, und dieser stete Kampf bis aufs Blut, dieses tägliche Sterben, dieses Treuseyn bis zum Tode, was hilft es uns dann? „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt.“ Diese Lehre denn, welche auch durch „die Taufe über den Todten“ als der feste Grund des Christenglaubens bezeugt wurde, redet allerdings von einer künftigen Entwicklung der Geschichte der Seele nach dem Tode, wobei auf die Bedeutung des so hinfällig erscheinenden Leibes (§. 44) abermals ein sehr erhebendes Licht fällt. Es war der Leib aus Erde gemacht, welchem Gott durch den Hauch seines Mundes die belebende Seele und den Geist gab, der Ihn erkannte, der mit Ihm redete. Es ist der ohne Aufhören fortlebende Geist, welchem einst der verklärte Leib, nun der Vergänglichkeit und dem Tode auf ewig enthoben, wieder werden wird.

Dieser Ausgang demnach, aus dem dunklen Lande da keine Ordnung ist, noch Kraft noch Kunst, in ein Land der Errettung, in ein seliges Seyn, voll Kraft und Trost, fällt nicht mehr in die Gränzen der Geschichte der Seele im engeren Sinne, sondern in die der Geschichte des Geistes. Wir werden deßhalb noch später zur Betrachtung jener hehren Lehre zurückkehren, nach welcher der innre Mensch mit einer Behausung, mit einem Leibe, der von oben ist, überkleidet, und hiermit das Sterbliche soll verschlungen

werden von dem Leben. Denn dieser neue Leib wird nicht durch ein Geschäft des Sichtbaren und Leiblichen, sondern des Geistigen geboren.

Es erscheinet uns, während des Lebens der Sichtbarkeit, der Vorgang der Verleiblichung (nach §. 44) als eine Unterwerfung der Seele unter das Gesetz einer höheren Ordnung, oder als ein Dienstbarwerden derselben für einen andren, fremden Willen. War es das Walten des Geistes, welches lebendig machet und frei, dem sich der Mensch bei Leibes Leben hingegeben und gelassen: wohlan! dieses Walten stirbt im Tode nicht, und dieser Zug der Liebe und Verleiblichung wird auch dann nicht ohne Erfüllung und innre Kraft seyn. Von dem was den Menschen erwartet, welcher bereits hienieden ein Leben des Geistes angezogen, hat der sterbende Sokrates, als nun die untergehende Sonne seines letzten Tages ins Gefängniß hereinblickte und der tödtliche Trank des Schierlings schon bereitet wurde, in der Weise eines Sehers gesprochen, dessen Auge das siehet was droben und was ewig ist. Das Leben der Mühen und des ungestillten Sehnens ist vergangen; siehe, ein Leben der geistigen Lust und der Liebe hat begonnen, ein Seyn dessen Sehnen von einer seligen Sättigung zur andren immer höher steiget. Hier sind die Räume, hier sind die Wohnstätten, gegen welche die verlassene Wohnstätte der Erde noch kaum so erscheinet, wie das dämmernde Grauen der Meerestiefe, zu dem reinen, klaren Himmel über einem grünenden Gebirge.

„Wie? ist das dieselbe Sonne, die mir geschienen, als ich noch im krankenden Leibe war? Wie ganz anders leuchtet diese höhere Klarheit, in welche das Auge ungeblendet schauet und deren Strahl ohne sengende Gluth ist. Bäume und Blumen des Paradieses, getränkt von der krystallenen Fluth der Lebensströme, wie war alles was auf Erden

grünete und blühte, gegen euch nur ein armer Schatten! Du Purpur und Lasur des durchsichtig edlen Gesteins, das hier Grund und Wand des Gebirges ist, wie matt waren gegen deinen Glanz die armen Splitter, mit denen das sterbliche Geschlecht als mit den köstlichsten Kleinodien sich schmücket. Speise des Lebens! welche nährende und heilende Kraft der Erde war der Deinen gleich."

„Selig das Auge, welches siehet was hier gesehen, selig das Ohr, welches höret, was hier vernommen wird, seliger aber noch ist das Herz, das da fühlet, was hier gefühlt wird. Siehe da ein Leben der Liebe der seligen Seelen, unter deren Gesellschaft sich öfters die Fremdlinge des höheren Heimes mischen. Dort vereinet ein himmlischer Bund jene Seligen, welche schon auf Erden nach Erkenntniß des Höchsten und Göttlichen gestrebt. Wie erkennt da das Auge, welchem ein Glanz der Ewigkeit aus Gott leuchtet, Alles so klar und deutlich, was es auf Erden nur in nächtlichem Grauen gesehen; wie fließet dann der Mund, himmlisch beredt, im Preise der ewigen Weisheit über, und die Sprache der Erde wird zu einem Liede der Ewigkeit. Du Liebe von oben, wie wird nun erkannt, daß alles das, was wir geliebt und gesucht, nur Du warest; wie selig verklärt ist da oben die Liebe der einen Seele zu der auf ewig gefundenen andren, weil sie es weiß, daß sie nur Liebe zu Dir ist."

„Aber dieß sind noch nicht die Stätten des ewigen Bleibens für die Seele, welche aus dem Geist geboren ist. Du Schwinge des Sehnens, welches von einer Ruhe, die Gott dir gab, zur andren immer stärker geworden, du zeuchst die klärer und freier werdende Seele immer höher hinan zu dem Abgrunde des seligen Seyns, aus welchem der Strom des Lebens hervorquillt. Näher an dem irdischen Seyn

trug die Welt, in welche die vom Leibe geschiedene Seele sich aufschwang, noch das Bild und die (wenn auch verklärtere) Farbe der verlassenen Wohnstätte des Irdischen; es war hier annoch, wie um den Wanderer, welcher der aufgehenden Sonne unter dem Laub- und Blüthendach des Waldes entgegentritt, ein Spiel und Wechseln der Lichter und Schatten. Höher hinan zum Aufgang aus der Höhe, siehe! da wird das Besuchen der hehren Mächte von oben häufiger und näher, die Liebe ergeußt immer reichere und höhere Seligkeiten in die anbetende Seele. Aber auch du, du Bund der himmlischen Geister, welche an den Strahlen der ewigen Weisheit, die nach der Sichtbarkeit hinabfallen, sich erfreuten; du Bund eines Erkennens, das ohne Irrthum ist, du bist es noch nicht, in welchem das von Gott gezogene Sehnen sein ewiges Ruhen findet. Höher hinan denn, du Sehnen! es ist annoch über diesem Allen jene Liebe, welche dich von Ewigkeit geliebt, jene ewige Weisheit, welche dich zum Seyn bereitet und an Mutterhänden geführt, auf Adlersfittigen getragen hat, in den Tagen deines Fleisches; gehe herein zu den Thoren der Ewigkeit. Ja, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, was in keines Menschen Herz gekommen, das ist hernach bereitet denen, welche Ihn lieben."

Mit solchen Worten und Farben beschreibet schon die Ahndung eines sterbenden Weisen, welcher, ohne ihn zu kennen, nach dem Trost der Völker sich gesehnt, noch mehr aber die Ahndung eines Solchen, welcher den Trost der Völker kannte und im Herzen trug, das Seyn der Seele, in welcher bereits hienieden das Walten des Geistes und der rechte Zug der Liebe zu Gott begonnen, wenn sie den sterbenden Leib verlassen hat. Diesem himmlischen Zuge gegenüber findet sich aber häufiger noch in der am Staube hangenden Seele ein Walten des Fleisches, welches, scheinbar

in eigner Kraft bewegt, wie der fallende Stein, den der Zug der Schwere hinab zum Abgrunde reißet, von der höheren Ordnung des Geistigen sich lossagt. Dieses Walten gleicht der wechselseitigen Zusammengesellung der wägbaren Elemente eines todten Leibes oder abgestorbenen Gliedes, nicht mehr nach dem Gesetze des Lebens, sondern nach dem Gesetze einer niedreren, körperlichen Wahlverwandtschaft: es gleichet einem Vorgange der Verwesung bei Leibes Leben. Wenn der Mensch hienieden sich jenem Zuge nach unten hingegeben, dann siehet sich die Seele — im Lande da keine Ordnung ist (Hiob 10, 22) — der Unterwürfigkeit unter ein höheres Gesetz, mit der Leiblichkeit zugleich entbunden; sie wird aber hierbei auch erfahren, was ein Leben sey, von welchem das Walten der höheren Ordnung sich geschieden. Denn nur aus diesem kommt Kraft und Freude und Befriedigung, von ihm hinweggerückt, wie im Nerven, von welchem das zu ihm gehörige Glied hinweggerissen worden, empfindet die Seele Schmerz und Ohnmacht und nagendes Sehnen.

Jene dienende Seele in der Lehre der alten Cabbalisten: Nephesch genannt, welche noch bei dem verwesenden Leibe weilet, wenn der Ruach zum Paradiese, Neschamah zur Nähe des göttlichen Ursprunges sich erhoben, ist der noch fortwährende Zug der abgeschiednen Seele nach der verlassenen Leiblichkeit hin. Es wird dieser Zug bei einigen Seelen dem Gefühle gleichen, welches einen innerlich gesunden Menschen ergreifet, wenn er, erquickt und gesättiget vom Mahle, Worte des dankenden Gebetes zu Gott spricht; bei Vielen aber den Gefühlen des peinigenden Hungers und des quälenden Durstes, welches ein Mensch, der die stärkende Speise nur sahe, zugleich aber versäumte sie zu genießen, beim Hinwegnehmen des Mahles auf immer empfindet. Denn nur das wird ein Eigenthum des innren und ewigen Menschen und gehet mit diesem hinüber, was

während der Kämpfe des Lebens in die Natur des Geistigen verklärt und verwandelt worden.

Ob der Menschenseele, wenn sie vom sichtbaren Leibe geschieden, noch irgend eine Macht bleibe, den andren Seelen, welche annoch im Leibe leben, sich mitzutheilen: darüber vermag die Wissenschaft nichts zu sagen. Gewiß ist, daß die Seelen, sie seyen in dem Leibe oder außer diesem, ohne Aufhören in der Kraft Dessen verbunden bleiben, welcher über das Leben der Sichtbarkeit, wie über jenes des unsichtbaren Wesens, gleiche Macht und Gewalt hat. Es ist das gemeinsame Ziel einer ewigen, unwandelbaren Liebe, an welchem sich die Seelen, welche diese Liebe annoch in einem gebrechlichen, vergänglichen Gefäß tragen, und jene, welche die Hülle abgelegt, täglich und stündlich begegnen und in Kraft und Wahrheit sich vereinen.

Erläuternde Bemerkungen. Mehreres, mit dem Inhalt des vorstehenden §. in Beziehung Stehende findet sich schon in den Bemerk. zum §. 43. — In Beziehung auf die Beachtung und feierliche Bestattung des todten Menschenleibes: des Saatkornes der Ewigkeit, hat das natürliche, dem Menschen inwohnende Gefühl von den ältesten Zeiten an bis auf die unsrigen, immer dieselbe Sprache gesprochen. Abraham (1 Mos. 23) erwirbt auf feierliche Weise die Ruhestätte für Sarahs Leichnam zu einem beständigen Eigenthum von den Kindern Heth. Daselbst, bei Abrahams und Sarahs, Isaaks und Rebekka's so wie Lea's Leichnam will Jacob begraben seyn (1 Mos. 49, 29), dort im Lande der Verheißung wird auch, nachdem er lange im Lande der Fremdlingschaft auf Hoffnung aufbehalten worden, Josephs Leichnam beigesetzt 1 Mos. 50, 25; Jos. 24, 32). — Es ist des Elpenors Sehnen (Hom. Odyss. XI) als irrender Schatten, so wie der Wunsch der Seele des Archytas*(Horat. Od. I, 28), auf die Bestattung des noch unbeerdigten Leibes gerichtet. Die hingeschiedne Seele stehet nach der Meinung des Alterthums noch in so naher Beziehung zu dem abgelegten Leibe, daß sie nicht bloß noch als ein mit diesem Verschwistertes betrachtet wird (Virg. Aen. IV, 34 e. al. II), sondern daß eigentlich die Seele zunächst und zumeist durch die Bestattung ihres todten Leibes geehrt wird (Lucan. IX: Cineresque in litore

fusos colligite, atque unam sparsis date Manibus urnam; Servius ad Aen. III: Animamque, sepulcro condimus). Die Seele sollte nach der Lehre der Pythagoräer noch einige Zeit nach dem Tode in der Nähe der Grabesstätte verweilen; und als ein Hirt dem Eurytos erzählte, daß die Stimme des Philolaus bei dem Grabe ihres Leichnams sich hören ließe, fragte Eurytos bloß, welche Harmonie jene Seele singe? (Jamblich. vit. Pythag. 139, 148.) Doch sollten nach derselben Lehre die Seelen der Gottlosen (bald hernach) im Tartaros wohnen, wo der Donner sie schrecke (Aristot. anal. post. II, 11). — Nach der Lehre der älteren Rabbinen, welche unfehlbar hierbei 1 Sam. 28 vor Augen hatte, kann die Seele eines noch nicht über ein Jahr Verstorbenen zurückgerufen werden; der Beschwörer sieht dann dieselbe, hört sie aber nicht; der, welcher sie fragt, hört sie, sieht sie aber nicht. — Es umschweben nach Plato (Phaed. 80, e; 113, 114; Gorg. 523, c) nur solche Seelen, welche, in der leiblichen Lust befangen, das geistige Wesen des Erkennens haßten, die Grabstätte ihres Leibes, denn jede niedrig sinnliche Lust nagle die Seele wie ein Nagel an die Leiblichkeit an und mache sie körperartig (Phaed. 83, d). Dagegen erhüben sich die Seelen der Bessern zu der ihnen angemesseneren siderischen Sphäre, oder, wenn sie schon hienieden zum reinen Erkennen hindurchgedrungen seyen, erhüben sie sich zu einem rein geistigen Leben bei Gott, wo ihrer das Anschauen des Wahren wartet (Tim. 42; Phaed. II. all.). — Zuweilen finden wir auch in Plato's Schriften eine deutliche Erwähnung der, wie uns Sextus Empiricus (contradit. L. IX, 66) versichert, zur Kunde aller Menschen gelangten Lehre von einem Hades (Crat. 54 u. 403; Phaedr. 257, a; Gorg. 526; de rep. II, 303; X, 608; de leg. XI, 959). Jene Beschreibung der Wohnstätten der seligeren Seelen, welche in ihrer Uebereinstimmung mit späteren, christlichen Lehren oben im §. gegeben worden, bezieht sich auf Plato's Phädon. 108 seqq.

Die φιλοσοφούμενα, welche dem Origenes zugeschrieben werden, behaupten, daß Aristoteles gelehrt habe, die Seele bleibe zwar nach dem Tode noch, sie verlösche aber im 5ten Körper. Vielleicht in Rücksicht auf solche Lehren wurden von den Vätern der Kirche ἀθανασία und διαμονὴ oder ἐπιδιαμονὴ unterschieden, und Athenagoras umschreibt die erstere als τὴν ἐς ἀεὶ διαμονὴν (m. v. Huet. in Not. ad Orig. in Matth. T. XII, ed. Par. Vol. III. 811).

Die Seele, des Leibes entledigt, wenn sie hienieden das Göttliche erkannte, wird ewiger Wonne genießen; hat sie sich aber mit dem Leiblichen belastet, so bleibt sie am Boden haften (Phil. de Gigant. 288, ed. Mang. I, 267.)

Als Ergänzung zu den bei §. 39 angeführten Stellen des Origenes fügen wir hier noch einige Aeußerungen jenes Kirchenvaters über das Schicksal der Seele nach dem Tode an:

Die Seele wird nach dem Tode mit einem Leibe überkleidet, welcher ihrem vorherigen, irdischen Leibe ähnlich ist und behält diesen bis zur Auferstehung (Origen. Fragm. de resurrect. ed. Par. Opp. I, p. 35). Der künftige, verklärte Leib wird vielleicht den ätherischen und himmlischen Dingen gleich seyn (id. de princ. L. I, c. VI, 4, ed. Par. I, 71). — Nach einem Fragment, angeblich des Origenes, welches Hieronymus anführt, nehmen selbst die geistigen Wesen einen Leib an, wenn sie desselben bedürfen, aber ihre Verleiblichung ist immer ein Hinabsinken zum Unvollkommneren, das Wiederablegen desselben ist ein Wiederemporsteigen (Orig. Opp. I, 194). — „Nicht bloß Christen und Juden, sondern auch Griechen und Barbaren glauben, daß die Seele nach ihrer Trennung vom Leibe fortlebe. Die bessere, nicht schuldbelastete Seele schwingt sich dann da hinauf, wo die Region der reineren und ätherischen Körper ist; die bösen, von ihren Sünden zum Boden gezognen Seelen, unfähig zu athmen, schweifen und irren da und dort umher, einige um die Gräber, wo man Seelen als Schattenbilder gesehen hat, andre um irgend andre irdische Körper. „Was mögen das für Geister seyn, welche ganze Jahrhunderte an gewisse Orte oder Gebäude wie fest gebannt bleiben, sey es durch Zauberkraft oder allein durch ihre Laster? In der That, die Vernunft gebietet uns jene Geister für böse zu halten, welche die an sich indifferente (μέση τυγχανούση) Wahrsagekraft zum Betrug der Menschen und zur Abführung derselben von Gott mißbrauchen. Für dergleichen muß man auch jene halten, welche ihre (Schatten-) Leiber mit dem Geruch des Blutes und dem Dampf der Opfer zu ernähren suchen und daher bei diesen — an ihnen sich ergötzend — zugegen sind, als ob sie mit denselben ihr Leben zu erhalten suchten" (contr. Cels. L. VII, Opp. Vol. I, 696, 697). — Nach einer andern Aeußerung des Origenes bleiben die Heiligen, wenn sie aus diesem Leben scheiden, einige Zeit an einer innren Stätte der Erde, welche die heilige Schrift das Paradies nennet, wie an einem Unterrichtsorte oder in einer Schule der abgeschiednen Seelen, wo dieselben über alles das, was sie auf Erden sahen, weiter belehrt werden, und wo ihnen das, was künftig ist, deutlicher enthüllt wird. Wer hienieden reineren Herzens und im geistigen Erkennen geübter war, der wird dann schneller vorwärts kommen: empor zu den Reichen des Himmels, hindurch durch die einzelnen Bleibestätten (Mansionen), welche die Griechen Sphären heißen, die heilige Schrift aber die Himmel nennt. Ueberall in diesen Stätten des seligen Bleibens wird sie anschauen, was da

geschieht, und den Grund des Geschehenen erkennen; sie wird Ihm folgen, der die Himmel durchwandelt hat: Jesu Christo. Auf jene mehrfachen Stätten beziehen sich die Worte Jesu: in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen (Orig. de princ. L. II. c. 7, Opp. I, p. 106; m. v. hiermit Thomas Bromley a. a. O.). — Auch die Seelen der schlafenden Heiligen beten sammt den Engeln mit der Gemeinde der Betenden und mit dem Priester (id. de Oration. 11, Opp. I, 213). Schon nach Philo de execrat. 937, ed. Mang. II, 436, sollte das Gebet der abgeschiednen Seelen der Frommen für die hinterbliebenen Söhne und Töchter von Wirksamkeit seyn. —

Wir gehen nun zu einigen andern, zum Inhalte des vorstehenden §. gehörigen Bemerkungen über.

Die Sitte des lauten Heulens und Klagens um eben Verstorbene, durch eigens hierzu bestellte Kläger und Klageweiber, findet sich noch jetzt in den Morgenländern (m. v. unter andern Steph. Schulz Leit. d. Höchst. auf d. Reisen d. Europa, Asien und Afrika. B. IV, S. 326); die Sitte des Zersetzens und Verstümmelns der Glieder, als Zeichen der Trauer um geliebte Verstorbene, vor wenig Jahren noch ganz besonders unter den (nun christlichen) Südseeinsulanern herrschend, haben viele heidnische, verwilderte Völker namentlich der andren Halbkugel beibehalten. Das Ehrendenkmal der Cäcilia Metella, auf welches oben im §. hingedeutet worden, findet sich bei Rom auf der Via Appia, und ist seiner Verzierungen wegen Capo di bove genannt. Es ist eine Rotonda, auf viereckten Piedestal erbaut, und zwar aus so mächtig dicken Werkstücken, daß es wie eine solide Felsenmasse anzusehen ist, in deren Innrem nur für eine kleine Kammer Raum blieb, worin man unter Paul III den marmornen Sarkophag, der einst die Reste der geliebten Cäcilia enthielt, auffand. Diese gewaltig massive Bauart hat jenes Denkmal, dem Willen des Erbauers gemäß, so lange vor dem Untergang gesichert, obgleich es mehrmalen im Krieg von Belagerten und Belagerern als kleines Fort benutzt worden. Die Inschrift sagt uns, daß Crassus der Triumvir es seiner Gemahlin Cäcilia Metella, der Tochter des Quintus Creticus, erbaute (etwa im Jahre 60 vor Chr.). — Auf bemerkenswerthe Weise schließt sich das, was im vorstehenden §. über Scheintod gesagt worden, an eine Vorstellung der alten Parsen an, nach welcher die Seelen am ersten Tage nach dem Tode kraftlos, an dem Orte, da der Leib starb, hin und her schwanken, am andern Tage in der Zadmarg oder Leichenkammer sich aufhalten, am dritten aber (an dem Tage, wo nach §. 23 die meisten Scheintodten erwachten, mit dem Leichnam sich nach dem Dakhme oder Kirchhof begeben sollten, in der Hoffnung, ob sie sich vielleicht wieder mit dem Körper vereinigen könnten. Wenn

dann dieses Hoffen sich vergeblich gezeigt, gelangen sie am vierten zur Brücke Tschine-vad, da Mithra und Raschne-rast sie prüfen und richten. (M. v. Kleukers Zend-Avesta II, S. 337; III, 250 u. f.) — Die Lehre von den „feiner-materiellen, unsichtbaren Principien" oder dem „Nervenäther," welche die Seele beim Tod mit sich aus dem Leibe nehmen und damit sich als mit einem Leibe überkleiden sollte, ist schon alt. Jener stellvertretende Leib ist unter Andrem das Gewand, welches, nach der Vorstellung der alten Rabbinen, die Seele umhüllt, wenn sie der Zug der alten Gewohnheit nach dem verlassenen Körper hinführt. Mennasseh de resurrectione L. XI, c, 6, p. 171 bei Flügge a. a. O. M. v. J. Fr. v. Meyers Hades, Frankf. a. M.; Salzmann: was ist Tod, Todtenbehältniß und Errettung vom Tode (Straßburg bei Silbermann.) — Die Stellen der Schrift, auf welche sich der Inhalt des vorstehenden §. bezieht, sind: Hiob III, 13—21; VII, 9; XVI, 22 (m. v. Aeschyl. Agamemn. 1026). Ferner Hiob X, 18; Ps. VI, 6; Jesai. XXXVIII, 18; Pred. IX, 10; Jesai. XIV, 9. — Nach der Auferstehungslehre der alten Parsen wird das Schicksal der Seele nach dem Tode so beschrieben: in der ersten und zweiten Nacht nach dem Tode weilt die Seele des Gerechten neben dem Haupte des Leichnams und genießt hier schon einen Vorschmack des ewigen Friedens. In der dritten Nacht athmet sie schon den lieblichen Duft der Lebensbäume, erhebt sich in diesem Duft jugendlich schön und glänzend, und gelangt nun erst zur Stätte des reinen Gedankens, dann zu dem des reinen Wortes, zu dem der reinen That, endlich zum Urlicht. Die Seele des Bösen dagegen nagt die beiden ersten Nächte nach dem Tode schon im Vorgefühl aller künftigen Qualen am Gürtel des Leichnams, entzündet sich dann in fauligen Dünsten, und gelangt ebenfalls durch vier Stufen zur Urfinsterniß, da Moder und Verwesung ihre Speise sind. (Zend-Avesta Th. 1, S. XXXII.) Beiderlei Seelen gelangen jedoch erst (m. v. oben) zur Brücke Tschine-vad, wo ihre Handlungen abgewogen und ihr Loos bis zum Tage der Auferstehung entschieden wird. — Außer den himmlisch seligen oder infernalisch unseligen Aufenthaltsörtern wird auch noch in den Schriften der Parsen der Hamestan genannt, dahin jene unentschiednen Seelen kommen, deren gute und böse Thaten fast im Gleichgewicht stehen. Dieser Ort ist zwischen Himmel und Hölle, Hitze und Kälte sind da gleich, jede Sünde hat ihre bestimmte Büßung und Strafe, doch hat Ahriman keinen Zugang. — Endlich dann, wenn die 12,000 Weltenjahre verflossen sind, in deren letzten 3000 das Böse in der Sichtbarkeit vorherrschen soll, dann wird Sosiosch die Todten erwecken. Der Mensch soll wieder neu und sichtbar auf Erden leben: die Genien und Elemente geben die Theile des Leibes

zurück, welche sie bewahrten, ein Sonnenstrahl gibt ihnen das Licht zurück, der heilige Saft des Homs und Hezeiosches Milch, geben die Kraft der ewigen Fortdauer. Aller Welt Wesen sind mit den Menschen auf Erden versammelt, es wird erkannt wer gut, wer bös war, und der Böse sagt zum Gerechten, der etwa auf Erden sein Freund war: Ach warum hast du mich auf Erden, da ich doch dein Freund war, nicht gelehrt, mit Reinigkeit zu handeln? warum nicht zum Guten geleitet? — Hierauf wird Sosiosch die auferstandnen Todten richten, die Frommen zu ewig seligen Freuden erheben, die Gottlosen zur Qual der Hölle verdammen, wodurch sie jedoch endlich gereinigt und geläutert werden sollen, und zuletzt dann eine Wiederbringung aller Dinge eintritt, ähnlich jener des Theopompus, davon wir bei Plutarch (Lib. de Isid. et Osir.) und bei Diogenes Laërtius lesen. Ueber die Lehren der verschiednen Völker, das Schicksal der Seele nach dem Tode betreffend, vergl. m. das schon angeführte Werk von Ch. W. Flügge: Gesch. des Glaubens an Unsterblichkeit, Auferstehung, Gericht und Vergeltung. 4 Bände. Leipz. 1794—1800: die Auferstehungslehre bei den Rabbinen ebendaselbst I, S. 221. — Stellen der Schrift, auf welche sich hierbei noch im §. bezogen wurde, sind: Hiob XIX, 25; Jesai. XXVI, 19; Ezech. XXVII, 5—10; Daniel XII, 1—3. Aus den vielen in älterer und neuerer Zeit bekannt gewordenen Thatsachen, welche für die am Ende des §. erwähnte Macht der abgeschiednen Seele, andren noch im Leibe lebenden Seelen sich mitzutheilen, Zeugniß geben, wollen wir hier nur die neuerlich im Monthly Review (1830, p. 229) erwähnte zum Beispiel wählen. Lord Byron erzählt sie, der sie unmittelbar aus dem Munde des Capitäns Kidd selber vernahm. Dieser, der Capitän Kidd, schlief einst bei Nacht in seiner Hängematte, da erweckt ihn ein Gefühl, als ob etwas Schweres auf ihm läge. Er öffnet die Augen, und es däucht ihm, er sähe bei dem schwachen Licht, das die Cajüte erhellte, die Gestalt seines Bruders, der damals als Seeofficier in Ostindien war, gekleidet in seine gewöhnliche Uniform, quer übers Bett liegen. Er hält dieß für eine leere Einbildung, schließt die Augen und bemüht sich wieder einzuschlafen. Aber der Druck auf seinen Körper dauert fort, und so oft er aufblickt, sieht er die nämliche Gestalt quer übers Bett gelehnt. Er streckt die Hand darnach aus, berührt sie und hat das Gefühl, als sey die Uniform ganz naß. Erschrocken ruft er jetzt einen seiner Mitofficiere zu Hülfe, und sobald dieser hereintritt, verschwindet die Erscheinung. Wenige Monate nachher erhält Kidd die Trauerpost, daß in derselben Nacht, in welcher er die Erscheinung hatte, sein Bruder im indischen Meer ertrunken sey. M. v. auch die im Juniusheft (1830) desselben Journals er-

zählten Geschichten von ähnlicher Art und Inhalt. Unter den seltsamen Sagen des Alterthums über Seelen, welche sich lange nach ihrem Tode sollten wieder sichtbar gemacht haben, vergl. m. u. a. die bei Herodot (IV, 14, 15) über den Aristeas, der das eine Mal 7 Jahre nach seinem Tode, ein anders Mal nach 340jährigem Ausbleiben wieder erschienen seyn sollte.

Unterschied der Seele des Menschen von der Seele des Thieres.

§. 46.

Die Verschiedenheit des leiblichen Menschen, im äußeren Bau und an Kräften, von dem Thiere, beruhet, so sahen wir oben (im §. 24), hauptsächlich in der aufrechten Stellung und in der großen Beweglichkeit der Sprachorgane. Der Mensch allein, unter allen Lebendigen unsrer Sichtbarkeit, ist durch Gestalt und Zusammenfügung seiner Glieder, von der Fußsohle bis zum Scheitel, befähiget, den ganzen Leib (nicht bloß wie das Roß oder der Vogel durch Zurückbeugung des Halses den Kopf) in eine nach oben gekehrte Richtung zu bringen und in dieser ihn zu bewegen. Die Augen sind hierbei nach vornen gestellt, nicht wie bei den meisten Thieren nach beiden Seiten hin; nur die Füße sind beim Stehen und Gehen an die Berührung des Bodens gebunden, der ganze obere Leib mit seinen Armen und ihren der künstlichsten Bewegung fähigen Händen, erhebt sich, in vollkommener Unabhängigkeit und Freiheit, und vermag zu gleicher Zeit, während welcher die Füße am Boden hinschreiten, die Geschäfte des mannichfachen, dem Menschen gegebenen Berufes zu vollbringen und das ruhige Wort der Rede auszusprechen.

So ist auch in der Seele des Menschen ein Element, welches diese frei und hehr über das nach unten gerichtete Treiben und Begehren der thierischen Natur erhebt, ihr Kraft gibt, über den Zug der Sinnlichkeit zu herrschen: die Kraft des freien Willens, welche, vor allen athmenden Wesen

der Erde, nur der Mensch hat. Dieses Element der innren Menschennatur ist der Geist (nach Abschn. IV.). Der Geist auch ist es allein, welcher der Menschenseele ein andres Vorrecht vor der Seele des Thieres und ihren Kräften gibt: das Vorrecht des Wortes, oder der eigentlichen Sprache, deren Wurzel und Anfang hinübergehet in ein Reich des Unsichtbaren und Ewigen. Eine Erwägung dieses Anfanges der Sprache wird uns einen schicklichen Uebergang zu der Lehre vom Geist des Menschen gewähren, und möge deßhalb hier den Schluß unserer Betrachtungen über die Seele des Menschen im engeren Sinne bilden.

Zuvörderst wollen wir uns hier an das eigentliche im Kreise des Seelenlebens gelegene Urelement der thierischen Stimme sowie der Sprache erinnern, dessen Eigenschaften wir oben im §. 36 betrachteten. Jenes psychische Urelement erhebt sich, so sahen wir dort, bei seiner stufenweisen Entwicklung aus dem engeren Kreise der Seelenstimmung oder des Gemeingefühles zu den höheren Kreisen des Mitgefühles mit andern Seelen, ja mit der Gesammtheit der umgebenden Natur; auf seiner höchsten Stufe aber zu dem Mitfühlen und Mitwissen mit einem göttlichen Wissen: zum Gewissen.

Wie sich ohne Zuthun unsres Willens, wenn unser Körper in Gefahr geräth zu fallen, alle die Muskeln desselben in Bewegung setzen, welche das Gleichgewicht wieder herzustellen und den Fall zu verhindern vermögen, wie der Mund des Säuglings von bewußtlosem Drange bewegt, die Mutterbrust erfasset und zum Geschäft des Saugens sich anschickt, so unwillkürlich stößt die Brust des Thieres wie des Menschen Töne der Furcht, des Schreckens, des Schmerzens wie der Lust aus; das Gemeingefühl des thierischen Organismus, in jeder Form der einzelnen Seelenstimmungen, hat seine eignen hörbaren, oder in Gebärden sich kund gebenden Ausdrücke.

Von höherer Form ist schon die Sprache des Mitgefühles. Sie bezieht sich zunächst auf den Verkehr des einen lebenden Wesens mit dem andern, im weitern Kreise mit einer ganzen Welt der Mitlebenden. Jene Töne, durch welche die mütterliche Henne ihre Jungen lockt oder warnt, sind eine Sprache des Mitgefühles. Unwiderstehlich ist der Drang der Seele zu dieser Sprache oder zur Mittheilung der eignen Gefühle an andre Seelen, unwiderstehlich wie der Trieb zur Bewegung, zum Zugreifen und Festhalten in dem Arm und in der Hand des Kindes, wenn dieselbe aus den hemmenden Binden mit Gewalt sich hervorarbeitet. Die innre Stimme gibt sich hierbei am Menschen wie am vollkommneren Thiere durch die Anregung der äußren hörbaren kund. Laura Bridgman, das blinde und taube Kind, drückte unwillkürlich die Gedanken an irgend eine ihr befreundete Person, das theilnehmende Gefühl für diese durch unterscheidbare Töne ihrer Stimme aus (nach S. 368).

Wir gehen aber noch einen Schritt weiter. Das innre Stimm- und Sprachorgan unsrer Seele: das Mitgefühl, erhebt sich nicht nur als Ahndungsvermögen zu einer lebendigen Mitbewegung mit den unsichtbar und sichtbar waltenden Bewegungen der Außenwelt, sondern in der Natur des Menschen zu dem Theilhaben an einem geistigen, an einem göttlichen Seyn und Erkennen. Die Form, in welcher dieser höchste Aufschwung des Mitgefühles der Menschennatur sich offenbaret, ist die Sprache der Gedanken: die eigentliche Wortsprache.

Eine unwillkürliche Regung des Mitgefühles ist es, welche der liebenden Mutter, wenn sie mit dem Säuglinge spricht, der sie anlächelt, andre Töne und Worte eingibt, als sie in gewöhnlichem Gespräch mit Erwachsnen vernehmen lässet; das Kind versteht diese Sprache und erwacht allmählich zum

Mitsprechen. Eine andre Sprache als die gewöhnliche ist auch die des Liebenden mit dem Geliebten.

Es ist ein tief in der Menschennatur liegendes Sehnen, das Ahnden einer ihr überall nahen, sie ohne Aufhören anregenden Welt des Geistigen und Göttlichen, was den Drang zum Mitgespräch mit dieser in Werken und Thaten der Liebe sich aussprechenden Region des Göttlichen anregt. In welch unwiderstehlicher Weise dieser Drang sich äußere und durch alle Hemmungen sich hindurchzuringen strebe, lehrt uns die im §. 36 beschriebene geistige Entwicklungsgeschichte der Laura Bridgman. Wie in der Pflanze der Trieb zum Wachsen und Blühen, im Thier zum Bewegen der Glieder, so wesentlich, so nothwendig liegt in der Seele des Menschen der Drang zur Aeußerung einer von innen sie bewegenden Kraft des Selbstbewußtseyns und der Ahndung des Göttlichen: der Drang zum Aussprechen des gedankenvollen Wortes. Nach diesen vorbereitenden Andeutungen gehen wir zur Entwicklung der Lehre von dem Entstehen der Sprache selber über.

Die Zustände des Licht- und Leichtwerdens der Seele beim sogenannten Hellsehen wirken, so sahen wir oben im §. 26, zunächst auf Veredlung und Erhebung der Sprache. Dieß thun aber jene Zustände nicht allein, sondern alles was die Seele in ihrer eigenthümlichsten Kraft und Natur aufregt und stärkt, das weckt und entwickelt die Sprache. Die alte chaldäische und arabische Uebersetzung der heiligen Schrift gibt die Stelle: Genes. 2, 7: also ward der Mensch eine lebendige Seele (נֶפֶשׁ חַיָּה) durch: also ward der Mensch eine redende Seele, ein sprechender Geist (רוּחַ מְמַלְּלָה); denn wie das Athmen beim Leibe, so ist das Geschäft des Wortes, die Sprache, bei der Seele des Menschen das eigenthümlichste Zeichen des Lebens; dieselbe ist kräftiger und ein-

fältiger, oder unmächtiger und unwirksamer, je nachdem das innre Leben stärker oder schwächer flammt.

Das Rollen der losgerissenen Felsenmassen nach der Tiefe, der Sturz des Wassers vom Gebirg herunter, das Aufwallen der aus ihren Fesseln entlassenen unterirdischen Elemente, bei vulcanischen Ausbrüchen und Erdbeben, werden nur als ein Hall, als ein dumpfer Donner vernommen; denn diese ganze Region der gröberen Körperlichkeit vermag aus eigner Kraft keinen eigentlichen Ton, sondern nur Laute hervorzubringen. Die atmosphärische Luft aber ist unter gewissen Umständen und an manchen Orten, wenn elektrische Kräfte mächtig sie ergreifen und durchwirken, einzelner (klagender) Töne fähig. Das eigentliche Reich der Töne, das Vermögen, den Laut des gegeneinander bewegten, leiblichen Elementes zum harmonischen Zusammenklang zu erheben, wird, so sahen wir oben, erst in der lebenden thierischen Welt gefunden. Die Stimme der innren, hochgesteigerten Lust des Lebens, welche die liebliche Wärme des Frühlings und die von andren Lebenskräften durchdrungene Luft im Vogel wecken, wird zum melodischen Gesange, welcher in jedem irdisch Lebendigen, das ihn vernimmt, ein ähnliches Gefühl aufregt, als die Wärme und die belebende Luft des Frühlinges selber und unmittelbar. Eine allbewegende Naturkraft hat sich hier nur mit dem Gewande des thierischen Lebens und Wesens überkleidet; sie ist aber dabei immer noch dieselbe, die sie war, in ihrer Wirksamkeit geblieben. Es entlocken Lust und Schmerz, Liebe und Haß dem Thiere Töne, welche mit ansteckender Gewalt das innre Feuer, das sie hervortrieb, überall um sich her entzünden und verbreiten.

Diese Töne, diese Melodien denn, auch wo sie im Thierreich sich am vollkommensten vernehmen lassen, sind vom Wort, sind von der Sprache des Menschen so weit und sehr

verschieden, als das unbewußte und unbemerkte Mitbewegen des Baumes mit der um die eigne Achse und um die leuchtende Sonne bewegten Erde, in welcher seine Wurzeln haften, von der freien Bewegung des Thieres an und über den Boden hin, oder wie das unwillkürliche Folgen der thierischen Natur, wenn das sinnliche Bedürfniß dieselbe ziehet, zu dem herrschend freien Willen der menschlichen.

Es wird in den Worten, in den Lauten der Menschensprache neben dem Bild der Farben und Gestalten noch etwas weit Andres; mit dem Ausdruck für die Lust und den Schmerz des Leibes zugleich etwas hiervon noch sehr Verschiedenes: eine Welt des Göttlichen und Geistigen abgebildet und in einen hörbaren Ton verkleidet — die Welt aus welcher alles Leben, alles Bestehen der Dinge kommt, und zu welcher nur der Geist, nicht die Seele den Zugang findet und weiß. Denn jener, der Geist ist es, durch welchen der Mensch allein über die Düfte und Farben, wie über den belebenden Hauch des irdischen und leiblichen Frühlinges hinausragt, in das Reich eines andren, höheren, eines ewigen Frühlinges der Geisterwelt; und wie der Ton des singenden Vogels nur eine Ueberkleidung der belebenden, irdischen Naturkraft, so ist das Menschenwort eine Verleiblichung der von den andren Wesen unerkannten und doch auch ihnen nahen Gotteskraft, aus welcher die Welt der Geister eben so ihren Anfang genommen und Bestand, als die Welt der Sichtbarkeit. „Eine Verleiblichung, worin diese Kraft noch als dieselbe, die sie war" in jedem Geiste, der sie vernimmt, Geistiges zu wirken und zu schaffen vermag.

Allerdings ist es gegründet, daß im jetzigen Zustande der Dinge die Menschensprache größtentheils als etwas von außen Weitergegebenes, als etwas Ueberliefertes erscheint. „Der Mensch hat bei seiner Geburt fast nichts als den thieri-

schen Schrei des Schmerzens und der Lust mit sich gebracht, die Sprache muß eben so durch ein Werk der geistigen Zeugung auf ihn und in ihm fortgepflanzt werden, als das sinnlich thierische Leben durch das Geschäft der leiblichen Zeugung.“ Es behält diese Lehre von einer Fortpflanzung, — Fortzeugung — der Sprache, welche eine anfängliche, geistige Schöpfung derselben voraussetzt, ihre innre Kraft und Bedeutung, auch wenn wir daneben jene bedeutungsvolle Gabe der Sprachgestaltung, die wir bei Kindern, bei einsam oder in der Wildniß erwachsenen Menschen und selbst bei Taubstummen finden, keinesweges unberücksichtigt lassen.

Wie nun? war der Mensch von Anfang an ein zwar sprachloses, aber sprachfähiges Thier, so hat er etwa die Töne seiner Sprache von dem brausenden Winde, von dem schreienden Thiere, oder von dem singenden Vogel entlehnt? „Diese mit Vernunft begabte Spottdrossel der Natur hat die Stimmen und Töne aller tönenden Wesen der Natur nachgeahmt, und eine solche Nachahmung der Stimme wurde zugleich der Name des tönenden oder lautenden Dinges. So ist aus dem Aneinanderreihen von Ton an Ton, von Laut an Laut die Menschensprache, eben so wie aus dem zufälligen Zusammenballen und Zusammenkleben von Sandkorn an Sandkorn, von Stäublein an Stäublein, die ganze schöne, große Welt geworden. Die Verschiedenheit der Sprachen wäre dann auch aus der Verschiedenheit der lebenden und stimmgebenden Natur zu erklären. Denn in dem einen Lande sind es die Laute des brüllenden Löwen, welche, vor allen andren, den Menschen, so wie die ihn umgebende Thierwelt mit Schrecken erfüllen; anderwärts übertönen der brausende Sturm und das Donnern der Katarakten, vermischt mit den Tönen des Geheuls nordischer Wölfe, alle andren Stimmen der Natur, und geben so der Landes- und Volkssprache einen andren, eigenthümlichen Charakter.“

Hat auf diese Weise der Mensch die hohe, göttliche Gabe der Sprache wirklich auf dem gewöhnlichen Wege des mechanischen Nachahmens vom plärrenden Affen, vom schreienden Papagai oder vom brüllenden Stier überkommen, so wird sich eine solche Entwicklung der Sprache, von unten herauf, wohl auch noch aus einem Vergleich der älteren und ältesten Menschensprachen mit den späteren und jetzigen erkennen lassen. „Die erste Sprache wird bloß einen kleinen Kreis von Tönen, als unwillkürlichen Ausdruck der natürlichen Bedürfnisse: Schreie des Wohl- und Mißbehagens, und außer diesen einige brummende, pfeifende und sausende Töne: Namen der Thiere und andrer bewegter Wesen bedeutend, enthalten haben. Erst später wird der Mensch, gleich jenem berühmten Münchhausen, an dem eignen Haarschopf seines Gedankenganges sich herausgehoben haben aus dem Sumpfe der bloß sinnlich thierischen Ausbrüche und Sprachtöne, in die Region höherer, geistigerer Vorstellungen. Wir sind es ja, wir Menschen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, das lehren uns viele gedruckte Werke, welche mit Mitleid zusehen dürfen, wie die Hebräer, wie die Griechen, zwar eine Idee nach der andren mühsam sich errungen, dabei aber, wie schon der Anblick des Inder und der Capitelüberschriften zeigen mag, nicht zum zehnten Theil der Ideen gelangen konnten, welche manches unsrer Universitäts-Compendien umfasset."

Wohlan denn, vergleichen wir die Sprache der alten Hebräer, der Inder und Parsen, oder jene der Griechen und Römer, mit einer der sogenannt hochgebildetsten der neueren Völker, etwa mit der der Franzosen oder selbst mit unsrer wahrhaft edlen Muttersprache. Die neuere Sprache wird doch wohl in der größeren Zahl ihrer Worte ungleich mehr voll geistiger Anklänge, geistiger Bedeutungen und Nebenbedeutungen, viel fähiger des Ausdruckes der tiefesten gött-

lichen Gedanken und Vorstellungen seyn, als die alte und älteste Sprache, die ja dem Münchhausen'schen Sprachsumpfe ungleich näher stehen muß? — Aber wie nun, wenn sich bei einem solchen Vergleiche etwas ganz Andres ergäbe? — In der That, unsre neueren Sprachen, verglichen mit der einfältig tief bedeutenden Sprache der alten Welt, erscheinen an geistigem Gehalt, an Gedankenkraft, statt reicher und mächtiger geworden, vielmehr verarmt und unmächtiger; die bei weitem größere Zahl der Worte hat bloß noch die sinnliche Bedeutung behalten; unsre tiefer gründende Philosophie hat sich, als sie die Welt der Gedanken, welche sich ihr aufgeschlossen, in Worten der Muttersprache abspiegeln wollte, eine neue Bahn, zurück in die längst vergessene, alte Bedeutung und zu den Wurzeln der Worte brechen, hat sich so ihre eigne, altbegründete Sprache wieder erringen müssen, welche einem an die bloß sinnliche Bedeutung der Worte verwöhnten Ohre so lautet, als wäre sie die Sprache eines unbekannten, fernen Landes. Den höheren Aufschwung zu der Kraft wahrhaft göttlicher Gedanken und Gefühle hat die neuere Sprache überall an dem Nachbilden des alten, den Völkern der früheren Zeit heiligen Wortes, an dem Nacheifern der alten Sprachen erlernen müssen, für sich selber wäre sie hierzu schwerlich wieder gekommen. Betrachten wir die ältesten uns bekannten Sprachen, auch nur rücksichtlich der Bedeutung ihrer Worte, so muß es uns, sind wir anders unbefangen, auffallen, daß bei weitem der größere Theil der Worte entweder neben der sinnlichen noch eine wundervoll witzig sich anreihende übersinnliche und geistige Nebenbedeutung habe, oder daß geradezu die geistige Bedeutung des Wortes die ursprüngliche und frühere zu seyn scheint, an die sich, ganz der gewöhnlichen Vorstellung entgegen, die sinnliche erst anreihte. Es sind nur wenige, einfältige Worte, welche ein altes, heiliges Buch der Hebräer spricht, und sie

regen in mir das ganze, innre Lied einer geistigen und leiblichen Schöpfung auf; es sind wenige, einfache Worte der alten griechischen Sprache, in denen ein Geist, wie jener des Herakleitos, Gedanken ausspricht, um welche sich die Sprache der Encyklopädisten in ganzen Reihen von Bänden vergebens abmüht und abringet.

Allerdings darf nun neben der tiefgründenden, geistigeren Wurzel der Menschensprache eine andre, äußere derselben nicht übersehen werden. Es ist dieß das conversationelle Element; jener Reichthum der Worte und Redensarten zur Bezeichnung der Erscheinungen und Vorgänge der Außenwelt und des Menschenlebens, durch welchen die neueren Sprachen vor den alten Ursprachen sich auszeichnen. Denn dieses zweite Element ist, wie die Geschichte der Völker zeigt, einer beständigen weiteren Entwicklung fähig und, so lange die Grundwurzel der Sprache: die Lebenskraft des geistigen Erkennens noch wirksam ist, in einer solchen Entwicklung begriffen. Aber diese neue Wurzel hätte sich nicht erzeugen können, wäre ihr die Kraft zu ihrem Wachsen nicht aus der ursprünglicheren, älteren Wurzel gekommen; sie verkümmert und stirbt ab, wie uns dieß die Beobachtung der zur Thierheit herabgesunkenen Völker lehrt, wenn die Hauptwurzel erkrankt. Vorzugsweise gilt es von dem conversationellen Stoff der Sprache: daß dieser durch das Ohr gehört, vom Gedächtniß aufgenommen, daß er erlernt werden müsse, und daß er durch menschliche Kunst bereichert und ausgebildet werden könne. Warum aber sollten wir einen ähnlichen Vorgang der Erzeugung und Entwicklung, auch der Ursprache, in der Geschichte unsres Geschlechts für unmöglich achten? Ist selbst jene Ursprache, was in gewissem Maße wohl zugegeben werden kann, in ähnlicher Weise entstanden, wie noch jetzt im Kinde, durch Nachahmung, etwa der von außen vernommenen Töne und Laute, oder wie selbst bei Laura

Bridgman (nach S. 368) durch ein mehr innres Erfassen des Wesens der Dinge, so wird ihm wohl eine solche äußerliche oder innerliche Mittheilung oder Anrührung auch von jenem Geistigen und Göttlichen zugekommen seyn, mit welchem die älteste Sprache so viel sich beschäftigt. Es wird der Mensch, wie uns dieß ein altes, heiliges Buch sagt, die Stimme des Göttlichen bald in der Kühle des Abends, bald in dem Haine zu Mamre, oder aus dem feurigen Busche und im Donner des Sinai zu seinen Ohren vernommen haben. Und ein solches Erlernen der Sprache, wie des Kindes vom Vater, erschiene zu ihrer Zeit und an ihrem Orte wohl begründet, ja das Empfangen des eignen Namens und des Wortes ist dem Geben der Namen vorausgegangen.

Aber ist denn überhaupt das Erlernen der Sprachen, wie das des jetzigen Kindes vom Vater, das einzige, ja das wichtigste Moment, das wir bei der Geschichte des Entstehens und der Entwicklung der Sprache zu berücksichtigen haben? Vergessen wir nicht dabei ein andres, noch ungleich höheres und wichtigeres? Für jene Anregung des Mitgefühles, durch welche dieses zum Erzeuger und Bildner der Sprache wird, hören wir noch ein andres, selbst für die höchste Stufe dieser Erscheinung bezeichnendes Wort, das Wort Begeisterung. „Allerdings, so wird jeder des Wortes vorzüglich kräftige Mensch bekennen müssen, ist mir in meiner Kindheit die Muttersprache durch Hören der Worte, die alte, vielsinnige Menschensprache durch ein Aufnehmen derselben ins Ohr und Gedächtniß von außen gegeben, und durch das Nachbilden mit Stimme und Zunge in mir befestigt worden. Erst da aber, als mich der Augenblick einer innren, höheren Begeisterung ergriffen, lernte ich die Sprache lebendig gebrauchen, lernte ich wahrhaft reden.“ — Erst dann als von Gott begeisterte Männer, erst dann als die auch in ihrem Kreise von einer höheren Begeisterung angewehten

Dichter und Redner sich der Sprache der neueren Völker bemächtigten, erhielten diese Sprachen ihre eigentliche, höhere Würde, ihre tiefere Bedeutsamkeit, ihren rechten Wohlklang. Denn es ist ein Unterschied zwischen reden und reden.

Neben dem etwa äußeren Moment, dem des Entstehens der Sprache, als eines Gegebenen und auf dem Wege der Sinnen Empfangenen, ist noch ein innres, das aus dem Geiste selber kommt, zu unterscheiden. Dieses innre Moment des Sprach-Entstehens und Vernehmens erscheint öfters als ein völlig selbstständiges, vom äußeren ganz unabhängiges. Selbst die zweideutige Region des Helisehens lehrt uns: daß eine Sprache des Geistes zum Geiste möglich sey, ein Mittheilen und Wahrnehmen der innren Gedanken und Bewegungen des Herzens, ohne das mündlich ausgesprochne Wort. Wer im innren Gebiet des Seelenlebens Einiges erfahren, der weiß es, daß auch im gewöhnlichen, wachen Leben zuweilen ein gegenseitiges sich Verstehen der Seelen, ohne äußere Laute und Worte stattfinde. In der Geschichte des Magnetismus zeigt sich, daß der Magus der kranken Menschennatur, die er sich unterworfen, mit seinen eignen, innren, geistigen Bewegungen und Vorstellungen zugleich auch das passende, treffende Wort zu geben vermöge, und zwar durch eine Art der von innen kommenden Aufregung des Geistigen, ähnlich jener, welche im Gebiet des bloß Seelischen auch am Thiere sich zeigt. An einigen unsrer zartesten und zugleich vielstimmigsten Sangvögel erscheinen unter andrem jene Töne, in denen dieselben die Eindrücke der äußeren Natur kund geben, welche auf sie ein- und durch sie hindurchwirken, höchst bezeichnend und charakteristisch. Es sind andre Töne, welche sie vernehmen lassen, wenn die heitre Morgensonne in den Käfig hineinscheint, andre Töne, wenn sie der kalte Wind aus den nordischen Wäldern oder der feuchte Hauch der nahenden Regenwolken anwehet; andre, wenn

der Vogel am heißen Mittag zum kühlen Bache hinunterfleucht, um da zu trinken; wieder andre, wenn er im Wasser gebadet die Zweige sucht, um da sich zu sonnen. Die vieltönige Stimme des Vogels erscheint dann wie eine Aeolsharfe, auf welcher die Bewegungen der äußeren Natur sich kund geben oder sein ganzer vielsagender Gesang wie ein gegliederter Leib, dessen Organe jetzt diese, dann eine andre Region der Gefühle umfassen und ergreifen.

Und sollte sich hier nicht wirklich jener Vorgang nur auf einer andren Stufe wiederholen, durch welchen (nach §. 11) der Leib gebildet wird? Das Entstehen so wie das Bewegen des Leibes gehet allerdings zuerst von einem Antriebe aus, welcher aus dem Innern, aus der Selbstthätigkeit des Einzelwesens hervorkommt. Aber diesem (einseitigen) Antrieb würde nimmermehr die Gestaltung eines organischen Leibes, noch das vielseitige Bewegen dieses Leibes gelingen, wenn nicht hülfreich und ordnend über den innren Antrieb jenes allerhaltende Band waltete, welches das Einzelwirken zu einem Gesammtwirken, zu einem Streben für Alle machet. Dieses Band ist es, welches, durch den Zug des Einzelnen zu Allen, den Gliedern ihre bestimmte Form und ihr eigenthümliches Bewegen verleiht, wobei das Suchende in genauester Beziehung stehet auf das Gesuchte, das innre Bedürfniß auf seine äußere Erfüllung.

Das Organ der Stimme ist nach §. 16 ein Leib im Kleinen, welcher mitten im größeren schwebt und an welchem sich alles das wiederholt, was an diesem gefunden wird. Was an dem sichtbaren Gesammtleib die augenfälligeren Glieder und ihr Bewegen, das sind an dem kleinen Leib der andren, schon vergeistigteren Ordnung: an dem Organ der Stimme, die zunächst dem Ohr vernehmbaren Töne und Worte. Auch dieser seelenartigere Leib ist nach demselben Gesetz entstanden, als der gröbere Körper, der jenen fei-

neren in sich trägt. Den innren Antrieb des Gefühles erfasset ein allwaltendes Band des gegenseitigen Verstehens und Begehrens, und machet die Stimme dieses Gefühles zum ausdrucksvollen Tone oder zu dem festbezeichnenden Worte.

Von dem merkwürdigen Jacob Böhme erzählt sein Lebensbeschreiber und Freund, der ein gelehrter Arzt war, daß er durch eine Art von innrem Hellsehen die rechten und eigentlichen Namen der Dinge (etwa der Pflanzen) von den falschen, die man ihm absichtlich oder aus Irrthum genannt, jederzeit zu unterscheiden gewußt habe. Möge man sich bei dieser Erzählung denken, was man wolle, möge man sich die Thatsache so oder anders erklären, gewiß ist, daß die Namen der Dinge in einem viel wesentlicheren, tieferen Zusammenhange mit der Weise, in welcher sie sich uns offenbaren: mit ihren Eigenschaften stehen, als wir dieß gewöhnlich annehmen.

Es mag allerdings eine ältere, ursprünglichere Muttersprache des Menschengeistes geben, als jene, welche wir seit den Zeiten der Völker und Heiden Muttersprache nennen, und welche, von Geschlecht zu Geschlecht, das Kind von den Eltern erlernt. Eine Muttersprache, in welcher die Worte und Namen in einem so innigen und nothwendigen Verhältniß mit dem Wesen der Dinge selber stehen, als der lebende Nerv mit seinem Glied, als der eigenthümliche Ton mit der eigenthümlichen Beschaffenheit und Spannung der Saite: eine Natursprache des Geistes, wie die Stimme des Vogels eine Natursprache des Leibes ist. Diese Sprache des Geistes wird die der Seele seyn, wenn dieselbe, dem Leibe und seinem Verband mit der Sichtbarkeit enthoben, das schauet und empfindet, was vom Geschlecht des Geistes ist. Wir betrachten deßhalb hier zunächst nur die gewöhnliche in vielfacher Art gestaltete Wortsprache, worinnen der eine redende Bewohner des Landes zum andren spricht.

Auch dieser wird derselbe Weg der Erzeugung und Bildung zugekommen seyn, als der Leiblichkeit überhaupt. Jede Sprache der Einzelnen mußte ursprünglich von einer Bewegung des Mitgefühles ausgehen, wenn sie eine für Andre verständliche seyn und werden sollte. Bei dieser Bewegung eines Organes der Menschenseele, welches (nach §. 36) ein Punkt des Begegnens zweier Welten: der geistigen wie der leiblichen ist, mußte aber, unmittelbarer noch als bei dem Entstehen der gröberen Körperlichkeit, hülfreich und ordnend die Kraft jenes Geistes mitwirken, der selbst für die niedrere Region der Sichtbarkeit ein allerhaltendes Band ist. Sein Walten ist es, wie bei der Bildung des Leibes gewesen, welches dem einzelnen Glied oder Wort der Rede jene bestimmte Form gegeben, durch die dasselbe in feste (ergänzende) Beziehung gerade zu dem Verständniß und innrem Bedürfen der andren mitsprechenden Menschen so wie zu der mitseyenden und mitwerdenden Welt trat. So ist jede besondre Sprache durch denselben Zug des Einzelnen zu Vielen entstanden, durch welchen nach §. 55 diese oder eine andre völkerthümliche Form des Leibes an den verschiednen Menschengeschlechtern der Erde erzeugt worden.

Es wiederholt sich, in einem bald größeren, bald geringeren Umfange, die Geschichte der ersten, ursprünglichen Entstehung der Sprachen bei jeder kräftigen Erweckung des Mitgefühles und der innren Begeisterung. Abgesehen von jenen einzelnen Fällen, in welchen (so erzählen glaubwürdige Beobachter) der geistig angeregten Seele die Macht und der Gebrauch einer ihr vorhin ganz oder fast ganz fremden Menschensprache gegeben worden; so erscheint wenigstens in ihrer Wirkung auf andre Seelen die Sprache der Begeisterung als eine neuverliehene, nicht durch alltägliche Mühe oder Kunst angelernte.

Sollte sich aber die alte Schöpfung der Sprache, wie ja schon bei jeder neuen Geburt eines sichtbaren Menschen die Schöpfung des Leibes, nicht auch da in ihrer ganzen Macht haben wiederholen können, wo eine neue, innre Geburt der Menschennatur aus dem Geiste geschah? Sollten nicht da der Seele, welche zu dem Mitgefühl von göttlich-menschlicher Art erwacht war, mit dem gottbegeisterten Zug der Liebe zu allen Geschlechtern der Menschen zugleich auch Worte und Reden aller Sprachen der hörenden Menschen gegeben worden seyn? „Sie entsatzten sich, heißt es bei einem solchen Sprachenwunder, „sie entsatzten sich aber Alle, wunderten sich und sprachen zu einander: siehe, sind nicht diese Alle, die da reden, aus Galiläa, wie hören wir dann ein jeglicher seine Sprache, darin wir geboren sind? Parther und Meder und Elamiter und die wir wohnen in Mesopotamien und in Judäa und Cappadocia, Ponto und Asia, Phrygia und Pamphylia — — — wir hören sie mit unsren Zungen die großen Thaten Gottes reden."

Hier ist das alte Geheimniß des eigentlichen innren Ursprunges der Sprache. Wie einst der Mensch durch Gottes Hand geschaffen und dann ihm ein lebendiger Odem eingehaucht worden, wie er aber im jetzigen Zustand sein Geschlecht nur auf dem natürlichen Wege der Zeugung fortpflanzt, so wird auch, seit einem ältesten, großen Wendepunkt der Geschichte des Menschengeistes, die Sprache durch sinnliche Mittheilung fortgepflanzt von Geschlecht zu Geschlecht, und ist seitdem dem Wandel und der Entartung unterworfen. Einst aber war sie ein lebendiger Odem, welcher, gleich jenem befruchtenden Thau, der beständig aufstieg, das Erdreich zu befeuchten, ohne Aufhören ausging zu dem Menschengeiste, von dem Geiste durch den er ward. Es ist diese alte, ewige Sprache noch jetzt, mitten in der auf gewöhnlichem Wege erzeugten Muttersprache und über-

kleidet mit ihren Worten, die eigentliche, rechte Sprache. Alle ihre Worte sind Wahrheit und Leben und Feuerflammen der tiefesten, innersten Begeisterung. Die Himmel hören, wie das alte Lied Mosis sagt, ihre Rede, und die Erde — die ganze Sichtbarkeit — vernimmt sie. Denn die Sprache des Geistes im Menschen mit Gott und Gottes zu dem Menschen: die Sprache des Gebetes ist selber vom Geschlecht jenes Wortes, durch dessen Kraft die Welt geworden und welches alle Dinge erhält.

So wird erkannt, daß der Mensch eigentlich und allein nur durch den Besitz der Sprache, durch den Gebrauch des lebendigen Wortes zu einem Herrscher aller Lebendigen der Sichtbarkeit und zu einem wahrhaften Gleichniß und Ebenbild Gottes werde. In dieser seiner höchsten Bedeutung und Würde soll den innren Menschen die Lehre von dem Geiste, zu welcher wir nun übergehen, noch mehr und näher betrachten.

Erläuternde Bemerkungen. Der letzte Theil des Inhaltes des vorstehenden §. schließt sich ganz an das an, was wir oben, S. 467 von der Sprache des Mitgefühles, selbst im Thierreiche sagten. Wo diese Sprache, etwa bei der Mutterhenne, sich vernehmen läßt, da zeigt sie sich als eine für die verschiedensten Thiere verständliche. In unvergleichbar viel höherem Maße muß diese Eigenschaft der Allverständlichkeit, diese Kraft der Erweckung gleichartiger Gedanken und Gefühle in verwandten Menschenseelen jener Sprache des geistigen Mitgefühles zukommen, welche wir im §. als die Ursprache bezeichneten und deren Wesen wir im §. 50 noch näher betrachten wollen. M. v. hierzu auch das was J. H. Kurtz in seinem Lehrbuch der heiligen Geschichte 4te Auflage S. 233 so tiefgründend über das Zungenreden am ersten Pfingstfeste gesagt hat.

Wir lassen auch hier wieder einige Aussprüche der Weisheit der Schulen und der Tempel des Alterthums folgen.

Wie schon Plato den Menschen das gottesfürchtigste Thier genannt hatte, so besteht auch nach Philo (quod a Deo mittant. somn. 570, ed. Mang. I, 625) der eigenthümliche Vorzug des Menschen vor dem Thiere in der Fähigkeit das Seyende, Gott

zu verehren (θεραπεύειν τὸ ὄν). Dem Menschen ist nach Aristoteles (Probl. S. XXX, 6) am meisten zu glauben, weil er (wie Plato dem Neokles antwortete) allein zählen kann. Oder auch deßhalb, weil er allein die Götter verehret. — Im Stein ist die (ruhende) Haltung (ἕξις), in der Pflanze die bewegte Haltung (ἕξις ἤδη κινουμένη) oder φύσις, im Thier hat sich diese φύσις mit Phantasie und Begehren überkleidet und ist zur Seele geworden, im Menschen kommt hierzu der selbsterkennende Geist oder νοῦς (Phil. SS. Leg. Alleg. II, 1091, ed. Mang. Vol. I. p. 71. Nach Max. Tyr. Diss. XL. p. 418 ed. Davis. begründet diesen Vorzug der λόγος). Dieser, erhaben über das thierisch sinnliche Leben (Μασεκ nach Phil. quis rer. divin. sit haeres 488, ed. Mang. I. p. 480, genannt), machet die Seele des Weisen zu einem Himmel der Erde, zu einem Abbild des Sternenhimmels (ib. p. 493 siv. 485), und ist der Erzeuger der Sprache (τούτου δὲ πατέρα τὸν νοῦν· ἀπὸ γὰρ διανοίας ὥσπερ ἀπὸ πηγῆς φέρεται τὸ τοῦ λόγου νᾶμα, id. de nomin. mutat. 1055, ed. Mang. I, 588). Die Sprache ist dem Menschen von Gott wie ein Gewand gegeben (id. quod a Deo mitt. somn. 580, ed. Mang. I, 636).

Bemerkenswerth ist der Ausdruck des Pythagoras (Diog. Laërt. VIII, 30), welcher die Worte Sturmwinde der Seele nannte (τοὺς δὲ λόγους, ψυχῆς ἀνέμους εἶναι).

Die feste, unwandelbare Beziehung des Wortes oder des Begriffes auf das mit ihm Benannte oder auf das Gedachte weiset schon Plato nach (Soph. 252; 259; Phaed. 103).

Bei der Verwirrung der Sprachen waren es nach Origenes (in Numer. Homil. XI, ed. Paris. Opp. T. II p. 307.) die Schutzengel der verschiedenen Völker, welche in diesen die verschiedenen Sprachen wirkten. Nur die Hebräer, deren Volk nicht unter der Aufsicht eines Engels, sondern unmittelbar unter göttlicher Leitung stund, behielten die anfänglich durch Adam gegebene Sprache.

Das nothwendigste und wichtigste Zeichen der Ankunft des heiligen Geistes, welchen Jesus sendete, bei den Gläubigen war dieses: daß jeder von ihnen in den Sprachen aller Völker redete, wodurch die künftige Einheit der rechtgläubigen Kirche bei allen Völkern (Aug. de civit. Dei c. 49 s. fin. ed. Par. Opp. Vol. VII p. 532), die Vereinigung aller Zungen zu einem gemeinsamen Werk des Glaubens (id. in Ps. XVIII enarr. II, 10, ed. Par. IV, 85) vorbedeutet wurde. Denn durch die Sprache wird die Verbindung des menschlichen Geschlechtes inniger; so sollte durch die Sprachen aller Völker die künftige innige Verbindung aller Kinder Gottes und Glieder Christi unter allen Völkern bedeutet werden (Aug. Serm. LXXI, de verb. Evang. Matth. 12, 28 ed. Par. V

p. 398, 399). — Es kam der heilige Geist, erfüllte sie, und sie fingen an in den Sprachen aller Völker zu reden, welche sie, nie gekannt, nie gelernt hatten. Aber sie lehrte Der, welcher gekommen war. — — Und dieß war damals das Zeichen seiner Einwohnung, daß Die, welche er erfüllte, mit allen Sprachen redeten (Serm. CCLVII, 2, ed. Par. V, 1089). Wie nun? sprachen vielleicht die, in welche der heilige Geist gekommen war, besondre Sprachen, der Eine diese, der Andre jene, und theilten sich so gleichsam unter die Sprachen aller Völker? — Keineswegs, sondern jeder Einzelne sprach in den Zungen aller Völker: gleich als eine Einheit der Kirche in den Sprachen aller Nationen (Serm. CCLXVIII, 1 p. 1091). Sie fingen an zu reden in allen Zungen, so daß jeder von den Anwesenden in dem, was sie redeten, seine eigne Sprache erkannte (Serm. CCCLII, de poenitent. 2, ed. Par. V, p. 1363; id. in epist. Joh. c. 2, Tractat. II, 2, Opp. III, part. 2, p. 837). So wie damals ein Mensch in den Sprachen aller Völker redete, so redet jetzt, durch alle Völker, in den Sprachen aller, die Einheit des Geistes (Serm. CCLXXI in die Pentecost. Opp. V. part. I, p. 1103); und seitdem dieß, das vorbedeutet war, bei der Ausgießung des Geistes in Erfüllung ging, wurde die wundervolle Gabe der Sprache hinweggenommen (Enarr. in Ps. CXXX, 5, ed. Par. Vol. IV, p. 1463). Wie Haupt und Leib Ein Mensch, der Mensch Christus und die Kirche Ein vollkommner Mann; Gemahl und Vermählte, beide Ein Fleisch sind: so ist der Mensch, der aller Völker Zungen redet, eine Einheit (Aller) (in Ps. XXIII enarr. II, 10, Opp. IV, p. 85).

Es ist die Seele im Menschen, welche durchs Auge sieht, durchs Ohr hört, durch die Zunge spricht; was die Seele im einzelnen Menschen, das ist der Geist in der Kirche, Serm. CCLVII, 4, Opp. V, 1090). — Gott gibt die Erkenntniß; er gibt das Verstehen des gehörten Wortes; er spricht in unsren Herzen ohne Ton (in Ev. Joh. c. 8, Tractat. XLI, 5, ed. Par. T. III, part. 2, p. 567). Nur durch Gottes Beistand vermag der Mensch recht und wahr zu reden (de Genes. ad litter. L. VII, c. 1, T. III, p. 2, p. 211). — Die Zungen der Bösen stehen unter der Gewalt des Teufels (enarr. in Ps. CXLIII, 18, ed. Par. IV, 1608). — Wie der Mensch die wilden Thiere zähmt, so zähmt und regiert Gott, wenn wir ihn anrufen, unsre Zunge (Serm. LV, 2, 3, Opp. V, 321). — Die Verwirrung der Sprachen entstund daher, daß die Menschen auf Gottes Befehl nicht hörten und diesen nicht verstehen wollten; so machte Gott, daß auch sie unter einander ihre Befehle nicht verstunden (de civit. Dei L. XVI, c. 4, Opp. T. VII, p. 419). — Die Sprache Gottes ist das ewig unveränder-

liche und bleibende Wort, die ewige Weisheit, durch welche Alles gemacht ist (Augustin. enarr. in Ps. CXXXVIII, 8, Opp. T. IV, p. 1537).

Wir gehen nun zu einigen Bemerkungen andrer Art, über den Inhalt des vorstehenden §. über.

Wie die aufrechte Stellung des Menschenleibes nach §. 24 hauptsächlich auf der vollkommneren seitlichen Entwicklung der einzelnen Theile, auf der vollkommneren Ausbildung einer rechten und linken Hälfte beruht, so das ihr entsprechende Vorrecht der Menschenseele (das Vorrecht des freien Willens) auf einer entschiedneren Scheidung der innren, erkennenden und wollenden Kräfte in eine rechte und linke, gute und böse Richtung. — Den oben, im §. 24 erwähnten sieben Hauptsystemen des Leibes entsprechen, wie wir dieß schon im Vorhergehenden erkannten, an der Seele: Verstand, Vernunft, Phantasie und Gedächtniß; ferner dann der Region des obern Muskelleibes, oder der Brust, die innre Region des Begehrens; der der Verdauungsorgane jene der Gefühle; der Region der Erzeugung jene innere der Selbstgestaltung, die wir auch im §. 36 nach einer ihrer Hauptäußerungen kennen lernten, und aus deren Grund vornehmlich Liebe und Haß, Zerstörung wie neue Bildung hervorgehen (man v. §. 35). — Wie der leibliche Mensch durch vorzügliche Entwicklung der Organe des Schmeckens und Fühlens vom Thier sich auszeichnet, so der geistige durch eine vorzügliche Entwicklung der innren Seelenorgane, welche denen des Schmeckens und Fühlens parallel stehen (m. v. §. 38). — Wie der leibliche Mensch die Speisen einer künstlichen Zubereitung unterwirft, so der geistige die innren Nahrungsmittel der Seele, nach §. 32.

An den äußeren, hülflosen Zustand, in welchem der leibliche Mensch geboren wird, erinnert jener innre, vermittelst dessen, wie der vorstehende §. dieß auseinandergesetzt, der natürliche Mensch seine Sprache großentheils durch Mittheilung erlernen muß. Dennoch kommt im gesunden Zustand der Menschennatur, und selbst auf jener niedern Stufe ihrer Entwicklung, die so eben nur als eine Annäherung an diesen gesunden Zustand betrachtet werden kann, der von außen mitgetheilten Anregung zum Sprechen eine innre des Geistes entgegen, oder diese geht selbst jener noch voraus. Höchst interessant ist in dieser Beziehung eine Beobachtung von Guggenbühl, mitgetheilt in dem oben erwähnten Aufsatz der Allgemeinen Zeitung Nr. 4 Jahrg. 1850. „Wie die geistige Seele (bei der Entfaltung und dem äußern Kundgeben der Gedanken) oft plötzlich springt" das ist sehr beachtenswerth. „Man hat (Cretinen) Kinder gesehen, die beim Anblick des Sonnenunterganges, eines Regenbogens, oder im elektrischen Bade die ersten Bezeichnungen durch

die Sprache aus dem tiefen, dunklen Seelenschacht zu Tage förderten."

Für die Nothwendigkeit einer Mittheilung der Sprache, zugleich aber auch für das nothwendige Erforderniß eines geistig gesunden Zustandes für die Entwicklung der Sprache, zeugen dagegen die Fälle, in denen Menschen, die in völliger Absonderung von andern Menschen ohne Sprache geblieben waren. Der sogenannte wilde Mensch, der an der siebenbürgisch-walachischen Gränze im Walde gefunden und nach Cronstadt gebracht wurde, wo er 1784 noch lebte, hatte gar keine Sprache, keinen articulirten Laut, ließ bloß im Unmuth ein Brummen hören, und drückte sein Sehnen nach dem alten, wilden Aufenthalt im Walde, wenn er Bäume sah, durch Geheul aus. Er lernte auch nie sprechen. — Dagegen bildete sich der verwilderte Mensch, der in Michael Wagners Beiträgen nach einem Schreiben aus Zips in Ungarn vom 11 October 1793 beschrieben ist, aus den später erlernten Worten eine ganz eigenthümliche Sprache, worin er das Brennen und die Hitze „Sausen," den Schnee „Simon und Juda" nannte, weil um diese Jahreszeit dort der erste Schnee fällt. Seinen Wohlthäter, der ihn dem wilden Zustand, worin er einem Thiere glich und nur den Ton „Ham" hervorbringen konnte, entnommen hatte, nannte er „seinen Trost." M. v. auch Condamine, histoire d'une jeune sauvage; die Geschichte des wilden Peters, der 1714 bei Hameln gefangen worden und 1785 starb, im Magazin für das Neueste aus der Naturg. u. Phys. IV, B. III, S. 96, so wie jene des wilden Mädchens, das 1767 bei Frauenmark gefangen worden. — Jedes Kind erschafft sich (aufgeregt zu diesem Bemühen durch das Hören der Menschensprache) anfangs seine eignen Worte; auch gewöhnliche Taubstumme bilden sich, wie Laura Bridgman, häufig neben der Zeichensprache, noch gewisse Laute, womit sie ebenfalls Gefühle oder Gegenstände bezeichnen wollen.

Ueber die Natur und das wesentliche Verhältniß der beiden Wurzeln oder Uranfänge aus denen nach S. 474 die Menschensprache hervorgeht, haben die Forschungen der neueren Zeit sehr bedeutende Aufschlüsse gegeben. Der eine höhere Anfang, der in der Anregung des Geistes und in der selbstthätigen Schöpferkraft desselben begründet ist, erscheint nicht nur als der ältere, sondern auch von länger andauernder Fortwirkung; er bildet in den Sprachen der Völker das bleibende Element. Bei den amerikanischen, wie bei einem großen Theile der afrikanischen Völkerschaften verräth sich der gemeinsame Ursprung der Sprachen aus einer anfänglichen Stammsprache nur durch die Gleichartigkeit des Gesetzes, welches in der grammatischen Wandlung der einzelnen Worte, so wie in

ihrer Zusammenfügung zu Sätzen der Rede sich kund gibt. Wie man bei aller Verschiedenheit der Worte an den sich gleichbleibenden Zügen der Handschrift irgend einen Schreibenden erkennt, so erkennt man in jener gemeinsamen Handhabung des Stoffes der Sprachen den Genius ihres Urstamms, der bei den Kafirs der Südostküste von Afrika noch derselbe war wie bei den alten Aegyptern, bei den Indianern von Nordamerika derselbe wie bei den im Süden wohnenden, derselbe im Sanscrit wie im Griechischen, Lateinischen und Mösogothischen. Die Wortfülle des conversationellen Elementes ist etwas von außen Gegebenes und einer endlosen Wandelbarkeit unterworfen, das andre Element, das die Form gibt, kommt von innen aus dem Geiste. Uebrigens ist es nicht unbedeutend, daß in mehreren mongolischen Sprachen das Wort für Gottheit num in seiner augenfälligen Verwandtschaft mit dem Lateinischen Numen sich erhalten hat, und daß die Worte Dievas und dievuts, welche in der lithauischen und altpreußischen Sprache Gott und fromm bezeichnen, noch so nahe übereinstimmen mit den gleichbedeutenden Worten Devas und deivat im Sanscretanischen (Deus und devotus im Lateinischen). Auch das deutsche Wort Gott, so wie das gleichbedeutende persische Wort Khodâ lassen ihre Abstammung aus dem zendischen Wort Quadâta (sanscrit. Suadâta), was a se datus, increatus „den Unerschaffenen" bedeutet, mit hoher Wahrscheinlichkeit nachweisen. (Grimms deutsche Mythologie 2te Ausg. S. 13.) An diese Ableitung des Wortes Gott erinnern nach Schmeller die beiden ersten Verse eines lateinischen Gedichtes aus dem 15ten Jahrhundert, überschrieben: de essentia divina, welche so lauten:

Esse est quod ex se, Deus per quem datur esse,
Quod non est ex se, deitatis non habet esse etc.

(Cod. lat. 4780 Fol. 263).

Manches Andre über die Abstammungen der Völkersprachen soll noch im §. 55 abgehandelt werden.

IV. Die Lehre vom Geist.

Die selbstständige Weisheit.

§. 47.

Wir wollen von einer Weisheit reden, welche des menschlichen Nachsinnens Anfang ist und Trieb des Forschens; alles Erkennens Ende und Erfüllung. Von einer Weisheit, welche dem Sehen der Menschenseele das Licht, dem Gehör die Töne, dem Mund seine Sprache gibt; sie selber das Licht des Lichtes, des Wortes Stimme. Denn wie sollte unser Sinnen, welches unweise ist, die Rede von der Weisheit finden, hätte diese nicht selber uns im Worte das Wort von ihrem Preise auf die Zunge gelegt.

Was könnte die Fülle des Frühlinges, wenn sie Ströme von Blüthen, die nicht zur Frucht werden, auf andre Ströme schüttet, was könnte die zeugende Ueberfülle der Meere und des Landes halten, daß ihr Hinausgießen nicht zur Verschwendung und Auflösung würde, wäre nicht sie da, eine Haushälterin aller Kräfte der Zeit und der Ewigkeit, nicht sie da, welche die Fülle, die nicht mehr des Einzelnen seyn will, welche das Ueberschwellen des Stromes zu einem nährenden Segen für Viele und Alle machet. Was würde aus dem Zuge des Hinwegeilens und Hinabsinkens, der dem Geschaffenen inwohnet (nach §. 3), was vermöchte seine Abwege in den harmonischen Kreislauf der Welten zu ver-

wandeln, wäre nicht sie da, ein Band, geschlungen um Alle, eine Erhalterin, welche Jedem, das da ist, es gibt, ein Etwas für Viele und Alle zu seyn.

Der Weisheit Ausgang ist aus Gott; ihr Weg, an den Creaturen, führet zurück in Gott. Willst du die Spuren sehen, welche ihr vorüberschreitender Fuß der Tiefe eingeprägt, so blicke die Welten an, welche, eine durch die andre gehalten, der gemeinsamen Sonne zugeordnet sind; die Sterne, deren Bewegen und Bleiben ein Bewegen und Bleiben des einen am andren ist; die Gesteine der Erde, umfasset von der gemeinsamen Schwere, an sich tragend ein Gepräge der Ordnung und Schönheit, das von der Ordnungen Urbild zeuget. Willst du das Gebilde ihrer Hand sehen, so schaue den lebenden Leib an, denn sie ist es, die Bildnerin, welche der Seele das Gebäu der organischen Leiblichkeit bereitet; magst du das Gewebe sehen, welches sie von unsichtbarem Anfang an zum unsichtbaren Ende hin durch die Sichtbarkeit geschlagen, so erhebe dein Auge und betrachte den Bund, welchen in allem Geschaffenen der Mangel mit der Fülle, die Sättigung mit dem Bedürfniß geschlossen, und welcher bestehet zwischen Einem und Allen, zwischen Allen und Einem. Verlangt es dich aber, nicht die Bildnerin allein, sondern in ihr die ewig liebende Mutter zu erkennen, so erforsche, was sie für dich, den Menschen gethan; begehrest du das Gespräch ihres Mundes zu hören: so vernimm das Wort vom Leben, welches der Geist der Weisheit zum Geist des Menschen gesprochen.

Wie der Vogel nur durch die tragende Luft in der Höhe schwebend erhalten wird, von welcher herab er die unter ihm gelegene Weite überblicket, so wird die Seele des Menschen über ihrem eignen Seyn und Wesen durch ein Element gehalten, welches der Geist heißet; damit sie, über sich selber erhoben, sich selber, wie der Vogel die unter ihm liegende

Weite, sehe und wisse und erkenne. Denn jene Weisheit, welche der Geist ist, der Geist aus Gott, hat nicht allein die andren Creaturen mit der Welt ihres Bleibens verknüpfet, und dieselben zu einer Lust des Menschen, zu einem Punkt des Bewegens der unsichtbaren Lebendigen zugerichtet; sondern sie hat die Seele des Menschen mit dem Heim des Göttlichen verbunden, hat sie zu einem Seyn erschaffen, an dem Gott seine Lust hat und auf welches der beachtende Blick einer höheren Geisterwelt gerichtet ist.

Und dieser Zug der Verknüpfung der erkennenden und liebenden Seele, nicht mit den Creaturen allein, sondern, ohne Aufhalt und Hemmung, mit dem Erkennen, mit der Liebe der Gottheit, ist der Mutterarm, welcher den Menschen trägt, daß er frei gemacht zum Erkennen und zum Lieben, über das zu walten vermag, was an ihm selber Creatur ist. Denn der haltende Geist, welcher den Menschen an ein göttliches Seyn füget, wie den fallenden Stein an seinen Planeten, ist es, der dem Willen die Macht gibt zu wählen das Gute oder das Böse, wie dem Verstand das Bewußtseyn des eignen Selbst.

Ein Wirken dieses Geistes ist schon die erhaltende Vorsicht, welche selbst die niedrere Leiblichkeit, die sonst der Trieb des eignen, besondren Werdens zerstäuben würde, ordnend zusammenhält; wie sollte diese Vorsicht, da wo sie zur Sorge der liebenden Mutter geworden, der Menschenseele nicht nachgehen, vom Anfang bis zum Ende, wenn diese, von dem Mittelpunkt ihres seligen Heims sich hinausreißet zur Gefahr des Todes. Darum hat der Zug des verknüpfenden Bandes das Heil von oben selber bewogen, daß es hinab käme in die Leiblichkeit des Menschen; sein Zug ist es, welcher die Menschenseele ohne Aufhören zurück rufet zu Gott.

Wie der lebenden Seele, wenn sie, hinabwärts gehend, zur Sichtbarkeit sich gesellet, durch die Kraft des Bandes, welches das sichtbare Geschöpf dem All der sichtbaren Schöpfung vereint, der sterbliche Leib gegeben wird; so wird, durch die Kraft des Geistes, das aufwärts, nach dem Quell des Seyns gerichtete Sehnen der Menschenseele mit den Wirklichkeiten der Gottheit selber verbunden, und der Seele hierdurch ein Leib von unsterblicher, höherer Art gegeben, dessen Auge nicht für das Licht der Sonne, sondern für das der Gottheit, und dessen Stimme nicht nur für sinnliche Laute, sondern für das Wort gemacht ist, das von Ewigkeit war. Es ist dieselbe Kraft, welche dort das Einzelleben mit seiner mitlebenden Welt durch den Bau der organischen Glieder verknüpfte und die hier die Seele mit dem Leben und Erkennen aus Gott verwebet, durch das Gefüge der neuen Glieder, welches der Tod nicht auflöset.

Es ist jedoch, um diese Neues bildende Kraft des Geistes zu erkennen, selber ein Auge nöthig, welches nicht mehr nur jenes innre (psychisch fernsehende) ist, das die Seele des Menschen noch mit der des Thieres gemein hat, sondern ein solches, das der Geist geschaffen. Denn es ist das Kommen des Geistes, wenn es sich aufmachet, wie der Strahl der Wetter, dem Auge der Seele verborgen, und die Stätte seines Ausganges findet der Verstand nicht. Diese ist verhohlen vor den Augen der Lebendigen; der Abgrund und das Meer sprechen: sie ist nicht in uns, die Vernichtung und der Tod sprechen: wir haben mit unsern Ohren ihr Gerücht gehört. Der Geist aber, wenn er zur Leiblichkeit sich gesellet, saget zu ihr: ich habe dich gebildet und durchdringe dich, du aber begreifest mich nicht; er saget zur Seele: ich bekleide dich, wie ein Gewand den Leib, du aber siehest mich nicht.

Dennoch wird der das Menschliche vom Thierischen unterscheidende Verstand, auch wenn er den Namen nicht

weiß, das was des Geistes ist, neben dem das der Seele für sich allein ist, leicht erkennen. Denn des Geistes ist das, was der Phantasie ihre idealisch schaffende Kraft, dem Gefühl ein Empfinden der Kräfte der Ewigkeit, dem Erkenntnißvermögen das Selbstbewußtseyn, dem Gemeingefühl die Gestalt des Gewissens, der Sprache das eigentliche Wort gibt.

Aus dem Innren des Planeten wirket die Macht einer wechselseitigen Anziehung, welche den irdischen Körpern den Zug der Schwere und den innren Zusammenhalt der Theile verleiht: welche das Eisen zum schweren und dehnbaren Metall gestaltet. Aber aus einem andren, höheren Mittelpunkt der Welten wirket eine andre Kraft hervor, welche den Planetenbahnen die gemeinsame Lage um den Aequator der Sonne, welche unsrer Erde, wie den andren verwandten Welten die Neigung der Axe auf der Ebene der Bahn und die jährliche Bewegung gibt. Wir kennen diese bewegende und gestaltende Kraft der höheren Ordnung, welche wie der Lichtstrahl durch den festen und dichten Krystall, ungehemmt durch die planetarische Leiblichkeit hindurchwirket, in der einen ihrer Erscheinungsweisen als Magnetismus.

So kömmt das Walten des Geistes aus der Mitte einer ewigen Geisterwelt hervor, und wie die magnetische Kraft oder das Licht durch das Wesen der planetarisch dichten Massen, so gehet die herrschende Macht des Geistes durch Seele und Leib.

Es ist die Schwere und der innigere Zusammenhalt der Theile, was dem Eisen gemeinsam mit andren schweren und dehnbaren Metallen zukömmt. Aber neben diesen allgemeinen Zügen der irdischen Leiblichkeit hat zu dem Wesen jenes bedeutungsvollen Metalles der Zug einer höheren Ordnung den Zugang gefunden, welcher der schwebenden Nadel die beständige Richtung und die periodische Bewegung der

Pole mittheilt. Nicht das Silber, nicht das näher verwandte Kupfer oder das geschmeidige Zinn, sondern vor andren das Eisen wird von dem Strom jener höheren Kraft ergriffen und bewegt.

So ist es vor andren Wesen unsrer Sichtbarkeit die Seele des Menschen, welche von dem Walten des Geistes nicht bloß spurlos durchdrungen wird, wie das Glas vom Licht, sondern welche von ihm selberkräftig, in den Strom seines Bewegens aufgenommen und mit seiner höheren Natur überkleidet wird. Die Seele des Menschen, vor allem andren Leben unsrer Sinnenwelt, erscheinet zugleich nach zwei verschiedenen Richtungen des Seyns bewegt. Denn wie die eigene Schwere das polarische Eisen, gleich andren metallischen Körpern, abwärts nach dem Boden führt, so theilet die Seele des Menschen mit der Seele des Thieres den Zug nach der Leiblichkeit. Aber jene allein folget zugleich dem Zuge, hin nach den Angelpunkten einer höheren Weltordnung, jene allein jedoch wird auch in diesem Bewegen — gleich der Magnetnadel, wenn dieselbe durch gewaltige Meteore in zuckendes Bewegen geräth — durch fremdartige und feindselige Kräfte von geistiger Art gehemmt und gestört.

Erläuternde Bemerkungen. Wir wollen den Inhalt des vorstehenden §. hier nur mit wenig Worten an den Inhalt der früheren Abschnitte dieses Buches anknüpfen. — Nach §. 3 würde der Moment, in welchem das creatürliche Leben entsteht und als ein etwas von Gott Verschiedenes sich setzt, alsbald auch der Moment seines Vergehens werden, wenn nicht der selbstthätigen Richtung des Lebens eine passiv, den höhern, belebenden Einfluß wieder aufnehmende Richtung folgte oder verbunden wäre (§. 42). Der Moment der Verleiblichung jeder (sowohl sichtbaren als unsichtbaren) Art würde alsbald in den der Auflösung und Vernichtung übergehen, wäre nicht ein Band da, welches der für sich allein unstatthaften Leiblichkeit ein Bestehen um Andrer willen gäbe (m. v. das Ende der erl. Bem. zum §. 3, auf S. 28, so wie den ganzen 4ten und

11ten §.), den Unsichtbaren ein Bestehen zunächst um einer zu ihnen gehörigen unsichtbaren, den Sichtbaren ein Bestehen um einer ihnen verwandten sichtbaren Region willen. Die Wesen denn, welche (nach §. 3) durch einen gleichsam zweiten Act der Göttlichkeit zum besondern Seyn erschaffen worden, werden durch einen dritten Act in diesem ihrem Zusammenbestehen mit Andern erhalten. Dieser Act wird uns in der Verknüpfung der niedern Körperwelt als Band (der Schwere, des Zusammenhalts, der Krystallisation) sichtbar (m. v. §. 5), oder als allerhaltende Vorsorge (§ 30). Der erkennende, mitseyende Geist im Menschen siehet nicht allein die Wirkungen, sondern den Quell dieser in die Sichtbarkeit gelegten Kräfte in jener Wirklichkeit Gottes, welche der Geist ist (§. 3). Dieser ist es, welcher der Menschenseele ein verknüpfendes Band mit der erbarmenden Liebe, ja mit dem Seyn der Gottheit wird, und welcher der Seele zugleich mit den Kräften des Erkennens oder Mitseyns mit Gott (nach §. 40) schon hienieden einen Vorschmack der Seligkeit verleiht. „Denn" nach einem Ausspruch schon des früheren Alterthums „ist es allein die Erkenntniß, worinnen die Seligkeit Gottes und das Glück des Menschen bestehet; das Thier ist nicht glücklich, weil es nicht Erkenntniß hat" (Aristot. de morib. X. 8). Die das Göttliche erkennende Kraft im Menschen ist selber ein Göttliches und Unsterbliches (Plat. Tim. 72). Sie ist das Höchste in der innren Dreiheit im Menschen, welche als νοῦς (oder ἐπιστήμη), δόξα ἀληθής, ἄνοια, oder als νοῦς, ψυχὴ, σῶμα bezeichnet wird, indem der θυμὸς nur als eine, dem selbsterkennenden Geist öfters hülfreiche Kraft der ψυχὴ erscheint (ib. 69). Statt der Lust wohnt den Göttlichen Erkenntniß bei (Plat. Phileb. 33). Auch das höchste Ziel des menschlichen Strebens soll die Erkenntniß des Guten seyn, wodurch alle Kenntniß erst zu einer fruchtbaren wird (de rep. VI, 505). Es gibt eine Erkenntniß, welche Maß und Ordnung in allen Dingen gewährt (wie der Alles ordnende Geist). — Bei Aristoteles (de anim. III, 5) erscheint der Geist als der selbstthätige Verstand; ein Leidenloses und Unvermischtes, seinem Wesen nach eine ewig seyende Wirklichkeit, ja als die ewige Wissenschaft im All, als der göttliche Verstand. Der menschliche Geist empfängt durch Gott und in Gott schauend das wahre Wissen (ib.) durch Gott, dessen Vernunft ein wirkliches Vernehmen, eine unaufhörliche Einsicht ist, eine mühelose, welche nicht erst aus der Möglichkeit zur Wirklichkeit gebracht werden muß (Met. XII c. 9). Der selbsterkennende Geist ist in uns auf ähnliche Weise als in Gott (Phys. VII, 2; VIII, 5). Er ist das dem Menschen Eigenthümliche; wie ein Fremdling in der (sichtbaren) Natur erscheinend; außer Zusammenhang mit der Form des Körpers; ohne bestimmtes

Organ seiner Thätigkeit; wenig oder nichts vom Alter leidend; unzerstörbar (de anim. I, 4).

Das Anerkennen der nothwendigen innren Beziehung des menschlichen Erkennens auf ein göttliches, sprach Chrysippos in dem seltsam lautenden Satze aus: nicht geringeren Nutzen gewähre der Weise dem Zeus, als Zeus dem Weisen (Plut. adv. Stoic. 33: ἀρετῇ τε γὰρ οὐχ' ὑπερέχειν τὸν Δία τοῦ Δίωνος, ὠφελεῖσθαί τε ὁμοίως ὑπ' ἀλλήλων τὸν Δία καὶ τὸν Δίωνα σόφους ὄντας, ὅταν ἕτερος θατέρου τυγχάνῃ κινουμένου).

Der Geist (νοῦς) ist nach Philo das Höchste, das Herrschende in unsrem Innren, wie es an unsrem Leibe das Gesicht ist. Er ist göttlicher Natur, allein unvergänglich, allein mit Freiheit begabt, aus den Banden der Nothwendigkeit entlassen. Den andren Lebendigen fehlt der freie Wille, sie wie mit Banden gebunden, sind darum in die Herrschergewalt des Menschen übergeben. — Dagegen ist auch der Mensch rücksichtlich seiner Handlungen, weil diese aus freiem Vorsatz hervorgehen, einer Verantwortlichkeit unterworfen: einer Bestrafung oder Belohnung fähig. Denn wer von Gott die Macht des freien Willens empfing, und Gott selber hierin gleichend, von der strengen beschwerlichen Herrschaft der Nothwendigkeit befreit wurde, mag mit Recht für strafbar erkannt werden, wenn er seinem Befreier nicht gehorchet. — Die Augen der Seele, mit ihrem inwohnenden Sehnen das Seyende zu schauen, gleichen dem Geflügel, das nach oben strebt; sie erheben sich, Alles verlassend, empor zu dem Ungewordnen (ewig Seyenden) Phil. de mund. 1156, ed. Mang. II, 607, 608.

Das gewöhnlichste Wort der Alten für den Geist ist νοῦς (von den Pythagoräern zuweilen als φρένες bezeichnet); das der neuen Zeit gegebene ist πνεῦμα. In Beziehung auf mehrere im vorstehenden §. gebrauchte Ausdrücke erinnern wir an Marc. 13, 11; Luc. 12, 12; Römer 8, 26; Ps. 143, 10. — Uebrigens sey auch hier noch einmal Oetingers tiefsinniges Buch: „Die Wahrheit des sensus communis" erwähnt, welches vielfältig von dem Gegenstand dieses §.: von der selbstständigen Weisheit handelt.

So wie wir im Vorhergehenden die Seele als eine schöpferische Wirklichkeit kennen lernten, welche sich in und an einem bewirkbar Leiblichen kund gibt, so erscheint uns der Geist als das wesentlich Höhere, welches als ein allgemein Ergänzendes die besondre Wirksamkeit der Seele und das Werden des Leibes umfasset.

Scheidung des innern Menschen nach Geist und Seele.

§. 48.

Es ist der Leib, welchen menschliche Gewalt und die Macht der äußeren Elemente ohne Aufhören zu berühren, zu verletzen und selbst zu tödten vermag, nur Einer, obgleich derselbe beständig aus dem Verein zweier Elemente, eines unteren, das aus der Speise hervorgeht, und eines oberen, das aus der Luft des Himmels kommt, sich erhält und erzeuget. So ist auch der innre Mensch, so ist die Seele, welche keine menschliche Gewalt, kein äußres Element zu tödten, noch zu verletzen vermag, nur Eine, obgleich das inwendige Leben, so lange es in der Sichtbarkeit bestehet, durch zwei Elemente sich gestaltet und bewegt, davon das eine aus der Natur des Leibes hervorgeht, das andre aber aus der Region des Geistes kommt. Das eigentliche Ich des Menschen: die Seele ist es, welche jetzt im Fleische, jetzt durch eine höhere, ihr zu Theil gewordene Kraft im Geiste zu seyn vermag; welche schon hienieden an den Einen fleischlich, an den Andren geistlich gesinnet und gestaltet gefunden wird.

Aus dem innersten Mark der lebenden Pflanze entfaltet sich der Mittelpunkt der Blüthe, in welchem sich, zur Zeit der Zeugung, ein Leben von thierartiger Natur, mit seinem eigenthümlichen Begehren und seinen bewegenden Kräften regt. Der Act dieses Lebens ist ein schnell vorübereilender, eilig dahinsterbender, weil sich das innre Bewegen noch nicht mit jenem oberen Element zu überkleiden vermag, in welchem und durch welches allein es sich beständig wieder erneuern und so fortlebend erhalten kann: mit dem Element des Odems aus der Atmosphäre. Am Thier und am Menschen ist das, was das Wesen der Pflanze gleich einem

Blitze, welcher plötzlich, so wie er erschien, wieder verschwindet, nur auf einen Augenblick durchstrahlt, zu einem für die Zeit des ganzen, jetzigen Daseyns bleibenden Leibe, zum wesentlichen Organ der Seele selber geworden. Dieser thierische Leib erhält sich aber im Leben und Bewegen nur dadurch, daß er sich ohne Aufhören mit dem oberen Lebenselement der Luft vereint und überkleidet.

Was die belebende Luft zum thierischen Leibe, das ist der Geist zur Seele des Menschen, deren Leben nur durch ihn und in ihm ein bleibendes, ein ewiges wird. Das Blut des lebenden Leibes wird bei dem innersten und wesentlichsten Geschäft des thierischen Lebens: beim Athmen, selber zu einer luftartigen Substanz; denn Luft ist das obere Element, mit welchem es zu einem Leib werden, mit welchem es sich überkleiden und verleiblichen soll. Beide denn, das Blut wie das von diesem begehrte Oxygen, sind im Augenblick des Athmens: Luft. So bezeichnet — sinnvoll das Geschäft des äußeren Lebens mit dem des innren vergleichend — die Sprache aller Zeiten uud Völker sowohl die Seele als noch mehr den Geist durch ein Wort, welches zugleich den belebenden Hauch der Luft, den Wind oder das Emporwallen des tropfbar flüssigen Elementes zur Dampfform bedeutet, und es vergleichet nicht bloß das Buch der Offenbarung das übermächtig neugestaltende Walten des Geistes an Seele und Leib mit dem Brausen eines gewaltigen Sturmwindes, sondern es erscheinet auch dem Sokrates der unsichtbare Geist gleich einem lebendig wehenden Winde. Die irdische Lebensluft, wenn sie beim Brennen mit dem entzündbaren Stoff sich vereint, zeiget sich der Natur und Kraft des Feuers nahe befreundet, ja als ein leuchtendes und wärmendes, läuterndes und verzehrendes Feuer selber. So wird auch der Geist nach einem höheren Ausdruck der Sprache ein Feuer, und es wird die Ueberkleidung des Ele-

mentes der Seele mit jenem des Geistes eine Taufe mit der Kraft des Feuers genannt.

Es wird, durch den Weg der natürlichen Zeugung, einem Tröpflein Blutes die Kraft gegeben, auf eigenthümliche und selbstständige Weise den Geist der Luft in sich zu nehmen: zu athmen. Hierdurch entstehet der sichtbare Leib, der Leib der Zeit, welcher, nachdem er kurze Zeit geblühet, wie die Blume des Grases, abnimmt und verwelket und in Staub zerfällt. So wird durch den Weg einer neuen, höheren Zeugung der Seele die Kraft gegeben, auf eigenthümliche und selbstständige Art den Geist aus Gott in sich zu empfangen und mit ihm sich zu überkleiden. Hierdurch entstehet der innre, neue Leib, der Leib der Ewigkeit, dessen Herrlichkeit ohne Aufhören, dessen Kraft in einem immerwährenden Zunehmen und Wachsen ist.

Der ganze äußre Mensch, offenbart als lebende Seele durch den lebenden Leib, wird öfters in der Weise der alten Sprache Seele genannt; der ganze innre Mensch aber, in derselben Weise, der Geist. Es ist das Gemüth, der innre Sinn, in welchem der Geist mit seiner Wunderkraft sich verherrlicht und verständlich machet; es ist der Geist, in welchem und durch welchen die Seele zur Herrscherin über sich selber und ihre Welt wird. Das noch nicht zu eigen gewordene, sondern erst in diesem Werden begriffene Leben der Ewigkeit, verschieden von dem sichtbaren Leben der Seele, wie der Mutterleib, welcher annoch für den Leib des Ungebornen Nahrung nimmt und athmet, von diesem es ist, wird zuweilen in jener Sprache als Geist von der Seele unterschieden. Die Stunde der Geburt wird kommen, und der ans Licht getretene, lebende Leib wird nun selber und unmittelbar Eines mit der belebenden und gestaltenden Luft. So wird auch einst der Mensch, dessen Wesen hienieden scheinbar in drei verschiedene Mächte getheilt war, nur

Einer seyn: der Leib, in Kraft der Ewigkeit, wird die Natur des Geistes anziehen, so wie der Geist die Kräfte des himmlischen Leibes, und sie alle sind alsdann nur Ein Leib, sind nur Eine Seele.

Erläuternde Bemerkungen. In sehr bedeutungsvoller Weise ist der Lichtstrahl, welcher der irdischen Natur ihr Leben gibt, ein Abbild der Dreiheit und Einheit der Menschennatur; als Geist, Seele und Leib. Er erscheint unserm Auge nur als Einer, das Farbenbild des Prisma aber läßt uns an und in ihm drei verschiedene Kräfte erkennen, welche da selbst in räumlicher Weise aus einander treten: die Kraft des Erwärmens, des Leuchtens und der chemischen Polarisation im rothen, gelben und violetten Strahle des Spectrums.

Wir fügen dem Inhalt des vorstehenden §. zu seiner historischen Erläuterung einige mit ihm in Beziehung stehende Aussprüche der „Weisheit des Alterthums" bei.

Obgleich unter Andern Parmenides es aussprach, daß die Seele und der selbsterkennende Geist eines seyen (*τὴν ψυχὴν καὶ τὸν νοῦν ταὐτὸν εἶναι* Diog. Laert. IX, 22), so war dennoch die Theilung des Menschen in den selbsterkennenden Geist, in Seele und Leib die gewöhnlicher angenommene. Aber auch die heilige Schrift alten und neuen Testamentes scheidet an vielen Stellen das Wesen des Menschen nur in zwei verschiedne Hauptrichtungen: in jene des Leibes und der Seele oder auch mit andren Worten des Leibes und des Geistes. Eccles. XII, 7. Der Staub (Leib) kehrt wieder zur Erde, welche er (vorhin) gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat. (Aehnlich ist diesem die Stelle in Eurip. Suppl. 532: *πνεῦμα μὲν πρὸς αἰθέρα, τὸ σῶμα δ'εἰς γῆν.*) Der Apostel redet 1 Cor. VI, 20 von einer Verherrlichung Gottes an unsrem Leibe und an unsrem Geiste, und C. VII, 34 von einer Sorge, heilig zu seyn, beides am Leib und am Geist. Nicht minder bedeutet Ps. 73, 26; Ps. 103, 1, 2; Sap. 3, 1; C. 9, 15; C. 15, 11; Matth. 10, 28; Act. 20, 10 das Wort Seele, so wie Ps. 31, 6, Ps. 146, 4; Luc. 8, 55; C. 23, 46; Act. 7, 58 das Wort Geist ohne Unterschied den ganzen innren Menschen im Gegensatz zum äußren.

Stellen, auf welche sich oben im §. bezogen worden, wo von einem Unterschied des Wortes Geist und des Wortes Seele in ihren Bedeutungen die Rede ist, sind besonders 1 Cor. XV, 45, wo auf einen Gegensatz zwischen der lebenden Seele und dem lebendig machenden Geist hingedeutet scheint, dann Jes. XXVI, 9,

wo von einem Sehnen der Seele (des Herzens) nach dem lebendigen Gott und von einem Wachen des Geistes zu ihm die Rede ist, und Luc. I, 46 und 47 (m. v. den §. 51). In der Epistel an die Hebr. IV, 12 spricht der Apostel von einer Kraft des Wortes Gottes, zu durchdringen und zu scheiden Seele und Geist, und 1 Thessal. V, 23 von einem Unsträflicherhaltenwerden des Geistes und der Seele, und des Leibes auf den Tag Jesu Christi. — Obgleich Irenäus (Lib. V. c. 304 contr. haeres.) zu dem vollkommnen Menschen drei Theile gehören lässet: Fleisch, Seele und Geist; so stimmt seine Ansicht doch ganz mit der oben erwähnten Schriftlehre überein, nach welcher der innre Mensch, der entweder im Geist oder im Fleisch zu seyn vermag, im Gegensatz zu dem äußeren nur Einer ist „Tria sunt, ex quibus perfectus homo constat, carne, anima, spiritu, altero quidem figurante, spiritu, altero quod formatur, carne. Id vero, quod inter haec est duo, est anima, quae aliquando subsequens elevatur ab eo, aliquando autem consentiens carni, decidit in terrenas concupiscentias.“ M. v. auch das, was Augustinus de anima, z. B. L. IV, 21 sagt, welcher ebenfalls die Seele des Menschen von seinem Geist nicht unterscheidet: „Die Seele wird auch Geist genannt, Geist aber ist zunächst die denkende Kraft in uns, worinnen der Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thiere begründet ist“ (ed. Paris. Opp. X, p. 406). — Sehr klar und treffend wird bei Plato de republica 4 (p. 358 u. f. 366 ed. Bip. T. VI) das, was die Seele (nach §. 51, 52) durch den Geist ist, dem entgegengesetzt, was sie in ihrer bloßen Richtung auf das Leibliche ist. Das, was in der begehrenden Seele des Menschen gleich wie in jener des Thieres als Gelüste des Durstes zum Trinken antreibt, muß ein Andres und verschieden von jenem (Herrschenden) seyn, was nicht selten als Macht des Willens den Dürstenden vom Trinken abhält. — Auch Aristoteles (de anima I, 4) versteht unter dem Erkennenden im Menschen das, was die Seele durch den Geist ist, im Gegensatz zu dem, was sie ohne den Geist nur durch den Leib und zu ihm ist. Der thierische Lebenshauch (Lebensgeist): נֶפֶשׁ, die empfindende Seele: רוּחַ, so wie die erkennende oder denkende: נְשָׁמָה der alten Kabbalisten erscheinen ebenfalls nach der von ihnen zu Grunde gelegten Ansicht nur als drei verschiedne Kräfte einer und derselben Einheit der Seele, nicht als drei verschiedne Einheiten. Dagegen scheidet den innren Menschen deutlicher in Seele und Geist (πνεῦμα καὶ ψυχήν) der alt jüdische Geschichtsforscher Josephus (Ant. I, 1). Unter den Vätern der Kirche erscheint für die gänzliche Scheidung zwischen Geist und

Seele unter andern geneigt: Athanasius. Auch Origenes, wie wir dieß hier durch mehrere Stellen bezeugen wollen, spricht sich sehr entschieden für die Dreitheilung der menschlichen Natur aus. Aus einer Menge von Schriftstellen können gezeigt werden, sagt er (Comment. in Joh. T. VI, 7, ed. Par. IV, p. 112; 113), daß der Geist ein Anderes sey als die Seele (ἕτερον εἶναι τὸ πνεῦμα τῆς ψυχῆς), das, was Kraft des Geistes genannt wird, etwas Andres als die Kraft der Seele. — Ferner sagt er Comment. in Joh. T. XXXII, c. 11, ed. Par. IV, 433: „nach Joh. 13, 21, 22, war Jesus im Geist betrübt (ἐταράχθη τῷ πνεύματι) als er sagte: Wahrlich, wahrlich, einer unter Euch wird mich verrathen. Vorher aber (Joh. 12, 27) hatte er den Ausdruck gebraucht: nun ist meine Seele betrübt. Denn durch die ganze Schrift sind Geist und Seele verschieden; die Seele ein Mittleres zwischen Leib und Geist ist noch der Tugend wie des Lasters fähig; der Geist aber, der im Menschen ist, kann (als solcher) das Schlechte nicht in sich aufnehmen; alle besten und schönsten Früchte kommen vom Geist, der im Menschen ist, während die Früchte des Fleisches böse sind. — Nach einer andren, mit den im §. gebrauchten Ausdrücken übereinstimmenden Stelle kann die Seele, die ein Mittleres ist zwischen Fleisch und Geist, entweder sich zum Fleische gesellen und so fleischliche Menschen bilden, oder zum Geiste und so den geistlichen Menschen schaffen, jenes wie dieses erinnernd an ein 1 Cor. 6, 16 und 17 angedeutetes Verhältniß (Orig. Comment. in epist. ad Rom. L. I, 5, ed. Par. Vol. IV, p. 466). — Christus ist Mittler zwischen Gott und Menschen durch seine Seele (ib. L. III, 8, p. 514); die Seele Christi war geschaffen (ib. p. 515), war gesendet vom Vater (Comm. in Joh. XX, 17, ed. Par. Opp. IV, 331). Alle Menschen handeln getrieben vom Geist, aber es gibt einen Geist der Knechtschaft und Furcht (Röm. 8, 15) und einen Geist der Kindschaft (Orig. Comment. in Epist. ad Rom. L. VI. 1, Opp. IV, 593). Der Name ψυχὴ sollte übrigens nach Origenes (de princip. II, 8, Opp. I, 95) von erkälten (a refrigescendo) herzuleiten seyn. — Der νοῦς oder mens sey durch sein Herabsinken Seele geworden, die Seele, wenn sie Tugend angezogen, wird wieder Geist (ib. p. 96). — Bei dem Sünder werde nur die Seele in der Hölle gestraft, nicht aber der Geist, welcher von ihr genommen zu dem zurückkehre, der ihn gab (Orig. in Matth. Comment. Ser. 57 s. fin. Opp. III, p. 876). — Der Gerechte aber wird nicht so getheilt, sondern seine Seele gehet mit ihrem Geiste zu Gott (ib. 62, p. 880). — Auch Basilius Cäsariensis unterscheidet Seele und Geist, wenn er sagt: Ein Andres ist was wir selber sind, ein Andres was das Unsrige ist, und noch ein

Andres das was um uns ist. Wir sind Seele und Geist (nach welchem wir Gottes Ebenbild heißen), unser Eigenthum ist der Leib mit seinen Sinnen, um uns sind Reichthümer, Künste und andre Güter des Lebens (St. Basil. Serm. XXIV, de honor. parent. exhib, ed. Par. Opp. III. 584). — Im Geist ist das Ebenbild des Schöpfers. Es sind aber im Geist zwei Vermögen, ein gutes, das uns zur Aehnlichkeit Gottes führt, und ein böses, dämonisches, das uns zur Abweichung von Gott treibt. (St. Basil. epist. CCXXXIII, Opp. III, 335, 356.) — Synesius (de insomn. p. 137) nennt das Unsterbliche in uns als eine πνευματικὴ ψυχὴ oder ein πνεῦμα ψυχικόν. — Gregorius Nyssenus in seinen Büchern περὶ φύσεως ἀνθρώπου und περὶ κατασκευῆς ἀνθρώπου (im letzteren p. 44 — 138, T. I) scheidet den Menschen in drei Theile: den wechselnden, den empfindenden und den vernünftigen, und beruft sich hierbei auf Matth. 22, 37; 1 Theff. 5, 23, so wie schon auf die Schöpfungsgeschichte. Dennoch erkennet er in seinem Buch περὶ ψυχῆς (T. II, 22 — 34 Opp.) im Menschen nur zwei Regionen: die unkörperliche oder unsterbliche, und die materielle oder sichtbare an. Die „ungezeugte" Seele, welche den Leib regiert wie Gott die Welt, wird da nur als eine (als innrer Mensch dem äußren) dem Leibe gegenübergestellt. Auch bei Nemesios (περὶ φύσεως ἀνθρώπου) wird der innre Mensch (Seele sammt Geist) überhaupt als vernünftige Seele (ψυχὴ λογικὴ) bezeichnet (z. B. p. 119 edit. Matth.), der Geist aus Gott, der Geist im engern Sinne des Wortes, als Gottesfurcht (εὐσέβεια). — Einen gemeinsamen Geist, durch alle Lebendigen wirkend, erkennen, wiewohl in roher Form und Ausdruck, die Araber Thophail und Averrhoes. — — Die Sonderung des innren und äußren Menschen in Geist, Seele und Leib wurde später besonders von Theophrastus Paracelsus und seiner Schule behauptet und von mehreren Theosophen angenommen, so wie sie auch Rüdiger in seiner Physica divina durchführt. Wir erinnern hierbei auch noch an die Lehre der Chinesen, welche die Seele des Menschen aus zwei Theilen, einem empfindenden (Pe) und einem denkenden (Hang-Hoen) bestehen lassen.

Die oben erwähnte Nebenbedeutung der Worte für Geist und Seele, zugleich als Lufthauch, Wind, läßt sich in den Sprachen der verschiedensten Völker und Zeiten nachweisen. Die drei oben erwähnten Worte, welche in der hebräischen Sprache so wie in mehreren ihr nahe stehenden andren Sprachen des Orients Geist, Seele- und Lebenskraft ausdrücken, und mit denen die alten Kabbalisten drei verschiedene Kräfte der Seele bezeichnen wollten, haben sämmtlich jene sinnvolle Nebenbedeutung, mit welcher die älteste Menschensprache zu erkennen gab, daß sie die nahe, tiefe Beziehung

des Urbildes (in der geistigen Welt) zu dem Abbild (in der Körperwelt) wohl verstehe und anerkenne. Jenes Wort, welches man (später) zur Bezeichnung für die höchste Geisteskraft wählte: Neschamah, von נשם, blasen, wehen, scheint allerdings in seinen beiden Bedeutungen zu dieser Stellung berechtigt. Denn obgleich das nahe verwandte Stammwort im Arabischen nur das Wehen eines sanften, lieblichen Windes andeutet, so ist es doch in der hebräischen Sprache (Jes. 42, 14) von dem starken Hauch (dem Schnauben) des Zornes Gottes gebraucht. Das andre Wort (Ruach, Ru'ch), welches im Hebräischen wie in allen verwandten (semitischen) Sprachen in großer Allgemeinheit Geist bedeutet (רוח), bezeichnet zugleich jenen erquickenden Lebensodem der Natur, der sich, vermischt mit den Düften des Wassers und der Kräuter, in den kühlen Abendstunden erhebt: den kühlen Wind der zunehmenden Schatten, der dem Morgenländer der alten Zeit zugleich den Anfang des neuen Tages verkündet. In der Nebenbedeutung als duften, riechen, ist jenes Wort noch in unsrem deutschen Wort Ruch, riechen zu erkennen, und zeigt sich in ihm dem Worte Geist (als Duft, Aushauch) nahe verwandt. Endlich, so bezeichnet auch das Wort Nephesch den aus- und eingehenden Hauch des Odems, das Blasen des Windes, wie die belebende Seele. Dieselben Bedeutungen und Nebenbedeutungen finden wir auch denn in dem griechischen Wort θυμός (von θύειν stürmen, heftig wehen), mit welchem Plato das höchste Seelenvermögen bezeichnet. Es ist zugleich das Schnauben, heftige Blasen des Odems (Il. V, 698). Das Wort πνεῦμα, welches noch in der Sprache des neuen Testamentes für Geist gebraucht ist, zeigt eine gleiche Abstammung wie das Wort Ruach der hebräischen Sprache. Denn πνέειν bedeutet blasen und wehen, ebenso wie duften und athmen (z. B. Hom. Odyss. IV, 446; V, 469; XVIII, 130; Il. XX. 446), und eine ganz verwandte Bedeutung und Nebenbedeutung zeigt auch das Wort für Seele: ψυχή, denn es ist zugleich ein kühlender Hauch oder Athem, und das Stammwort ψύγειν oder ψύχειν wird z. B. Il. XX, 440, eben so für wehen und athmen gebraucht als das Wort πνέειν. Darum ist auch nach Plato's Etymologie im Kratylus die Psyche ἡ τοῦ ἀναπνεῖν δύναμις. Jene Zweiseitigkeit des geistigen und leiblichen Sinnes wird auf den ersten Blick an den lateinischen Wörtern für Seele und Geist (anima und animus so wie spiritus) erkannt. Denn die ersten beiden, abstammend von dem Wort ἄνεμος, das noch im Griechischen den Wind ausdrückt, sind Seele, so wie Hauch und Wehen, und dieselbe doppelte Richtung zeigt die noch lateinische Wurzel für spiritus. Hat doch selbst die slavische

Sprache für die Worte „Duch" (Geist) und „Duscha" (Seele) noch die doppelsinnige Wurzel in dem Worte für wehen, blasen: „Dutsch" (dutcz) sich erhalten und für unser deutsches Wort Seele, das mit „Sehen" ja mit „Seyn" von altverwandter Herkunft scheint, sollte es so unmöglich seyn, den alten Adel der Abstammung von einem gleichen, sinnigen Worte nachzuweisen? Der treffliche Grimm in s. Grammatik Th. II, S. 99 hat die bisherige Schwierigkeit bereits gelös't. Das älteste deutsche Wort für die Seele (im Altgothischen des 3ten und 4ten Jahrhunderts) heißt saiv-a-la, daraus ist im Hochdeutschen des 8ten und 9ten Jahrhunderts se-u-la und sela, im Angelsächsischen sav-el geworden (engl. soul). Die Abstammung des Wortes saivala von saiv-an, welches ein Bewegen wie von Sturmesgewalt ausdrückt, ist sehr wahrscheinlich, obgleich wir in alten Denkmälern nur noch das Wort saivs für das wogende Meer (die Meeresfluth) finden. Das Wort Seele möchte demnach eine ähnliche ursprüngliche Doppelbedeutung haben, wie ἄνεμος u. s. Der gleiche Doppelsinn der Worte für Seele oder Geist ließe sich denn auch in den Völkersprachen der andern Halbkugel der Erde nachweisen. Wie mithin in der Sprache das bewegende und belebende Element der Körperwelt mit dem der Geisterwelt gleichen Stammes und Wesens erscheint, so sind es beide auch in der Geschichte des Seyns und Lebens selber.

In Beziehung auf den Inhalt dieses ganzen Abschnittes der Lehre vom Geist und auf die durchgehends und wiederholt gebrauchten Bilder, welche vielleicht manchem Ohr zu materialistisch dünken könnten, möge man sich an manche sonderbar scheinende und doch sehr bedeutungsvolle Aeußerungen des oben erwähnten Gottesgelehrten: F. Ch. Oetinger erinnern. Eine solche über die allgemeine Bedeutung des Wortes Geist führen wir hier an: „Ueberhaupt genommen deutet Geist eine viel dünnere und beweglichere Sache als Luft und Feuer an. Baco de Verulamio, der die eingeschobenen Begriffe ausgemustert, gibt in seinem Buche Sylva §. 98 nicht zu, daß Geist und Leib gar nichts mit einander gemein haben. Die Schrift weiß nichts von Materiali und Immateriali, und doch ist Gott und die Seele und der Geist kein bloßes Materiale. Das Fleisch und Blut Jesu ist vom Geist und Leben nicht auszuschließen. Ohne dieß wird man in ein ewig Gezänk von dem Sinn Jesu über das 6te Cap. Johannis kommen. Geist hat von Gott das Siegel, daß es nicht kann wie ein Körper zerstäubt werden. Geist ist, wo jeder Theil wieder ein Ganzes werden kann. Darum ist auch Feuer kein bloßes, materialisches Wesen; Jesus sagt, diese Worte sind Geist und Leben. Geist ist etwas Unzerstörliches, also ist es weit vom Leibe unterschieden. Geist hat

etwas von Gott in sich, das nicht vergeht. Sonst heißt Geist spiraculum, ein Athem, eine Luft, atmis. Gott muß ihn versiegeln, sonst ist es kein Geist, sondern Luft. Salomo sagt: Wer erkennet, daß der Geist des Menschen wieder aufwärts lauft zu Gott, und der Geist der Thiere niederwärts (Pred. 3), das ist schon genug. Im Ezechiel findet man Grund, wie man den Geist concipiren soll." M. v. Oetingers biblisches Wörterbuch, neu herausgegeben mit den nothwendigen Erläuterungen versehen von Dr Jul. Hamberger. Stuttgart bei Steinkopf. 1849. S. 197.

Der Geist als mütterlich bildende Kraft.

§. 49.

Ein alter Lehrer der Kirche, in dessen Schriften der Geist und die Sprache der ersten apostolischen Zeit leben: Irenäus, erkennet in dem Geist des Menschen jene Kraft an, welche bildet und gestaltet; das Fleisch aber sey das, was gebildet und gestaltet werde.

Der Geist war es, welcher nach dem ältesten Wort der Schöpfung als mütterlich waltende Liebe — wie mit brütendem Fittige — über der Tiefe und ihren noch künftigen Gestaltungen schwebte. Wie die Luft, aus welcher alles Leben auf Erden sich erhält und ernährt, alle Wesen unsrer planetarischen Sichtbarkeit umfasset und durchdringet; so umfänget und durchdringet der Geist von oben das Reich der Seelen, denn in ihm leben, weben und sind dieselben. „Der Weltkreis ist voll des Geistes des Herrn."

Es sind im Reiche der unorganischen Körper vorzugsweise die Säuren, zuletzt denn in diesen ist es der Sauerstoff der Luft, welcher den einzelnen Gesteinen und Salzen ihre besondre, regelmäßige Gestalt gibt. So ist alles Heer des Himmels, so ist der Mensch durch den Geist aus Gott gemacht, und es ist dieser Geist, welcher dem Menschen das Herz bildet, und welcher, wie er im Verborgenen den noch ungebornen Leib der Zeit bereitet: so in dem innren Grund der Seele den Menschen der Ewigkeit gestaltet. Dieser, der

neue Mensch, kann nicht aus dem Leibe, er muß aus dem Geist erzeugt werden; denn was vom Fleisch geboren wird, das ist (vergängliches) Fleisch, und was vom Geist geboren wird, das ist Geist.

Wie denn die Alle umfassende Luft in unsrer Sichtbarkeit ein Band der Vereinigung und des beständigen Wechselverkehrs der lebenden, athmenden Wesen ist, so der Geist von oben ein Band des gemeinsamen Lebens der aus dem Geist gebornen Seele mit Gott; ein Band des Vereines „zu einem Leibe und einem Geiste" zwischen allen den Seelen, in denen eine und „dieselbe Hoffnung", ein und dasselbe Sehnen nach einem künftigen Seyn der Ewigkeit lebet.

Die Mutter ist es, welche das in ihr empfangene Leben mit der Kraft ihres eigenen Lebens stärket und erhält; sie ist es, welche stellvertretend für das noch Ungeborne die Nahrung des irdischen Elementes empfängt und den belebenden Odem schöpfet. So vertritt, mit unaussprechlichen Kräften, der mütterlich waltende Geist, in dessen Tiefe der Mensch des Jenseits sich gestaltet, die Stelle dieses noch nicht zum Licht und selbstständigen Wesen Ausgebornen, und hilft beständig seiner Schwachheit auf, und es ist in den Stunden einer höheren Bekräftigung nicht der Mensch der Erde, welcher redet, sondern der Geist von oben.

Erläuternde Bemerkungen. Der Geist, dem Unbegränzten (der Vielheit) gegenüber, ist das Bewegende und Ordnende und die Ursache des Schönen und Rechten (Aristot. de anim. I, 2; Plat. Cratyl. 400; 413). Von Irenäus Darstellung der Wirkung des Geistes war schon S. 499 die Rede. — Stellen der Schrift, auf welche im vorstehenden §. hingedeutet ist, sind: Gen. 1, 2; Act. 17, 28; Sap. 1, 7; Ps. 33, 6; Hiob 33, 4; Joh. 3, 6; 1 Kön. 3, 9, 11; Ps. 26, 2; Ps. 51, 12; Ps. 119, 36; Prov. 16, 2; Jerem. 24, 7; Jer. 31, 33; Act. 15, 9; 1 Cor. 6, 17; Ephes. 4, 4. — Ueber die gestaltende und bildende Kraft der Säuren und des Sauerstoffgases nach Mitscherlich u. A. vergleiche man oben §§. 5 und 12.

Der Geist als selbstthätig bewegende Kraft.

§. 50.

Die Lehre vom Geist ist es, in welcher die anscheinend sich widersprechendsten Wahrheiten einander begegnen, und zuletzt sich vereinen: die Wahrheit, daß ein geistig Gutes sey, aber auch ein Böses von der Natur des Geistes. Die Wahrheit, daß dem Menschen durch das Leben aus Gott ein vollkommen freier Wille gegeben sey, sich zu erwählen das Gute oder das Böse; und die Wahrheit, daß der Geist des Menschen ein dienendes, bewegtes Werkzeug sey, in der Macht eines höheren, allbewegenden Geistes. Die letztere dann, und die Form und Weise, in welcher die Offenbarung, so wie der Glaube der Heiden und Völker sie erkannt und dargestellt, wollen wir hier zuerst erwägen.

Einstimmig nennen alle Sprachen, in denen noch die ursprüngliche geistige Kraft und Bedeutenheit der Worte lebt, die Weise, wie der Geist, welcher Gott ist, auf den Geist des Menschen wirke: das Anwehen, Einhauchen eines lebendigen Odems aus dem Schöpfer in das Geschöpf. Es wiederholt sich bei diesem Einhauchen des Lebensodems in die Seele des Menschen die Geschichte seiner anfänglichen Belebung: die Begeisterung des innren Menschen aus Gott erscheint als eine Schöpfung der höheren Ordnung. Denn als Gott den Menschen aus der rothen Erde gebildet, da blies er ihm einen lebendigen Odem ein (Gen. 2, 7).

Der Ausdruck der alten Sprachen, wenn er von dem Werk der Begeisterung redet, gründet indeß noch tiefer. Jener lebendige Odem, der von oben kommt, ist ein Wort, ist eine Stimme Gottes, und es wird, wie dieß Cicero bemerkt, schon in dem Wort Orakel auf jenen Mund von göttlicher Art und Kraft hingedeutet, welcher sein eignes

Wort in den Mund des Menschen legt und aus diesem spricht.

Abermals tritt uns hier in der Lehre vom Geist die Betrachtung eines solchen vereinenden und vermittelnden Organes entgegen, das auf seiner höheren Stufe jenem vergleichbar ist, welches wir oben im §. 16 am Leibe und im §. 36 an der Seele des Menschen kennen gelernt; eines Organes, in welches und von welchem die Kräfte zweier verschiednen Regionen ein- und ausgehen. Nach der Bedeutung des Wortes, mit welchem einige alte Sprachen des Orients den Himmel nennen (Feuerwasser), erscheint die Luft als ein Wesen, in welchem beides: die Kraft des belebenden, aber auch zerstörenden Feuers, so wie des milden, allernährenden Wassers wohnet. So walten in dem Stimmorgan der Seele: dem Mitgefühl, die gemeinsamen Bewegungen eines eigenen, inwohnenden und eines fremden (höheren) Lebens, und das leibliche Stimmorgan schwebet zwischen den beiden Mächten des Leibes: der oberen, des Hauptes, und der unteren, der Glieder; sein Leben und innres Bewegen gehet von beiden aus und zu beiden hin. Dieses leibliche Stimmorgan ist zum Athmen der Luft des Himmels gemacht, in welcher beide: die Natur des Feuers und die Kraft des Wassers wohnen; es ist aber auch zugleich zum Ausdruck jener gemeinsamen Bewegungen eines äußren und innren Lebens gemacht, welchen wir Stimme nennen und Sprache.

Der Geist, wenn hier der niedrere, abbildliche Ausdruck erlaubt ist, erscheinet als das Stimmorgan Dessen, der von Anfang war und ist und in Ewigkeit seyn wird. Siehe in Ihm ein Angesicht des Feuers, dessen Anblick kein Geschaffener erträgt, und ein Seyn des lieblichen, lebendigen Wassers; aus beiden aber und von beiden ist der Geist. Es ist dieser ein lebendiger Odem aus Gott, welcher alles Leben

der Wesen durchdringt und erhält. Gleich dem Mitgefühl der Seele, in welchem zweier Leben Regungen sich durchdringen und verstehen, ist es der Geist, in welchem die beiden Angesichte Dessen, der ohne Anfang war, sich begegnen und erkennen.

Feuer und Wasser, und aus beiden die Luft: zu ihr gesellet sich in unsrer Sichtbarkeit als viertes Element die Erde. Die allumfassende, alldurchdringende Luft führet über die Erde den Thau und befruchtenden Regen des Wassers, und gibt und ernähret auf ihr die Flamme des Feuers. So ist der Geist das vereinende Organ zwischen Mensch und Gott; er ist das Organ eines Mitgefühles in Gott, mit dem Menschen.

In der Sprache, dem einigen Vorzug des Menschen vor den andren Lebendigen seiner Sichtbarkeit, wird dann, wenn der Lebensodem von oben waltet, die Stimme jenes Mitgefühles, das in Gott ist, vernommen. Dieses ist die göttliche Kraft, von welcher Plato redet: die Kraft, welche öfters, ihnen selber unbewußt, durch die Menschen, die sie ergriffen, zu andren Menschen spricht; denn nicht sie sind es, welche reden, sondern Gott ist es. — Es wird auch nach einem Ausdruck der Schrift das alleinige Walten des göttlichen Bewegens im Mitgefühl des Menschen von jenem Zustand unterschieden, in welchem das menschliche Wollen und Bewegen mit dem göttlichen sich vereint, und es spricht darum der Apostel von einem Beten im Geiste und einem Beten im Sinne (ἐν τῷ νῷ).

In dem Stimmorgan des Leibes wird der bewegende Trieb, welcher anderwärts vom Nerven aus den Muskel erschüttert und die Glieder regt, als Ton vernehmlich, und es sind die Stimmorgane ein allvereinender Sammelpunkt und Ausgang der bewegenden Kräfte. Es ist kein andres Organ des Leibes so leicht, so schnell und doch so mächtig

beweglich durch den Willen als das der Stimme. So ist die Kraft des Geistes, welche Gott der Seele des Menschen gab, ein Bewegungsorgan, sie ist ein dienendes Glied der Kraft des Geistes aus Gott. Dieser Geist ist es, welcher den Menschen dringet: zu zeugen von dem, das aus dem Geiste ist; er ist es, welcher Geist und Herz mächtig beweget, wann und wie Er will. Und dennoch ist ein eigner Wille im Menschen da, fähig und kräftig, dem Geiste zu widerstehen, fähig, sein Walten zu lieben oder zu hassen. Es bezeuget alsdann der Geist, der von oben ist, als eine Stimme des Gewissens dem Menschen, was Leben und was Tod sey, und der belebende Odem bekleidet sich hier mit der Kraft des verzehrenden und züchtigenden Feuers, wie dort mit der Kraft des nährenden, lieblichen Wassers.

Es ist aller Anfang des geistigen Seyns und Lebens aus dem Geist in Gott. Wie die Begeisterung eines staubgebornen Menschen andren Menschen sich mittheilt und diese erfüllet, und doch hierbei selber nicht abnimmt, sondern nur noch wächset; so erfüllt der Geist alles Leben, das zum Geist geboren ist, und seine Fülle nimmt hiervon nicht ab, sondern bleibet ewig dieselbe

Erläuternde Bemerkungen. Der Geist (νοῦς) ist es, welcher nach Anaxagoras Einsicht hat in das Zukünftige und Vergangene (Diog. Laërt. II, 6; Simpl. phys. fol. 33, b). — Das was zur wahren, rechten Liebe des Schönen führt, und der Quell alles Herrlichen in der Menschennatur ist, nennt Plato die wahre oder göttliche Begeisterung (Phaedr. 244 seqq.; 264).

Die griechischen Worte θεόπνευστος, ἐμπνευστός, wie schon das Homerische Wort πεπνυμένος, vom Worte πνέειν, hauchen, bedeuten sämmtlich wie die lateinischen Ausdrücke: inspiratio, inspiratus, spiritu divino instinctum esse (Liv. V, 15) und wie afflatus dei, afflatum esse numine; inflari divino spiritu (Cic. Arch. 8) nach dem obenerwähnten Doppelsinn eine Einwirkung des Geistes Gottes auf den Geist im Menschen, welche in ihrer Region jener des Einhauchens oder Anwehens von einem belebenden Odem gleich ist. Aus dem oberen Lebensodem kommt alles innre, geistige

Leben Cic. natura deorum II, 66. Der Geist aus dem Munde Gottes רוּחַ פֶּה יְהוָה ist die φήμη, φάσις, das λόγιον der Griechen, das oraculum (nach Cicero ab ore seu oratione deor.) der Römer. Es sind die נְבִיאִים Boten und Bevollmächtigten Gottes; die Propheten hatten nicht bloß nach der eignen Aussage der heiligen Schrift, sondern nach Josephus (c. Ap. I, 7) ἐπιπνοίαν θεοῦ, und es sind bei Homer (Il. XII, 228) die Wahrsager θεοπρόποι: Männer, die statt Gott reden, Stellvertreter der Gottheit. Sänger und Dichter sind deßhalb ἅγιοι und θεῖοι, durch welche die Gottheit wie durch willenlose Werkzeuge redet: μαντεύουσιν, ὡς ἐνὶ θυμῷ ἀθάνατοι βάλλουσι (Odyss. I, 200. 201, XV. 172, verglichen mit Od. I, 347 und XXII, 346). Dasselbe bezeugen die Verfasser des Talmud und Josephus. Plato in seinem Dialog Jo sagt fast mit denselben Worten wie 2 Petr. 1, 21 und Matth. 10, 20; Marc. 13, 11; Luc. 12, 12 stehet: „Nicht sie (die gottbegeisterten Dichter und Propheten) sind es, die reden, sondern Gott“ οὐχ οὗτοί εἰσιν οἱ ταῦτα λέγοντες. Denn es könne der wahre Dichter nicht dichten, der Prophet nicht weissagen, wenn er nicht von Gott begeistert und über sich selber erhaben wäre. Nur Gotteskraft, nicht Menschenkunst oder Beredsamkeit gäbe hier die Rede, ja die Gottheit nähme jenen Begeisterten das eigne Nachdenken und Bewußtseyn, und rede selber durch sie zu uns als durch Boten und Stellvertreter. Und im Dialog Menon sagt derselbe begeisterte Weise: mit Recht nenne man die Propheten Werkzeuge der Götter und Göttliche, da sie selbst nicht wüßten, was sie redeten. — Es ist nach dem Ausdruck der alten Sprache die Gottesbegeisterung ein unwiderstehlich heftiger Trieb (ὁρμή), ein furor divinus, μανία, daher die Redensarten corripi, agitari deo, pati deum; κατέχεσθαι ἐκ θεοῦ, φέρεσθαι. Jes. 48, 16; Matth. 4, 1; Marc. 1, 12; Luc. 4, 1; 14, 14; Act. 8, 29 und 39; 11, 28; 18, 5; 20, 22; Röm. 8, 14; Ps. 143, 10. — Doch ist hierbei ein Widerstand möglich nach Gen. 6, 3 und vielen andren Stellen. — Nach Philo ist die Offenbarung des Pentateuch dem Moses auf dreifache Weise geworden: 1) unmittelbar aus der Person Gottes (ἐκ προσώπου τοῦ θεοῦ); 2) durch Zwiegespräch, als Antwort auf Fragen; 3) aus Mosis Person, welcher jedoch von Gottes Geist erfüllt und ergriffen war (Phil. de Mose L. III, 681, ed. Mang. II, 163). — Die gemischte Bedeutung, die sich in dem alten orientalischen Wort für Himmel findet (von einem feurig-Flüssigen), hatte in der Lehre des Diogenes von Apollonia die Luft, als Urelement. M. v. Porphyr. Phys. fol. 6, a; 32, b.

So hatte schon die Weisheit der Schulen und der Gassen

eine deutliche (traditionelle) Ahnung von dem was der Weisheit des Tempels in seiner höchsten Erfüllung vor Augen stand.

Der Geist als inwohnend im Menschen.

§. 51.

Es wird, so sahen wir oben im §. 24, unter allen Lebendigen seiner Sichtbarkeit nur der Mensch fähig gefunden, die innre Freude auf eine äußerliche und leibliche Weise, durch eigenthümliche Bewegungen der Gesichtsmuskeln und der Stimmorgane auszudrücken: nur der Mensch vermag im eigentlichen Sinne des Wortes zu lachen. Hierzu ist seinem Angesicht ein Werkzeug der Bewegung gegeben (nach §. 24), welches den eigenthümlichen Reiz desselben nicht wenig erhöht, und welches bei keinem äußerlich etwa nahe verwandt scheinenden Thiere gefunden wird. Als sollte durch dieses Vorrecht der äußeren Menschennatur, wenn auch nur abbildlich, jener Vorzug des innren Menschen angedeutet werden, aus dem Kampf und der Arbeit der Creaturen endlich zum Genuß des Friedens, vom Sehnen zur Erfüllung zu gelangen (§. 8).

Freude wird in den Sprachen der Völker öfters durch ein Wort bezeichnet, welches zugleich ein Emporschwingen oder den Zustand eines Emporgehobenseyns andeutet. Es ist das Wort Freude nicht allein in unsrer, sondern auch in andren Sprachen dem Wort für Frieden und Freiheit stammverwandt. Wie der Bewohner des Gewässers nicht durch die Flossen allein, sondern durch die im Innren des Leibes verwahrte Luft emporschwimmt zur Oberfläche des Meeres, wie der Leib des Vogels durch die überall in ihm, selbst bis in die Höhlung der Röhrenknochen und der Federkiele ergossene Luft so leicht, und hierdurch zum Emporfluge geschickt wird; so ist es der in das Wesen des innren Menschen ergossene Geist, welcher allein unsre Natur zum

Genuß des Friedens, der Freude und der Freiheit fähig machet. Denn es ist der Geist das vereinende Element, in welchem und durch welches die Natur des sterblichen Menschen zum Mitgefühl mit der Natur und dem Wesen der Gottheit gelanget (nach §. 50), worinnen das Leben der Creatur zum Leben des Schöpfers sich gesellet. In Gott aber ist Friede, Freiheit, Freude, darum ergießet diese drei in die Seele des Menschen der Geist, der in ihm wohnet; denn er ist der Seele als Schwinge des Annahens zu Gott verliehen, als Lebensodem, der ihn, wie die leichte Himmelsluft im Leibe des Vogels, über das Element der Mühe und der Angst emporhebt, in die Region eines ewigen Seyns. Darum saget jener alte Lobgesang: meine Seele erhebet den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes meines Heilandes. Denn auch die lebendige Seele, welche in der Lerche wohnet, wenn diese hinaufschwebet zum Lobgesange, erhebet in ihrer eigenthümlichen Kraft den Herrn; aber freuen in dem lebendigen Gott, mit einer Freude, selber von göttlicher Natur, kann sich nur der innre Mensch durch den Geist, weil nur er eines wahrhaften Mitgefühles, weil nur er einer lebendigen Gemeinschaft mit dem Quell aller Seligkeit und Freude fähig ist.

Es ist der Geist des Lebens aus Gott, welcher auch, wie der Lichtstrahl das durchsichtige Glas (§. 47), das Seyn und Wesen des Thieres durchdringt und dieses zum Werk seines Lebens bewegt. Die Seele aber des Menschen wird von jenem Geist nicht bloß auf solche Weise durchdrungen, wie der Lichtstrahl spurlos durch den Krystall gehet, sondern sie wird von ihm auf eine selbstständige Art des Innenwohnens belebt und erfüllt, wie der Körper, der im eignen Lichte flammt und leuchtet, wie die Kerze, wenn sie einmal am wärmenden Feuer sich entzündet, nun selber in ihrem Kreise einen Schein gibt und wärmet. Von keinem Thiere

wird gesagt wie vom Menschen, daß Gott ihm den lebendigen Odem seines Mundes einhauchte; darum ist auch kein andres lebendiges Wesen der Erde zum Bilde Gottes, zum Bild, das Ihm gleich sey, geschaffen, und hiermit zum Herrscher über alle Seelen der Thiere gesetzt. Den Thieren ward nur allein der alte Segen ertheilt: fruchtbar zu seyn und sich zu mehren und zu erfüllen das Meer und den Boden der Erde. Hiermit ward der erschaffenen Form und Richtung der Arten eine beständige Dauer. Das einzelne Thier aber stirbt, und sein Leben verlöschet wie der Schimmer, welcher nicht selbstständig im durchsichtigen Glas wohnte, sondern von außen hereindrang, wenn der Tag sich neiget. Die Kerze dagegen flammet fort, im selbstständigen Lichte, auch wenn die Nacht gekommen; so lebet der Mensch im selbstständigen Leben des Geistes, auch wenn der Leib im Tode verstummt und verwesct.

Die Sprache des Geistes selber vergleichet das Wesen des Geistes mit der allumfangenden, mit der belebenden Luft, in welcher alle lebendigen Wesen athmen und sind: sie vergleichet sein eigenthümliches Walten und Bewegen mit dem Bewegen eines gewaltigen Windes. Die Seele des Menschen allein dann ist dazu gemacht, in diesen Aether der Geister sich zu erheben; sie ist unter allen lebendigen Seelen unsrer Sichtbarkeit das einzige geflügelte Wesen. Die andern, gleich den gehenden und kriechenden Thieren, sind durch ein nach unten ziehendes Band der Schwere (Pred. Sal. 3, 21) an das Seyn der Leiblichkeit gebunden, der Mensch des Geistes schwebet auf zum Fluge.

Wenn der leichte Vogel sich emporschwingt in die Luft, überblickt er frei den Boden und erkennet alles, was auf diesem stehet; der Wurm aber, der in der Scholle des Bodens selber lebt, siehet nichts. Der Mensch, wenn sich die Kraft seines Sehens in den Zuständen eines innren Hell-

seyns (nach §. 26) aus der Region seines eignen Auges in die eines fremden Auges (des Magnetiseurs), oder in die eigne, innre und höhere erhebt: in jenen tiefer gelegnen Mittelpunkt, welcher dem Auge selber sein innres Licht und die Empfindung des äußeren Lichtes gibt, siehet den eignen Leib, mit derselben Deutlichkeit, in welcher ihn ein fremdes, äußeres Auge überblickt, er siehet sogar das innre Gewebe der Blutgefäße und Nerven, erkennt das lebendige Bewegen der Eingeweide. So vermag auch die Seele des Menschen sich selber zu betrachten und zu erkennen, wenn sie sich aus der Region ihres eignen, untergeordneten Seyns in jene eines höheren, in jene des Geistes erhebt. Nur durch das Seyn im Geiste gelanget der innre Mensch zum eigentlichen, menschlichen Selbstbewußtseyn. Darum weiß der Mensch das was in ihm ist, nur durch den Geist, der in in ihm wohnet.

Dieser Geist des Selbsterkennens, weil er Theil hat nicht nur an dem eignen, sondern auch an einem höheren und göttlichen Seyn und Leben, siehet aber auch, so lange er treu in dem Bund der Furcht und Liebe zu seinem Ursprung bleibet, das was Gottes ist, und es ist „der Geist, welcher zeuget, daß Geist Wahrheit sey; der Geist, welcher Alles, auch die Tiefen der Gottheit, erforschet.“

Wenn die Schrift von diesem höheren Erkennen dessen, das aus Gott ist, redet, unterscheidet sie immer an dem selbstbewußten, nach dem Sinne der Welt auch noch so hochgebildeten Menschen zwei verschiedene Zustände, davon sie den einen den natürlichen, den anderen aber den geistigen (den aus dem Geist gebornen) nennet. Der natürliche Mensch, sagt der Apostel, vernimmt nichts vom Geiste Gottes; es ist ihm eine Thorheit, und kann es nicht erkennen, denn es muß geistlich gerichtet seyn. Die Erwägung dieses Unterschiedes der Richtung und Weise des inn-

ren Lebens des Menschen führet uns zur Betrachtung der Lehre von dem freien Willen, von der freien Wahl zwischen einem Guten und einem Bösen; eine Betrachtung, welche erst hier ihren eigentlichen Ort finden konnte. Denn wie ein leibliches Wesen erst dann entweder daher oder dorthin sich bewegen kann, wenn es losgelassen zwischen beiden Stätten schwebt: so gelangt auch der innre Mensch zu dem Vorzug der freien Wahl und selbermächtigen Bewegung nur durch die Freiheit, welche ihm die Natur des inwohnenden Geistes gegeben.

Erläuternde Bemerkungen. Die wahre Lust wird von der Seele dann empfunden, wenn dieselbe mit dem wahrhaft Seyenden, mit Erkenntniß und Tugend erfüllt wird. Denn der selbsterkennende Geist hat seine Lust an dem Besitz des Wahren und Guten (Plat. de rep. IX, 585, e; 580, d). Das Schauen der Wahrheit (welches durch den selbsterkennenden Geist geschieht) gewährt nach Aristoteles die größeste, reinste, sicherste Lust.(Ethic. Nic. X, 7). Jene Güter, die uns das Schauen des Göttlichen gewähren, sind die besten. (Ethic. Eudem. VII, 15). Es ist eine Fülle der Lust in dem vernünftigen und guten Handeln (Ethic. Nic. X, 5), und besser ist es eine kurze Zeit eine große Lust zu genießen, als lange Zeit nur eine geringe; besser ein Jahr schön zu leben, als viele Jahre nur so wie sich's eben macht (Ethic. Nic. IX, 8; Eud. VII, 6).

Der νοῦς wird von Philo mit einem sich aufwärts schwingenden Vogel (de mund. opif. 15, ed. Mang. I, 16; de plantat. Noe 217, ed. Mang. I, 333); die Weisheit aus Gott mit der die Einsamkeit (in Gott) liebenden und suchenden Turteltaube verglichen (quis rer. divin. haeres 498, ed. Mang. I, 490, 491). Des Weisen Eigenthum ist die (aufwärts gerichtete) Hoffnung (deter. potior. insid. 180, ed. Mang. I, 217). Die von Gnade (χάρις) erfüllte Seele ist trunken von Freude. — Ohne göttliche Gnade ist es nicht möglich das Sterbliche zu verlassen und am Unsterblichen beständig zu 'hangen (ἄνευ γὰρ θείας χάριτος ἀμήχανον λειποταχτῆσαι τὰ θνητὰ ἢ τοῖς ἀφθάρτοις ἀεὶ παραμεῖναι; Phil. de ebrietat. 26, ed. Mang. Vol. I, p. 379).

Die Freude ist nach Origenes eine Frucht des Geistes, eben so wie Liebe, Friede, Geduld, Keuschheit. — So wie die Früchte des Geistes in uns gedeihen, sterben dagegen die ihnen entgegen-

gesetzten des Fleisches in uns ab (Orig. Comment. in Ep. ad Roman. L. VII, 14 ed. Par. IV, p. 592 seqq.). Die Fähigkeit zu lachen ist eine Eigenthümlichkeit der Natur des Menschen (de liber. arbitr. I, 18, ed. Par. I, 577). — Gott ist aber, nach Philo, der Urheber des (veredelten) Lachens und der Freude (deter. potior. insid. 178, ed. Mang. I, 215). — Darum ist die Freude ein Gut der Güter (SS. Leg. Alleg. III, 77; Opp. I, p. 104), denn die (eigentliche, wahre) Freude ist nur ein Eigenthum Gottes; die Freude des Menschen ist getrübt (id. de Abrah. 377; Opp. II, 29). — Freude erhebt die irrationale Seele, wie das Gährungsmittel den Teig (de septenar. et fest. Dieb. 1193, Opp. II, 295).

Der oben im §. erwähnte Doppelsinn des Wortes, welches freuen und zugleich emporgehobenwerden oder sich emporheben bedeutet, findet sich unter andrem in den hebräischen Verben עָלַם, גִּיל, und auch עִיר, im Lateinischen exsultare u. f. Auch unser deutsches Wort Freude ist mit frei oder Freiheit aus einem gemeinsamen, an Bedeutungen sehr reichen Stamm entsprossen. Ueber die Wirkung der innren Freude auf das leibliche Bewegen v. m. oben Bd. I S. 241. Die Freude so wie der Frieden und die Freiheit, welche in Gott und aus Gott sind, finden sich unter andrem angedeutet in folgenden Stellen der Schrift: Röm. 15, 13 u. 33; 1 Cor. 14, 33; 2 Cor. 3, 17, so wie 13, 11; 1 Theß. 5, 23; 2 Theß. 3, 16; Gal. 5, 22; Jes. 65, 19; 61, 10; Ps. 9, 3. Die Seele als eine Stimme Gott zu loben, der Geist aber als das Organ der Freude in und aus Gott: Luc. 1, 47. — Schon Nemesios, der Bischof zu Emisa in Phönicien, erkennet in seinem Werk: περὶ φύσεως τοῦ ἀνθρώπου p. 55 als eine ganz besondere Eigenthümlichkeit der Menschennatur die Fähigkeit zu lachen an. — Andre Stellen der Schrift, auf welche sich der Inhalt des §. bezog, sind 1 Joh. 5, 6; 1 Cor. 2, 10 u. 14.

Von einem geistig Guten und geistig Bösen.

§. 52.

Es wird seit dem Anbeginn unsres Geschlechts an der Natur des Menschen das eifrige Ringen nach einem Wohlbefinden und innren Frieden bemerkt, welcher zuletzt nur in dem Einverständniß unsres Thuns mit einem göttlichen Gesetz und Willen gefunden wird; das Sehnen nach einer Befreiung von dem Stachel des Treibers, von dem rastlosen

Drange des sinnlichen Begehrens, das durch keine Sättigung gestillt wird; das Sehnen sich hinauszureißen aus den Kämpfen der tobenden Leidenschaften und zur seligen Ruhe des Göttlichen und Guten sich zu erheben. Aber schon in den frühen Morgenstunden der Geschichte, da über dem friedlich, wie im Verband der Familien lebenden Geschlecht der Tag noch nicht so heiß geschienen, da der Stachel der Noth und des gesellschaftlichen Zwanges die sinnliche Neigung noch nicht so tief mit seinem Gift durchdrungen und sie zur blinden Leidenschaft gesteigert, vernehmen wir die Klage: daß der innren, eingebornen Lust des Menschengeistes an dem ewig Guten, daß dem Sehnen nach dem lebendigen Gott eine ebenfalls eingeborne Lust an dem, das ewig nicht gut, sondern bös ist, entgegenstehe. Und dieser Hang nach unten ist von Natur mächtiger, als das Sehnen nach oben, und reißet den Menschen beständig mit sich hinab zu dem, was den Geist in seinem Innren betrübt, weil es jenen Frieden stört, welcher des Lebens höchstes Gut ist.

Wer es nun auch dem Menschen gesagt haben möge, daß dieses Hingeben in einen Zug, welchem das Thier ohne innre Hemmung folget: das Hingeben in den Zug der Mordlust, der Zerstörungswuth, der tückischen Verstellung, des niedren Sinnentaumels bös, daß es Sünde sey, gewiß ist, daß er dieses von Anfange an fühlte und erkannte. Dieß bezeugen bei allen Völkern der alten Welt die Altäre, an denen der Mensch durch Opfer den Zorn der Gottheit über die Sünde versöhnen wollen; dieß bezeugen die tausendfältigen Weisen der Büßungen, der Weihen, der Reinigungen.

Selbst in der lieblich bewegten Zeit eines classischen Alterthumes, da der mächtig erwachte Geist des Erkennens und künstlerischen Schaffens über der hehren Lust am Gelingen seines Werkes so manche äußre Noth, so manchen

Schmerz der sterblichen Menschennatur vergessen, schweigt jene Stimme der Klage nicht: der Klage über eine innre Gebundenheit des Geistes, über eine natürliche Neigung des Herzens zum Verderben. Es klaget der alte Weise von Athen: Sokrates, bei Plato über das allgemeine Verderben selbst jener Völker, welche an Erkenntniß und Wissenschaft vor allen andern hoch stünden, und scheut sich nicht dieses allgemein herrschende Verderben eine Krankheit zu nennen, welche durch kein Heilmittel menschlicher Kunst und Erfindung entfernt werden könne. Selbst die Natur der Kinder will der „sonst so heitre" Verstand eines Plato nicht frei von diesem innren Verderben, nicht gut finden, denn wären sie dieß (lernte der Mensch nur am fremden Beispiel das Böse, wie der Vogel den Gesang), so dürfe man ja die Kinder nur einsperren, um sie gut zu machen. Jenes Uebel, den Hang zum Bösen, nennet Aristoteles ein angebornes, und der ernste Forscher bei Tusculums Eichenhain bekennt es frei, daß wir von der Stunde der Geburt an befangen sind von sündlichem Verderben, gegängelt von verkehrtem Wahn, genährt schon an der Brust der Mutter mit dem Irrthum. Er klaget unverhohlen den Willen des Menschen an, daß dieser taub sey gegen die Winke und Gebote eines Gesetzes, welches mit unverkennbar deutlichen Zügen der Natur eingeschrieben sey. Es spricht selber die sonst scherzende Dichtkunst des Alterthumes von einer beständigen Hinneigung unsres Wesens zu dem Verbotenen, von einem Sehnen nach dem, was uns das ernste Gesetz versagt, oder von einem innren Erkennen, welches das Gute siehet und billigt, dennoch aber hingerissen wird zum Bösen, und jener berühmte Spruch des Sopater will behaupten, daß es dem Menschen angeboren sey zu sündigen.

So hat zu allen Zeiten der redlich nach Wahrheit forschende Verstand dasselbe erkannt, was uns die Offenbarung

in allen ihren Unterweisungen saget: daß der Mensch von Natur mächtiger sey zum Verderben geneigt, als zum Heile, mehr zum Tod denn zum Leben, und daß nicht menschliche Kunst noch Kraft, sondern nur ein göttliches Erbarmen ihn retten könne von dem Verderben, das seinen Fuß umstricket. Denn es ist nach einem Spruche des königlichen Predigers kein Mensch, der nicht sündige, und jener Dulder, dessen Geist in einem schweren Gericht vor Gott geängstet und geprüfet ward und da Gnade gefunden, weiß es wohl, daß ein Mensch nicht rechtfertig bestehen möge vor Gott, denn vor Ihm, saget ein alter Sänger des göttlichen Lobes, ein Sänger, erfüllt von Gottes Geist, ist kein Lebendiger gerecht, vor Ihm ja sind alle Menschen Lügner. Darum wird der Mensch zum Unheil geboren, wie die Vögel schweben, empor zu fliegen, denn Sünde ist der Leute Verderben. Es klaget ein Apostel, daß das Gesetz geistlich sey, der Mensch aber fleischlich, unter die Sünde verkauft, habe zwar das Wollen, ihm fehle jedoch das Vollbringen des Guten. Und ein andrer, liebevoll und ernstlich warnend, saget: so wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selber, und die Wahrheit ist nicht in uns.

Doch, was ist Wahrheit? fragte jener Gewaltige, welcher Macht hatte, den Gebundnen zu kreuzigen oder ihn loszugeben. — „Sprüche und Gesänge des alten Orients, von den Völkern einst für heilig, ja für göttlichen Ursprungs gehalten, was sind sie zwischen mir und dir. Sokrates und Plato, Aristoteles und Sopater, Cicero und Seneca, sie waren befangen von einem alten Wahne, der aus der Traumzeit der unwissenden Väter bis zu ihnen herangewachsen. Hätten sie zu unsren Zeiten gelebt, in unsren Zeiten der Helden in dem Kampf um Freiheit: um das Zerreißen der alten Sklavenbanden (Ps. 2, 2 u. 3), der alte Wahn wäre auch ihrem heitren Geiste unterlegen."

Es wissen jene Weisen unsres Tages, von denen ein altes Buch sagt: „ja, ihr seyd die Leute, mit euch wird die Weisheit sterben," anders von der Natur des Menschen zu reden, als die Weisen des Alterthumes und das Buch der Bücher. Ihnen hat es etwa der Gott Ratio-Mäusim, welchen sie, statt des von ihnen verachteten Gottes ihrer Väter, „ehren, mit Gold, Silber, Edelstein und Kleinodien," besser gelehrt. Der Mensch ist nach dieser Lehre von Natur gut oder weder gut noch böse. „Es sind auch an sich weder unsre Neigungen und Begierden böse, noch die Befriedigung derselben untersagt, so lange durch sie nicht die bürgerliche Ruhe und die Ordnung der Gesellschaft gestört wird, denn es gehen bei dem Menschen die Neigungen und Triebe eben so natürlich aus dem, von Anbeginn an, ihm anerschaffnen Wesen hervor, als die Triebe des Thieres aus der diesem anerschaffnen Natur, ja als das Fallen des Steines zum Boden aus der ihm eingepflanzten Schwere. Es ist etwa bei dem einen Menschen schon seit der Entstehung des Leibes im Schooße der Mutter dieser Theil des Gehirnes, bei dem andren ein andrer Theil in etwas vorherrschenderem Maße entwickelt worden, und siehe, jener kann dem wilden Triebe zur Wollust, dieser dem Drange zu morden so wenig widerstehen, vermag so wenig sich in den Schranken der bürgerlichen Ordnung zu halten, als der Stein auf dem Wasser zu schwimmen. Eine körperliche Anlage, zufällig dem Leibe schon im Augenblick seines Entstehens eingeprägt, machet den einen so unempfänglich gegen alle Stimme einer höheren Vernunft, als das Eis zum Brennen. Es sind eigentlich und zuletzt die unverschuldeten körperlichen Anlagen, welche wir an dem nur bemitleidenswerthen Verbrecher bestrafen, und was die Moral der Seele als Sünde zugerechnet, ist immer nur Gebrechlichkeit oder Krankheit des Leibes."

Nach einer andren Lehre von minder rohem Anschein, welche jedoch dasselbe will, was die eben erwähnte erstrebet, sind zwar die Anlagen zu der einen oder der andren Richtung unsrer begehrenden und selbstthätig wirkenden Natur bei verschiednen Menschen verschieden, und es liegt namentlich in dem einen von der Geburt an ein etwas mächtigerer Hang zur sinnlichen Lust oder zum Zorn, als im andren, aber es lebt zugleich in dem Menschen, so wie er ist, ganz die Kraft, den Hang zu dem sogenannt Bösen zu überwinden und gut zu werden, wie nach dem Ausspruch eines berühmten Philosophen in unsrem Willen die Kraft liegt, den Sturm der Krankheit zu beschwichtigen, und dem Leibe zu gebieten, daß er gesund sey.

Wohlan dann, liegt die Anlage zu dem, was die alten Bücher die Sünde, der Leute Verderben nennen, in der Bildung oder Mißbildung oder in einer krankhaften Verstimmung des leiblichen Organs, was suchen wir andre als leibliche Verwahrungs- oder Heilmittel? Ist im Willen des Menschen allein die Kraft, dem innren Verderben zu gebieten und zu einer göttlichen Freiheit und Reinheit des Geistes emporzuwachsen, warum straft die Geschichte der Völker und einzelner Menschen in alter und neuer Zeit den Ausspruch, nicht bloß des Weisen von Athen, sondern der wahrhaft Weisen aller Zeiten, nicht Lügen? den Ausspruch: „daß die innre, allgemeine Krankheit des Menschengeistes durch keine Heilmittel menschlicher Kunst und Erfindung gehoben werden könne." Ist nicht überall und zu allen Zeiten der Anfang der innren Veredlung und Besserung eben diese demüthige Selbsterkenntniß gewesen, deren Ausspruch wir bestreiten wollten? (m. v. den Abschn. VII.)

Ist der Mensch von Natur gut, liegt in ihm selber die Kraft, gut zu seyn und gut zu werden, dann bedürfen wir — dieß ist der Sinn jener Lehren — keines Erlösers, wir

fragen nicht nach Gnade und göttlichem Erbarmen, uns ist keine Gottheit vonnöthen, als die eigne, uns inwohnende Gottheit. Ist die Lehre, daß eine Sünde sey, ein Wahn, ist das, was wir Sünde nennen, an sich gut, weil es natürlich ist, und wird etwa nur durch die augenfälligen Störungen, welche es in der äußeren, bürgerlichen Ordnung oder in den innren Lebensbewegungen unsres Leibes anrichtet, zu etwas Gesetzwidrigem, so ist die Lehre von dem Unwillen und dem Ernst, nicht des menschlichen, sondern eines göttlichen Richters ein alter Wahn; denn dieser Gott hat uns so — mit allen unsren Neigungen und Trieben — erschaffen, er kann sein eignes Thun nicht tadeln, noch weniger es strafen. Ein alter, verkehrter Wahn ist dann die Lehre, daß eine Vergebung der Sünden, eine Tilgung der Sündenschuld nöthig sey, wiewohl sich dieser Wahn, schon nach Plutarchs Zeugniß, so allgemein verbreitet findet, daß kein Volk auf Erden gewesen, welches ihn nicht „durch Opfer, Reinigungen und andre gottesdienstliche Gebräuche" ausgesprochen und demselben zu genügen gesucht hätte, und wiewohl das, was dieser Wahn sagt, die allgemeine laut schreiende Stimme des Gewissens ist.

Es wird, bei einer ernstlicheren Prüfung dieser Aussprüche, schon bedenklich gefunden, daß jene Richtung des verkehrten Menschenwillens, welche wir Sünde nennen, an unsrer Natur von so ganz andrer Art und Gestalt erscheine, als die etwa für verwandt gehaltenen Aeußerungen der Begierden und innren Aufregungen in der äußerlich auch noch so ähnlichen, thierischen Natur. Zwar ob auch dieser jetzige Zustand der uns umgebenden Lebendigen: der Zustand einer unaufhörlichen gegenseitigen Reibung und Zerstörung schon der ursprüngliche und älteste gewesen, das wollen wir hier nicht untersuchen; gewiß ist, daß auch, so wie das jetzige Thier neben dem Menschen dastehet, das Thun des ersteren

zu dem des anderen kaum sich verhalte, wie das leise Hinrollen einer Kugel am Boden zum gewaltigen, Alles zerschmetternden Herabsturz eines Steines aus großer Höhe, ja wie die bloße Abbildung der Pest zu Mailand und Toulon, von Künstlerhand, zu den Schmerzen und dem giftigen Aushauch der Seuche selber.

Lassen wir bei dem Vergleich beider selbst nur jenen innren Schönheitssinn urtheilen, dessen Besitz wir mit Recht als eines der köstlichsten Vorrechte unsrer Natur rühmen, so wird uns dieser über den Menschen etwas ganz Andres sagen, als über das, scheinbar nach gleicher Richtung bewegte Thier. Vergeblich hat der Mensch, wenn er nach einem alten Mährlein der früheren Naturbeschreiber dem Vielfraß eine Unmäßigkeit andichtete, welche eines gewaltsam künstlichen Gegenmittels bedürfte, oder der kleinen kamtschadalischen Sparmaus die Lust an narkotischen Wurzeln, womit sie bei ihren Festen sich berausche, das Thier zu einem Mitgenossen seiner eignen Schuld zu machen versucht, und hierdurch dieser Schuld einen mildernden Anschein geben wollen, weil sie sogar unter den Thieren nicht ohne Beispiel sey. Es frisset kein Thier der Erde, wenigstens im freien, natürlichen Zustand, bloß dem Kitzel des Gaumens zu gefallen, und mehr als das Bedürfniß der Natur erfordert, und auch die reichlichst genossene Mahlzeit wird bei dem Thier etwa nur eine bald vorübergehende Schwerfälligkeit und Hemmung der Glieder zu dem sonst gewohnten Flug oder Lauf, nicht aber ein selbst vorausgesehenes, mit Bewußtseyn bewirktes Erkranken herbeiführen; es wird kein Thier der Erde im ordnungsgemäßen Verlauf seines Lebens durch Unmäßigkeit im Genuß der Speise sich den Tod bereiten oder beschleunigen, vielmehr ist bei ihnen allen der Grund des Todes der Hunger oder das Aufhören der innren Zertheilung der Speise (nach §. 22). Das Bild des

Berauschten, welcher mit grinsendem Lachen den von ihm gemordeten Trinkgenossen betrachtet oder in dem eignen Blute und Unflathe sich wälzet, suchen wir vergebens, auch nur im schwächsten Abbild, in der uns umgebenden Thierwelt auf. Und wie sollte die wohlthätige Fangheuschrecke, wenn sie, auf den vier Füßen des Rumpfes einhergehend, mit den emporgehobenen, sägenartig geschärften Vorderfüßen emsig nach dem schädlichen Gewürm suchet und die Zerstörer der Saaten tödtet, ein Bild der tückischen Verstellung, ein Bild jener giftigen Heuchelei seyn, in welcher zuweilen der entartete Mensch den Tod in seinem Innren mit dem lieblichen Schein des Lebens, das Aergste und Niedrigste mit dem Truggewand des Höchsten und Heiligsten bedecket. Ein solches furchtbar verzerrtes Menschenwesen findet auf dem ganzen Boden der Erde, findet in der Luft und in dem Gewässer kein sichtbares Wesen das ihm gleiche, findet da nirgends auch nur die Spur eines Ebenbildes seiner eignen, innren Gestaltung. So ist auch das Spiel, welches, wie in dämonischer Begeisterung, die Helden der Revolution unsres Nachbarlandes mit der Todesangst und den Todesqualen ihrer menschlichen Schlachtopfer getrieben; es ist die Lust an der Pein der Brüder etwas ganz Andres, als das Spiel der Katze oder des jungen Tigers mit dem lebendig erbeuteten Thier, und wir kennen kein lebendiges Wesen, welches Gefallen an dem muthwilligen und für es selber nutzlosen Zerstören der Werke eines fremden Fleißes und fremder Kunst fände wie der Mensch. Denn der Hase benagt den neugepflanzten Baum aus Hunger, die Larve des Immenkäfers führet der Weg zu ihrer Speise durch die künstlichen Zellen des Bienenstockes; der Baumschänder aber verdirbt die zarte, junge Pflanzung einer fremden, fleißigen Hand, weil er das stille Leben, das im Gewächs sich kund gibt, aus innrer Verderbtheit hasset, und der ihm ähnliche Mord-

brenner lässet den Haß gegen das stille, hehre Wirken und Schaffen der Menschenkunst und des Menschenglückes durch das Entzünden und Zertrümmern der Gebäude und Städte aus.

Wenn in den Sprachen das Abweichen der Menschenseele von der Bahn des Gesetzes, wenn das Sündigen ein Fallen genannt wird, so verhält sich dieses Fallen beim Menschen zu dem, was etwa im Leben und Wesen des Thieres von ähnlicher Art erscheinet, wie sich der Fall eines schweren Gesteines aus großer Höhe zum Boden zu dem Fall eines Körpers vom Gewicht der Flaumenfeder aus gleicher Höhe verhält. Es beschleunigt und verstärkt sich beim Gestein die Kraft des Fallens näher zum Boden hin in furchtbarem Maße, und zuletzt erhitzt und entzündet sich, was an ihm brennbar ist; sein Auftreffen auf den Boden wirkt mit zerschmetternder Gewalt. Die Flaumenfeder aber, von der Luft getragen, tauchet sanft in die Tiefe, und der Windhauch erhebt sie von neuem.

Was ist es dann, was „dem Fallen" der Menschenseele diese besondere Kraft gibt, das innre „Rad des Werdens," wie der Brief eines Apostels es nennet, mit Gluth des Abgrundes zu entzünden und das eigne Wesen zu zerschmettern? — Die Schrift nennet das, was den Fall so beschleuniget und verstärket: das Gesetz. Denn, so saget der Apostel, „der Stachel des Todes ist die Sünde; die Kraft aber der Sünde ist das Gesetz. — Ich wußte nichts von der Lust, wo das Gesetz nicht hätte gesagt: laß dich nicht gelüsten. Da nahm aber die Sünde Ursach am Gebot und erregte in mir allerlei Lust. Denn ohne das Gesetz war die Sünde todt, als aber das Gebot kam, ward die Sünde wieder lebendig. — Das Gebot war es, was mir zum Tode gereichte, welches mir doch zum Leben gegeben war." So ist es denn das Gesetz, welches „nur Zorn an-

richtet," und es sind „die mit des Gesetzes Werk umgehen, unter dem Fluche."

Und dennoch nennet derselbe Apostel dieses Gesetz heilig und das Gebot heilig, recht und gut. Der Mund der Wahrheit selber, welcher gekommen war, das Gesetz zu erfüllen und von dem Fluche desselben uns zu erlösen, da Er ein Fluch für uns ward, Er, welcher des Gesetzes Ende ist, saget mit einem Eid der festen Versicherung: „wahrlich, bis daß Himmel und Erde zergehen, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Titel vom Gesetz, bis daß es Alles geschehe." So ist das, was der Sünde des Menschen ihre Kraft gibt, das, was ohne ein göttliches Erbarmen, „welches die, so unter dem Gesetz waren, erlösete, damit sie die Kindschaft empfingen," eine Ursache des Todes, ein Anlaß des Fluches ward, zugleich heilig, und soll dauern bis daß Himmel und Erden zergehen? Es erreget dieser Anschein des Widerspruches der einen Eigenschaft jener „durch das Geschäft der Engel" dem Menschen gewordnen Gnadengabe, gegen die andre ein tiefes Staunen, und dem Geist wird beim Hinabsehen in solche Tiefe bange.

Wir nennen in der Natur die Weise, in welcher die Geschwindigkeit eines von oben nach unten fallenden Körpers von Moment zu Moment sich höher steigert, ein Gesetz. Gesetz nennen wir die Weise, in welcher die Wärme wirkt und sich vertheilet, noch mehr aber jene, in welcher die Anziehung der Sonne oder eines andren Körpers mit der Entfernung des angezogenen Körpers abnimmt. Es ist denn ein allgemeines, ein in seiner Wirksamkeit weise und hehr erscheinendes Gesetz, welches währen wird, bis daß diese Erde und ihre Nachbarwelten selber vergehen oder andre werden, was den Körper bei seinem Fallen hinab zum Boden zieht: es ist ein feststehendes Gesetz der Natur, welches der Wärme der Sonnenstrahlen, wenn sie durch die dichten

Schichten des Luftkreises hinab auf die noch dichteren, dunklen Körper des Bodens treffen, ihre auflösende, den Zusammenhang zertrennende Gewalt gibt.

Die Schwere wirkt wohl auf Alles, was irdisch ist; der Stein wie der Dampf des Wassers, die Frucht, die vom Baume fällt, und der Vogel, der sich von seinem Neste erhebt, das in den Zweigen des Baumes ist, fühlen alle ihren Zug. Aber das Wasser in der Form des Dampfes hat die Natur der leichten Luft angezogen, und wird deßhalb von der Luft getragen; in dem Vogel lebt eine selbstständige Kraft des Aufschwunges, welche mächtiger ist, als der Zug der Schwere. Aus der heißen, sumpfigen Ebene am Fuße der Apenninen, aus der Ebene, da der Strahl der Mittagssonne die Seuche ausbrütet, da der grünenden Flur statt des lieblichen Duftes ein Gifthauch des Fiebers entsteiget, erhebt sich der schnelle Falke hinauf zum Gipfel des Gebirges. Da wehet ein erquickender Wind durch den Wald der Kastanien, aus dem Felsen mit heilsamen Kräften entspringet der Quell, an welchen die Freundin der Höhen, Aesculaps Schlange, wohnet; duftendes Kraut zur Gesundheit des Menschen entwächset dem Boden. Doch der hier wohnende Mensch bedarf der Heilkräuter nur selten oder nie. Denn es stärket schon die balsamische Luft des Gebirges und der Trunk aus dem Quell die Glieder; der Flug des Falken, wenn er aus der drückenden Luft der Tiefe da hinaufschwebet, wird freudiger und schneller, der krankende Hirte des Thales fühlet an diesen Felsenbächen sich erfrischet und genesen.

Es ist aber dieselbe Sonne, welche die heißen, sumpfigen Ebenen der Tiefe bebrütet, und welche den ewigen Frühling des hohen Thales von Quito bestrahlet; es ist dieselbe Sonne, welche die dünne Luft unsrer Hochalpen an einem Sommermittage nur so mäßig erwärmet, während

in dem Nachbarthale der heiße Dunst in einer kochend wallenden Bewegung ist; dieselbe Sonne, welche die weiße Platte von Holz oder das durchsichtige Glas fast noch kalt gelassen, wenn sie den daneben stehenden Körper von dunklem Eisen sehr fühlbar erwärmte. Es ist nicht der Körper an sich und die elementare Beschaffenheit desselben, welche den Sonnenstrahlen ihre auflösende, zerstörende Kraft gegen denselben gibt, sondern sein gröber leiblicher, dichter Zusammenhang, seine Dunkelheit und Undurchsichtigkeit sind es, gegen welche das Gesetz der Erwärmung durch die Sonne mit feindselig scheinender Gewalt gerichtet ist. Die magnetische Kraft der Erde strömt beständig durch unsre lebenden Glieder aus und ein, der Zug der Schwere wirket beständig auf den Leib, und wir fühlen kaum oder gar nicht diese Einwirkung; so mag es gar wohl auf jenem herrschenden Centralkörper unsrer Planetenwelt eine leibliche Natur geben, an welcher das Licht und die Wärme nichts zu zerstören und aufzulösen finden, weil ihnen diese Natur so nahe verwandt und befreundet ist, wie die heimathliche Kraft des Magnetismus der irdischen Leiblichkeit.

Wirkt denn das Gesetz der Schwere als eine zerschmetternde, unheilbringende Gewalt bloß auf die dichten, eigenschweren Körper, wenn diese von ihrem natürlichen Ruhepunkt hinweg in eine Region erhoben wurden, in welcher das leichte, zarte Gewölk schwebet, ohne in Gefahr zu seyn hinabzustürzen; wirkt die senkrecht stehende Sonne mit unmäßig erhitzender Gewalt nur auf die dichteren Luftschichten der Tiefe, nicht auf die zarteren der Höhen, so wird auch wohl jenes Gesetz, von welchem die Schrift redet, nur am Menschen zu einer Ursache des Todes und des Fluches werden, weil am Menschen und im Menschen, vor andren Lebendigen seiner Sichtbarkeit, etwas ist, was auf besondre Weise, widerstrebend, zu jenem Gesetz sich verhält.

Wenn wir nach diesem Etwas im Menschen, welches für ihn das Gesetz zu einer Kraft der Sünde machet, forschen, so scheinet zuerst ein Verdacht auf die Leiblichkeit zu fallen, als sey diese der Grund der Verkehrung von einem an sich Guten und Heiligen in ein Schädliches. Wir wissen, sagt der Apostel, daß das Gesetz geistlich ist, ich aber bin fleischlich, unter die Sünde verkauft. Das Fleisch ist es, durch welches die Kraft zur Erfüllung des Gesetzes geschwächet und diese Erfüllung unmöglich ward, „bis daß Gott seinen Sohn in der Gestalt des sündlichen Fleisches sandte, und verdammte die Sünde im Fleische durch Sünde." Es wollte jenes Geschlecht der ältesten Zeit, dessen Weg auf Erden verkehrt und verderbet gewesen, sich nicht strafen lassen von dem Geist aus Gott, weil es Fleisch war, denn, wie ein späteres Buch saget: fleischlich gesinnt seyn ist der Tod, weil es eine Feindschaft ist gegen Gott. Darum warnet ein Apostel vor den fleischlichen Lüsten, weil dieselben gegen die Seele streiten, und von einem andren werden jene Spötter der letzten Zeiten, die da Rotten machen, Fleischliche genannt, die keinen Geist haben. Es wird, wer auf das Fleisch säet, vom Fleische das Verderben ernten, denn offenbar sind die Werke des Fleisches: Ehebruch und Mord und Unreinigkeit. — Ja selbst Jene, welche zwar im Fleische wandeln, aber nicht fleischlicher Weise streiten, müssen es beständig fühlen, daß wenn auch der Geist willig ist, doch das Fleisch so schwach sey; denn das Fleisch gelüstet wider den Geist und den Geist wider das Fleisch, und es sind diese beiden beständig wider einander. Sie müssen es bekennen, daß wer sich zum Werk des Geistes gürtet, alsbald zufahren und nicht vorhin mit Fleisch und Blut sich besprechen müsse, denn diese können es dem Menschen nicht offenbaren, wo für ihn das Heil gefunden werde, sie erkennen nicht was geistlich ist, sie werden das Reich Gottes

nicht ererben, denn nur der Geist ist es, der da lebendig machet, das Fleisch ist kein Nutze.

Es wird dieses vergängliche Wesen, welches der Mensch öfters sein Ich nennt, dieses Fleisch, in welchem nichts Gutes wohnet, öfters mit jenem Namen bezeichnet, welchen uns der §. 44 in seiner höchsten und ehrwürdigsten Bedeutung kennen lehrte, mit dem Namen des sichtbaren Leibes, den Gott gab und wunderbar bereitete, und dessen Odem ein Aufsehen Gottes beständig erhält. Diesem sichtbaren Leibe, bevor er durch den Geist geheiligt und zu einem Tempel des lebendigen Gottes geworden ist, gilt jenes Seufzen: ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?

Scheinet doch in vielen Stellen der Schrift nicht bloß der Leib des Menschen, sondern die ganze sichtbare Leiblichkeit jenen Verdacht zu theilen, zu welchem uns die früheren Betrachtungen des §. 44 und 45 nie berechtigen konnten. Denn mit dem Namen Welt, welche, sammt allem das in ihr ist, Gott gemacht hat, und welche einst voll werden soll der Herrlichkeit des Herrn, wird nicht bloß jenes Wesen der Endlichkeit bezeichnet, welches vergehet mit seiner Lust, sondern ein Bleiben der Pilgrimschaft und Fremdlingschaft, in welcher der Mensch, der nach Gott fraget, nur Angst hat, denn die Welt erkennet das, was aus dem Geiste ist, nicht als das Ihre, sondern hasset dasselbe: sie ist es, welche sich freuet der Thräne des Gerechten, sie ist es, welche der Mensch Gottes nicht lieb haben, deren vergängliche Lust er fliehen soll. Denn so Jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters, ja der Welt Freundschaft ist Gottes Feindschaft. Die Welt ist es auch, welche Der, der sie gemacht hat, und welchen dieselbe, da er in das Seine kam, nicht erkannte, überwunden hat und überwinden

wird; sie ist es, welche Der, so einst Alles neu machet, richten wird und verderben.

Wie? sollte das Wort der Wahrheit, welches der Geist aus Gott im Geiste des Menschen gesprochen, selber jene alte Lehre der Völker, denen die Offenbarung nur mittelbar geworden, in etwas rechtfertigen wollen, jene Lehre voll innren Widerspruches und Gefahren, daß nur die Materie, als solche, das Böse, im Gegensatz zur Gottheit, welche gut ist, sey? „Denn die Materie, mit Gott von einem gleichen ewigen Anfange und Bestehen, und nicht durch ihn oder aus ihm geschaffen, sey als das Vernunftlose, ja der Vernunft Entgegengesetzte, der Anfang alles Widerstreites gegen das Göttliche, welches das an sich Vernünftige und Denkende ist. In jener wäre mithin der Anfang und Ursprung alles Bösen, das in der Welt ist, in diesem der Anfang alles Guten. Die Seele, wenigstens die gute Seele im Menschen, sey von Gott, der Leib aber aus der Materie, und das innre Lebensbewegen, das aus dem Leibe komme, sey deßhalb eine böse oder vernunftlose Seele, im Verhältniß zu der inwohnenden guten und vernünftigen.“ Es erscheint hiernach der Leib als ein drückender Kerker, in welchem die Seele seufzet, bis sie der Tod aus der harten Gefangenschaft losmachet, obwohl nach jener alten Lehre bei Plato die Schuld des eignen Willens, des eignen Gelüstes nach der Sinnenwelt, die Seele aus den oberen Räumen da hinein versenkt hat.

So müßte dann der Stein böser und hassenswerther seyn als die Pflanze, und das schwere, am meisten nach der Tiefe hinabstrebende und darum materiellste Gold vor allen am meisten. Die Pflanze wäre hassenswerther als das Thier, denn in jener herrschet das Vernunftlose mehr vor, als in diesem; das Thier wäre aus demselben Grunde böser als der Mensch, in welchem unter allen Lebendigen der Sichtbarkeit die vernünftige und denkende Seele, die

geistige Natur aus Gott am kräftigsten waltet, am meisten vorherrscht.

Der Möglichkeit des Entstehens eines solchen an der Oberfläche der Lehre von dem Ursprung der Materie spielenden Einwurfes begegnen allerdings schon die Schriften der denkenden Alten selber, und es ist, wie wir schon oben gesehen, in ihnen ein Ahnden von einem tiefen (in der Seele selber) gelegnen und eingebornen natürlichen Verderben, so wie von der Nothwendigkeit eines Heilmittels nicht menschlicher, sondern göttlicher Kunst und Art. Zwar auch noch eine spätere Lehre betrachtet die gröber körperliche Substanz als entstanden durch einen Abfall von dem ursprünglich minder gebundenen Zustand der erschaffenen Leiblichkeit. Dennoch erscheint und erschien hierbei immer die sichtbare Natur als ein harmonisch wohl vollendetes in sich gutes Ganze, und die Weisheit des Alterthumes lehrte mit Fleiß, wie man dem eignen Leibe durch wohlgeordnete Pflege und Uebung der Kräfte seine Ehre anthun müsse.

Es ist, namentlich durch die Lehre des Christenthums, auf die Bedeutung und den Werth des Leibes und der gesammten Leiblichkeit ein verklärender Glanz gefallen, seitdem Der, welcher des Wesens Anfang war, die Natur des Leibes, die Gestalt des sündlichen Fleisches an sich genommen. Ein hehrer Vergleich, welchen die Offenbarung selber anstellet, lässet uns in dem Verhältniß unsres innren Menschen ein Abbild erblicken von dem Verhältniß des Herrn zu seiner Gemeinde. Unsre Glieder selber sollen Christi Glieder, unser ganzer Leib ein Tempel seyn des Geistes aus Gott. Dieser unser vergängliche Leib soll einst verklärt uns wieder werden (§. 45). Darum ist die Anhänglichkeit der Seele an ihren Leib eine so tief gegründete und natürliche, und es lässet dieses natürliche Gefühl dem Menschen nicht zu sein eignes Fleisch zu hassen, sondern er nähret es und

pfleget sein, und es ist, nach dem Spruch eines Weisen, der ein Unbarmherziger, welcher sein eignes Fleisch betrübet; es ist uns geboten, uns nicht von dem eignen Fleische zu entziehen, sondern sein zu warten, doch also, daß es nicht geil werde.

Das aber, was den Leib des Menschen vorzugsweise vor jenem des Thieres zu einem Werkzeug der Sünde und Ungerechtigkeit machet, liegt nicht in der Körperlichkeit an sich und überhaupt, sondern es hat einen tieferen Grund.

Vergleichen wir das leibliche Leben des Thieres mit dem des Menschen, so erkennen wir bald, daß jenes, wie ein Unmündiges, von einer höheren, göttlichen Kraft und Vorsicht geleitet, ohne eigne Wahl zur bestimmten Zeit und Stunde über Land und Meer geführt, zum Geschäft der Fortpflanzung gerufen, zur Vorsorge für die Jungen getrieben werde. Der Mensch dagegen wird von keinem Instinct gehalten oder gegängelt, er brauchet des Leibes und seiner Vergnügungen nach eignem Wohlgefallen. Wenn dann bei dem unmündigen Thiere die Zeit zu irgend einer anjetzt für die eigne oder für die Erhaltung des Geschlechts nothwendigen Lebensbewegung gekommen, da werden ihm die nöthigen Kräfte, da werden ihm in seiner äußeren Umgebung, mit dem erwachten Triebe zugleich, die nöthigen Mittel gegeben. Einige schwerfällige Vögel unsrer Felder und Wiesen, welche den übrigen Theil des Jahres kaum die dringendste Gefahr zu dem kurzen Flug von wenig hundert Schritten zu zwingen vermag, empfangen plötzlich, wenn im Herbste die Zeit des Wanderns gekommen, auf vorhin unmöglich geschienene Weise die Kraft, über das Thal und die hohe Alpenkette, über ferne Länder und weite Meere zu fliegen. Es wird der Kreuzschnabel mitten in der kältesten Zeit des Winters in seine heimathlichen, nordischen Fichten-

wälder zurückgerufen, um hier das Geschäft des Zeugens und Brütens der Jungen zu besorgen, und es sind ihm zugleich, in dem alsdann reifenden Fichtensamen, die nöthigen Mittel zur Erhaltung des eignen, wie des Lebens der Brut gegeben. Eine Weisheit, welche mütterlich den Haushalt der Natur versorgt und leitet, sendet die wohlthätigen Schaaren des Samarmog (Turdus roseus) in das von Heuschrecken überdeckte Land, rufet die Iltisse und Eulen zur Erleichterung der von Mäusen verheerten Flur herbei, führet die wandernden Tauben dahin, wo die Fülle der überkräftigen Natur, einer Ueberschwemmung gleich, aus ihrem Bett getreten, ihre Dämme durchbrochen hat. Es sind die Thiere, gehalten an dem leitenden Instinct, Boten und Diener einer überall waltenden Naturkraft, welche sie leitet dahin sie will. Nicht nach der Lust des Gaumens, sondern nach bestimmtem Maß und zu bestimmtem Zwecke sättigt sich das Thier, ihm ist die Bahn der Wanderung, ihm ist die Zeit des Verkehres der Geschlechter nach einem höheren Rath, nicht nach eigner Wahl und Lüsternheit, fest bestimmt. So ruhet das Thier, wie das unmündige Kind, am Schooß der Mutter, welche das schwache Werkzeug trägt und ernährt; es ruhet, ohne Gefahr sich zu zerschmettern, wie der Stein oder die festgewurzelte Pflanze am Boden: während der Mensch, wie durch eine fremde Gewalt vom Boden gerissen und erhoben, in einer freien Höhe schwebt, in welcher ihn das Gesetz der Schwere, das den ruhenden Stein an seinem Orte hält, auf ganz andre Weise ergreift und bewegt, als die andren sichtbaren Lebendigen.

Zwar auch des Menschen Odem bewahret ein Aufsehen von oben, zwar auch ihn tränket und nähret wie an Mutterbrüsten ein ewiges Erbarmen; aber ihm ist zugleich die Macht gegeben, diese Mutter zu verlassen und dem Gehorsam gegen ihre Stimme sich zu entziehen. Der natürliche

Mensch, durch keinen Instinct gehalten und geleitet, reißet die Gaben der äußeren Natur an sich aus Lüsternheit, auch wenn sie ihm Gift sind, und jene Wilden, welche von Einigen für Beispiele des ursprünglichen, ja des reineren „Naturzustandes" unsres Geschlechts gehalten worden, zerstören mit einer unbezähmbar wilden Gier zum Branntweintrinken den kräftigen Leib, oder schwächen und betäuben ihn durch den eingeathmeten Rauch und Staub narkotischer Kräuter. Es wird, versetzt in die Fülle unserer durch Civilisation erkünstelten Genüsse, ein solcher „Naturmensch" alsbald ein Opfer der Unmäßigkeit und Lüsternheit, während selbst der Affe, durch einen eingepflanzten Instinct gewarnt, in der Gefangenschaft solche Speisen verschmäht, welche ihm schaden würden. So brauchet der Mensch der äußeren Natur, er brauchet den eignen Leib und seine bewegten oder fühlenden Glieder wann und wie und in welchem Maße er will; aber dieser freie Gebrauch gereichet ihm häufig zum Schaden und Verderben, und wir sehen unser Geschlecht gerade da, wo die Natur ihre Segensfülle am reichlichsten um dasselbe ergossen, wo der Genuß von außen am unverwehrtesten ist, am tiefsten versunken und entartet: neben dem äußeren Paradies eine innre Wüste, durchglüht von sengend heißen, zerstörenden Begierden.

Gerade diese Freilassung, diese Entbundenheit, welche zu dem höchsten Vorzug unsrer Natur zu werden vermag, gehet dann aus jenem natürlichen Grund hervor, den die Weisheit der alten Zeiten das angeborne Verderben, den Hang zur Sünde, die allgemeine Krankheit der Völker genannt.

Nach einem oben gebrauchten Bilde wirket das Gesetz der Schwere nur bei solchen Körpern zum Falle, welche sich mit einer- seinem Zuge widerstrebenden Gewalt über den Boden erhoben haben; die Sonnenstrahlen wirken nur auf

solche Körper mit auflösend erhitzender Kraft, in denen ein dem Licht widerstehendes Princip ist. Das Leiblichwerden ist, wie wir oben sahen, ursprünglich ein Hingeben der Seele in das Walten und Regieren eines höheren Willens, es ist der Act einer freiwilligen Selbstunterwerfung in den Dienst eines fremden (oberen) Lebens, und der Tod des Leibes kommt aus einer Aufkündigung des Gehorsams gegen dieses höhere, mächtigere Walten (nach §. 44). Die Sünde und der Anfang aller Versündigung wird uns als ein hochmüthiges Erheben gegen Gott und das was göttlich ist beschrieben; die Selbstsucht, welche ihr Vergnügen in der eigenen widerstrebenden Richtung, nicht in dem Befolgen des Zuges, der aus Gott ist, suchet, ist Sünde. So wird denn dieser Leib zu einem Leib der Sünde, weil in ihm nicht bloß die Möglichkeit, sondern auch der Hang liegt, dem Walten eines höheren, göttlichen Willens sich zu entziehen und zu widersetzen, weil derselbe eine Unterwürfigkeit und Dienstbarkeit der Seele nicht in ein göttliches Walten und Regieren, sondern in eine (innre und äußre) Macht ist, welche diesem Walten und Regieren den Gehorsam aufkündigt, indem sie selber ihm sich gleich setzet. Das Gesetz dann, wie die Sonnenstrahlen in dem dunklen, dichten Körper die Hitze, reget in dem innren Wesen des Menschen jenes Princip des Widerstrebens und des Ungehorsams auf, welches der Ursprung der Sünde ist; das Gesetz wird hierdurch, nach einem Ausdruck der Schrift, zur Kraft der Sünde.

Uebrigens wirkt das Gesetz noch auf eine andre, positive Weise verstärkend auf das natürliche Verderben ein. Durch das Geschäft der Engel, sagt die Schrift, ist dem Menschen das Gesetz gegeben. Hierbei darf aber nicht vergessen werden: daß durch das gleiche Geschäft der Engel dem Menschen die Wissenschaft und die Kunst (nach §. 4) und alle die Gaben von verwandter Art mit dem

Gesetz verliehen worden, die Gaben, durch welche die erkennende Menschennatur über die vernunftlose Thierheit erhoben wird. Das Gesetz wie die Wissenschaft haben mithin zugleich eine Kraft in sich, die Menschenseele hinauf in eine Region des Erkennens und der Einsicht des Guten und Bösen zu versetzen, von wo aus sich die Wirksamkeit des innren, eigenwilligen Ungehorsams ungleich verstärkter und zerstörender äußern kann.

Angeboren und eingepflanzt ist der Natur des Menschen dieses Princip des Ungehorsams und des Eigenwillens, mit der Verleiblichung in die sichtbare Form, welche die Zeugung von Geschlecht auf Geschlecht forterbte. Das Wesen der Menschenseele als eines Ebenbildes der Gottheit ist Freiheit, zu wählen das Gute oder das Böse; mit dem Entstehen der Seele beginnt zugleich dieses Freiseyn. Auch die Verleiblichung, als ein sich Unterwürfigmachen unter das Regieren einer höheren Macht, scheinet dann bei der Seele des Menschen nicht ohne Mitwirkung eines eignen, freien Willens zu geschehen; die Seele hat sich zu diesem Leibe, der durch inwohnende Schuld zum Grabe eilt, zu diesem Leibe vom ersten Vater des Geschlechts vererbt, wie durch eine eigne Wahl bekannt, bekannt mithin auch zu der anfänglichen Richtung der Unfolgsamkeit, zu dem Lossagen aus dem alten, ursprünglichen Bunde. Doch über diesen Theil der Geschichte der Seele schwebet ein ernstes Dunkel. Es rühmet sich der Apostel, vor allem Preisen der eignen Weisheit, Gottes, mit welchem wir durch Christum versöhnt und wieder vereint sind. „Denn wie durch einen Menschen die Sünde ist gekommen in die Welt und der Tod durch die Sünde, und ist also der Tod zu allen Menschen durchgedrungen, dieweil sie alle gesündigt haben; so ist auch durch Eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen."

Wie dieser Leib, diese zerbrechliche Hütte, ein Leib der Sünde ist, weil in ihm ein Princip lebet, das sich dem höheren Walten entzogen; so ist der neue Leib, welchen der Mensch nicht durch ein Geschäft des Fleisches, sondern des Geistes empfängt, ein Leib des ewigen Lebens. Aus dem irdischen Wasser hat sich alles irdisch Leibliche gestaltet; das Wasser ist, nach einem alten Spruch, das erste, das beste aller leiblichen Dinge, in ihm webet Schöpferkraft. Es ist aber ein Wasser höherer Art, ein Wasser des Lebens und der Reinigung, aus welchem der Leib der Ewigkeit sich gestaltet. Das nach Sättigung von oben dürstende Sehnen empfängt dieses Wasser umsonst. Die Seele, wenn sie in dem Element des neuen Lebens sich verleiblicht, ziehet vorhin den Ungehorsam der Natur aus, leget ab das innre Lossagen und Abweichen von Gott. Diese neue Verleiblichung ist der Act einer gänzlichen und lauteren Unterwerfung und Hingabe in die Macht des göttlichen, nicht in den Einfluß und die Kraft eines ihr widerstrebenden Willens. Möge es auch den schwachen und so oft wankenden Schritten dieser Untersuchungen über die Geschichte der Menschenseele erlaubt seyn, sich dem Quell jener lebendigen Wasser zu nahen und die neue höhere Schöpfung zu betrachten.

Erläuternde Bemerkungen. Ueber die Allgemeinheit der Opfer und Reinigungen bei allen Völkern der alten und neuen Zeit vergl. m. Meiners Gesch. der Religionen, besonders den 2ten Band v. Anf. — Die Stellen bei den Alten, worinnen mehr oder minder deutlich ein Anerkennen des natürlichen Gebrechens im Menschen und seiner Verantwortlichkeit für all' sein Thun und Lassen sich ausspricht, sind so zahlreich als allgemein bekannt. Wir führen hier nur einige an. Nach Heraclits schon öfter erwähntem Ausspruch ist nur das Umfassende (Göttliche) vernünftig, der Mensch aber von Natur unvernünftig (Philostr. ep. 18; Sext. Emp. VIII, 286 u. a.). — Der Mensch, obgleich er am besten unterrichtet ist, ist dennoch, nach Aristoteles, das ungerechteste unter allen Lebendigen (ἄνθρωπος, μάλιστα παιδείας μετέχων, ζωῶν ἁπάντων ἀδικώτατόν ἐστιν), weil er vermöge seiner Vernunft

der Freude und der Wollust den höchsten Werth beizulegen vermag, welches dann nicht ohne Unrecht bestehet (Probl. S. XXIX, 7). — Der Mensch denkt meist etwas Andres, als er thut (*ἄλλο νοεῖ καὶ ποιεῖ ἄνθρωπος*, Probl. S. XXX, 12). — Wie sich die Augen der Fledermäuse zum Tageslicht verhalten, so unser Verstand zu dem Offenbarten (*πρὸς τὰ τῇ φύσει φανερώτατα πάντων* Ar. Met. II, c. 1). — Gerade das, was den Menschen vom Thiere unterscheidet, der selbsterkennende Geist oder Verstand, nicht die Empfindung, macht uns des Irrthums fähig (de anim. II, 5). — Nicht das, was die willenlose Natur, wohl aber das, was der selbsterkennende Geist vollbringt, das kann auf verschiedene Weise geschehen: der selbstbewußte Geist kann nach Willkür das Gute oder das Böse thun (de interpret. 15; Met. IX, 2). — Der Mensch fehlt freiwillig und thut freiwillig das Gute, weil er sowohl die Macht des Begehrens als vernünftige Einsicht besitzt (Ethic. Eudem. II, 8). Darum ist er strafbar, sogar dann, wenn er aus Unwissenheit fehlte, insofern diese Unwissenheit eine selbstverschuldete war (Ethic. Nic. III, 7). — Nach einem Ausspruch des Sophokles (Antigon. v. 1011) ist es ein gemeinsames Loos der Menschen, zu sündigen

(*Ἀνθρώποισι γὰρ
τοῖς πᾶσι κοινόν ἐστι τοὐξαμαρτάνειν*)

und Euripides im Hippolyt erkennt dieselbe natürliche Neigung im Menschen an: (*Ἁμαρτεῖν εἰκὸς ἀνθρώπους.*) Es nennt Sopater das Sündigen dem Menschen angeboren: *σύμφυτον ἀνθρώποις τὸ ἁμαρτάνειν*, und Dio Cassius (L. LII.) legt dem Mäcenas die Worte in den Mund: *πολλὰ γὰρ ἡ φύσις καὶ παρὰ τῶν νόμων πολλοὺς ἁμαρτάνειν ἐξάγει, οἷς ἂν μὲν ἀκριβῶς τις ἐπεξίῃ, ἢ τινα ἢ οὐδένα ἂν αὐτῶν ἀτιμώρητον καταλείπει.* Plato vergleichet, wenn er den Verbrecher am Heiligthum der Götter anredet, das innre Verderben, welches den Menschen zur Sünde führe, mit einem durch seinen Stachel zu wilden Bewegungen aufreizenden Insect: der Bremse. Aus einer alten, ungesühnten Schuld sey dasselbe den Menschen eingeboren; aus aller Kraft müsse man ihm entfliehen. *Οὐκ ἀνθρώπινόν σε κακὸν, οὐδὲ θεῖον κινεῖ τινων ἐπὶ τὴν ἱεροσυλίαν προτρέπον ἰέναι. Οἶστρος δέ ἐστί τις ἐμφυόμενος ἐκ παλαιῶν καὶ ἀκαθάρτων τοῖς ἀνθρώποις ἀδικημάτων, περιφερόμενος ἀλιτηριώδης, ὃν εὐλαβεῖσθαι χρεὼν παντὶ σθένει* (de Legib. L. IX). Derselbe Weise des Alterthums erkennt, wie schon oben erwähnt, nicht bloß (in seiner Republik) bei erwachsenen Menschen und ganzen Völkern das inwohnende, eingeborne Gebrechen an, sondern selbst bei Kindern. Nach jener Stelle im Menon (T. III, p. 367, edit. Bip.) wird

kein Mensch als gut geboren: (εἰ φύσει οἱ ἀγαθοὶ ἐγίγνοντο, ἦσάν που ἂν ἡμῖν οἳ ἐγίγνωσκον τῶν νέων τοὺς ἀγαθοὺς τὰς φύσεις· οὓς ἡμεῖς ἂν παραλαβόντες, ἐκείνων ἀποφηνάντων, ἐφυλάττομεν ἐν ἀκροπόλει, κατασημηνάμενοι πολὺ μᾶλλον ἢ τὸ χρύσιον· ἵνα μηδεὶς αὐτοὺς διέφθειρεν, ἀλλ' ἐπειδὴ ἀφίκοιντο εἰς τὴν ἡλικίαν, χρήσιμοι γίγνοιντο ταῖς πόλεσιν). Auch nennet Aristoteles das (natürliche) Uebel im Menschen ein eingebornes, συγγενές (Ethic. ad Nicom. III, 15); nennet den Menschen ein Bild des Unvermögens, einen Ball der Veränderlichkeit, die Wiege des Neides und des Elendes — ein Gebilde aus Schleim und Galle (Stob. Serm. 96). Es erscheint dem Plutarch das Elend der innren Menschennatur als ein, selbst schon mit der Zeugung (m. v. Ps. 51, 7) Gegebenes; er sagt (de Consol. ad Apoll.): φυομένοις τε μίγνυταί τις ἐν πᾶσι κακοῦ μοῖρα, τὰ γάρ τοι σπέρματα εὐθὺς θνητὰ ὄντα ταύτης κοινωνεῖ τῆς αἰτίας, ἐξ ἧς ἀφυΐα μὲν ψυχῆς, νόσοι τε καὶ κήδεα καὶ μοῖρα θνητῶν ἔκειθεν ἡμῖν ἕρπει. So spricht auch Krates (Diogen. Laërt. L. VI, §. 89). „Wie im Granatapfel immer ein fauler Kern, so in jedem Menschen wenigstens eine sündige Neigung; keiner ist ohne Sünde." (Diese und mehrere hieher gehörige Stellen in Tholucks Lehre von der Sünde und vom Versöhner, 2te Aufl. S. 48.) Mit Recht erkannten die Schüler des Aristipp in der Einübung und Angewöhnung des Guten ein Gegenmittel gegen das alte, uns eingeborne Verderben an, wenn sie sagen: δεῖν εὖ ἐθίζεσθαι, διὰ τὴν ἐκ πολλοῦ συντραφεῖσαν ἡμῖν φαύλην διάθεσιν (m. v. auch Arist. Eth. Nic. I, 10; X, 110). — Die oben angedeuteten Stellen bei Cicero sind: Simulac editi in lucem, et suscepti sumus, in omni continuo pravitate, et in summa opinionum, perversitate versamur: ut paene cum lacte nutricis errorem suxisse videamur (Quaest. Tuscul. III, 1.) Ferner: Multis signis natura declarat, quid velit: obsurdescimus tamen, nescio quomodo; nec ea, quae ab ea monemur, audimus. Und Seneca (de clem L. I, c. 6): peccavimus omnes, alii leviora, alii ex destinato, alii forte impulsi, aut aliena nequitia ablati: alii in bonis consiliis parum fortiter stetimus, et innocentiam inviti ac renitentes perdidimus. Nec delinquimus tantum, sed usque ad extremum aevi delinquemus. Hieran reihet sich auch eine ganz ähnliche Stelle jenes Weisen des Alterthums (Seneca de ira II, 9). — Es saget der ernsteste, tiefste der Geschichtsforscher des alten Roms: Natura tamen infirmitatis humanae tardiora sunt remedia, quam mala: et ut corpora lente augescunt, cito extinguuntur, sic ingenia studiaque oppresseris facilius, quam revocaveris. Und schon früher ein Forscher der Geschichte seines Volkes von ähnlicher Tiefe: Alle

Menschen sündigen öffentlich und geheim. Die böse Lust verblendet die Erkenntniß, so daß diese der Hoffnung des Gewinns sich hingibt, und so wird die Sünde vollbracht. — Daß ich's kurz sage, verkehrt und thöricht ist es, zu meinen, daß wenn die Lust im Menschen einmal stürmend erwacht ist, sie durch ein Gesetz oder irgend sonst ein Mittel gebändigt werden könne. (Thucyd. de bell. Pel. L. III, c. 45 bei Tholuck a. a. O. und Clem. Al. Paedag. L. III, cap. ult.) — Zum Sprüchwort unsrer Schulen sind geworden die wenigstens ihrem alten Herkommen nach bedeutungsvollen Verse bei Ovid: nitimur in vetitum semper, cupimusque negata (Am. III, 4, 17) und video meliora proboque, deteriora sequor (Metam. VII. 20. 21.);

τὰ χρηστ᾽ ἐπιστάμεσθα καὶ γιγνώσκομεν,
οὐκ ἐκπονοῦμεν δέ

(Eur. Phaedr.)

Hieher gehörige Stellen der heiligen Schrift sind: Genes. 6, 5 erinnernd an den Ausspruch des Bias: πάντες ἄνθρωποι κακοί. Eccles. 7, 20; Hiob 9, 2; 14, 1; Ps. 143, 2; Ps. 116, 11; Hiob 5, 7; Prov. 14, 34; Röm. 7, 14 u. 18; 1 Joh. 1, 8. — Stellen zu S. 521 Ps. 90, 7, 9 u. 11. — Zu S. 525 1 Cor. 15, 56; Röm. 7, 7, 8, 9, 10; Röm. 1, 15; Gal. 3, 10; Röm. 7, 12; Matth. 5, 15 u. 8; Luc. 16, 17; Gal. 4, 5; Act. 7, 53; Hebr. 2, 2. — Zu S. 528 Röm. 7, 14; 8, 3; Genes. 6, 3; Röm. 8, 6 u. 7; 13, 13; 1 Petr. 2, 11; Judä 19; Gal. 6, 8; 5, 19; 2 Cor. 10, 3; Matth. 26, 41; Gal. 5, 15; 1, 16; Matth. 16, 17; 1 Cor. 2, 14; 15, 50; Joh. 6, 63; Röm. 7, 18; 1 Cor. 6, 15 u. 19; Röm. 7, 24; Act. 17, 24; Num. 14, 21; Jes. 6, 3; 1 Joh. 2, 17; 1 Joh. 16, 33; 15, 19; 17, 14; Ev. Joh. 16, 20; 1 Joh. 2, 15; Jac. 4, 4; Ev. Joh. 1, 10; 16, 33; 1. Cor. 11, 34.

Stellen, welche für die Meinung sprechen oder zu sprechen scheinen, daß der Anfang und Ursprung des Bösen in der Materie liege, finden sich häufig bei den Alten. Das Sehnen des Freundes der Weisheit nach dem Tode ist nach Plato mit dem Verlangen nach Erkenntniß selber verwandt, weil die Sinnlichkeit ihn am reinen Erkennen hindert. Denn so lange die Seele den Körper hat und mit einem solchen Uebel vermischt ist, können wir nicht vollkommen die Wahrheit erfassen. Der Körper belästigt uns durch seine Bedürfnisse und mannichfachen Gebrechen; aus ihm kommen uns Leidenschaften, Trugbilder und das Heer aller Eitelkeit: was die Sinne uns verkünden, ist ungenau und trüglich, so daß wir in Wahrheit nur etwas Weniges durch den Körper einsehen. (Plat. Phaed. 64; 65; 66). — Das nothwendig dem Guten Ent-

gegengesetzte ist die Materie (Theaet. 176; Tim. 56, c). — Nach Philo ist das Fleisch (σάρξ) der Grund der Unwissenheit: der Grund, weßhalb der Geist Gottes im Menschen kein Bleiben findet (Phil. de gigant. 287). In Plato's Sinne nennt Plotinus die Materialität der Körper das Böse an ihnen: σωμάτων δὲ φύσις καθόσον μετέχει ὕλης κακὸν εἴη (Plot. Enn. I, 8; 3). Diese böse Natur theilt sich dann mit ansteckender Gewalt allem mit, was mit der Materie in Berührung und Gemeinschaft kommt: ἄμοιρον γὰρ παντελῶς οὖσα ἀγαθοῦ ἐξομοιοῖ ἑαυτῇ πᾶν ὅ, τι ἂν αὐτῆς προσάψηται ὁπωσοῦν. Die oben erwähnte Ansicht von der Natur des Leibes und seinem feindselig beschränkenden, hemmenden Einfluß auf die Seele findet sich besonders in Plato's Timäus. Er nennt in seinem Cratylus den Leib ein Grabmal der Seele: σῶμα, σῆμα αὐτὸ εἶναι τῆς ψυχῆς. (Cratyt. 400; Phaedr. 250; Macrob. in somn. Scip. I, c. 11; Theodoret. de natur. homin. 544.) Wir werden, sagt er anderwärts (in seinem Phädon), so lange wir leben, dann dem Erkennen am nächsten kommen, wenn wir den wenigsten Verkehr mit unsrem Leibe pflegen, wenn wir mit ihm (außer so weit die höchste Noth es gebietet) uns nicht gemein machen, von seiner Natur nicht durchdrungen werden, sondern von ihm uns unbefleckt erhalten, bis Gott uns von ihm erlöst: ἐν ᾧ ἂν ζῶμεν οὕτως ὡς ἔοικεν, ἐγγυτάτω ἐσόμεθα τοῦ εἰδέναι, ἐὰν ὅτι μάλιστα μηδὲν ὁμιλῶμεν τῷ σώματι, μηδὲ κοινωνῶμεν (ὅτι μὴ πᾶσα ἀνάγκη) μηδὲ ἀναπιμπλώμεθα τῆς τούτου φύσεως, ἀλλὰ καθαρεύωμεν ἀπ' αὐτοῦ ἕως ἂν ὁ θεὸς αὐτὸς ἀπολύσει ἡμᾶς. Die Seele wird wie aus Banden aus dem Leibe (ὥσπερ ἐκ δεσμῶν, ἐκ τοῦ σώματος) erlöst und frei. Es ist nach einem Ausspruch des Pythagoräers Philolaus (bei Clem. Al. Strom. L. III, p. 316, s. 518), welcher sich hiebei auf den Ausspruch der alten Gottesgelehrten und Seher beruft, die Seele zur Strafe in diesen Leib wie in ein Grab versenkt: μαρτυρέονται δὲ καὶ οἱ παλαιοὶ θεολόγοι τε καὶ μάντεις ὡς διά τινος τιμωρίας, ἡ ψυχὴ τῷ σώματι συνέζευκται καὶ καθάπερ ἐν σήματι τούτῳ τέθαπται. — Auf diese Meinung: daß Leib und Geist wie Böses und Gutes verschieden seyen, gründet sich Plato's Ansicht von einem λογιστικὸν τῆς ψυχῆς, so wie von einem ἀλογιστικὸν und ἐπιθυμητικόν, und die Scheidung der Seele gleichsam in eine gute und böse (ἀγαθὴ καὶ πονηρὰ ψυχὴ) bei Xenophon (Cyrop. VI, 21). — Stellen der Schrift zu S. 532 Ephes. 5, 29, 30 u. f.; 1 Cor. 6, 15 u. 19; Phil. 3, 21; Prov. 11, 17; Esaias 58, 7; Röm. 13, 14; Röm. 5, 12, 17. Doch ist diese Ansicht, wodurch die Leiblichkeit wie ein Uebel erscheint, nicht bloß durch andre Stellen der heil. Schrift, sondern auch der alten Weisen und der Kirchenlehrer mannichfach

und der Wahrheit gemäß motivirt. Die Materie ist nach Aristoteles weder gut noch böse; sie umfasset die Möglichkeit zu beidem (Phys. I, 9). Die Natur des Körpers ist nach Origenes (contr. Cels. III, 42; Opp. I, 474) nicht unrein; nichts in den Creaturen ist unrein; sie alle, von dem guten Gott erschaffen, sind gut und rein (Comment. in epist. ad Rom. L. IX, 42, ed. Par. IV, 665).

Das Gesetz vertheidigt schon Chrysippos gegen die Beschuldigung, daß es Mitursache der Vergehungen sey (Cleanth. Hymn. 17; Plut. de Stoic. rep. 33).

Die Ueberkleidung der Seele mit dem Geiste.

§. 53.

Die schüchterne Taube, noch kaum dem Raubvogel entflohen, verläßet die sichere Kluft der Felsen, wenn der Durst sie zum Bache lockt; es gehet der sonst menschenscheue Hirsch selbst dem bewaffneten Jäger mit festem Muthe entgegen, wenn ein innrer, übermächtiger Trieb ihn zur Zusammengesellung der Geschlechter führt, und der Vogel, welcher sonst vor dem Rauschen jedes Fußtrittes entflohen, vertheidiget, die Gefahr des eignen Lebens nicht achtend, mit dem Schlage der Flügel die nackte Brut. Die Begierde des lebenden Leibes nach Luft: der Drang zum Athmen, erscheinet zwar während seiner beständigen, ruhigen Erfüllung minder gebieterisch und schwächer, als der Trieb der Ernährung oder der thierischen Zeugung; wenn aber dem vulcanischen Boden ein Dampf entsteiget, welcher den ohne Aufhören ersehnten Lebensodem der Luft verdränget und das Athmen zu hindern droht, da verlassen alle brütenden Vögel das Nest und die hülflosen Jungen, und fliegen schreiend, in weiten Kreisen, um das Gebirg; getrieben von dem unwiderstehlichsten Drange nach Luft gehet der Wallfisch, den der Schmerz der Verwundung zur Tiefe geführt, der neuen Todeswunde entgegen, und das furchtsamste oder das listigste Thier unserer Wälder, welches weder der tödtliche Hunger

noch die Pein des Durstes aus der sichren Höhle, in die am Eingange gelegte Falle, hervortreiben können, gehet augenblicklich der geschwungenen Keule oder dem Geschoß des Jägers entgegen, wenn ein künstlich in der Höhle erregter Dampf ihm die Luft raubt; es kämpfet und ringet mit dem wildesten Zucken aller Muskeln auch das trägste und unmächtigste unter allen Lebendigen nach Luft, wenn ihm die Gefahr des Erstickens drohet. So ist dennoch unter allen andren Trieben des Leibes der nach der Luft der unausweichbarste und dringendste.

Zwar die Lust der Sättigung an dem lange, vergebens ersehnten Quelle erscheinet dem Reisenden im dürren Lande lieblicher, als der Gewinn großer Schätze; es ist auch die Liebe der Geschlechter ein Vorbild des höheren und höchsten Sehnens der Seele und seiner Lust, und es erscheinen die Gefühle dieser beiden Richtungen der begehrenden Seele deutlicher, schärfer, ja überwältigender, je mehr sie nur die äußere Sphäre der Region unsres Fühlens berühren (nach §. 18). Jenes Gefühl aber, welches öfters, beim Athmen des frischen Windes, der vom Gebirg kam, oder welcher am Mittage dem wogenden Meere entstieg, den ganzen Leib bis zur Tiefe seines belebenden Nervenmarkes durchdringt, ist solcher verborgener, zugleich aber auch gewaltiger Kräfte voll, daß, wir wissen nicht auf welche Weise? unter dem Bewegen seiner Schwingen eine ganze Welt der Gedanken: jugendlich frische Erinnerungen der längst veralteten Vergangenheit und der muthige Vorausblick in das Künftige erwachen, als hätte der Lebensodem der Luft mit dem Leibe zugleich auch die Seele durchwehet.

Das höchste Werk des Lebens der Seele, das Werk der Ueberkleidung ihrer Natur mit dem Geist von oben, wie mit einem neuen, höheren Leibe, ist, seinem ganzen Wesen nach, dem Geschäft des leiblichen Athmens und seinen Wir-

kungen auf die Gestaltung des Körpers nahe verwandt oder doch vergleichbar. Der Geist aus Gott erscheinet auch hierbei, wie dieß der tiefe Sinn der ältesten Sprachen angedeutet, als das Urbild des Lebensgeistes der irdischen Luft, der das thierische Leben in seinem Weben und Bewegen erhält.

Es erwachet, mitten in dem umgebenden Element der aufgelösten Pflanzen- und erdigen Theile, aus dem da hineingelegten Ei ein thierisch athmendes Leben, und alsbald verwandelt sich das alte, früher bestandene, leibliche Element in ein ganz andres, neues; die Erde und die Kohle der Pflanze überkleiden sich mit dem Stickstoff der Luft; der unvollkommnere irdische Stoff nimmt die vollkommnere Natur der Atmosphäre in ihren beiden polarischen Gegensätzen an sich. So entwickelt sich nun, durch das Athmen der Luft, aus dem alten Leibe des Eiweißes und Dotters der neue, gegliederte Leib der muntren Lacerte. Jener alte Leib verschwindet und vergehet mehr und mehr, so wie der neue sich gestaltet, bis zuletzt dieser die äußere Schalenhülle zerbricht und zum Licht sich hervordränget. Die organische Natur läßet uns bei dieser Gelegenheit Verwandlungen sehen, zu deren tief verborgnem Grunde unsre chemische Kunst auch nicht von ferne den Zugang gefunden.

Das Geschäft des leiblichen Athmens, so sahen wir oben im §. 12, bestehet ganz wesentlich, neben dem Aufnehmen und Empfangen, in einem Ausstoßen und Geben; der neuen Belebung und Verdichtung eines Theiles der Blutmasse, von dem Lebensgeist der Luft, gehet nothwendig das Absterben und die Auflösung eines andren Theiles derselben zur Seite, oder voraus. Dieses Absterben und Ausscheiden durch das Athmen ist der Erhaltung des gesunden Lebens so unentbehrlich, daß einige Physiologen es für den wesentlichsten Nutzen der Respiration gehalten haben.

Es gehet, mittelst des Kreislaufes, jenes Wechselspiel einer Neubelebung und eines Absterbens der Theile, einer Anziehung und Ausstoßung, durch alle Glieder des Leibes; sein Bewegen dringet zu der äußersten, lebenden Faser des Muskels, zu der innersten Zelle der Eingeweide. Auch hier, bei diesem Athmen im Einzelnen und Kleinen, und vielleicht, weil der Tod nicht so schnell der Beobachtung ein Ziel setzet, deutlicher noch, als bei dem eigentlichen Gesammtathmen des Blutes in der Lunge, wird erkannt: daß das Ausstoßen und Absterben der Erhaltung des Lebens eben so nothwendig, als das Aufnehmen des neubelebenden, atmosphärischen Elementes sey. Denn wenn, in dem Zustande der sogenannten Entzündung, ein einzelnes Organ den Sauerstoff bloß an sich reißet, ohne zugleich einen Theil seines eignen Wesens aufzugeben und abzulegen, da wüthet alsbald durch seine ganze Natur ein heftiger Schmerz, welcher, wenn das Ausathmen in dieser kranken Region nicht bald wieder hergestellt wird, entweder in ein Ausscheiden andrer, stellvertretender Art, wie die Eiterung es ist, oder in völligen Tod (Brand des Gliedes genannt) und Fäulniß übergehet. Wie mithin das Sauerstoffgas der Luft bei den unorganischen, dem Leben widerstrebenden oder unzugänglichen Körpern das entzündende Element der Flamme ist; so kann dasselbe auch bei den belebenden und athmenden Wesen, in Zuständen der Verkehrung des gesunden Verlaufes, statt des ruhigen Kreislaufes des Lebens eine innre, verzehrende Gluth erwecken und ernähren.

Bei dem Geschäft des Athmens erscheinet dann die Luft in einer doppelten, sehr bedeutungsvollen Function. Dieselbe nimmt zuerst den sterbenden, ausgeschiednen Theil des Blutes auf und hinweg, und gibt dann dem tropfbar flüssigen Lebenssafte ihre eigene, luftförmige Natur. Wenn deßhalb der Odem vom Munde ausgehet, ist er ein ganz andrer, als

da er zum Munde einging: er hat zwar noch das äußere Wesen des Gases, zugleich aber ist nun die vorhin reine Lebensluft von der Beschaffenheit des sterblichen Leibes, zu welchem sie eingegangen, ganz überkleidet; sie hat die Natur des zergehenden, thierischen Stoffes an sich und zugleich mit sich hinweggenommen.

Bei der andren Verrichtung, welche die Luft beim Athmen übernimmt, verhält sich dieselbe mehr leidend als selbstthätig. Sie gibt dem fremden, aus wägbaren Stoffen gebildeten Leib ein ihr inwohnendes unwägbares Princip der Leiblichkeit; das athmende Blut überkleidet sich bei jedem Athemzug mit der elektromagnetischen Natur der belebenden Luft, und wird hierdurch selber für alle Theile des Leibes ein Quell der Erwärmung und der Belebung. Hierbei erscheinet dann jene alte Ansicht als eine wohlbegründete, daß jenes belebende Princip, welches im Sauerstoffgas die planetarisch-irdische Natur an sich genommen, ein allgemeineres und höheres sey, welches durch das ganze Weltgebäude gehet und — ein alldurchdringender Aether — die einzelnen Welten umfasset.

So strebet dann der gröbere, elementare Stoff des thierischen Leibes, welcher aus der Nahrung entstehet, beständig nach oben, um sich mit der Natur des höheren Elementes der Luft zu überkleiden: um mit diesem ein Leib zu werden, und es strebet das höhere Element nach unten, um sich in die Natur des festeren Stoffes zu versenken. Das Verlangen nach der Speise, welche an ihrem Orte aus dem Boden wächset, hält das Thier an der enger umschlossenen Stätte fest; das Sehnen aber, nach der Verbindung und Verleiblichung mit der ohne Aufhören bewegten und erregten Luft, deren Wogen bald hier, bald dort über Land und Meer schweben, theilet dem lebenden Leibe selber etwas von der schnell beweglichen Natur des allumfassenden Elementes

mit, und spannet den Zug des wandernden Thieres weit über Wasser und Land hinüber.

Auch das Sehnen der Menschenseele, nach der Ueberkleidung mit dem Geist von oben, welcher alles Leben umfasset und durchdringet, trägt in gewissem Maße die Natur jenes Geistes in sich. Wenn das Auge von Woge zu Woge, bis zum fernsten, blauen Saum des Weltmeeres hinausblickt, und Wolken tauchen an diesem Saume hervor oder verschwinden, Schaaren der Schwäne ziehen über ihn herüber und hinüber, da erwachet im Menschen, nicht bloß, wie in jenem Heinrich dem Schiffer, der Zug nach einem ferngelegenen, mächtigen Lande, sondern es ahndet die Seele in dem Urbilde das höhere Abbild, und der Blick in den unermessenen Spiegel wecket den Zug nach einem Etwas auf, welches unermeßbarer ist als Meer und Land, und welches dennoch die in so enger, gebrechlicher Hütte wohnende Seele als einen Theil ihres Selbst, ja als den innersten, unentbehrlichsten Mittelpunkt ihres Seyns und Wesens suchet und ersehnet. Darum will der Sinn des Menschen, auch wenn derselbe jetzt zum ersten Male vor den Riesenwänden der Alpen staunet, alsbald über diese Gipfel hinüber, in den hohen, weiten Raum, der jenseits ist; es strebte seit Jahrhunderten das Forschen der Naturkunde von Welt zu Welt, ja von einem Sternenmeer zum andren, „bis zu jenen Fernen, da der Glanz der Sonnenmillionen zu einem kaum noch merklichen Nebel wird, zu jenen Fernen, welche der überschnelle Lichtstrahl erst nach Hunderten, ja nach Tausenden von Jahrtausenden durchmisset," und dennoch hat auch hier der Anker des Strebens nach einem Schranken- und Endlosen den begehrten Grund noch nicht gefunden, sondern das tiefeste, innerste Sehnen der Seele nach dem ewigen Urbilde entzündet sich nur heftiger am Anschauen des Abbildes. Vergebens suchet dann dieses Sehnen nach

der Ueberkleidung mit einem andren, höheren Leibe als dieser wandelbare und vergängliche ist, sein Genügen in irgend einem Leiblichen. Auch dann wenn es, etwa in die Lust des irdischen Besitzes, oder in die jugendliche Liebe der Geschlechter, die ganze unendliche Fülle und Macht seines Wesens legt, wird der rosenfarbene Schein des Morgenrothes alsbald zu einem trüben Gewölk des Regens; die heiße Gluth, wenn sie aus dem Traume der Lust erwachet, siehet in ihren Armen statt des vorhin lieblich Bewegten, statt des innig Begehrten, das stille Angesicht und Gebein des Todes.

Das Element der Ueberkleidung dann, welches die Seele, sobald sie zu ihrem eignen Leben erwacht ist, noch sehnender suchet, als der lebende Leib die Luft, die er athmet, ist ein Unwandelbares, Göttliches, in welchem Freude ist und Sättigung ohne Aufhören und Ueberdruß; Friede ohne Störung, Freiheit ohne Schranken.

Weilen wir noch ferner bei dem bedeutungsvollen, schon öfter erwähnten Abbild, in welchem das Geschäft des Geistes an der Seele wie in einem Spiegel gesehen wird; so theilet sich das Reich der Lebendigen unsrer Sichtbarkeit, in Beziehung auf die Weise des Athmens, in solche, welche die Luft nur mittelbar, in ihrer Vermischung mit dem Wasser aufnehmen, welche durch Kiemen athmen, und in solche welche die Luft des Himmels, ohne Vermittlung eines andren Elementes, in Lungen einziehen. Es athmen einige Geschlechter der leichtgeflügelten Insecten, welche in der ersten, längeren Zeit ihres Lebens, im Wasser leben, die Luft nur mittelbar, durch Kiemen, es kommt ihnen aber späterhin eine Zeit, da dieses Athmen durch das vermittelnde Element aufhöret, und die Luft unmittelbar in ihrer eigentlichen Gestalt zum athmenden Leibe nahet. So hat auch das Geschlecht des Menschen eine vormalige Zeit auf Erden durchwandelt, da das belebende und neugestaltende Element des Geistes

der Seele nur mittelbar, durch ein unvollkommner bewegliches Element sich genahet, bis es zuletzt, zur vorher bestimmten Weltzeit, ohne Vermittlung zur Menschennatur getreten und diese selber zu sich hinaufgezogen. In jenem leichten Geflügel, wenn die Stunde der Verwandlung — der Ausgeburt in das höhere Element — sich nahet, ist ein Ringen und heftiges Bewegen nach der Luft, bis bei diesem Bewegen die beengende Hülle zerreißet und die höher geartete Form aus dem feuchten Grunde sich emporschwingt zur Sonne. So war auch in den Völkern der älteren Welt ein innres Ringen und Bewegen nach dem unmittelbaren Erfassen des Lebenselementes von oben, ein Bewegen, welches immer inniger und mächtiger geworden, je näher die Stunde der Erfüllung ihm gekommen, und welches selber durch sein immer zunehmendes, innres Beschleunigen das Annahen jener Stunde verkündigte.

Was die Weisen des Alterthums nur im Vorbild erkannt und geübt, das ist zur That und Wahrheit, das Sehnen der Völker zur Erfüllung geworden. Das Leben, das in Gott war, hat selber die Gestalt des Fleisches angenommen, hat sich inniger der Menschenseele genahet, als der belebende Aether, versenket in die irdische Form des Sauerstoffes, dem Leibe. Hier ist dann die Lösung des Geheimnisses, welches der alten Welt in allen ihren mannichfachen Büßungen und Opfern vor Augen trat. Wie beim Athmen (nach S. 545) hat das Element von oben, indem es zugleich den eignen Leib dahingegeben, das Verderben der Menschennatur auf sich und hinweggenommen. Die Seele von der eignen, kranken Leiblichkeit erlös't, ziehet die neue, göttliche an.

Und was im niedren, irdischen Vorbilde sich abspiegelte, das kehrt hier in höher vollendeter Weise wieder. Wie durch das Einwirken der irdischen Gluth das, was vorhin das kälteste war: das Metall, das heißeste wird, und wie aus

dem dunklen Stoffe der Kohle die leuchtende Flamme hervorbricht, so wird durch die Gluth einer höheren, göttlichen Liebe das Streben der Seele, welches am unaufhaltsamsten nach unten gekehrt schien, in den kräftigsten Aufschwung nach oben verwandelt, der Lauf, der zur Linken ging, wird zu einem eilenden Flug nach der Rechten. Sind es nicht in der Maniokwurzel gerade jene giftig-scharfen Säfte, welche unter der Einwirkung des Feuers zur heilsamen, erquickenden Speise werden, ist es nicht die Erzeugerin der Flamme, die brennbare Luft des Hydrogens, die in ihrem Bund mit dem atmosphärischen Sauerstoff die Form des löschenden Wassers annimmt, und wandelt sich nicht vielfach die erregende Ursache der leiblichen Uebel in das Heilmittel dieser Uebel um? (nach §. 4.)

Das Gleichartigwerden des einen mit dem andren ist es, was im Reiche der irdischen Körperwelt den Verein der Stoffe, die Ueberkleidung des einen mit der (ergänzenden) Kraft des andern möglich machet (nach §. 5). Damit die Natur der Menschenseele mit dem Geiste des Lebens, der von oben ist, angethan werden könne, muß sie nach ihrem Maße ihm verähnlicht, in sein Bild verwandelt werden. Der Weg zu dieser Verähnlichung ist das Erkennen, denn in diesem nahet sich das Erkennende der Gleichheit des Erkannten, das Sterbliche ziehet dann an die Unsterblichkeit; der vergängliche Schein des irdischen Lebens mit seinem Schmerz und seiner Lust wird zu einem unwandelbar seligen Seyn der Ewigkeit.

Und hier, wo das Sehnen nach dem Leben und seine Erfüllung sich begegnen, liegt der wahre, unversiegbare Quell aller der Wonnen, welche das Menschenherz vorhin nur an dem äußren, fernen Saum ihrer Oberfläche erfasset und genossen. Zwar auch die irdische Liebe, in ihrer tieferen Bedeutung (nach §. 21), ist ein Vorbild jener Wonne, welche

die Seele bei dem wahrhaften, innren Freiwerden von der eignen, sterbenden Leiblichkeit empfindet; aber der andre Leib, den die wanderlustige Seele suchet und findet, ist selber nur ein verderbender und sterblicher; die neue Creatur, welche aus dem Sehnen nach Verleiblichung hervorgehet, ist eine äußere, welche bald von dem Wesen der Mutter sich lossaget und nun ihren eignen Weg zum Grabe gehet.

Der Widerschein des Morgengrauens im verrinnenden Gewässer, was ist er gegen den Mittagsglanz der Sonne? das Jauchzen der Lust an den Gräbern, was ist es gegen den Lobgesang der Wonne in jenem Tempel, dessen Dach ein Frieden ist, der nie aufhört, dessen Mauern eine Freude sind, welche nie von hinnen zeucht? Das was die aus sich selber erstandene Seele liebt und wohin sie nun mit allen ihren Kräften ringet und trachtet: die Fülle des Seyns, in welche sie frohlockend sich versenkt, ist der Anfang und das Ende alles Lebens, Er ist das A und das O, die Wurzel alles Seyns und Wesens. Die neue Creatur, welche aus einer solchen Verleiblichung des endlichen Wesens in einem ewig bestehenden Element, aus der Ueberkleidung der menschlichen Natur mit der göttlichen geboren wird, ist dann keine äußere und vergängliche, sondern es ist der innre Mensch, dessen Leben ewig währet, und zu welchem der Schmerz und die Angst und die Furcht nicht mehr nahen. Es wird schon im sterblichen Leibe dieser innre, aus dem Geist geborne Mensch, auf die Weise des Geistes, der von oben ist, walten und wirken, und sein Walten ist mächtiger als alle Gewalt des Staubes, sein Werk vergehet nicht.

So gleichet jenes Geschäft einer innren, neuen Verleiblichung der Seele aus Gott dem äußren Wechselverkehre des lebenden Leibes und der Luft beim Athmen, und das vermittlende Organ, welches der Seele zu dem Geschäft ihrer neuen Verleiblichung gegeben worden, das Organ,

welches schon hienieden, im vergänglichen Leben des Leibes, den Balsamduft der Ewigkeit athmet und den Vorschmack der Freude ohne Ende empfindet, ist der Glaube.

Es muß jedoch, schon nach dem Ausspruch eines weisen Alten, bei diesem Geschäft eines geistigen Athmens, jener Bewegung des innren Lebens, welche das Element einer neuen und seligen Gestaltung in sich empfangen will, eine andre Bewegung voraus und beständig zur Seite gehen, welche, als wahrhafte Selbsterkenntniß, das eigne, sterbende Wesen ausscheidet und von sich hinwegnehmen lässet. Ohne ein solches Hinübertragen des eignen Verderbens, auf ein Element, das hiervon die Seele erlöset: ohne Buße und Vergebung, werden die Wasser des Lebens, welche die nach einem ewigen Elemente dürstende Seele beständig auf sich herunterzeucht, zu einem verzehrenden Feuer, wie die Lebensluft beim leiblichen Athmen zur Fiebergluth der Entzündung wird, wenn dem Anziehen des neuen kein Ausscheiden des alten, absterbenden Elementes zur Seite gehet. Es ist dann ein Leben, welches, unter den Thränen und Schmerzen der Zeit geboren, in die Ewigkeit hinüberwächset, und ein Sterben, aus dem Ergötzen des äußeren Scheins empfangen, ein Sterben, das mit dem leiblichen Tode nicht aufhört, und dessen Ausgang und Ende in den Tiefen einer göttlichen Gerechtigkeit, so wie einer göttlichen Erbarmung verborgen ruhet.

Die Seele aber, welche die Stimme des Rufenden kennet und mit Freuden ihr gehorchet, will leben und nicht sterben.

Erläuternde Bemerkungen. Bei dem Vorgang der Ueberkleidung der innren Menschennatur mit dem Wesen des Geistes sieht man häufig eine Richtung des Begehrens und Handelns, welche am meisten von dem Guten abgekehrt war, in die ganz entgegengesetzte der Tugend übergehen. Die eitle Lust an Prunk und Schmuck des Leibes verwandelt sich an einem Franciscus von

Assisi in eine vollkommne Abneigung gegen das eitle Wesen; jener Queriolet, dessen innere Verwandlung Peter Poiret beschreibt, wird aus einem raub- und mordlustigen unbarmherzigen Krieger ein mitleidig zärtlicher Pfleger der Kranken und Verlassenen, ein Vater der Waisen. Wie das Insect bei seiner Verwandlung die Haut der Larve abstreift und von sich wirft, so legt der innre Mensch bei jener seligen Verwandlung die Lüste des Fleisches ab, weil sein Begehren aus der niederen Sphäre den Aufschwung in die urbildlich höhere nimmt, von der Freude an irdischem Besitz und an der Befriedigung der sinnlichen Genüsse, zu der Lust an geistigem Besitz und Genuß des innren, göttlichen Friedens.

Verschieden von der wahrhaften Verwandlung der innren Menschennatur in die Form eines neuen, höheren Lebens ist jene Veredlung der Kräfte des Erkennens und des Begehrens, welche die Cultur des Geistes durch Gesetze und bürgerliche Gesittung, so wie durch Künste und Wissenschaften zu bewirken vermag. Hiervon werden wir in einem der spätern Abschnitte dieses Buches handeln. Allerdings kann das dämmernde Licht am Morgen den nahen Aufgang der Sonne verkünden, jenes Dämmerlicht aber, das eine, wenn auch noch so kräftige, irdische Flamme verbreitet, ist kein Sonnenlicht.

Auch der tägliche Umgang, das nahe, persönliche Bekanntwerden eines in verkehrter innren Richtung begriffnen Menschen mit einem andren moralisch hochvollendeten, geistig bessern, kann, wie dieß der Einfluß bezeuget, welchen der längere Umgang mit Thomas Moore und seinen Freunden auf den Maler Holbein hatte, die neue, geistige Schöpfung im Innern des Menschen vorbereiten und begünstigen, nur jenes Erkennen aber, das aus dem täglichen, fortwährenden Umgang der Seele mit Gott kommt, vermag das Leben der Ewigkeit zu erwecken und zu erhalten (nach Joh. 17 V. 3.).

Wir wenden uns jetzt zu einigen andern, mit dem Inhalt des vorstehenden §. in Beziehung stehenden Bemerkungen.

Ueber die Vorahndungen der Völker von einem Erlöser, welche ganz besonders um die Zeit der Erscheinung des verheißenen „Schlangentreters“ im Fleische allenthalben mächtig sich regten, vergl. m. Tholucks Lehre von der Sünde, 2te Aufl. S. 70 u. f., so wie die Beilage S. 271 u. f. — Noch zu keiner Zeit war, dieß bezeugen die deutlichsten, kraftvollsten Aussprüche der damaligen Schriftsteller, das allgemeine Elend und Verderben, welches keine menschliche Kunst zu heilen vermochte, so tief, so dringend gefühlt worden. Ebend. S. 73 u. f. — Die Stelle des Epiktet (ap. Stob. Serm. 1), auf welche oben S. 553 hingedeutet worden, ist die: εἰ

βούλει ἀγαθὸς εἶναι, πρῶτον πίστευσον ὅτι κακὸς εἶ. (Wenn du gut werden willst, glaube nur zuerst, daß du böse seyest.) Ganz Aehnliches bei Plutarch de profect. virt. sent. und bei Seneca epist. 28: Nam qui peccare se nescit, corrigi non vult. Deprehendas te oportet, antequam emendes. — — Inquire in te: accusatoris primum partibus fungere, deinde judicis; novissime deprecatoris. Das Wachsthum der Seele ist nach Basilius auf das Zunehmen der Demuth begründet (St. Basil. Caes. serm. de renuciat. saecul. Opp. II, 211). — — Die höchste, gottähnlichste Tugend des Menschen ist Liebe und Wohlwollen (Maxim. Tyr. diss. XXXVI, ed. Davis. 368). — Innre, neue Sinnen werden der Seele (bei ihrer Erweckung zum neuen Leben) gegeben, Ohren, zu hören die Gebote Gottes u. s. (S. Basil. Homil. in princ. Proverb. Opp. II, 109). — Wenn wir unsre Glieder, ja uns ganz der Gerechtigkeit ergaben, sind wir — ein neuer Leib — aus dem Tode erstanden (Orig. epist. ad Roman. VI, 1; Opp. IV, 570, 571).

V. Die Herrschaft des Leibes.

Die ordentliche und außerordentliche Macht des Leibes an der Seele.

§. 54.

Wir betrachten nun jenes Rückwirken der Macht des dienenden Leibes auf die ihn beherrschende Seele, welches zuweilen ein natürliches und gesundes ist, und alsdann dem bald vorübergehenden, zur Erhaltung des sterblichen Leibes nothwendigen Schlafe gleichet, zuweilen jedoch ein verderbliches und krankes, welches der leiblichen Lähmung und tiefen Betäubung ähnlich gefunden wird.

Es werden schon nach einem vorhin erwähnten Ausdruck des Irenäus an der Natur des Menschen zwei verschiedene Regionen erkannt, die eine des bildenden Princips oder des in der Seele wirkenden Geistes, die andre jene des Elementes, das gebildet wird und gebildet ist, des Leibes. Nur das, welches bildet: der Geist, ist das Bleibende und Unwandelbare im Menschen; der Leib ist, während des Lebens, in einem beständigen Entstehen und Wiedervergehen, in einem Wachsen und Wiederauflösen begriffen. Es geschieht dann, daß die Seele, in ihrem wachen Zustande, der Richtung des geistigen Bildens und Schaffens hingegeben, mehr im und mit dem Geiste lebt, während dieselbe, in dem Zustand ihres Schlafens (§. 27 u. 42) mehr und

näher zu dem Gebildeten und Sterbenden gesellt, unter die Macht des Leiblichen gebeugt, die ganze Last der Sterblichkeit und äußeren Befangenheit ihrer Natur empfindet. Hier wiederholet sich in einem andern Gebiete des Seelenlebens der Wechsel zwischen dem Aus- und Einathmen des geistigen Menschen, von welchem wir im vorhergehenden §. sprachen. Und dieses ist dann die rechtmäßige, in einer göttlichen Ordnung vorherbestimmte Herrschaft der leiblichen Richtung, eine Herrschaft, welche, zum Besten der Seele (damit das Geschäft der im §. 53 erwähnten Ausscheidung vorbereitet und erleichtert werde) dem Leibe jetzt gegeben, dann wieder genommen wird.

Nicht selten gibt aber auch die Seele nach freiem Willen, auf längere Zeit oder auf immer, die rechtmäßige Herrschaft über den Leib auf, sey es aus jener Trägheit, welche den leiblich Faulen ans Lager fesselt, von welchem ihn die fleißige Ameise vergeblich aufzustehen ermahnt, oder sey es aus Unvermögen gegen das krankhafte Uebergewicht noch anzukämpfen, und ihm obzuliegen; das Uebergewicht, welches, meist durch eigne Schuld der Seele, in ein einzelnes Glied oder in das ganze Gebäu unsrer Sinnlichkeit gelegt worden. Denn in jeder unsrer Handlungen, ja in jeder inneren Bewegung des Gemüthes, ist eine doppelte Richtung: die eine des Bildens und die andere des Gebildetwerdens, ein Geistiges und ein Leibliches zu unterscheiden; bei jeder unsrer Handlungen wird in unsrer Natur ein Leibliches erzeugt und gestaltet, welches bald wieder stirbt, wenn jenes Handeln nicht öfters wiederkehrt oder durch ein Handeln von andrer Richtung verdrängt wird, oder welches durch das Wiederholen der gleichen innren Bewegung sich zu einem eigenthümlichen Leibe gestaltet, zu dem die Seele, eben durch jenes Bewegen, sich bekennt, und dessen Last oder Lust sie von nun an trägt und empfindet.

Unter allen Lebendigen der Sinnenwelt hat der Mensch am meisten und eigenthümlichsten das innre Vermögen: sich in und neben dem ihm bei der natürlichen Zeugung gegebenen sichtbaren Leib noch einen andren, ebenfalls sichtbaren und elementaren Leib zu gestalten, und aus diesem Vermögen sind nicht bloß die mannichfachen kranken Gebilde und Afterorganisationen hervorgegangen, welche wir in dem Menschenkörper finden, sondern selbst jenes äußere Bilden und Schaffen von Götzen und Schätzen, an denen die Seele — wie der Geizige am gesammelten Gelde — ihre Belustigung findet.

Dieses Geschäft des Bildens eines außerordentlichen, elementaren Leibes im Leibe, und seine Folgen, noch mehr jedoch die gesunde und naturgemäße Macht des Leibes an der Seele, soll uns denn in dem nun vorliegenden Abschnitte dieser Untersuchungen etwas näher beschäftigen.

Schon aus dem Vorhergehenden wird uns hierbei jene hohe Bedeutung der Leiblichkeit nicht fremd däuchten, nach welcher diese der Seele ein von Gott vorherbestimmter und gebahnter Weg durch das Leben und zu dem Leben — im höheren Sinne des Wortes — ist. Es werden uns, so wie der Stand und die äußeren Güter, die Glieder und Kräfte des Leibes ohne unser Zuthun gegeben, und mit ihnen zugleich die Richtung und der Beruf zugemessen, dieses oder ein andres Werk des Lebens zu schaffen. Hierbei wird das Maß jener Kräfte der Seele, wodurch diese nach außen in der Sichtbarkeit wirkt und in derselben sich kund gibt, allerdings in gewisser Ausdehnung durch den verliehenen Leib vorherbestimmt, jene Befähigung aber der Seele, in dem Geist, der aus Gott ist, den neuen ewigen Leib zu bilden und im Geiste zu leben, wird wenig oder nicht durch ein Leibliches abgemessen, wenig oder nicht durch die Form oder Art einer körperlichen Masse befördert oder gehemmt. Nach

einem viel höheren Maßstab wiederholt sich hier das, was wir oben von den wesentlicheren Theilen des Leibes bemerkten. Denn wie unter allen Organen des Leibes in verschiedenen Menschen das Gehirn sich am ähnlichsten bleibt und den wenigsten Abänderungen unterworfen ist: so bleibt bei den Menschen von den verschiedensten Kräften und Anlagen der nach der Leiblichkeit gerichteten Seele die Kraft im Innern am unveränderlichsten feststehen: das eigne sterbende Seyn an ein Leben das von oben ist dahinzugeben und statt desselben dieses höhere Leben auf- und anzunehmen. Darum gehet das Werk der neuen Gestaltung des Geistes bei allen, auch den ärmsten und äußerlich gebundensten Naturen, sobald es nur in dem Willen und Sehnen des Menschen seinen Anfang genommen, einen eben so kräftig festen Gang als in den reichsten und freiesten, und jener Paulus der Anachoret, welchen ein menschliches Urtheil mit Recht den Einfältigen genannt, besiegt an Kraft und Gewalt des Glaubens, wie der treuen, aufopfernden Hingebung und Liebe, selbst die reiche, hochbegabte Seele eines Antonius.

Erläuternde Bemerkungen. Leib und Seele theilen sich gegenseitig, nach Aristoteles, ihre Affectionen mit (Arist. Physiogn. c. 1). — Es wird die Manie durch Arzneimittel (Purgantien u. f.) geheilt, und durch veränderte Diät, obgleich sie ihren Sitz in der Seele zu haben schien. — — Umgekehrt sind die Eigenschaften des Leibes ein Offenkundigwerden der Eigenschaften der Seele (ib. c. 4). Die oben erwähnte Stelle des Irenäus s. m. beim §. 48. Die S. 558 angedeutete Stelle dieser Untersuchungen findet sich am Anfang des 27sten §. Des Paulus simplex Leben s. m. in den Lebensbeschreibungen der Altväter.

Die Macht des Klima's an der Seele.

§. 55.

Mit dem eignen Leibe zugleich ist dem Menschen jene äußere Leiblichkeit gegeben, in und zu welcher er geboren worden, und es wirkt diese äußere Umgebung nicht minder deutlich auf die Bekräftigung der Entwicklung der Seele ein, als die Natur des Leibes im engern Sinne, welche ja selber nur als ein zugehöriger Theil dieser Umgebung erscheint. Doch wird auch hierbei eine eben so entschiedene Unabhängigkeit der höchsten Kraft der Seele von dem rückwirkenden Einfluß des Klima's erkannt, als von jenem des Leibes.

Wärme und Licht, zunächst aus dem gemeinsamen Quell der Sonne kommend, sind selber, so sahen wir oben (im §. 28) mit den (unwägbaren) Principien, durch welche die Seele mit ihrer Leiblichkeit verbunden ist, und auf diese wirkt, so nahe verwandt, daß mit ihnen, in gewissem Maße, der Seele ein Hülfsmittel ihrer Wirksamkeit gegeben oder entzogen, vermehrt oder vermindert wird. Jene beiden Elemente einer höheren Leiblichkeit werden indeß die Wirksamkeit der belebenden Seele auf ihren Körper nur so lange dienend und hülfreich unterstützen, so lange sie nicht übermächtiger auf das leibliche Element wirken, als die Seele selber, denn in diesem Falle werden sie zu einem zerstörenden Feuer, statt zur wohlthätig mitgestaltenden Kraft.

Wenn die mittlere Temperatur des ganzen Jahres, von einem fast vorherrschend senkrechten Stand der Sonne gewirkt, der Temperatur des innren Leibes und seines Blutes nahe kommt, ja während eines Theiles der Tages- und Jahreszeiten diese noch übertrifft; wenn selbst das aus tiefen Brunnen geschöpfte Wasser die Wärme der ausdünstenden, entblößten Haut hat, da wird das nährend- und bildungsfähige Blut in überwiegenderem Maße und mit stärkerem

Zuge nach außen geführt als nach seiner innren Bahn hin. Es erzeugen sich deßhalb im Uebermaß die Hautaussonderungen der Kohle und des Schweißes, es beschleunigt sich die Bereitung der Galle, so wie jener zeugenden Flüssigkeit der Geschlechter, welche aus einem Absterben und Ausscheiden andrer Art hervorgeht. Unter diesen anregenden Einflüssen erwächst die Leber zu einer auffallendern Größe, das Fell ist von vorzüglicher Dicke und Lebendigkeit. Eine solche eigenthümliche Einwirkung des Klima's auf die Gestaltung und auf die innren Verrichtungen des Leibes kann auch auf die herrschende Seelenstimmung nicht ohne bedeutende Folgen bleiben. Mächtiger fast als die Herrschaft des Willens über die Glieder des Leibes ist dort im Reiche der tropischen Sonne die Herrschaft der äußeren Naturgewalten; einer solchen Uebermacht gegenüber kann sich das innre, selbstthätige Wirken nur mit Mühe zum Geschäft des Lebens erheben; die Neigung, sich ruhend dahin zu geben in das Walten der Naturkräfte, ist nur schwer besiegbar. Andererseits gibt jedoch auch die höhere Bekräftigung der Leber zur Aussonderung der Galle selbst der Seele eine leichtere Erregbarkeit für den Zorn und zu den Thaten der Leidenschaft; wenn die innre Kraft der Seele mit der äußern der Natur sich verbündet, dann treten in der Geschichte der Völkerstämme, so wie der einzelnen Bewohner der heißesten Erdzone Erscheinungen auf, welche uns an die riesenhaftest selbstthätigen Aeußerungen der im §. 33 beschriebenen cholerischen Naturart erinnern.

Da wo die mittlere Temperatur des Jahres gleich ist jener der gesunden, durch das unmerkliche, mäßige Ausdünsten gekühlten Haut, da wo das Wasser der Quellen selbst im Sommer dem Munde nur mäßig kühlend, nicht kalt erscheint, sind die verschiednen Systeme des Leibes im vollkommensten Ebenmaße entwickelt. Doch weckt die wärmere

Zeit, wenn sie öfters jenes mittlere Maß übersteiget und dann im schnellen Wechsel zu auffallenderer Kühle der Nacht herabsinket, in der Seele jene leicht sich wandelnde Beweglichkeit auf, welche mehr das sanguinische, denn das cholerische Temperament bezeichnet. Es ist der Mensch der wärmeren temperirten Zone leicht beweglich und kräftig, den Sinnen wohnet ein hohes Maß der eindringenden Schärfe wie der Sicherheit bei.

Die kältere temperirte Zone, deren Zeit in den kürzeren Genuß eines lieblichen Frühlinges und Sommers, und in die Entbehrungen des Winters getheilt ist, hat mit den hochstämmigen Eichen zugleich die kräftigste Menschenform entwickelt. Es zeigt sich bei ihr die Stärke und Ausdauer der Muskeln zugleich mit der Stärke und Ausdauer des Willens; die Kraft der Verdauung und die Fülle der Ernährung zugleich mit einer besondern Stärke und Tiefe des Gefühles. Es gibt das Scheiden der kurzen, wärmeren Zeit des Jahres, welches zugleich dem Wald, den Thälern und Hügeln, so wie den Auen den Schmuck der grünen Belaubung nimmt, und die wandernden Vögel aus dem alsdann verstummten Lande hinwegweiset, der Natur dieser Zone, so wie vielleicht auch der des Menschen, jenen stillen, tiefen Ernst, jenen Zug der Melancholie, welcher die edleren Völker dieses Erdstriches vor andren bezeichnet.

In einer andern allerdings nachtheiligern Weise scheint die fast beständige Kälte, welche in den Nachbarländern der Polarzonen herrscht, zugleich mit der einförmigen Armseligkeit des Bodens auf die Natur des Menschen zu wirken. Im Allgemeinen ist der Wuchs der äußern Glieder bei den Bewohnern jener winterlichen Länder verkümmert, hiermit zugleich hat sich bei den Feuerländern auch der Seelenkräfte ein hemmender Dumpfsinn bemächtigt. Jene Aussonderungen, welche die Hitze des Tropenklima's im Uebermaß begünstigt,

sind in auffallender Weise vermindert; die Organe, welche denselben dienen, namentlich die Leber, schwächer als gewöhnlich entwickelt. Dagegen dienen dem Eskimo die häufigern Ablagerungen des Fettes unter der Hautdecke und die Verwendung des Kohlenstoffes dieser Fettmasse zur Erzeugung der innren Wärme als ein kräftiges Schutzmittel gegen die äußre Kälte. Hierbei zeigt sich öfters ein Bedürfniß nach großen und mächtigen Bewegungen des Leibes, und eben jene Eskimos des hohen Nordens, wenn sie von See zu See, von Land zu Land die fast gränzenlose Oede der Sümpfe und Wälder und Haiden durchziehen, und in wenig Wochen Striche durchwandern, welche der halben Länge von Europa gleichkommen, werden in diesen gewaltigen Aeußerungen des Triebes nach Bewegung nur von den wandernden Vögeln übertroffen. Aber bei all dieser Beweglichkeit erscheinet dennoch das vorherrschende, der Menschennatur durch die Polarnähe aufgeprägte Temperament, gleich jenem des hohen Alters: das phlegmatische.

Ohnehin ist es bei diesen oder andren Verschiedenheiten, welche unter den verschiednen Himmelsstrichen an der äußern und sodann mittelbar selbst an der innren Natur des Menschen bemerkt werden, nicht der Stand der Sonne, nicht die mittlere Wärme allein, welche hier den herrschenden Ton der Leiblichkeit gibt. Abgesehen von dem Einfluß der höheren Lage auf die Reinheit der Luft, und selbst auf die mittlere Temperatur, so füget auch die größere oder geringere Feuchtigkeit der Luft der Einwirkung der Sonne ein neues wichtiges Moment hinzu, und es sind die Bewohner der Länder, welche mit der Hitze zugleich ein Uebermaß der Feuchtigkeit beherrschet, in der Regel die untüchtigsten und schlaffesten von allen: verkümmerter an der leiblichen Entwicklung und an der Feinheit der Sinnen, als die Bewohner des kältesten europäischen Sumpflandes; sie sind großen-

theils schon in der Zeit der Jugend durch das Aussehen und die Hülflosigkeit des spätesten Greisenalters entstellt. Dagegen wirkt auch in den heißesten Länderstrichen eine mäßig trockene Luft öfters ungleich anders auf die Gestaltung des Leibes und die zu dieser hingerichteten Bewegungen der Seele ein, als dieß manche unsrer einseitigen Theorien erwarten ließen, und am günstigsten wird vor allem Andren für das Gedeihen des Menschengeschlechtes das nachbarliche Zusammengesellen von dem Gewässer des Meeres oder der Seen und Ströme, mit einem hochgelegenen, trocknen Lande gefunden.

Es ist indeß nicht diese glückliche Zusammengesellung von Meer und Land, von Berg und Thal allein gewesen, was den Bewohnern des südwestlichen Asiens und den Bewohnern Europa's jene harmonischere Zusammenstimmung der Theile des Leibes und jene äußere Ueberlegenheit über andre Völker der Erde gegeben hat, wodurch der kaukasische Menschenstamm sich auszeichnet; sondern zu dem Entstehen, so wie zu der Entwicklung der Stammverschiedenheiten oder sogenannten Menschenracen haben andre, noch allgemeinere Gründe gewirkt, als die in Wasser und Luft und Wärme gelegnen. Da diese Verschiedenheiten nicht bloß den Leib und seine Kräfte, sondern eben so sehr auch die Seele und ihre Vermögen angehen, so betrachten wir den Grund derselben hier etwas näher.

Der Leib jedes einzelnen Lebendigen ist ein Etwas, welches in Beziehung auf Andre und Viele und um dieser Andern willen gebildet wurde (nach §. 11). Ein organischer Leib wird um desto vollkommener seyn, je vielseitiger und allgemeiner dieses Seyn für Andre und zu Andren an ihm ausgestaltet worden.

Das, was die Eigenthümlichkeit der äußeren Form und den Grad ihrer organischen Vollendung begründete, war die

Wechselbeziehung dieses Einzelwesens zu allen andren und zu der gesammten Welt der Dinge; diese war es, welche unsren Leib zu einem Menschenleibe machte. Das aber, was die Gesammtform der Völkerphysiognomien oder den Unterschied der sogenannten Menschenschläge erzeugte, das war der freiere oder beschränktere Wechselverkehr des Menschen mit andren Menschen. Dieser lebendige Wechselverkehr übet an uns, so lange wir leben, das fortgesetzte Werk einer Bildung des Leibes aus. Die Gewalt jenes bildenden Einflusses fühlen wir stärker, so oft wir in neue Verhältnisse des Bekanntwerdens und des Verkehres mit andren Menschen treten; seine Wirksamkeit wird durch längeres Zusammengewöhnen zwar dem Gefühl unmerklicher, hierbei aber nichts weniger als geschwächt; wie dieß schon jene bekannte Erfahrung beweiset, daß Menschen, welche ein inniges Band der Gesellschaft, wie etwa die Ehe oder Freundschaft, auf längere Zeit vereint, einander selbst physiognomisch (in Miene und Gebärde) verähnlicht werden.

An unsren Hausthieren wird bemerkt: daß die leibliche Form, daß alle Kräfte und nützlichen Eigenschaften sich veredeln, wenn das einheimische Geschlecht mit Thieren derselben Art vermischt wird, welche in einem andren Lande geboren und erwachsen sind. Dagegen entartet ein solches Geschlecht der Lebendigen, wenn es immer nur aus Thieren derselben Gegend, vor Allem aber, wenn es aus Wesen sich neu erzeugt, die von gleicher Familie entsprangen und welche leiblich unter sich verwandt sind. Bei dem Menschen wirkt in solcher Hinsicht nicht die leibliche Zeugung allein, sondern, wie schon erwähnt, der leiblich fortbildende Einfluß des geselligen Verkehrs auf die Form seines äußern Erscheinens bald veredelnd, bald entstellend ein.

Mehr als irgend ein andres Lebendiges unsrer Sichtbarkeit ist nämlich der Mensch zum Verkehr mit den Leben-

digen seiner Art geschaffen: der einzelne Mensch ist für und um aller andren Menschen willen da. Dieses beweiset der Drang in uns, Andren das innerlich, in der Seele Empfangene und Erfahrene mitzutheilen und mit Vielen vereint ein gemeinsames Werk zu schaffen: es beweiset dasselbe schon die unübersehliche große Mannichfaltigkeit der innren Anlagen und Richtungen der Selbstthätigkeit, worinnen kein andres geselliges Thiergeschlecht dem Geschlechte des Menschen gleichkommt. Und es wird nicht nur an einzelnen Menschen, es wird an ganzen Familien der Menschen hier die eine, dort die andre Anlage oder Neigung vorwaltend gefunden, welche für sich allein wirkend Einseitiges schaffen würde, zusammen aber mit den Kräften und Bemühungen andrer Menschen ein harmonisch-schönes Ganzes darstellt. Darum, so unvollständig auch das sichtbare Thun und Treiben des Einzelnen ohne die Wechselbeziehung auf ein fremdes Mitwirken erscheinen würde, so bildet es dennoch in diesem Wechselverkehr ein vollendetes Werk des Lebens.

Diese Schönheit der innren Vollendung ist offenbar auch eine äußerlich sichtbare gewesen, und ist dieses zum Theil noch bei jenen Völkern, welche, weniger die Lage des Wohnortes, an den Küsten des Mittelmeeres und des schwarzen wie des kaspischen Meeres, oder an den andern europäischen Meeren, als vielmehr ein innres Element der Bewegung, seit Jahrtausenden in beständigem geistigen, wie leiblichen Wechselverkehr erhalten hat. Es ist die ursprüngliche, schöne Art der Menschennatur, welche hier nicht erst erzeugt, sondern erhalten wurde.

Aber eben diese Natur, in welche ursprünglich die Möglichkeit zu allen den vielseitigen Richtungen der Selbstthätigkeit gelegt und welche deßhalb eine harmonisch-schön gestaltete war, ist auch zur Einseitigkeit entstellt worden,

wenn sich auf Kosten der übrigen nur die eine oder andere Richtung entwickelte. Wenn sich durch ein Verfließen des einen, besondern Familienstammes in viele, sämmtlich dem Stamme gleichende Zweige, die alle nur wieder unter sich und aus sich erneut und ernährt wurden, die Einseitigkeit des Hauses fest, wie von Stein erbaute, da blieb für den Bau des hehren Tempels, den das ganze vielstimmige Geschlecht aufzuführen bestimmt ist, weder Raum noch Kraft übrig: es entstand die von der Urschönheit abgefallene Form der Menschenracen.

Da wo in der ältesten Zeit der Erdgeschichte der Ueberrest jenes alten Meeres thronte, in dessen Schooß das Urgebirge sich gebildet; da wo auch nach der großen Katastrophe das am höchsten an der Wolkenregion gelegene, salzige Meer unsres Planeten Jahrhunderte lang fluthete: in der Mitte von Asien, hat sich die Entartung zur mongolischen Menschenform gebildet. Es ist das Bette des vormalig höchsten Binnenmeeres der Erde, es ist die Gobi eine Wiege solcher Völker gewesen, welche, vom Fleisch und von der Milch der Heerden sich nährend, nur das einförmige Familienleben des Hirtenstandes kannten. Das Auge selbst des schnellsten Zugvogels siehet, auf lange Strecken hin, in dieser Wüste der Völker nur den bunten Teppich eines ungeheuren Flachlandes, welcher aus grünenden Steppen, so wie aus kiesigem oder sandigem Grunde zusammengewebt und hie und da mit kleinen Wasserspiegeln wie mit Perlen bedeckt, zwischen den Trägern der Wolken: den Gebirgsketten des mittleren Asiens, ausgebreitet liegt. Im Süden erglänzet der ewige Schnee des Himalaya, im Westen der des Belur-Gebirges, im Osten wird der mächtige Kessel von den Höhen des Brahmaputra, im Norden vom Amur-Gebirg umschlossen. Diese selber von Mauern umfangene Wüste heget wieder in ihrem Innren eine zahllose Menge von solchen Weideländern,

welche, nach allen Seiten hin von unwegsamem Sand oder Sumpf und Kiesgrund umschlossen, dem Menschen gebieten hier mit seiner Familie und mit seinen Heerden allein zu seyn. Ein Gebot, welches die dortige, reiche Natur zu keinem überlästigen machet; denn es gedeiht da am erfrischenden Quell nicht nur das reichlich ernährende Kraut, sondern auch die Frucht der Gärten. Einförmige, aber mächtige Wunder, wie sie die Natur darbeut, werden dort statt der Wunderschöpfungen der Menschenhand gesehen. Ein Saum der Wüste, von der Breite der Tagereisen, ist so häufig von bunten, edelartigen Steinen bedeckt, daß alle Völker der Erde, wenn sie von der Lust des Sammlens ergriffen hier zusammenkämen, den Vorrath der Carneole und Onyrsteine und des grünen wie des rothen Jaspis nicht hinwegtragen würden, sondern daß, wenn jeder Einzelne, so viel ihm beliebte, genommen, auch für die künftigen Geschlechter noch eine Fülle des bunten Gesteines zurückbliebe. Statt der Berge und Städte erbaut hier die Luft, in seltsamen Nebelgebilden, Zinnen und Höhen; in die Einförmigkeit des alltäglichen Anblickes bringen die Heerden der heute hier, morgen dort vorüberziehenden Gazellen, so wie der Trappen, Abwechslung und Bewegung. Es herrschet auf dieser Hochfläche der Erde eine Stille wie des ruhenden Meeres, denn außer dem Gesang der Lerche und den Tönen einiger in Schilf und niedrem Gesträuch nistenden Sylvien, wird auch im Frühling kein Laut der lebenden Natur vernommen.

Hier war es, wo die einförmige Stille der Wüste in das Menschenangesicht die feststehenden Familienzüge des Mongolenstammes hineingrub. Die tägliche Gewöhnung des scharfsichtigen Auges, blinzelnd über die gränzenlose Fläche der Steppe oder über die Monate lang verweilende Decke des Schnees hinauszublicken, verräth sich selbst in der äußeren

Form und Stellung dieser Augen, deren zum Fernblick günstige Lage die stark vor- und aufwärts gedrungenen Backenknochen und die Gestaltung der Augenhöhlen begründen. Dieß ist kein Leib, welcher durch das beständig abwechselnde Hinwegschreiten über Berg und Thal oder durch das Geschäft des Schiffers und die vielartigen Gewerbe des Städtebewohners vielseitig ausgebildet wurde; Hände so wie Füße werden weniger entwickelt gefunden als bei den Völkern des westlichen Asiens und Europa's, dieser Körper scheint mehr zum Sitzen auf dem Rücken des Lastthieres oder am Boden gemacht, als zum Gehen und Klettern.

Wie ein Gefährte des leiblichen Ferngesichtes hat sich im Menschen des mongolischen Stammes jenes bei ihm einheimische Ferngesicht der Seele entfaltet, dessen seltsame Erscheinungen wir oben im §. 26 als Schamanismus der Nordasiaten und als Schreckgesicht der Lappländer beschrieben. Die von Banden uralter Einseitigkeit gehaltene, von unverrückbarer, alltäglicher Gewohnheit wie von Mauern umschlossene Menschennatur versuchet, wenn auch nicht mit dem Leibe, doch mit der Seele, ein Auswandern in die Ferne.

Doch hat der mongolische, durch seine Abgeschlossenheit von dem lebendigen Verkehr mit andern Völkern so einseitig gestaltete Menschenschlag den Drang nach Ausgleichung dieser Einseitigkeit auch noch auf andre Weise zu befriedigen gesucht. Er ist nicht bloß im Ferngesicht der Seele, sondern auch mit dem Leibe aus dem uralten Gehege seiner Familie hervorgebrochen, und hat sich wie einst die hindurchreißende Fluth des alten Hoch-Sees seiner Gobi, über Länder und Völker der Erde mit verheerender Gewalt verbreitet. Wie der lang verhaltene Hunger sich auf seine Beute stürzt, hat sich mit besondrer Begier der außer sich selbst gerathene Erwerbungstrieb der Mongolen auf solche Völker gewendet, welche in wechselseitigem Verkehr unter einander das Element

der äußren Vollendung und Schönheit sich erhielten, das dem Mittelasiaten abgehet. Hier hat sich, im Gemisch mit andren Völkern oder selbst schon durch das Hineintreten in ihren Verkehr, die von fernher eingewanderte Häßlichkeit gemildert oder selbst der schöneren Urform genähert.

Auf ähnliche Art und aus gleichem Grunde, als der mongolische Familienzug, hat sich die Form der sogenannten äthiopischen Menschenrace gebildet. Umschlossen im Norden wie im Süden von Sandwüsten, deren glühenden Lufthauch selbst der Zugvogel vermeidet, und welche nur nach einigen Richtungen hin die Kühnheit des Menschen im Bunde mit dem genügsamen Kamel wegsam findet, liegt ein mäßig hohes, von Strömen getränktes Mittelland, über welches die Kraft der senkrecht stehenden Sonne alle Fülle des Wachsthums und der überschwellenden Triebe ergeußt. Da wo im Westen dieses üppige Mittelland dem Weltmeere nahet, zeigt sich auf weit hinaus dem Auge nur selten eine Insel, welche zum Erfinden der Schifffahrt ermunterte, oder wenn auch von einigen Stellen der Küste die grünenden Eilande nicht zu fern sind, so liegen doch sie selber zum Theil so weit von einander oder von den Küsten eines größeren Festlandes entfernt, daß von hier aus der wander- und gewerblustige Mensch nur selten, so wie etwa im Mittelmeere, von Insel zu Insel, von Land zu Land gelockt werden konnte. Darum blieb nach diesen wie nach andren Richtungen hin die Menschenfamilie, welche dort in der Behausung des mächtigsten Sinnengenusses ihre Wohnung aufgeschlagen, von dem Verkehr mit den andren Söhnen ihres Geschlechtes abgeschlossen und verlor sich hierdurch in die Einseitigkeit der äthiopischen Abart.

In diesen beiden, neben der ursprünglichen Form der Menschengestalt bestehenden Nebenformen, sind uns zugleich die beiden Hauptextreme der Abweichung von dem Grund-

typus vorgezeichnet. Ueberall da, wo auf abgelegenen Inseln oder in abgeschiednen Gegenden des Festlandes einem einzelnen Häuflein der Menschen das bildende Element des Wechselverkehres mit andren Menschen auf lange Zeiten hin entzogen wurde; überall da, wo das verwandte Blut der Familien ohne neue Vermischung von einem Menschenalter auf das andre sich forterbte, ist eine Mangelhaftigkeit und Einseitigkeit der äußren wie der innren Bildung hervorgetreten, welche dem einen oder dem andren jener Extreme sich nähert.

Was vor Allem der Verkehr mit andren Völkern, das hat, wenn auch in geringerem Maße, allerdings schon die Berührung mit andren Länder- und Himmelsstrichen bei auswandernden Völkern bewirkt. Der mongolische Familienzug hat sich in den Urbewohnern Amerika's, welche großentheils mongolischer Abkunft waren, zwar nicht ganz verwischt, er ist aber gemildert worden. Statt der älteren Einseitigkeit der Gestaltung ist jedoch bei dem Amerikaner eine neue eingetreten, welche indeß weniger von der Urform abweichet, als die mongolische Gestaltung. Hier war es offenbar die Veränderung des Wohnortes und der Lebensweise, von welcher der mildernde Einfluß ausging.

Dasselbe, was an der Bildung der Amerikaner, wird auch an der des Malayen bemerkt, welche auch nur aus einer Wiederauflösung der mongolischen Entartung entstanden scheint. Die Malayen zeigen sich in ihrer Gesichtsbildung dem kaukasischen Stamme um so näher verwandt, je mehr sie durch die Lage ihrer Inseln oder ihrer Wohnung an den Küsten des Festlandes zum Verkehr mit andren Menschen geeignet und durch die Schwäche ihrer Zahl und ihrer Waffen zum friedlichen Vertrag mit diesen genöthigt waren.

Veredelnd und verschönernd hat aber auf die äußre Natur des Menschen vorzüglich jenes Auswandern aus der alten Heimath der Väter gewirkt, wobei die wandernden Schaaren nicht bloß die Einflüsse eines neuen Himmelsstriches und Landes, sondern hiermit zugleich auch den geistigen Einfluß andrer, gebildeter Völker erfuhren. Auf diese Weise hat sich der alte Völkerstamm der Deutschen, dieser Nachkommen des Askenas auf seiner Fußreise durch Thal und Gebirg und Ströme, tief aus Asien hervor, gen Europa, leiblich veredelt und gestärkt, und zu seinem nachmaligen Wirken in der Geschichte der Völker geschickt gemacht.

So ist es keineswegs das Klima und die Natur des Landes allein gewesen, was die Entstehung der Abarten der Menschenform oder der sogenannten Menschenracen begründet hat, sondern die einseitige Ausscheidung der einzelnen Völkerfamilie von den andern Geschlechtern der Erde. Darum kann auch das Gepräge sowohl des äthiopischen als des mongolischen Menschenschlages niemals bloß durch Veränderung des Wohnortes und Welttheiles ganz verwischt werden; sondern der gewöhnlichere und kürzere Weg zur Aufhebung der abgearteten Form liegt immer in der äußeren Verschmelzung der weiter abgelegnen abnormen Richtung mit einer der Normalform näher gelegnen. Denn nach einem allgemeingültigen Gesetz, welches nicht nur bei dem Menschen, sondern auch im Thierreich und Pflanzenreich sich bewährt, gehen die Abarten sehr bald wieder in die Urform der Stammart über, wenn eine geschlechtliche Vermischung derselben mit Einzelwesen stattfindet, welche vom Gepräge der Stammart sind. Wie denn die Kinder eines Elternpaares, davon der Vater oder die Mutter von kaukasisch-slavischer (russischer), der andre Theil von mongolischer Abstammung sind, insgemein durch besondre Schönheit sich auszeichnen,

und die gleiche Erfahrung macht man an den Mischlingen aus malayischem und kaukasischem, ja in gewissem Maße selbst an denen aus mongolischem und malayischem Geblüt, weil das letztere immerhin der Urform unsers Geschlechts näher stehet als jenes. Selbst die Mischlinge der äthiopischen Abart mit der Stammform sind, abgesehen von der Färbung der Haut, vorzugsweise mit den äußeren Zügen, so wie mit den innren Kräften der idealischen Urform begabt.

Es bedarf indeß nicht immer dieser körperlich-geschlechtlichen Vermischungen, um an dem Menschen, dessen Natur nicht allein von dem Brode der sichtbaren Leiblichkeit lebt, das anerschaffene Urbild der Form wieder hervorzurufen. Eine Veredlung und Erhebung der abgearteten Nebenformen in diese wird noch viel öfter und gründlicher von innenher, durch die Kraft des Geistes herbeigeführt. Ein Theil der hierher gehörigen Betrachtungen wird uns in einem spätern Abschnitt beschäftigen, hier deuten wir den Weg einer solchen Rückkehr zur gesunden Mitte nur in einigen Zügen an, welche das Verhältniß der Radien, die nach verschiedenen Richtungen auslaufen, untereinander und zu ihrem Ausgangspunkte anschaulich machen.

So wie die Zeit der frühesten, bildsamen Kindheit am meisten und leichtesten das Entstehen der Abweichungen von der Normalform des Leibes begünstigt, ja, wie der freilich nur wenig bedeutende Einfluß des Sonnenlichtes auf die Färbung der Haut in der Zeit des Frühlinges ein schneller wirkender ist, als in der Zeit des Hochsommers, so scheint auch der klimatische, so wie jeder andre, die Abartung begründende Einfluß in der ersten Zeit der Entwicklung des jetzigen Zustandes der irdischen Natur von entschiednerer Wirksamkeit gewesen zu seyn. Später scheinen die Abweichungen von der gemeinsamen Urform, wenn jene durch Hunderte, ja durch Tausende der Generationen sich fortpflanzten, eine

mehr stereotypische Dauer erlangt zu haben. So erscheint es namentlich nach neueren, sorgfältigen Untersuchungen sehr zweifelhaft, ob Ziege und Schaf, ja ob diese beiden und die Form der Antilopen wirklich von verschiednem Urstamme sind. Denn aus der künstlich erzwungenen Paarung von Ziegen und Schafen entstehen fruchtbare Mischlinge, und dasselbe findet, wie schon oben erwähnt, bei der Paarung des zweihöckerigen mit dem einhöckerigen Kamele, so wie des Hasen mit dem Kaninchen statt, wenn die weitren Paarungen an die Form des Kaninchens sich festhalten. Auch verschiedne Arten des Hund- wie des Katzengeschlechtes mögen ihren Ursprung aus einer gemeinsamen Stammform genommen haben, ja wir dürfen uns für berechtigt halten, selbst die jetzt ausgestorbenen Thierformen, deren Reste wir in den Ablagerungen der Gebirge finden, als Varietäten einer Stammform zu betrachten, welche seit dem Beginn der jetzigen Weltzeit in andern Varietäten sich forterhält. Wenn wir in den Mumiengräbern des alten Aegyptens Menschenschädel von der normalen Urform öfters mit solchen vermischt finden, welche das Gepräge der äthiopischen Abart an sich tragen, dann drängt sich uns auch von dieser Seite die Vermuthung auf, daß in jener fernen, frühesten Zeit der Geschichte unsres Geschlechtes dem Hinaustreten der Urform in ihre Abänderungen ein ungleich größerer Spielraum gegeben war, als in späterer Zeit (m. v. Prichards Naturgesch. des Menschengeschl. II. 248, 249). Obwohl auch noch jetzt die äthiopische Nebenform des Schädels hin und wieder bei Europäern aus den schöngebildetsten Nationen, so wie umgekehrt die Kopfgestaltung der kaukasischen Idealform bei Negern, Mongolen, Malayen und Amerikanern gefunden wird.

Uebrigens ist das Entstehen der Varietäten bei dem Menschen in ungleich engere Gränzen geschlossen, als bei den Thieren, und in allen Nebenformen ist die Anlage ein-

gepflanzt, aus innrer Kraft in die Urform zurückzukehren. Wir betrachten diesen Gegenstand noch etwas weiter.

Was die Gestalt des Hauptes betrifft, an welcher die Verschiedenheit der Menschenracen am meisten ins Auge fällt, so dürfen wir mit Blumenbach vorzugsweise drei Formen annehmen, auf welche der Umriß des Schädels der verschiedensten Völkerstämme der Erde sich zurückführen lässet: die symmetrische oder ovale (vorherrschend europäische), die viereckig breite (mongolische), und die schmale, in die Länge gezogene (äthiopische).

Wir dürfen die zuerst genannte symmetrische Form des Menschenschädels nicht nur als die Normalform für den kaukasischen Menschenstamm, sondern als die Ideal- und Urform für das gesammte Geschlecht der Menschen betrachten. Sie ist es, in welcher der eigenthümliche Vorzug des Menschen vor dem Thier am vollkommensten sich ankündigt; sie ist es, zu welcher alle die andern Nebenformen durch Veredlung sich heranbilden. Schon im Allgemeinen deutet der rundere Umriß auf ein Gleichgewicht der verschiedenen Richtungen hin, nach denen die Theile des Gehirnes sich entfaltet haben; über den andern Regionen des Angesichtes thronet die hoch und weit gewölbte Stirn, welcher sich die Backenknochen und Jochbogen der mittlern Region so harmonisch anordnen, daß sie weder zur Seite noch nach vornen über jene Bogenlinie hinaustreten, welche mit der Stirn das wohlgeordnete Oval bildet. Hiermit im Einklang rundet sich auch die untere Region der Kiefer: denn diese mit ihren Zähnen stehen nicht schief nach außen gekehrt, wie am Schädel einiger Nebenformen über die senkrechte von der Stirn ausgehende Linie hervor, so daß auch dieser thierischere Theil des Angesichtes eine menschlich ansprechende Bedeutung erhält.

Während bei der symmetrischen Schädelform die oberste Region, die der Stirn es ist, welche in vorherrschender

Weise den Bauplan des Angesichtes begründet, die Stirn, in deren Höhlung jener Theil des Gehirnes seinen Wohnsitz hat, darin die unsichtbare Welt der Gedanken sich verleiblicht, sehen wir dagegen in der mongolischen Schädelform die mittlere Region des Angesichtes zur Herrschaft kommen. In auffallender Weise treten hier die Backenknochen unter der Mitte der Augenhöhle nach vornen, die Jochbogen zu beiden Seiten hervor, so daß eine durch die letzteren gezogene Linie die Basis eines Dreieckes bildet, dessen Spitze in den Gipfel der Stirne fällt. Die Augenhöhlen sind groß und tief, die Nase ist platt, und die Nasenbeine bilden mit den Zwischenräumen zwischen den Augenbraunen und mit den Backenknochen fast eine Ebene, wodurch der obere Theil des Gesichtes eine abgeplattete Fläche wird. Diese überwiegendere Entwicklung der Mittelregion deutet auf jenes hochgesteigerte Vermögen der Sinne, namentlich des Gesichtssinnes hin, durch welches der mongolische Menschenstamm sich auszeichnet.

Wenn wir mit diesen beiden ersteren Schädelformen die des Negers von der Goldküste vergleichen, dann erkennen wir bald, daß die Abweichungen desselben von der idealen Urform sich auf das Vorwalten der untersten Region des Angesichtes und der zu ihr gehörigen Theile gründen. Die Schläfemuskeln, welche in Gemeinschaft mit den Kaumuskeln dem Geschäft der Kinnladen beim Beißen und Zermalmen der Speisen dienen, sind so kräftig entwickelt, daß durch ihre Wirksamkeit der Vorderschädel an seinen Seiten zusammengedrückt und zugleich in die Länge gedehnt wird. Die Backenknochen treten nach vorne, nicht nach beiden Seiten über die Linie der meist niedren, wenig entwickelten Stirne hervor, und noch mehr ist dieß bei den Oberkieferknochen der Fall, welche über das Normalmaß verlängert sind, und deren Zähne, wie die der Unterkinnlade, schief nach außen und vornen gerichtet stehen.

In den eben beschriebenen drei Hauptformen des Menschenschädels macht sich bereits das bemerkbar, was eigentlich bei unsrem Geschlecht die Abweichungen von der Normal- oder Urform, und hiermit zugleich das Entstehen der Varietäten oder Racen hervorruft. Das was in der kräftigen Ausbildung der Stirne sich andeutet, soll an der Menschennatur das wesentlich Bleibende, Vorherrschende seyn, jede Richtung, welche die Befähigung für die niedren Geschäfte des Seelenlebens (dessen höchstes das Erkennen und Denken ist) begünstigt, führt mit den innren Abwendungen von dem Normalzustand zugleich die äußeren herbei.

Prichard, welcher diesen Gegenstand tief erfaßt und mit großer Umsicht behandelt hat, zählt sechs Hauptzweige des gemeinsamen Urstammes unsres Geschlechtes auf. Er nennt den Urstamm, an dem sich die Normalform am treusten erhalten hat, den iranischen. Ihm zur Seite stehen vorherrschend, nach Norden hin wohnend, der turanische oder mongolische Zweig, nach Südwesten der äthiopische. Mehr oder minder dem einen oder andern dieser Zweige verwandt sind die Varietäten des eingebornen amerikanischen Volksstammes, dann jener der Hottentotten, der Papuas und der Alfurus (a. a. O. I. S. 295).

Wie nahe sich die einzelnen Abweichungen von der Urform liegen, und wie leichter Uebergänge in einander so wie in die Stammform sie fähig sind, das lehrt uns vor Allem eine genauere Betrachtung der Völkerstämme, welche über die Inseln des indischen und des Südmeeres, so wie über Australien verbreitet sind. Wir fassen sie nach Malte Brun und Prichard unter dem gemeinsamen Namen der oceanischen Stämme zusammen. Was die äußere Gestaltung, die Farbe der Haut, die Beschaffenheit des Haares und andre leibliche Merkmale betrifft, welche man als Unterscheidungszeichen der Menschenracen betrachtet hat, so finden sich unter

den Bewohnern von Oceanien alle Völkerformen der Erde, mit Ausnahme der Eskimos und einiger andern Bewohner der kalten Zone. Denn unter jenem von der Natur so hochbegünstigten Himmelsstriche hat sich hin und wieder die Urform unsres Geschlechtes in ihrer ganzen Vollkommenheit entwickelt: die Bewohner mancher Inseln und Inselgruppen gleichen schön gestalteten Europäern, anderwärts zeigen sich an ihnen die Züge der amerikanischen oder die der mongolischen, und daneben die der äthiopischen Varietät (Prichard IV S. 295). Denn diese schwarzen Oceanier haben nicht bloß die Farbe der Haut und das Wollenhaar, sondern vor Allem jene tiefer greifenden Uebereinstimmungen mit der Negerform, die sich namentlich an dem Vorherrschendwerden der unteren (thierischen) Region des Schädels kundgibt, ja sie stehen hierin zum Theil so tief unter den Negern, daß man sie als noch ferner von der Urform liegende Abstufungen unter dem Namen der Papuas und Alfurus abgegränzt hat.

In sehr lehrreicher Weise sehen wir hier die vollkommnere Entwicklung der äußeren Form mit der höheren Ausbildung der innern Anlagen und Kräfte Hand in Hand gehen. Jene oceanischen Völker, welche durch fortwährenden Verkehr, so wie durch eignen innren Antrieb, begünstigt von einer der psychischen Entwicklung nicht hinderlichen bürgerlichen Verfassung, eine höhere Stufe der geselligen Bildung erreicht haben, sind auch der Schädelform wie der übrigen Gestalt nach die schönsten; jene, welche sich am hartnäckigsten gegen allen Verkehr nach außen auf ihren vereinzelnten Inseln oder im Innern der Waldgebirge abgeschlossen haben, und welche zu den niedrigsten Stufen einer barbarischen Rohheit herabgesunken sind, haben sich auch in der äußern Gestaltung am weitesten von der Normalform entfernt, sind zum Theil häßlicher geworden als die häßlichsten Neger, mit denen sie etwa die schwarze

Farbe und das Wollenhaar gemein haben. Die Form ihres Schädels trägt die Eigenthümlichkeiten, die wir oben am Negerschädel beschrieben, in noch extremerer Weise an sich. Und diese weiten Abstufungen der Menschenvarietäten liegen sich bei den Bewohnern von Oceanien öfters so nahe, daß sie an den Gliedern einer und derselben Volksgemeinde hervortreten, wenn diese von verschiedenem Stand und äußerer Bildung sind. Namentlich findet sich dieses da, wo seit alter Zeit die verschiedenen Rangclassen unter dem Volke herrschend geworden sind, wie dieß namentlich bei den Tonganern, Tahitiern, Maoriern und Howaiiern der Fall ist. Bei diesen allen gleicht die niedrigere Volksclasse, welche bei kümmerlicherer Ernährung den mühseligsten Anstrengungen und der Sonnenhitze ausgesetzt ist, an schwarzer Farbe, wolligem Haar, häßlicher Gesichtsbildung und sonstiger Gestaltung den Papuas; zugleich aber hat die Erfahrung der Missionare es gezeigt, daß in diesem äußerlich so verkümmerten Geschlecht mit der innren zugleich die äußere Bildungsfähigkeit liege, vermöge welcher sie bald wieder zur Annäherung an die Normalform erhoben werden können.

Bei den afrikanischen Negerstämmen lehrt es die Erfahrung allgemein, daß die sittlich gesunkensten und verwildertsten zugleich die sind, deren Gesichts- und Schädelform am meisten von der normalen und symmetrischen abweicht. So die Ibos, die Papels, die Bisagos, denen der Charakter der Negerphysiognomie: die flache Stirne, die vorstehenden Kiefer, die fast affenähnliche Gesichtsbildung am stärksten aufgeprägt ist. Obgleich auch hier zuweilen ein Anstreben zur symmetrischen Urform gefunden wird, welches diesem Ziel sehr nahe kommt, wie denn Prichard den Schädel eines Ibo beschreibt, dessen Stirn so entwickelt, dessen übrige Eigenschaften so normal waren, wie an dem Schädel eines Europäers (a. a. O. II. S. 101). Hat man doch selbst an zahmen

Hausthieren, vorzugsweise an Hunden, die Bemerkung gemacht, daß jene Varietäten des Haushundes, an denen die menschliche Zucht und Zähmung am vollkommensten gelungen ist, in der Bildung ihres Schädels am weitesten von den wilden Stammverwandten: Wolf und Schakal abstehen, und überhaupt hierin eine vollkommnere Entwicklung zeigen (Prichard a. a. O. S. 410, 411). Das Umgekehrte zeigt sich an verwilderten Hunden und leider selbst noch in unsern neuern Zeiten an äußerlich versäumten verwildernden Menschen, ja an ganzen Gesellschaften derselben. Ein betrübendes Beispiel dieser Art sind jene Irländer, welche bei der Unterdrückung der Rebellion in den Jahren 1641 und 1689 in die ödesten Gebirgsstriche des Landes getrieben wurden. In den Nachkommen dieser, aus einem schöngebildeten Menschenschlag hervorgegangenen Vertriebenen, welche gegen zwei Jahrhunderte lang abgeschieden von den Elementen auch der geistigen Bildung wie des leiblichen Wohlbefindens lebten, würde Niemand die nahen Stammverwandten der wohlgestalteten Bewohner von Meuth und der andern vormaligen Heimathssitze erkennen. Der immer offne weit hervorragende Mund, die schief herausstehenden Zähne, die weit hervortretenden Wangenbeine, die platt niedergedrückte Nase sind Züge, welche mehr den äthiopischen und den mongolischen Varietäten, und zwar den häßlichsten dieser Art, als der europäischen Normalform sich nähern. Dabei sind sie auch meist von verkümmertem Wuchse. (Dublin University Magazine Nr. XLVIII, p. 653 bis 675 bei Prichard a. a. O. II, S. 373, 374 in d. Not.).

So erkennen wir aus vielfachen Erfahrungen der alten wie neuern Zeit, daß es nicht der Einfluß des Klima's sey, durch welchen vorherrschend und allein die Verschiedenheiten, selbst auch nur der äußern Menschenformen begründet werden. Noch viel mehr aber als von der äußeren Gestaltung gilt dieses von den innren Abänderungen des Naturells oder gar

des Charakters, welche von Einigen dem Einfluß des Klima's Schuld gegeben worden. Wärme und Feuchtigkeit, Land und Wasser, sie können an der Menschennatur nur wenige Züge verändern, so lange in dieser ein Element lebt und kräftig ist, welches gleich der Sonne und dem nährenden Wasser dem bewohnten Lande seine Fruchtbarkeit gibt, und die gebärenden wie die streitenden Elemente der Natur beherrscht. In den heißen Ebenen Aegyptens, deren Lufthauch wie die Fülle des Bodens, den Menschen abwechselnd, jetzt zum rohen Sinnengenuß, dann zum trägen Ermatten hinzureißen scheint, haben es in früheren Jahrhunderten die Anachoreten gezeigt, wie sie ein älterer Vater der Kirche uns beschreibt, daß eine andre Kraft im Menschen sey, mächtiger als die der Sonne; eine Kraft, aus welcher der Seele der Ernst der Keuschheit und des ausdauernden Fleißes im heißen Lande kommt, wie im kalten. Wenn das verkümmerte, innerlich verödete Wesen der Menschennatur, welches am Pescheräh des Feuerlandes gesehen wird, allein eine Wirkung des naßkalten Himmelsstriches wäre, warum hätte dieselbe Ursache nicht in gleicher Kraft auf die Eskimos der ähnlichen, im hohen Norden gelegnen Küste des Polarmeeres gewirkt? Nach einer alten Erzählung des Bleskenius hatte sich vor Zeiten der Menschenfleiß an der nun ganz von Eis umschlossenen Ostküste von Grönland, mitten in die Wildniß des Winters hinein, das Klima eines wärmeren Landes erschaffen. Ein Kloster, von Gärten umgeben, war an dem Fuß eines erloschenen Vulcanes erbaut, da wo dem verödeten Grunde beständig ein Strom und Dämpfe des heißen Gewässers entstiegen. Durch die Küche wie durch die Fußböden und Wände der Zellen, durch die Höfe wie durch die Gärten, war der wärmende Quell hindurchgeleitet und verbreitet, und sein Aushauch gab mitten in dieser Heimath des Winters den Bäumen und Gemüsen einer gemäßigten

Zone ihr Gedeihen; machte selbst in der Zeit der Polarnacht den lebendigen Bewohnern den Aufenthalt im ewigen Eislande behaglich. So hat, nach dieser Sage, in der äußeren Natur selber der Mensch die Waffen gefunden, womit er die Schrecknisse dieser Natur besiegte; er hat jedoch diese Waffen noch näher liegen, er trägt sie selber in und bei sich.

Im hohen Norden, schon jenseits der Gränzen des Landes der Polarnacht, war nach einem astronomischen Mythos jener Tempel erbaut, welchen sich die Weisheit des alten Scandinaviens zu ihrem Wohnsitz geweiht. Es zeiget da beständig der Sternenhimmel der Nächte, hoch nach dem Scheitel hin, die hehren Bilder der nördlichen Gestirne; nur am fernen Saume, gegen Süden hin, tauchen die Sterne des wärmeren Himmels aus dem Nebel des Horizontes herauf. Von den Höhen der Klippen weichet niemals die Macht des Winters, und wenn der kurze Sommer am Saume der Hügel den Schleier des Schnees hinweggenommen und ein tiefes Grün der Alpenpflanzen das schmale Küstenland bedecket, da erblicket dennoch, gegen Süden hin, das Auge nur die winterlichen Granitklippen und ein Gebüsch der sumpfigen Ebnen; gegen Norden hinan aber, unermeßlich und ohne Gränzen, verbreitet sich, mit dem schimmernden Eis bedeckt, das Meer des Poles. Es fühlt sich hier der Mensch mit der eignen athmenden Brust, und mit Gott, dessen Aufsehen dieses Athmen bewahret, allein; hier ist, selbst am Saume des anbrandenden Meeres, das ernste Schweigen eines Sterbenden, welcher geschieden von des Lebens Lust und des Lebens Kraft, nach dem Dunkel eines neuen künftigen Seyns, wie nach einem unbegränzten Meere hinausblickt. Und dennoch hatte hier das Bemühen der selberkräftigen Seele um Weisheit, welche besser ist als das Gold und alle Gewürze des Südens, Früchte getragen, welche denen gleich waren, die

sie an den milden Ufern des Ganges und an den Wasserfällen des Nils hervorgebracht. Priester mit ergrautem Haare, deren Auge und schweigender Mund sich gern zu dieser ernst schweigenden Natur gesellet, weil sie den tiefen Sinn dieser Stille verstanden, bewahrten dort die Denkmäler einer uralt väterlichen Einsicht in den Lauf der Gestirne, in die bewegenden Kräfte der Natur. Hier war jener alte, bretterne Kalender, dessen Erfindung und erste Einrichtung schon zu Olaus Magnus Zeiten, wie sich dieß aus den astronomischen Rechnungen selber ergeben, 3300 Jahre alt seyn mußte. Denn es war, nach diesem alten Kalender, wie bei vielen Völkern des Orients, die Länge des Jahres, der Wahrheit nahe, zu dreihundert fünf und sechzig Tagen und sechs Stunden bestimmt, der Unterschied der wenigen Minuten, um welche das wirkliche Jahr länger ist, hatte jedoch, im Verlauf der Jahrhunderte, die alte Neujahrsfeier um 25 Tage von ihrem eigentlichen Zeitpunkt (beim ersten Wiederkehren der Sonne, am Ende der 40tägigen Polarnacht) hinweggerückt.

So wird auch aus jenen altväterlichen Gemäuern des hohen scandinavischen Nordens die liebliche Rede der alten Sagen von den Göttern und dem Ursprung der Dinge vernommen, eine Rede und Worte des Gesanges, so rührend, so mächtig und so tiefen Sinnes, als jene, welche sich noch fortwährend in Indiens Palmenthälern erhalten. Was hat der kalte Himmel oder der verarmte Boden diesen schönen Heldengestalten, wie den kräftigen Seelen des scandinavischen Stammes zu schaden vermocht? Wandelt da nicht seit Jahrtausenden in unveränderlicher Macht und Schöne der Schweden edles Volk, neben dem arm- und mühseligen, leiblich verkümmerten Geschlechte der Lappen, deren Nähe selbst der Stier des scandinavischen Hirten scheut? Es hat der schönkräftige Leib des Scandinaviers, seit den Jahrtausenden der hier einwohnenden Väter, dieselbe Macht des Winters, den-

selben Ungestüm der Stürme ertragen, seine Väter wie ihn haben dieselben Fische der Ströme und Seen ernährt, wie den nachbarlich zu ihm gesellten Lappen; aber der blendende Glanz des Schnees hat das große, mild blickende Auge nicht wie bei dem Mongolen des Nordens zu verengen, die hochgewölbte Stirn zu verkürzen vermocht, die Kälte hat den Wuchs und die Bekräftigung der Glieder nicht hindern können. Es lebt da, von keinem Wintersturme gebeugt, der Muth und die heitere Einfalt der Väter noch immer, von der Sonne unserer Tage bestrahlt, und jenem Geschlecht, wie dem der Eichen, ist dieser alte Stand der Heimath nur zur bessern Entfaltung des innren wie des äußeren Menschen förderlich gewesen. Denn es hat auch hier der Mensch gezeigt, daß in ihm selber ein Vermögen sey, aus dem Schooße der nordischen Natur allein den Ernst und die Ausdauer, die Kraft der Keuschheit und der Heldenkämpfe zu entnehmen, das aber, was etwa beugend und lähmend aus diesem kalten Himmel auf den Menschen einzuwirken vermöchte, zu besiegen. Darum stehen die Helden wie die Sänger des Nordens auch neben jenen des reichen, griechischen Himmels in gleich hoher Gestalt da, und es erscheint das Gewand des Nordens, das jene umschließt, einfacher zwar, aber nicht minder bedeutungsvoll und reich als das Gewand des Südens, das diese schmückt. Wahr und kräftig bezeichnend sagt hierüber ein scandinavischer Sänger und Redner, in welchem die Macht und die Weihe des hoch begeisterten Dichters lebt, E. Tegnér: „zieht ihr die Tiefe der Bedeutung und den Ernst der Betrachtung vor; liebt ihr die riesenhaften, aber bleichen Gestalten, welche im Nebel umhergehen, und von den Geheimnissen der Geisterwelt und von der Eitelkeit aller Dinge, außer der Ehre flüstern — dann muß ich euch hinweisen zu dem eisgrauen, zu dem sagenreichen Norden, wo Wala die Grundtöne der Schöpfung sang, während der

Mond auf die Fjellen schien, der Bach seinen eintönigen Gesang schlug, und die Drossel im Wipfel einer vergoldeten Birke saß und ein Klagelied sang, über den kurzen Sommer, über die sterbende Natur."

So kann schon jenes Beispiel zweier, seit Jahrtausenden dieselbe Luft athmenden, unter demselben Himmelsstriche wohnenden, weit verschiednen Völker bezeugen, was das Klima über den Menschen vermöge, und was es nicht vermöge, wenn dem Druck von außen ein Trieb von innen zur Seite stehet. Darum darf es uns nicht befremden, wenn wir das edlere Volk der Joloff und der Mandingo-Neger neben dem der Neger der Guineaküste, auf demselben heißen Boden, den mannhaft stattlichen Stamm der Kaffern neben der verkümmerten Menschenform des Buschhottentotten finden, oder wenn wir an manchem Bewohner von Kamtschatka's kälterem Küstenlande eine so lebenslustige Beweglichkeit und rege Sinnlichkeit bemerken, als jene ist, welche unsre Bücher den Völkern des lieblich warmen, südlichen Himmels zuschreiben.

Unsere Erkenntnisse der Stammverhältnisse der verschiedenen Völker, namentlich nach der Verwandtschaft ihrer Sprachen, sind von gestern her, und dennoch, welche lehrreiche Winke geben sie uns über die Neigung der Menschennatur von dem vorhergehend höheren, vollkommneren Zustand ihres äußeren und noch mehr des innren Wesens zur Thierähnlichkeit herabzusinken, zugleich aber auch über die Befähigung derselben unter geistig weckendem Einfluß zur höheren Stufe wieder hinanzuklimmen. Der äußerlich armselige Stamm der Hottentotten trägt dennoch Spuren an sich von einer Abstammung, welche jener der civilisirten Ostasiaten (namentlich der Chinesen) verwandt ist (Prichard a. a. O. I. 324 u. a.); selbst an der Sprache der thierisch-verwilderten Alfurus von Australien lassen sich noch Gleichlaute mit der

Sprache jener Ostasiaten vernehmen (Prichard a. a. O. IV., 289, 291). Bis hinab zu der Ostseite der Südspitze von Afrika, bei den Makuas und Kaffern, ja bis westwärts nach Kongo und Angola hat die Menschensprache sich noch einen Nachhall jenes Idioms erhalten, welches im uralt gepriesenen Reiche der Pharaonen das herrschende war (a. a. O. II. 229, so wie S. 334 u. f.), und der goldne Faden einer gemeinsamen urväterlichen religiösen Ueberlieferung verräth sich hin und wieder durch den Gebrauch der siebentägigen Woche und die Feier des Sabbaths, oder durch die Sitte der Beschneidung, bei Völkern, denen von dem eigentlichen (geistigen) Kern der äußeren Schale, die sie noch festhalten, kaum eine Spur geblieben (Prichard I., S. 255; II., 307 u. a).

Eine Folge des innren Abfalles von dem geistig vollkommneren Zustand war auch stets die Abartung von der äußern Normalform. Auffallend ist es hierbei, daß jene Völkerhorden, welche am meisten und längsten von dem heimischen Herd und Mittelpunkt eines geistigen Verkehres der Menschheit sich entfernten, innerlich wie äußerlich am tiefsten versanken, und daß deßhalb die Aboriginer, die Nachkommen der frühesten Einwandrer in die verschiedenen Länder der Erde, von den späteren Einwanderern, in denen die Kräfte des geistigen Mutterstammes noch lebendiger geblieben waren, in einem Zustand der tieferen Entartung gefunden wurden. In älterer Zeit zeigt sich uns dieses Verhältniß zwischen den griechisch-römischen Einwanderern in die Länder des westlichen Europa's und den dort schon früher ansässigen Horden aus celtischem und iberischem Stamme, so wie zwischen den Germanen und den Jotunen oder Finnen, in neuerer stehen noch als solche Beispiele die Alfurus von Australien, die von dem Verkehr mit geistig frischeren Völkern losgerissenen Gebirgsbewohner von Malacca, Borneo, Neuguinea, und in Südafrika die Hottentotten da.

Umgekehrt erkennen wir an den äußerlich schöngestalteteren, innerlich gebildeteren Negerstämmen der Fulahs, der Mandingos, so wie eines Theiles der Dahomey und Intunationen den veredelnden Einfluß, den die Elemente der geistigen Bildung, welche ihnen von Osten her in späterer Zeit kamen, oder dem sie niemals ganz sich entfremdeten.

Eine solche Erhebung der Menschennatur von der niederen zu der höheren Stufe der Entwicklung lehrt uns die Geschichte, namentlich der europäischen Völkerstämme, an mehreren Beispielen kennen. Die Nachkommen eben jener furchtbaren Jotunen im Norden von Europa, welche sich jeder Regung eines geistigen Aufschwunges feindlich widersetzten, sind zu dem geistig veredelten Volk der jetzigen Finnen geworden, die verwilderten, durch blutige Gräuel berüchtigten Iberier so wie die alten Britten und Galliens Urvölker sind zu den höchsten Stufen der europäischen Bildung emporgestiegen. Jener Zweig der Ugrier vom Altai, welcher, als er im Mittelalter, mit andren Mongolenschwärmen vereint, verheerend in das gebildetere Europa einbrach, von gleicher äußrer Gestalt und Sitte war, als die ihm stammverwandten Hiongnu oder Hunnen, hat sich in seinen Nachkommen zur leiblichen Gestalt und innren Bildung der jetzigen Ungarn oder Magyaren veredelt.

Zuweilen liegt schon in der Veränderung der Lebensweise und bürgerlichen Gesittung eine umgestaltende Kraft. Der Lappe veredelt sich zum Finnen, wenn er das armselige Nomadenleben mit dem des Ackerbauers und Landbesitzers vertauscht (Prichard a. a. O. III., a, S. 338). Wenn aber durch eine geistige Anregung, die ihnen aus dem Vaterhause kam, auch in jenen tiefverwilderten Stämmen, welche ohne Tradition, ohne Gesetz, ein halbthierisches Leben beständiger Furcht lebten (a. a. O. III., a, S. 14, 15. III., b, 626 und 627), wie mit einem Male die Urform der äußeren

wie der innern Menschennatur wieder Gestalt gewann und hervortrat, dann erscheint dieses als das Wiedererwachen einer Erinnerung an einen Zustand, der einst als der angestammte zugleich der natürliche war. Es ist diese Urform das unveräußerliche Erbtheil jenes gemeinsamen Vaterhauses, aus welchem vormals die indo-europäischen wie die mongolischen, die äthiopischen wie die oceanischen Volksstämme, jeder nach dem ihm vorherbestimmten Tagwerk und Theil der Länder, ausgegangen sind, um dereinst mit der Beute ihrer Wanderschaft heimzukehren zum Altar und Herd der Urväter, wo indeß am Abend der Zeiten das zur Erfüllung wird gereift seyn, was am Morgen ein lebendiger Keim der Hoffnung war.

Dieses ist es, was sich über den Einfluß des Klima's, der Luft und des Bodens auf die äußere Gestaltung des Menschen, zugleich aber auch über eine gestaltende Kraft in seinem Innern aussagen läßt, welche mächtiger ist als die des Klima's, als die der Luft und des Bodens. Immerhin mag die feuchte Wärme und der schweflichte Dunst des Bodens bei den Anwohnern des Aetna's und des Vesuvs das Athmen beengen, wie sie die Haut gelblich ätzet; wir dürfen jedoch nicht, wie Brydone und della Torre gethan, dieser warmen und schweflichten Luft die Macht zugestehen, das Gemüth des Menschen zu verändern, und diesen nicht bloß grämlich zu machen, sondern ihm ein böses Herz und verderbte Sitten zu geben. Und wenn in solchen Fällen, wie van Swieten von einem achtjährigen Knaben erzählt, welcher alles Gelernte bei heißem Wetter vergaß, bei kühler Witterung aber wieder empfing, die Temperatur der Luft von entschiedenem Einfluß auf die Kräfte der Seele erschien, so darf man nicht vergessen, daß dieses krankhafte Erscheinungen waren. Es hat eine alte, bessere Zeit auch über Siciliens reichen Gefilden den Beweis geführt, daß der innre Mensch

überall, — wie der äußere, die Luft, welche seine Lunge athmet, — jenes geistige Element finden könne, welches ihn zum Sieger und Herrscher der Sinnlichkeit machet. Die Ueberkleidung mit diesem Element einer neuen, innren Gestaltung erhebet die Seele aus der sichtbaren und vergänglichen in eine andre Leiblichkeit, welche dem Wechsel der Zeiten nicht unterlieget, und welche — so wie derselbe Himmel mit denselben Sternen, und mit derselben unermessenen Tiefe über der öden Klippe, wie über dem reichen Gartenlande, über dem Sumpfe wie über dem Gebirge stehet — über jeder Menschenseele in gleicher Macht und Fülle waltet; ohne Aufhören bereit, sich jeder zu geben, welche sein begehrt.

Erläuternde Bemerkungen. Die mittlere Temperatur zwischen 0° bis 15° der Breite wird, nach dem Centesimal-Thermometer im Mittel auf 27°,5 geschätzt. So ist sie z. B. in Cumana und Trinconomale, während sie in Pondichery 29° übersteigt, in Singapore unter 27° bleibt. Unter den Breitengraden von 15° bis 23° weicht sie mit ziemlicher Gleichförmigkeit auf beiden Halbkugeln und Seiten der Erde um einige Grade herab, doch steht sie noch in Macao (22° 11′ N. B.) über 23°, in Havana (23° 9′ N. B.) über 25°½. Jenseits der Wendekreise zeigt sich zwischen den mittlern Temperaturen der unter gleichen Graden der Breite und auf ungefähr gleicher Höhe über dem Meere gelegenen Gegenden ein bedeutender Unterschied, je nachdem dieselbe an den Westküsten oder an den Ostküsten der großen Continente ihre Stellung haben. Schon unter 30° N. B. ist an den Westküsten der östlichen Halbkugel (in Nordafrika) die mittlere Temperatur 21°,4, an den Ostküsten von Amerika nur 19°,4, unter 40° N. B. und in Europa 17°,3, im westlichen Amerika 12°,5, unter 50° N. B., dort 10°,5, hier nur 3°,3, unter 60° dort noch immer 4°,8 über, hier 4°,6 unter dem Gefrierpunkt. Ein gleicher Unterschied ergibt sich dann auch zwischen der Westküste von Nordamerika und der Ostküste von Asien. Jene hat unter gleichen Breiten eine ungleich höhere Temperatur als diese, und in der Regel ist es überall da, wo der Oststrom der Atmosphäre unmittelbar vom Meer auf große Landstrecken gehet, kälter, da wo die westlichen Winde vom Meere aus das Land bestreifen, wärmer. So ist Kamtschatka, unter gleicher

Breite mit Norddeutschland, kälter als Schweden, Korea unter 42° — 51° kälter als das nördliche Deutschland. Der Luftstrom, vom südlichen Pol der Erde kommend, ist, wenigstens auf der westlichen Halbkugel, unter denselben Graden der Breite ungleich kälter, als der vom Nordpol wehende. Darum hat Valparaiso unter 33° 2′ S. B. eine mittlere Temperatur von nur 14½°, Algier unter 36° 48′ genießt eine mittlere Wärme von 18°. Im letzteren Falle trägt freilich wie in manchen andern Gegenden die Nachbarschaft der heißen Sandwüste mit ihren Luftströmungen viel zur Steigerung der Wärme bei. Doch darf man nur das Klima von Patagonien mit dem der europäischen Länder vergleichen die unter gleicher Breite liegen, um den Satz im Allgemeinen bestätigt zu finden. Die nördliche Halbkugel ist in Island noch unter den 60 — 66° bewohnbar. Süd-Georgien, unter dem 54° der südlichen Breite, bleibt den ganzen Sommer mit Schnee bedeckt, welcher nur an einigen sonnigen Felsenabhängen so weit hinwegthaut, daß zwei Pflanzenarten der niedrigsten Form auf dem schwärzlichen Gesteine zu gedeihen vermögen; die Buchten sind mit Eismassen angefüllt, welche 60 bis 80 Fuß hoch über die Wasserfläche hinaufragen. Nach v. Humboldt ist die mittlere Temperatur beider Halbkugeln unter 22° bis 34°, auf der nördlichen 15°,4, auf der südlichen 13°,8; unter 34° bis 43°, auf jener 18°,2, auf dieser 15°,2; unter 43° bis 48° auf jener 17°,7, auf dieser 7°. — Es läßt sich jedoch auch über die eigenthümliche Wirkung der Winde, für verschiedene Gegenden der Erdfläche, keine Regel fest stellen. Der auf Novaja-Semla herrschende Wind, in Verbindung mit stinkendem Nebel, macht diesen Länderstrich unbewohnbar; einige fast unter derselben nördlichen Parallele gelegene Gegenden trifft dieser Einfluß nicht. Eben so ist in wärmeren Ländern der Einfluß der heißen Luft vom Aequator her unter gleichen Parallelen sehr ungleich. In Neapel wird der Einfluß des vom Süden wehenden Sciroccowindes selbst auf die Aeußerungen der Geisteskräfte für so unausweichbar gehalten, daß man nach Brydone (Reise durch Sicilien und Malta im Jahre 1770) daselbst von matten, mißlungenen Schriftstellerarbeiten das Sprüchwort hat: era scritto in tempo del scirocco. Die Landwinde auf der Küste von Koromandel sollen nach Sonnerat von so durchdringend scharfer Art seyn, daß sie das Glas zerspringen, Bäume zerbersten machen; Menschen, welche ihnen ausgesetzt schlafen, werden gelähmt. — Den nachtheiligen Einfluß, welchen vorherrschende Feuchtigkeit und Sumpfluft auf die leibliche Entwicklung, und hiedurch selbst auf die Aeußerung der Seelenkräfte hat, erkannte schon Hippokrates (de aëre, aquis et locis), wenn er die Bewohner am morastigen

Ufer des Phasis, da die Luft unaufhörlich voll schädlicher Dünste ist, groß, aufgedunsen, plump von Gestalt, mit bleicher, gelber Farbe des Gesichts, heiserer Stimme, unaufgelegt zur leiblichen wie zur geistigen Arbeit, beschreibt. Eine gleich lähmende Wirkung zeigt das feuchte und zugleich heiße Klima nach Cassan (Mémoires de la Société d'émulation de Paris Vème année 1805) an den Bewohnern der westindischen Inseln. Das Klima solcher Gegenden wird durch Urbarmachen der Walddistricte und durch Austrocknen der Sümpfe sehr verbessert; denn Essequebo, welches noch vor 50 Jahren mit Monate lang anhaltendem Regenwetter heimgesucht war, hat jetzt nur selten 3 – 4 Tage lang einen umwölkten Himmel, und es ist seit der Urbarmachung das Klima von ganz Nordamerika, so wie schon seit alter Zeit das von Deutschland trockner und milder geworden. Uebrigens lebte und gedieh in dem feuchten Waldlande des alten Germaniens, ungeachtet dieses klimatischen Verhältnisses, ein kräftig schöner Völkerstamm. Der Meinung, daß das Klima den Charakter der Völker bestimme, widerspricht schon Maximus Tyrius (Diss. XIII, ed. Davis. p. 140).

Die nun weiter nachstehenden Bemerkungen haben einen großen Theil ihres Stoffes entlehnt aus Prichards Naturgeschichte des Menschengeschlechtes, wobei die durch werthvolle Zuthaten bereicherte deutsche Bearbeitung von R. Wagner und Fr. Will (Leipzig bei Voß) benutzt wurde.

Die im §. erwähnten äußeren Verschiedenheiten der sogenannten Menschenracen unter einander sind bei weitem nicht so groß als die Verschiedenheit der Spielarten, die man an Thieren beobachtet. Wir führen hier nur einige Fälle vom Entstehen und von der Fortpflanzung solcher Spielarten an, welche noch fortwährend ein Gegenstand der alltäglichen Beobachtung sind und waren.

Vor einiger Zeit wurde in Neuengland von einer Schafmutter der ganz gewöhnlichen Art ein Schafböcklein geboren, das von der gewöhnlichen Form der Schafe sehr bedeutend abwich. Es hatte einen abnorm langgestreckten Körper, kurze Beine, gekrümmte Vorderfüße und seltsam verlängerte Fußgelenke. Da die Wolle dieses Thieres von derselben Güte war als die der Zuchtschafe, zog man es groß und bediente sich seiner zur Fortpflanzung seiner Varietät, die sich den Hirten dadurch empfiehlt, daß sie nicht so wie die andern Schafe über die Umzäunungen der Hürden wegspringen kann. Jener kurzbeinige Schafbock zeugte mit weiblichen Thieren seiner Art Nachkömmlinge, welche zum Theil ihm ganz an Gestalt glichen, zum Theil von der Form der Mutter waren. Wenn man Thiere der kurzbeinigen Spielart zusammenpaart, dann sind die Jungen sämmtlich von dieser abnormen Form,

Widder der langleibigen und kurzbeinigen Race zeugen mit gemeinen Schafmüttern Junge, die entweder ganz dem Vater oder ganz der Mutter gleich sind, und man sieht zuweilen Zwillingspaare von Jungen, davon das eine kurzbeinig wie der Vater, das andre langbeinig wie die Mutter ist, jenes mit Mühe, dieses mit Leichtigkeit das mütterliche Euter saugen. Die seltsame Spielart der Schafe, von welcher wir so eben sprachen, ist unter dem Namen der Otterrace (wegen der Aehnlichkeit des langgestreckten kurzbeinigen Körpers mit der Fischotter) bekannt und in ihrem Vaterlande viel verbreitet. (Prichard a. a. O. I. S. 291.)

Denken wir uns den Fall daß eine solche beharrlich ausdauernde Spielart, deren eigenthümlicher Charakter in der Abweichung selbst des Skeletbaues begründet ist, in vormaligen Zeiten, etwa in einem von der Natur abgegränzten Landstriche sich zahlreich vermehrt hätte und noch jetzt in irgend einer Gegend der Erde in ganzen Heerden fortbestände, sollten diese Spielarten im System der Naturgeschichte nicht als eigne Species aufgeführt werden können? Sie weichen mehr von der Urform des Schafes ab als die langbeinigen, die kurzhaarigen und die mit Fettschwänzen versehenen Racen mehr als die fein- und langhaarigen Ziegen von Ungarn oder die feinwolligen von Kaschmir von unsern gemeinen Ziegen. Eben jene Urform dieses mit Wolle bedeckten Schafes scheint in der wilden, kräftigen Stammart des Argali wie des Mouflon fortzuleben, welche statt der Wolle ein gemeines thierisches Haar trägt, das im Sommer kurz und fest anliegend, im Winter kraus und mit weichem Flaum vermischt ist. Wenn man unsre Hausschafe längere Zeit sich selber überläßt, die künstliche Zucht und Pflege derselben vernachlässigt, dann kehren sie, namentlich wenn sie viel im Freien leben dürfen, schon darin zu der Annäherung an die Stammform zurück, daß sie statt der Wolle gewöhnliches Haar bekommen.

Einen ganz ähnlichen Verlauf des Entstehens, des Fortbestehens und des Wiedervergehens der Spielarten hat man an vielen unsrer Hausthiere, namentlich den Hunden, Pferden, Rindern, Schweinen, Tauben, Hühnern u. s. w. beobachtet. M. v. über diesen wichtigen Gegenstand A. Wagner in seiner Fortsetzung von Schrebers Säugthieren. Bd. IV, S. 185 u. f. Bd. V, S. 1277, 1281, 1286 so wie S. 1774 u. 1776.

Den bedeutenden Einfluß welchen die Abscheidung einzelner Menschenfamilien, die allmählich zu Völkerhorden ja zu Nationen anwuchsen, nicht nur durch Meere, sondern auch im Innern der großen Festländer durch hohe Gebirgszüge, durch Wüsten und große Ströme auf das Entstehen der Menschenvarietäten haben mußte,

erkennt auch Prichard in sehr entschiedener Weise an (a. a. O. III a, S. 3 u. a.).

Die oben im §. angeführten Hauptverschiedenheiten der Schädelformen sind von ungleich wesentlicherer Art und zugleich ein viel beständigeres Kennzeichen für die Völkerstämme als die Camper'sche Gesichtslinie. Diese fand Blumenbach an dem Schädel eines Congonegers vollkommen so wie an dem Schädel eines Polen aus Litthauen, der sich in seiner Sammlung befand, dagegen verrieth die schmale, seitlich zusammengedrückte Form des ersteren sogleich die äthiopische Abstammung. So war auch an zwei Negerschädeln der Gesichtswinkel sehr verschieden, während die Grundform an beiden dieselbe blieb. Der Schädel ist bei dem Mongolenstamm am breitesten, bei dem Neger am schmälsten, bei dem gerundeten Schädel des Europäers hält er die symmetrische Mitte. Als eine andre Eigenthümlichkeit des Negerschädels wird die Dicke so wie die große, fast elfenbeinartige Härte seiner Knochen angeführt, ein Zug der das ganze (specifisch schwerere) Skelet des Negers charakterisirt. Dagegen sind im Ganzen die Schädelknochen der amerikanischen Stämme am leichtesten — ein Verhältniß, von welchem übrigens die Schädel der Botekuden eine auffallende Ausnahme bilden. In umgekehrter Weise finden sich auch öfters die Schädel der äthiopischen Stammart von gleichem Gefüge mit dem europäischen, und jene Ausnahmen wobei sich an den Schädeln von Europäern, z. B. eines Thüringers nach Loder (Prichard I, S. 336), oder eines Polen nach Blumenbach (ebend. S. 342) ganz die äthiopische Form, umgekehrt aber selbst unter den tiefest versunkenen Negerstämmen die europäische finden, sind nicht selten. In ziemlich großer Allgemeinheit zeigt sich diese Annäherung an die symmetrische Kopfbildung bei den civilisirtern Negervölkern: den Mandingos, den Joloffs und Yaribas (Prichard II, S. 126), so wie auch die Schädelform mehrerer amerikanischer Stämme der europäischen ungleich näher kommt als der mongolischen (Prichard a. a. O. B. I, S. 329, 333, 335, 336, 367 u. f.). Auffallend ist auch die Aehnlichkeit mit der europäischen Normalform n den Ainas, den Bewohnern der Kurilen, einem Volk von verhältnißmäßig höherer geistigen Entwicklung und von sanften Sitten, welches ohne allen Zweifel von mongolischer Abstammung war.

Sehr beachtenswerth sind die Messungen des innern Rauminhaltes der Schädelhöhle bei den verschiedenen Menschenvarietäten. Unter diesen allen hat der Eskimo den breitesten, der Neger den schmalsten Hirnschädel, was aber dem letzteren an Breite abgeht, das ersetzt die Dimension der Höhe, so daß der innre Rauminhalt für beide, so wie mit geringem Unterschied für alle

menschlichen Köpfe derselbe bleibt. Selbst zwischen dem kleinsten menschlichen Gehirn und dem im Verhältniß zur Größe des Körpers größesten Gehirn eines Affen bleibt ein Abstand, der sich nirgends zwischen dem Hirn zweier Säugthiere von einigermaßen verwandter Familienform finden läßt.

Die Verschiedenheiten in der Gestalt des Vorderhauptes stehen, wie oben erwähnt, in Beziehung mit der Entwicklung der Sinnorgane und der Mundtheile. Namentlich ist bei der mongolischen Varietät die verhältnißmäßig größere Weite des Kopfes in der Gegend der Jochbeine und in seiner ganzen Mittelregion der Ausbildung der drei obersten Sinnorgane sehr günstig. Die weit von einander stehenden Augen, der breit angelegte Bau der Nase mit den platten Nasenbeinen machen den Kalmuken einer Schärfe des Gesichts, so wie des Geruches fähig, darin kein andrer Völkerstamm der Erde ihm gleichkommt. Er erkennt (nach Pallas) auf seinen Steppen mit dem bloßen Auge Gegenstände, welche der Europäer selbst durch sein Reisefernrohr nicht bemerkt, riecht die Feuer oder die Witterung einer gelagerten Horde aus einer kaum glaublichen Entfernung, und eben so weitreichend und scharf ist auch sein Gehör. Sehr charakteristisch für diese Völkerform ist selbst der Bau der untern Extremitäten, welche durch uralte Gewöhnung mehr für das Reiten als zum Gehen geeignet sind. Schon die Kinder pflegen auf Schafen oder Ziegen zu reiten, doch ist der gekrümmte Bau der Beine keine Folge dieser frühen Uebung derselben zum Umspannen eines thierischen Rückens, sondern ist ein angebornes Erbtheil des Stammes.

Am Eskimo ist dieselbe Grundform des Schädels in extremer Ausbildung vorhanden, die Füße aber sind dabei in vorzüglicher Weise auch zum Gehen und zu weiten Fußwanderungen geeignet.

Ueberhaupt gibt die Verzweigung des Mongolenstammes in auf- und niedersteigender Richtung in die an äußerlicher Gestalt wie an Sitte, an geistiger Bildung verschiedenster Nationalitäten für die Entwicklungsfähigkeit unsers Geschlechts ein lehreiches Zeugniß. Bei jenen verheerenden Einbrüchen, durch welche die Mongolen im Mittelalter das gebildete Europa in Schrecken setzten, bildete das Stammvolk der Türken, der Zahl nach, den Hauptkern der barbarischen Schaaren. Sie, mit andern mongolischen Völkerschaften gemischt, treten als Avaren und als Hunnen auf, waren die Hauptmassen in Tschingghis-Khans Heeren. Andre Zweige des Mongolenstammes sind die Bulgaren, die Tungusen, die Tibetaner und Chinesen, in der nördlicheren Zone die Yakuten und Samojeden, im Westen die Ungarn, die alten Finnen, die Lappen und Esthen. Zwar weichen die ebengenannten Völker, wie an Ge-

staltung und Sitte, so auch in ihrer jetzigen Sprache schon weiter von einander ab als die Zweige des indoeuropäischen Stammes, doch läßt sich in allen diesen verschiedenen Sprachen an den Elementen der Worte so wie der grammatischen Handhabung noch der gemeinsame Ursprung erkennen, und bei den Völkerschaften von Afrika, Oceanien und Amerika ist dieses Auseinandergehen in die verschiedensten Richtungen noch viel auffallender. (Von den Eigenthümlichkeiten so wie über die weitläufigen Verzweigungen des mongolischen Völkerstammes handelt sehr ausführlich und gründlich Prichard im vierten Buche seiner Naturgeschichte des Menschengeschlechts im 16ten, 17ten und 18ten Capitel.)

Namentlich zeigt sich uns in der Verwandtschaft der Sprachen der mongolischen Völkerzweige eine Folge jenes näheren Beisammenbleibens derselben, und zugleich wohl des uralten Gebrauches der Schriftsprache, der sich bei den meisten von ihnen fand. Denn obgleich dasselbe Stammwort, das mit geringer Abänderung im Türkischen und Ungarischen das Meer bezeichnet, im Mongolischen und Mandschu einen See, das Mandschu für Berg im Ungarischen einen Hügel, das türkische Wort für Fels im Ungarischen und Finnischen einen Stein bedeutet; und wenn das Wort, das die türkische Sprache für Himmel und für Blau hat, im Ungarischen und Mongolischen nur noch für die Farbe gebraucht wird, so ist doch die gemeinsame Herkunft dieser Worte, bei allem Wechsel ihrer Consonanten, noch unverkennbar (m. v. Prichard a. a. O. III, b. S. 410). Eben so dann, wenn dasselbe Wort, das in der einen der mongolischen Sprachen z. B. ein Organ des Leibes bezeichnet, in manchen andern dieser Sprachen zur Grundlage von Worten dient, welche die Verrichtung jenes Organs andeuten, wie Ohr und hören, Auge, Gesicht und sehen (ebend. S. 411). Ja die Verwandtschaft der Verzweigungen des einen Völkerstammes geht noch weiter, sie wird hin und wieder zu einer Verwandtschaft mit den Sprachen eines andern Völkerstammes, der an äußerer Gestaltung scheinbar durch die weiteste Kluft von dem mongolischen oder turanischen geschieden ist, zu einer Verwandtschaft mit den Sprachen des indoeuropäischen oder iranischen Völkerstammes. So nicht nur in einigen wesentlichen Zügen des grammatischen Charakters (a. a. O. S. 406), sondern selbst in dem Gleichlaut einiger der bedeutendsten Worte wie Num (Gott) mit dem Lateinischen Numen (S. 456).

Am deutlichsten ist eine solche Verwandtschaft mit dem andren Schwesterstamm der Völkersprachen und mit dem Urstamme beider bei dem Hauptvolke der turanischen Nationen, ja, wenn man auf die Zahl seiner Menschenmenge achtet, dem Hauptvolke der Erde

38 *

erkennbar. Es sind dieß die Chinesen, deren Nationalität und äußre Verfassung durch das Gewicht der eignen Masse so fest begründet war, daß sie seit Jahrtausenden dieselbe blieb und deren Sprache nicht nur in dem leicht wandelbaren mündlichen, sondern im schriftlichen Wort durch lange Zeiten der Geschichte sich fast unversehrt erhielt. Die ursprüngliche Heimath, von welcher dieses merkwürdige Volk ausging, war das Hochland des mittleren Asiens, dasselbe, aus dessen Innern das nahe verwandte Volk von Tibet kam, und diese Gleichheit der Abstammung verräth sich in augenfälliger Weise in der Aehnlichkeit der äußern Gestaltung. Beide sind von mongolischem Menschenschlag, kaum aber haben sich in der Sprache eines andern Volkes von dieser Herkunft so viele Worte erhalten, die neben der Verwandtschaft mit dem Mongolischen auf die Verwandtschaft mit dem Deutschen, Griechischen und Lateinischen, mit dem Sanscrit und selbst mit dem Hebräischen hindeuten (m. v. Prichard a. a. O. III, b. S. 496).

Wir verweilten hier zuerst bei jener Varietät des Menschengeschlechtes, welche durch ihren Wohnsitz und durch ihren freundlichen wie feindlichen Verkehr Jahrtausende hindurch unseren altväterlichen indoeuropäischen Völkerfamilien am nächsten stand, obgleich sie, der äußern Gestaltung nach, durch scharf gezogne Gränzen von ihrer Nachbarin abgeschieden ist. Magogs Geschlecht macht nicht nur in seinem Riesengebäude des Staates von China, sondern durch das riesenhafte Auftreten seiner Völkermassen unter den andern Menschengeschlechtern der Erde einen Anspruch auf unsre besondre Beachtung. Es scheint ein ganz vorzügliches Gedeihen der Vermehrung auf dem mongolisch-turanischen Völkerstamme geruht zu haben; seine Wurzeln und Verästelungen haben sich am weitesten und allgemeinsten über den ganzen Erdkreis verbreitet. Ueberdieß hat auch sein Geschlecht am früheſten das Vaterhaus: die Wohnsitze des gemeinsamen Urstammes der Menschheit, verlassen, hat, vom angestammten Wandertrieb ergriffen, die ältesten Niederlassungen in fernen Ländern begründet. Denn wohin auch in späterer Zeit die Völker des indoeuropäischen Stammes kamen, da fanden sie ein andres Volk schon im Besitz des Landes, das wie die Finnen und Lappen, die Celten und Iberier, oder wie die Ureinwohner von Dekhan von mongolischem Völker- und Sprachenstamm war. Die leidenschaftliche Lust des Jägers, der seiner flüchtigen Beute weithin in die Einöde der Wälder folgt, scheint in diesen alten Auswandrern mächtiger gewesen zu seyn, als die Freude am beständigen Wohnort und ruhigern Besitz.

Aber nicht nur auf die Wanderungen von Osten nach Westen über das nordische Flachland beschränkte sich Magogs Geschlecht,

dem in der Einförmigkeit seiner heimathlichen Steppen das Gefühl von Heimweh unbekannt geblieben war, sondern mit den Hirschen der arktischen Zone in der Verbreitung wetteifernd, zog es hinüber nach dem westlichen Continent. Es findet sich da, wo der Uebergang von einem Welttheil zum andern in der Gegend der Behringsstraße oder auch von Insel zu Insel auf dem Zuge der Aleuten am leichtesten war, im höchsten Norden von Amerika der Rest eines Volkes, das einst auch auf der Westseite des Welttheils zahlreich und weit verbreitet war: das Volk der Eskimos. In seiner äußern Gestalt zeigen sich in augenfälligster Weise die Züge der mongolischen Abkunft; auf dem gegenüber gelegenen Theile des nordöstlichen Asiens wohnen noch jetzt die Namallos und Tschuktschen, die mit den Eskimos in jeder Hinsicht in naher Stammverwandtschaft stehen. Hier läßt sich der Faden der Verwandtschaft selbst noch in den Sprachen erkennen; wenn wir jedoch in der Betrachtung der Völkerstämme und Horden welche das große, reiche Festland von Amerika bewohnen, weiter von Norden nach Süden gehen, dann scheint jener Faden uns ganz zu entschwinden, denn man hat nur allein im Bezirk von Mexico 35, in ganz Amerika aber 1500 bis 2000 Sprachen unterschieden, welche im Stammlaut der einzelnen Worte so viel von einander abweichen, daß keine der andern so nahe kommt, als das Holländische oder das Schwedische dem Deutschen. Und dennoch ist diese unvereinbare Zerrissenheit nur scheinbar; eben so wie nach dem Zeugniß der geachtetsten Beobachter in der äußern Gestalt, in der Gesichtsbildung aller amerikanischen Völkerschaften sich der gemeinsame mongolische Urtypus noch erkennen lässet, so hat sich auch in allen Sprachen derselben vom Lande der Eskimos an bis hinab zur Südspitze des Welttheils ein wesentlicher Zug der innern Uebereinstimmung erhalten, welcher auf das Hervorgehen aller aus einer gleichen Wurzel hindeutet. Wie die allgemein beliebte Melodie eines Volksliedes mit sehr verschiedenen ihr untergelegten Texten durch ein ganzes Land von Norden nach Süden, von Ost nach West im Munde von Tausenden tönt, so hat sich in allen Sprachen der amerikanischen Völkerschaften eine feststeheude Form für den Ausdruck jener mannichfachen Beziehungen erhalten, in welcher das zum hörbaren Laut gewordne Gedankenbild zu dem ganzen Gebiet des vernünftig menschlichen Erkennens steht. Diese Uebereinstimmung der grammatischen Structur, ebenso unverkennbar als jene, die sich zwischen dem Sanscrit und den persischen, griechischen und germanischen Sprachen findet, stehet in noch ungleich wesentlicherer Beziehung zu dem Material der Sprache als die Melodie zum Text eines Liedes: sie ist das von innen stammende geistige Urelement der Sprache, dem die

mannichfachen Einflüsse der äußern Natur durch die Beimischung ihrer Töne und Laute die verschiedenartige Färbung gaben. Hierin liegt der Grund, aus welchem die Indianer der verschiedensten amerikanischen Stämme mit Leichtigkeit die einen die Sprache der andern lernen, kaum aber und nur mit größester Mühe eine Sprache der Europäer. Wie die Eskimos und die Tschuktschen den Uebergang zu den Mongolenzweigen des nordwestlichen Asiens, so vermitteln die Athapascas den Uebergang von den Eskimos zu den Horden und Stämmen der südlicheren Länderstriche. Das Geschäft der Jäger, das mit dem des Krieges Hand in Hand geht, und welches den Samen einer Leidenschaft in sich trägt, die leicht zur Grausamkeit und feindseligen Zerstörungswuth wird, war bei den meisten dieser Stämme das herrschende. Dasselbe trennte sie bald in gesonderte Gemeinschaften, welche ihr weites Jagdgebiet mit Eifersucht gegen die Nachbarn bewachten, und selten zum friedlichen Verkehr, sondern fast nur zur Abwehr mit den Waffen in der Hand sich begegneten. So schieden sich zugleich ihrem materiellen Wortlaut nach die Sprachen. Nur in einigen Gegenden des Welttheils nahm der Völkerstrom, der von Nordosten aus Asien zu verschiedenen Malen einbrach, die Gestalt eines ruhenden Sees an; hier bildeten sich Städte und Staaten, hier erwachte der Kunsttrieb unsers Geschlechtes, und mancher andre geistige Keim; eines aber mangelte allen, auch den gebildetsten Völkern von Amerika: die eigentliche Schriftsprache der Worte, welche den Sprachen allein die feststehende Form erhält. Wohl aber bezeugen es die gemeinsamen Ueberlieferungen, das Sehnen das in diesen mehr als tausend Zungen nach einem gemeinsamen Gegenstand der geistigen Befriedigung sich ausspricht, daß alle diese Zweige des einen Stammes aus demselben Vaterhause kamen, wie Irans und Turans Geschlechter.

Länger als die Urvölker von turanisch-mongolischer Abkunft, scheinen die Urvölker der indoeuropäischen Abart in nahem Verkehr geblieben und erstarkt zu seyn, ehe auch sie ihre Auswanderungen nach Ost und West begannen. Als der anfängliche, gemeinsame Wohnsitz derselben wird Iran, das Land der alten Meder (Arier) betrachtet; die Erdstriche, durch welche sie sich ausbreiteteten, erleichterten auch später durch ihre Lage und Naturbeschaffenheit das Fortwähren des Verkehrs. Wie schon die Form des Schädels und die Gesichtsbildung im Allgemeinen bei den turanischen Völkern auf eine vorwaltende Entwicklung der Sinne des Hauptes und ihrer Verrichtungen hindeutet, so lässet beides bei der iranischen Völkerform auf jene überwiegende Entwicklungsfähigkeit des intellectuellen Vermögens schließen, welche sich bei den indoeuropäi

schen Völkern in so augenfälliger Weise bethätigt hat. Ihre Sprachen sind sich im Material des Wortlautes wie im grammatischen Bau so verwandt geblieben, daß man mit Leichtigkeit die gemeinsame Abstammung des Sanscrit, des Griechischen, Lateinischen, des Persischen, Germanischen und Slavischen, so wie der Sprache der Hindus, der Afghanen, Kurden und Armenier aus einer Ursprache (vermuthlich dem alten Zend) zu erkennen vermag. Dieses Festhalten an der Urform zeigt sich zuweilen noch in der Sprache eines fern von dem gemeinsamen Ursitze wohnenden, von dem Verkehr mit andern Völkern mehr abgeschlossenen Volkes in unverkennbarer Deutlichkeit; so hat sich der sanscritanische Name für Gott (Devas) reiner noch im litthauischen Dievas, im lettischen Dews und preußischen Deiws erhalten als im lateinischen Deus, und das altpreußische dievuts (fromm) steht dem sanscritanischen deivat ungleich näher als das lateinische devotus. Selbst die grammatischen Formen der Ursprache haben sich im Litthauischen sehr treu erhalten.

Man hat an Wandervögeln die Bemerkung gemacht, daß ihnen in ihren jährlichen Zügen aus einer Weltgegend in die andre eine bestimmte Richtung angewiesen ist, von der sie weder zur Rechten noch zur Linken jemals abweichen. Die Verbreitung unsers Wanderfalken (Falco peregrinus) ist von Ost nach West, von Europa nach Amerika gegangen; er wird weder in Asien noch in Afrika gesehen, obgleich eine ihm nahe verwandte Art in Australien vorkommt. Der Edelfalke (F. candicans), dessen Heimath Grönland und die westnördlichsten Gegenden von Europa sind, wird nie im südlichen Europa, wohl aber in Syrien, Arabien und Nubien gesehen, sein Zug geht mithin nach Südost. Unsre Hausschwalbe, welche in jeder Stunde einen Grad der Breite, 15 geogr. Meilen durchfliegen kann, wandert nie nach Südost oder Südwest, sondern immer nur nach Afrika. In ähnlicher Weise scheint auch den frühesten Wanderungen der Völker aus dem gemeinsamen Ursitz eine festbestimmte Richtung gesetzt gewesen zu seyn. Die Hauptrichtung, welche die turanischen Völkerströme nahmen, deren Ursitz ein nördlicherer war, zog sich nach Ost und Südost, und dort, in China sammelten sie sich zu einer Centralmasse, die ihres Gleichen nicht weiter auf Erden hat. Die iranischen Völkerzüge nahmen ihre vorherrschende Richtung nach Westen, vor allem nach dem durch seine vielseitige Culturfähigkeit und durch seine Lage an vielen Wassern hoch begünstigten Europa, und zu derselben Zeit, wo sich in China ein Knäuel der turanischen Völker zusammenballte, bildete sich in Westen das Weltreich der Römer. Für eine spätere Auswanderung der germanischen Völker als die der griechisch-lateinischen, spricht

schon die nähere Verwandtschaft ihrer Sprachen mit der noch jetzt in Iran herschenden persischen. Ueberall im Westen, auf dem ihnen bestimmten Boden, besiegten die Iranier die ihnen vorausgegangenen vereinzelten Horden der Turanier, im Osten jedoch setzte die Uebermacht der turanisch-mongolischen Stämme der weitern Verbreitung des iranischen Völkerstromes eine feste Gränze. Dieser indeß, jene Schranke umgehend, wendete sich nach Süden über das Reich der Inseln, zu welchem die weit nach Süden ins Meer ragende Halbinsel Malagga eine natürliche Brücke bildet.

Der malayopolynesische Völkerzweig, der sich über einen Raum von 200 Längengraden gegen West und Ost (von Madagascar bis zur Osterinsel) ausgebreitet hat, zeigt in seinen Sprachen, Traditionen und Sitten, wie in der äußern Gestaltung eine große Verwandtschaft des einen Gliedes seiner weiten Verkettung mit dem andern, und zuletzt mit den Hindus und der Ursprache ihres Volkes: dem Sanscrit. Allerdings mag sich auch über diese Inselwelten, namentlich von China aus nach Südsüdost, der turanische Völkerzweig vielleicht bis nach Australien verbreitet haben, welcher hier, wie anderwärts zur Form der Alfurus verkümmert scheint; doch sind in den Sprachen der Australier ebenso viele Züge der Verwandtschaft mit dem indischen als dem gemischten indochinesischen Sprachenstamm zu finden.

Wären es die schwarze Farbe der Haut und das wollenartig verwobene Haar allein, welche die Völker von äthiopischer Herkunft von den andern Völkerzweigen schieden, dann müßten die Joloffs die andern Züge der Negerform am ausgeprägtesten an sich tragen, denn sie, obgleich in weiterem Abstand von dem Aequator wohnend als die meisten andern Negervölker, sind die schwärzesten von allen, tragen jedoch an Schädel und Angesicht fast die meisten Züge der Verwandtschaft mit der schöneren indoeuropäischen (Ur)Form an sich. Wäre der Schluß ein richtiger, daß die vollständige Negerphysiognomie ein sicheres Kennzeichen sey für die äthiopische Abstammung, dann könnte jene Physiognomie zugleich mit der tiefschwarzen Farbe der Haut und dem afrikanischen Wollenhaar nicht an ganzen Familien von reinem semitisch-arabischen Stamm sich ausgeprägt haben, wie jener war, welche Buckingham im Hauran jenseits des Jordans, und jene welche Hodgson unter den Berberhorden (arabischen Stammes) im Tuarik beobachtete. (Prichard III, b. 617, 618.) Die Urbewohner von Afrika, mit Ausnahme der Hottentotten, welche die meisten Züge der turanischen Abkunft an sich tragen, und mit Ausnahme der im Norden des Welttheils verbreiteten, mit Resten iranischen Geblütes vermischten arabisch-semitischen Stämme, verrathen durch Sprache und durch manche

Züge des Nationalcharakters die gemeinsame Abkunft von einem Urstamm, der einst in Aegypten der herrschende war. Sie sind großentheils tief von der vormaligen Stufe der sittlichen Bildung und geistigen Erkenntniß herabgesunken; von Osten her (aus Arabien) kam in späterer Zeit mehreren von ihnen ein geistig neubelebendes, bildendes Element. (M. v. den Inhalt des ganzen 2ten Bandes von Prichards o. a. Werk.)

Als ein Wunder in den Augen des Forschers der Geschichte der Völker stehet der semitische: der syroarabische Völkerstamm, vor allem das weit über die Erde verbreitete Volk der Juden da. Es ist ein Keim von unvergänglicher Natur, ein unantastbares Erbtheil der Verheißungen, was diesem Volke seine Zukunft sicherte und ihm seine höchste Bedeutung in der geistigen Entwicklungsgeschichte aller Geschlechter der Erde gab. Weniger in der Weise des Fleisches als in der des Geistes hat der semitische Stamm zur Rechten wie zur Linken sein eignes Wesen fortgepflanzt, das auf einem festen Stehenbleiben im Vorhofe jener höchsten Erkenntnisse sich gründet, welche allein den Menschen, wenn er aus dem Vorhof ins Innre gehet, dem Ziele seiner Bestimmung entgegenführen können. In einem andern Sinne als die Völkermassen von turanischer und iranischer Abkunft, hat der semitische Stamm den Grund zu einem Reiche gelegt, das dauernder seyn wird als die Reiche der Welt und ihre wandelbaren Geschicke.

Ueberhaupt ist, wie schon im §. 24 erwähnt wurde, der Mensch unter allen Lebendigen der Erde dasjenige welches durch seine leiblichen Eigenschaften am meisten zur Verbreitung über und zur Eingewöhnung in allen Zonen so wie culturfähige Höhen und Tiefen der Erde geeignet ist. Am wenigsten gilt dieses übrigens im Vergleich mit den drei Hauptformen der Menschennatur (mit den Mongolen, Europäern und Aethiopiern) von den Eingebornen von Amerika und Oceanien. Für diese ist die Versetzung in eine andre Erdgegend als ihre heimathliche fast immer mit Lebensgefahr verbunden.

Vielleicht steht hiermit jenes unwandelbare Gleichbleiben der äußern Gestaltung in Beziehung, das man an den Eingebornen von Amerika beobachtet hat. Nach Robertsons, Lewis' und Clarke's Behauptung genügt, um den vorherrschenden Umriß der gemeinsamen Physiognomie aller kennen zu lernen, der Anblick eines einzigen Amerikaners. Diese, auch durch Alexander v. Humboldt bestätigte Familienähnlichkeit der gesammten Bewohner des großen Landstriches von anderthalb Millionen Quadratmeilen, von den Feuerlandsinseln bis zum Lorenzostrom und der Behringsenge läßt auf eine gemeinsame Abstammung derselben schließen. Eben

so die Uebereinstimmung der Gebräuche, z. B. des Durchbohrens der Unterlippe, Bereitung der Speisen, Bau der Wohnungen und der Kähne (letzterer selbst noch bei den Pescherähs), welcher übrigens einen Anknüpfungspunkt der weiten Verwandtschaft mit den Bewohnern des nordöstlichen Asiens darbeut.

Daß die Eingebornen von Amerika, zum Theil derselben tropischen Hitze ausgesetzt als die des mittlern Afrika's, dennoch in keiner Gegend des Welttheils die Farbe und Aehnlichkeit der Negerrace angenommen haben, davon scheint der Grund nicht nur in den zahlreichen Wasserströmen und Urwäldern ihres Welttheils zu liegen, sondern auch in der Einwanderung aus einem ursprünglich nördlichen Wohnsitz des gemeinsamen Stammes, welche bereits in eine spätere Epoche der Geschichte unsers Geschlechtes fiel, als die Einwanderung der Chamiten in Afrika. Auf diese nordische Abstammung scheint selbst die Langsamkeit des Pulses der Amerikaner im Vergleich mit dem der Europäer und dem noch mehr beschleunigten der Neger hinzudeuten. Im Ganzen ist die Fruchtbarkeit des amerikanischen Volksstammes eine geringe, was auf ein allmähliches Versiegen dieses einst so kräftigen Völkerstromes hindeuten könnte.

Zuweilen gibt sich die Verwandtschaft der Sprachen an den Verzweigungen der einzelnen Stämme in scheinbar unbedeutenden Punkten des Begegnens sehr deutlich kund. So bei dem Namen des Eies in mehreren indoeuropäischen Sprachen: Oi, Ou (Oion im Griechischen, Ovum im Lateinischen), ägg im Schwedischen, Ei im Deutschen, jaice und waice im Slavischen. Dagegen im Ungarischen mony, lappisch monne, finnisch, tscheremessisch, mogulisch, samojedisch muna, selbst noch auf der Westküste von Amerika manik. (Dobrowsky bei Prichard III. a 18).

Ein sehr merkwürdiges Beispiel vom Verschwinden einzelner der bedeutendsten Worte aus der Sprache eines in tiefere Verwilderung übergehenden Volkes und zugleich vom Erlöschen der geistigen Erkenntniß, die an das Verstehen jenes Wortes geknüpft war, erzählt uns Moffat in s. Missionary Labours and Scenes in southern Africa. Das Volk der Betschuanas (vom Stamm der Kaffern) hatte vormals das Wort Morimo für den der oben im Himmel ist oder den Oberen, und verband damit den Begriff eines höhern göttlichen Wesens. Das Wort mit seinem Begriff fand Moffat aus der Sprache des jetztlebenden Geschlechtes verschwunden, obwohl es doch unter Tausenden hin und wieder eine hochbejahrte Person gab, die sich erinnerte in ihrer Jugend vom Morimo gehört zu haben, und obgleich die sogenannten Regenmacher und Zauberer das einst hochbedeutende Wort zuweilen noch zur Bezeichnung eines

fabelhaften Gespenstes mißbrauchen, von dem sie die wunderlichsten, widersprechendsten Dinge erzählen. Man kann sich bei dieser und andrer Gelegenheit davon überzeugen, daß je weiter sich die Völker von der anfänglichen Heimath des Urstammes und dem Centralpunkt des Verkehrs geistiger Erkenntnisse, selbst in räumlicher Hinsicht entfernten, desto stärker die Verwilderung eintrat. Wie schnell dieses gehen könne, das zeigt uns auch der Zustand der jetzigen Abyssinier, wie neuere Reisende, namentlich Rüppell, uns denselben beschrieben, verglichen mit jenem, welchen Bruce einige Menschenalter früher in Gondar beobachtete, als noch eine Art von wissenschaftlicher Bildung daselbst bestand und durch Schulen gepflegt wurde. Dennoch haben sich bei den Abyssiniern und selbst bei den auch an Gestalt zwergartig verkümmerten, blutdürstigen Kukis und Nagas, einem mongolischen Volkszweige, der das Gebirge zwischen Assam und Manipur bewohnt, noch die Spuren altväterlicher Ueberlieferungen durch den Verkehr mit den geistig höher stehenden Nachbarvölkern erhalten. (Prichard III, a. S. 233 bis 236.)

Im Norden von Europa ist nach L. v. Buch (bei Prichard III, a 383) die blonde Varietät der Menschengestalt zugleich die normal schönere, physisch kräftigere, vollkommner entwickeltere. Bei den Finnen, welche bessere Wohnungen, wärmere Kleidung besitzen, reichlichere und kräftigere Nahrung genießen und öfters warme Bäder nehmen, hat sich jene blühendere Complexion entwickelt, obgleich sie von demselben Volksstamme sind als die Lappen, deren Körper gegen den Einfluß der Kälte, der die leibliche Entwicklung hemmt, unzureichend geschützt, schlecht genährt und gepflegt ist und deßhalb klein, verkümmert und von dunkler Complexion erscheint. Daß auch bei den Abkömmlingen der Lappen, wenn ihre äußere Lage sich so günstig wie bei den Finnen gestaltet, die schönere Form sich entwickle, wurde schon oben (nach Prichard a. a. O. S. 338, 340) erwähnt.

Dafür, daß das Bestehen der Varietäten unsers Geschlechtes vorzugsweise in jene frühere Zeit des jetzigen Zustandes der Erdfläche zu setzen sey, wo der Mensch mit der ihn umgebenden Natur zugleich in eine neue Entwicklungsperiode seines Organismus (seines Mitseyns und Mitlebens mit der äußern Leiblichkeit) eintrat, dafür spricht die Beobachtung selbst mancher Krankheitsformen, von welchen der einzelne Mensch durch den Wechsel des Klima's ergriffen wird. Jener Zustand der Erneuung glich gewissermaßen dem der Kindheit, welche bekanntlich am meisten den Entstaltungen (Abarten) in der Gestalt des Skelets, so wie Affectionen der Haut ausgesetzt ist. Ungleich mehr als bei den Menschen mochte dieser neu- und umgestaltende Einfluß bei den Thieren

geeignet seyn die Abarten der Stammform hervorzurufen, die sich allmählich als Arten fixirten.

Der Einfluß der irdischen Elemente.

§. 56.

Es reden die Alten, wie wir schon oben (§. 52) sahen, von einer ansteckenden Macht, welche die Leiblichkeit an der Seele übe, so wie diese mit ihr in Verkehr trete, mit ihr sich gemein mache. Jene Schlange der alten nordischen Sage hat in das sichtbare Wesen, dessen sie selber zur Speise begehret, das erstarrenmachende und verzehrende Gift geströmt, und es wird Proserpina, allein durch den Genuß des Granatapfelkernes, der Welt des Dunkels zum bleibenden Eigenthum verkauft.

Die Art und das Maß der Nahrung welche wir genießen, die Luft welche wir athmen, werden nicht bloß für die Entwicklungsgeschichte und die Lebensthätigkeit des Leibes, sondern selbst für die Geschichte der Seele von Bedeutung seyn. Für die letztere unmittelbar, wenn der krankhaft verirrte Wille jene Naturgaben nicht zur Erhaltung des Leibes, sondern aus Lüsternheit, zum Ergötzen des Gaumens, und zur Berauschung der Sinne gebraucht, nach jener Weise, in welcher, vor allen sichtbar Lebendigen nur der Mensch dieses vermag (nach §. 52); öfter jedoch mittelbar, durch das unvermeidliche Einwirken der Speisen auf den enge mit der Seele verbundenen Leib. Denn diese beiden, gleich zwei besaiteten Instrumenten von demselben Umfange der Töne, oder gleich zwei concentrischen Kreisen, von derselben sich parallel gehenden Abtheilung der Grade und Minuten, werden stets zugleich und auf übereinstimmende Weise bewegt; derselbe Strahl, der den einen Kreis an diesem bestimmten Punkte berührt, trifft auch den andern an dem entsprechenden Punkte; derselbe Anstoß von außen,

welcher in dem einen diesen bestimmten Ton weckte, regt hiermit zugleich in dem andern den gleichnamigen, mittönenden Klang auf.

Die Beobachtung erkennet bald, daß alle jene Dinge, welche die Thätigkeit der Verdauungsorgane und der ernährenden Gefäße in besonderm Maße aufreizen, zugleich auch erhöhend und bekräftigend auf das entsprechende Gebiet der Seele und seine Thätigkeit: auf die Seelenstimmungen und die Gefühle einwirken. Nicht bloß jene Getränke, denen die Erfahrung eine Sinnen berauschende Kraft zugesteht, sondern die einfachsten Speisen, wenn sie nach langer Entbehrung und nicht im Uebermaß dem Magen dargeboten werden, zeigen diese das Gefühl aufregende und erhöhende Kraft, und in Persiens heißen Thälern sah Martyn den Menschen, gelagert am frischen Wasserquell, und von diesem genießend, eben so innerlich aufgereizt und zum Frohsinn geweckt, wie er es etwa in dem kühleren Norden durch den Genuß des Weines zu werden pfleget. Wenn Nüchternheit und mäßiger Genuß der gesunden Speisen das Geschäft der leiblichen Ernährung wohlthätig fördern und in gleichmäßig kräftigem Gange erhalten, dann wird auch der Ernährungsproceß der Seele — das Werk der Gefühle — sehr erleichtert gefunden, und es ist in dieser Beziehung jene Bemerkung nicht ganz unbedeutend, daß jener Zustand der Seele, welchen die Sprache der Welt einen „gefühlvollen, gutmüthigen" nennt, am öftersten bei solchen Menschen gefunden werde, deren leibliche Verdauung und Ernährung entweder in einem vorzüglich gesunden, harmonischen Verlaufe ist, oder deren leibliche Verdauungsorgane von vorzüglich leichter Erregbarkeit und innrer Beweglichkeit sind.

Daß die Bekräftigung und öftere Uebung der leiblichen Bewegungsorgane zugleich für die innre Entwicklung des ihnen entsprechenden Seelenvermögens: des Wollens und

Begehrens von hohem Einflusse sey, hat schon das Alterthum erkannt, wenn es den Leibesübungen eine Kraft beilegte, welche die Herrschaft der Seele über die eigene Sinnlichkeit erleichterte und befestigte. Es wird ein kräftiger Wille und die schnelle Entschlossenheit der Seele am öftersten bei solchen Menschen gefunden, an deren Leibe der bewegende Nerv eine ganz besondere Schnelligkeit und Sicherheit der Einwirkung auf den Muskel zeigt, obgleich hierbei der letztere nicht selten nur von geringer Masse und von wenig bedeutender materieller Macht seyn kann.

In einem ganz besonders merkwürdigen Wechselverkehre stehet das Organ des Athmens und der Stimme, mit dem ihm nach innen entsprechenden Organ der Seele (dem Gemeingefühl und Ahndungsvermögen nach §. 38). Dämpfe, dem Boden entsteigend, welche Pythia, welche die Seher und Träumer an den verschiedenen Wohnsitzen der Orakel, so wie in der Höhle des Trophonius einathmeten, sollten in der Seele das Gesicht des Künftigen und Fernverborgenen, sollten die Weihe der prophetischen Begeisterung aufwecken. Es ist öfter eine Erschwerung und Hemmung des Athmens, wodurch auch die verwandte Pein und Angst in dem entsprechenden Seelenorgane angefacht wird, eine Veranlassung gewesen, daß die Stimme des Gewissens laut geworden. Hierbei erscheinet überall das Stimmorgan zugleich als jenes des Athmens.

Endlich so stehet der gesunde oder kranke Zustand des Gehirnes in einem zu auffallenden Wechselverhältniß mit der Erhöhung oder Hemmung der Kraft des Erkennens und des Selbstbewußtseyns, als daß es hier nöthig schiene dieses Wechselverhältniß zu erweisen.

Wir betrachten nun diese Beziehungen der nachbarlichen Systeme unserer äußern und innern Natur noch etwas näher und einzelner.

Die mannichfaltigen Speisen, welche das Leben des

Menschen fristen, erscheinen im Ganzen von vierfacher Art. Wir sehen bei ganzen Völkern, bei den Bewohnern ganzer Länderstriche, die Hauptnahrung aus thierischem Fleisch, bei andern aus der thierischen Milch und ihrem Käse, dann wieder bei andern aus dem Mehl der Gräser oder ähnlichen mischungs-verwandten Gewächstheilen, endlich aber bei noch anderen aus den saftreichen Gemüsen und Früchten bestehen, in denen vorzüglich der Zuckerstoff das nährende Element ist. Der Genuß des Fleisches scheinet in vorzüglicherem Maße auf die leichtere Aussonderung der Galle zu wirken und hierdurch die Entwicklung des cholerischen Temperamentes zu begünstigen. Es bezeuget dieß unter Anderem das von Tissot erwähnte Beispiel eines Jünglings, welcher den natürlichen Hang zum Jähzorn dadurch besiegte, daß er sich den Genuß des Fleisches freiwillig versagte, wobei freilich die innre Kraft des Willens auch unmittelbar durch diese vorangegangene That des Willens gestärkt zu seyn scheint. Diesem entgegengesetzt, begünstiget der beständige und vorherrschende Genuß der Mehlspeisen die Entwicklung des phlegmatischen Temperamentes, und in heißen Ländern, wo die Thätigkeit der Verdauungsorgane, so wie die Bewegungen der ernährenden Säfte, aufs übermächtigste beschleunigt sind, wird diese Form der Nahrung ein wohlthätig hemmendes Gegengewicht gegen den hinauswärts strebenden Drang der inneren Lebensgluth. Auf ähnliche Art scheinet die Nahrungsweise der Hirten der Kamele oder anderer wiederkäuender Thiere, welche sich großentheils auf die Milchspeise beschränkt, vor andern dem Leibe die Beweglichkeit und innere Lebensempfänglichkeit des kindlichen Alters zu bewahren, und hiermit jene Seelenstimmung, welche als die sanguinische bezeichnet wird. Dem vorherrschenderen Genuß des Gemüses sind dagegen von alten Zeiten her andere Kräfte zugeschrieben worden; denn derselbe wurde öfters von solchen Männern

empfohlen, deren Lust und innere Bestimmung es gewesen, den Geist aus dem Spiele der Sinnlichkeit hinweg, zu den ernstesten, tiefesten Betrachtungen zu erheben. Es pries Pythagoras die Speise des Kohles seinen Schülern, und so ist noch von Newton bekannt, daß er in der Zeit seiner tiefsinnigsten Forschungen vorzugsweise den Genuß des Kohlgemüses geliebt, wobei er von Fleisch und geistigem Getränk sich enthalten.

Auf eine freilich hiervon sehr verschiedene Weise und aus sehr verschiedenem Grunde wachte das alte Sparta bei seinen Bürgern über die Art und das Maß der täglichen Nahrung. Lykurg hatte bei der Einrichtung der gemeinsamen Sparmahlzeiten oder Pheiditien nicht bloß, wie der Name anzudeuten schien, Ersparung der äußeren Mittel des Haushaltes, sondern vielmehr ein Sparen und Schonen jener höheren, inneren Mittel und Kräfte der Menschennatur zu erreichen gesucht, welche, wenn sie auf das Vergnügen des Bauches sich wenden, nur zu leicht nicht bloß geschwächt, sondern ganz verloren werden. Es war schon bei den Oenotriern in Italien, so wie bei den Kretensern die Sitte der gemeinsamen Mahlzeiten oder Syssitien herrschend gewesen, wobei in Kreta der Bürger auf öffentliche Kosten gespeist wurde. Hierbei hatten jedoch diese Gemeinmahle mehr das gesellige Vergnügen und den äußeren Vortheil zur Absicht gehabt, als jene strenge Zucht des inneren Menschen, zu welcher die Pheiditien in Sparta dienten. Denn bei diesen stellte der einzelne Bürger nicht bloß seine leiblichen Genüsse unter die Aufsicht des Staates so wie unter die beschränkende Macht des Gesetzes, sondern er gab hiermit zu erkennen, daß die ihm verliehenen Güter, wie die Kräfte des Leibes, welche ihr Genuß gab, dem Dienste des Vaterlandes geweiht seyen.

Schon vom achten Lebensjahre an, in welchem die Knaben

dem Hause der Eltern entnommen und der Vorsorge des Staates übergeben wurden, pflegte man die künftigen Krieger an strenge Mäßigung der Eßlust und an den Gedanken zu gewöhnen, daß die Speise nicht zum Vergnügen des Gaumens, sondern nur zur Stärkung der Glieder bestimmt sey, deren Kräfte dem Vaterlande gehören. Eine Suppe, welche die Knaben selber aus Brod und Wasser und Kräutern sich bereiten mußten, hierzu etwa Milch und einige Früchte, seltener ein wenig Fleisch oder sonst ein Bissen, welchen die Kleinen durch List und Gewandtheit von der Tafel der Männer erbeutet hatten: das war die ganze Mahlzeit, welche der junge Adel des Landes von der Kindheit an bis zur Gränze des männlichen Alters genoß. Und selbst bei diesem sparsamen Genuß durfte der spartanische Knabe sich nicht der bloßen Lust der Sättigung hingeben, sondern der Aufseher der Knaben, selber noch ein Jüngling, erhielt die kleine Schaar der Tischgenossen in einer unaufhörlichen Wachsamkeit und inneren Bewegung, welche der Seele mitten im Sinnengenuß nicht verstattete die Waffen der Selbstbeherrschung abzulegen. Denn der Aufseher oder Eiren pflegte die Kinder auch während des Essens durch Fragen in richtigem, bündigem und schnell bereitetem Ausdruck oder, indem er jetzt dem einen zu singen, dem andern über irgend etwas sein Urtheil zu sagen befahl, im Gehorsam zu üben. Und damit noch überdieß die Knaben vor Unmäßigkeit bewahrt wären, pflegte man an jedem zehnten Tage ein strenges Gericht über sie zu halten, bei welchem die Entstellung des Leibes durch zu vieles Essen mit Strafen geahndet wurde.

Es war indeß auf der andern Seite dafür gesorgt, daß die beständigen Anstrengungen der Glieder in den gymnastischen Kampfspielen und Tänzen, so wie die kalten Bäder im Eurotas auch dem spärlichsten Mahle seine Würze er-

hielten, und der Schlaf war stärkend genug auf der Streu des Schilfes, welches die Knaben mit eigenen Händen im Eurotas abrissen und von da zur Lagerstätte trugen, und welchem nur im Winter die wollige Samenhülle der Lykophone beigemischt war.

So wie die Knaben, speisten auch die Jünglinge an besonderen Tischen, unter der Obhut und Mäßigung eines strengen Gesetzes zusammen.

Was aber die Sparmahle, von deren Theilnahme selbst der König nicht freigesprochen war, eigentlich wollten und sollten, das zeigt uns am meisten ihre Einrichtung für die reifen, der Aufsicht entlassenen Bürger von Sparta. Es trug zu diesem Mahle jeder Einzelne seinen Antheil herbei; denn wer zu dieser Abgabe unvermögend war, der konnte kein öffentliches Amt bekleiden. In den Eßsälen, an Tischen, woran gewöhnlich fünfzehn beisammen saßen, fröhlich vereint, genossen die Männer die nahrhafte schwarze Suppe, welcher vorzüglich das Blut der geschlachteten Thiere die dunkle Färbung gab, hernach das alltägliche Gericht des Schweinefleisches und etwa noch ein wenig Weizenbrod oder gebratenes Fleisch, welches die reicheren Tischgenossen zum Vertheilen an die andern mit sich gebracht hatten. Diese Speisen wurden weniger durch den nur sparsam genossenen Wein als durch das heitere, verständige Gespräch der Essenden gewürzt, und nicht selten erhöhte die Freude der Tischgenossen der Gesang der Chöre und der Wohllaut des Päans. Was hier gesprochen wurde, das durfte außer dem Kreise der Gäste nirgends weiter gesagt werden. Doch war, wenn Alle es erlaubten, auch dem Fremden die Theilnahme an dem Mahle erlaubt, und es durften die Knaben die Eßsäle der Männer besuchen und ihre Gespräche hören, ja es brachten öfters die Väter ihre ganz kleinen, unmündigen Knäblein mit sich zur gemeinsamen Eßtafel, damit die Kleinen

selbst die Muttersprache an würdigem Muster erlernen und schon frühe das Vorbild einer vollendeten Männlichkeit ins Auge fassen möchten.

So hatte der Gesetzgeber von Sparta bei der Einrichtung der Bürgermahle es angedeutet, daß die Weise und die Gesellschaft, in welcher die Speise genossen wird, so wie der Stoff der Nahrungsmittel von großem Einfluß auf die Bekräftigung des Leibes zu irgend einem bestimmten Zwecke sey. Die schwarze Suppe war für Sparta erfunden und geeignet, wie die leichte Speise des Kohlgemüses für die Schule des Pythagoras.

Wir betrachten nun auch den eigenthümlichen Einfluß der Getränke auf die Stimmung der Menschennatur.

Es hat, wie wir oben gesehen, der Mensch, das einzige Wesen der Sichtbarkeit, das seine Speisen durchs Feuer bereitet, auch schon frühe die Kunst verstanden seine Getränke durch das Feuer der Gährung gehen zu lassen, und hierdurch ein Element der Aufregung zu gewinnen, dessen Einfluß auf die Seelenkräfte ungleich augenfälliger ist als jener der verschiedenartigen Speisen. Wenn wir hier die sinnen-berauschenden Mittel der verschiedenen Völker, solche welche als Getränk, und auch solche welche in trockener Form genommen werden, zusammenfassen, so zeiget sich die Wirkung derselben in vier verschiedenen Richtungen. Anders wirket die übermächtig vorherrschende, flüchtige Form der Kohle, wenn sie mit der Lebensluft vermischt zur Kohlensäure geworden, und als solche das Wasser einiger Brunnen, oder die gegohrnen Getränke erfüllt; anders wirket die Kohle, wenn sie etwa durch die Verbindung mit dem organischen Element einiger Pflanzen in ihrer Entwicklung zu der höheren, luftartigen Gestaltung gehemmt, und hierdurch zum narkotischen Gift geworden. Eben so wirket auch in anderer Art das Vorherrschen der brennbaren Luft im Al-

kohol, in anderer das Vorherrschen des Oxygens, wenn dasselbe einigen unserer gegohrnen Getränke, im mäßigeren Verbande mit dem Alkohol, die Kraft des Weins verleihet.

Von dem Einfluß, welchen diese Genüsse, die der Mensch durch seine Kunst der Natur abgedrungen, auf die einzelnen Kräfte der Seele äußern, ist schon an andern Orten dieser Untersuchungen die Rede gewesen. Männer, in denen das Gedächtniß von vorzüglicher Kraft und Wirksamkeit gewesen, haben geistige Getränke sorgfältig vermieden, weil sie an ihnen eine schwächende Wirkung aufs Gedächtniß zu bemerken geglaubt; dagegen reget der Genuß des Getränkes von weinartiger Natur die selbsterschaffende Phantasie, der des narkotischen Stoffes die Traumwelt des Ahndungsvermögens auf. An einigen jener Getränke, in welchen der rohe, narkotische Stoff mit dem Alkohol sich vermischet, ist eine ganz besondere, die Gallenabsonderung erregende Kraft, und hiermit eine Wirksamkeit bemerkt worden, welche zu mächtigen Ausbrüchen des Zornes und der wilden Streitsucht aufreizte; andern wird die Macht zugeschrieben, auf furchtbare Weise die niedrigsten Regionen der thierischen Begierden zu bewegen und zur Raserei zu bringen. Die Wirkung solcher berauschender Mittel der niedrigsten Art lähmet zugleich das Bewußtseyn und nimmt der Seele die Kraft der Erinnerung. Es hat nicht an Aerzten gefehlt, welche das elende Loos der Blödsinnigen, die von der Zeugung an nur die Gestalt, nicht die innere, geistige Lebenskraft der Menschennatur empfangen, der Schuld der Eltern beigemessen, die sich dem Genusse berauschender Getränke von ähnlicher Wirkung hingegeben. In einigen kälteren Ländern von Asien zeiget der Fliegenschwamm, dessen der lüsterne Mensch als eines berauschenden Giftes sich bedienet, eine Wirkung anderer Art, welche die Kraft des freien Willens bei dem Bewegen der äußeren Glieder so sehr bindet, daß

der Mensch, zu unwillkürlichen, unbändigen Bewegungen aufgeregt, den Abgrund, in welchen er hineintanzet, vor sich siehet, und die nahe Gefahr erkennet, ohne sich aus eigner Macht vom Hinabstürzen zurückhalten zu können. Nicht selten erscheinet es in dergleichen Fällen, als räumte der Mensch durch einen solchen verbotenen Genuß noch einer anderen psychischen Macht die bewegende Gewalt über den Leib ein als der eigenen Seele, und als sey jene es, welche ihn, gleich jenen Rauschtänzern in Sibirien, in den Abgrund des verderblichen Wirkens hinabstürze.

Dem Genuß der Früchte des Anacardium wird ein besonders stärkender, die innere Thätigkeit erhöhender Einfluß auf das Gedächtniß zugeschrieben, während das Kauen von Spilanthus Acmella, einer indischen Pflanze der 19ten Classe, wohlthätig aufregend und belebend auf die Sprachorgane wirken soll, so daß man dieses sonderbare Mittel sogar in den indischen Schulen anwendet.

Dieselben Elemente, welche in unsern Speisen und Getränken das stille Geschäft der Ernährung, oder welche jenes der Berauschung wie der Beruhigung der Sinnen wirken, gehen auch in der Form der Dämpfe die gewöhnliche Verbindung mit dem lebenden Leibe ein, und wirken auch in dieser Weise dasselbe, was sie in der schon beschriebenen vermochten. Von der angenehm und unschädlich berauschenden Kraft des Salpetergases ist schon oben (bei §. 12) die Rede gewesen. Die Völker, nicht bloß der westlichen Halbkugel, welche hiezu wohl die beständige Plage der Insectenschwärme und der schwere Nebel des wasserreichen Waldlandes getrieben haben konnte, sondern auch jene der östlichen, haben seit alter Zeit das unliebliche Einerlei des trägen Lebens, in welches sie durch eigene Schuld und Wahl gerathen, durch das Einathmen eines künstlich erregten, narkotischen Rauches zu verhüllen gesucht. Gewiß ist es, daß den Be-

wohnern des östlichsten Asiens diese Sitte nicht erst, etwa durch Vermittlung der Europäer, aus Amerika gekommen, sondern jene hegten dieselbe ursprünglich. Auch solche künstliche Räucherungen wecken dann zum Theil die selber schaffende, zum Theil die passiv aufnehmende Phantasie; auch sie wirken vielfältig aufregend oder beruhigend auf die Bewegungen des Begehrungsvermögens ein. Aus den Acten der sogenannten Hexenprocesse, wie aus andern Erfahrungen, deren eine sich in Benvenuto Cellini's Leben verzeichnet findet, ist es bekannt, daß narkotische Dämpfe einen vorübergehenden Wahnsinn der erkennenden wie der begehrenden Natur des Menschen zu erzeugen vermögen. Dem Auge wird auf dem Hintergrund dieser Rauchwolken eine ganze Welt der phantastischen Erscheinungen sichtbar, „ein vorhin den Sinnen unbemerkbares Reich der Geister scheinet, auf ähnliche Weise wie die abgeschiedenen Schatten der Homerischen Unterwelt durch den Genuß des Blutes, so durch jene geflügelten Gifte, ein Medium der Annäherung an den lebenden Menschen, ein Medium der sichtbaren Gestaltung gefunden zu haben." Hierbei regen auch, neben dem Wahnsinne der erkennenden Sinnen, jene betäubenden Räucherungen das wilde, thierische Begehren auf. Von den Dämpfen des Schierlings ist es bekannt, daß sie die Reizbarkeit zum Zorn sehr erhöhen, und die Aeußerungen dieser zerstörenden Leidenschaft schärfen.

Seit alter Zeit wurde aber, nicht allein jenen Elementen der äußern Natur, welche eine augenfällige Verbindung mit unserm Leibe eingehen, sondern selbst solchen Körpern, welche nur durch ihren Glanz aufs Auge, durch ihre Berührung auf die äußere Fläche der Haut einwirken, in den Schriften, so wie in den Sagen der Völker, eine — magische — Wirkung, selbst auf die Kräfte des innern Menschen beigelegt. Es sollte der Anblick oder die Berührung einiger

Edelsteine den Muth stärken, andere sollten die Kraft haben, das nüchterne Selbstbewußtseyn und die Selbstbeherrschung der Seele aufrecht zu halten, während man von noch andern erzählte, daß in ihnen die Kraft sey, prophetische Träume zu erzeugen. Eine Wirkung, der zuletzt erwähnten verwandt, traute man auch dem Glanz der Metalle zu, wenn das Auge einige Zeit an demselben verweilte. So war es schon zu den Zeiten des Patriarchen Joseph das Hineinblicken in einen Becher, was das innere Gesicht, die Gabe des Weissagens, aufweckte; es fühlte sich der bekannte Jakob Böhme durch den Anblick einer glänzenden, metallenen Fläche in einen Zustand des inneren Hellsehens versetzt, und der Aberglaube, selbst noch der neuesten Zeiten, hat sich häufig bei seinem Spiele eines aus mehreren Metallen gegossenen, sogenannten Erdspiegels bedient, in der Meinung: daß ein Hineinschauen in diesen der Seele das Vermögen gäbe, das Künftige zu errathen, das Verborgene anzuschauen. Gewiß ist, dieß lehren uns die oben bei der Lehre vom Magnetismus und anderwärts erwähnten Thatsachen, daß die Metalle von einem eigenthümlichen, sehr beachtenswerthen Einfluß auf die Nerven eines von ihnen berührten, oder ihnen nur genäherten Menschenleibes sind, und daß besonders einige von ihnen (die edleren) zu einer Wechselwirkung mit dem Körper befähigt scheinen, welche jener der Lebensluft beim Athmen verwandt ist.

Die Geschichte des magnetischen Hellsehens, und einiger mit diesem verwandten Zustände einer krankhaften Art, eröffnet uns überhaupt in neuester Zeit einige tiefe Blicke in das Geheimniß des beständigen, lebendigen Verkehrs unsers eigenen Wesens mit den Elementen der äußeren, irdischen Natur. Wenn die Seele den Leib noch selber kräftig bewegt und beherrscht, dann vermögen die bewegenden Kräfte der äußeren Natur kaum merklich auf diesen zu

wirken; wenn jedoch die Seele den Zügel fallen läßt, womit sie sonst diese Rosse ihres leiblichen Wesens gelenkt, vielleicht weil sie, wie dieß bei der Seherin von Prevorst erschienen, ihre ganze bewegende Kraft in die Tiefe einer andern, geistigen Region zurückgezogen, dann wirken an ihrer Statt die gestaltenden und bewegenden Kräfte der äußeren Natur auf den verlassenen, noch lebensempfänglichen Leib ein: die Kräfte, welche den Stein gebildet oder der Pflanze und dem Thiere ihr Wachsthum gegeben.

In solchem krankhaft leidenden, dem Einfluß der äußeren Elemente ohne eine Möglichkeit des Widerstandes dahin gegebenen Zustande befand sich schon jener Gascogner, von welchem Fabricius Hildanus berichtet, daß er nach einer langwierigen Krankheit einen solchen Widerwillen gegen Brod bekommen habe, daß selbst der Geruch des Brodes ihm eine Ohnmacht zuzog. Auf einen Andern wirkte nach H. ab Heer's Beobachtung schon der bloße Geruch von Fleischbrühe gleich einer innerlich genommenen, starken Purganz, und Boyle erzählt von einem Menschen, dem der Honig wie ein Gift feindselig und zuwider gewesen. Von einer ganz besondern und betrübenden Art war jene Antipathie, deren Libavius erwähnt. Ein Mann, welchem ein Sohn geboren worden, fühlte sich von der Nähe schon des neugebornen Kindes so seltsam angeregt, daß er in eine tiefe, gefahrdrohende Ohnmacht fiel. Dieser Zufall wiederholte sich, so oft der Mann es versuchte dem Söhnlein sich zu nähern. Man war dann genöthigt das Kind außer dem elterlichen Hause fern von seinem Vater zu erziehen. Als es nun herangewachsen war, versuchten es die Freunde den unwillkürlichen Abscheu des Alten zu bezwingen. Sie brachten den jungen Menschen, der seinem Vater ganz unbekannt geworden war, unter andern in ein Zimmer hinein, in welchem eben der Vater sich verweilte. Augenblicklich fühlte sich

dieser von der ihm noch aus alter Erinnerung bekannten, fast tödtlichen Angst ergriffen, schrie laut: es müsse sein Sohn in der Nähe seyn, und fiel wieder in tiefer Ohnmacht zu Boden.

Diesem gegenüber stehen jene Fälle von Sympathien zwischen zwei Menschen, welche am gemeinsamen Orte sich aufhalten, dergleichen einen Amatus Lusitanus erzählt. Es war das leibliche Mitgefühl und Mitleiden zwischen zwei Ordensgeistlichen, die sich äußerlich sehr ähnlich sahen, so groß, daß, wenn der eine von ihnen sein gewöhnliches Leiden des Seitenstechens bekam, sogleich auch der andere hievon ergriffen ward, und wenn die Krankheit bei diesem aufhörte, verließ sie alsbald auch jenen.

Fälle von außerordentlicher Einwirkung eines und des anderen, dem Leibe genäherten Naturgegenstandes auf alle Kräfte der leiblichen Natur des Menschen erzählen die Aerzte so viele, daß hiervon die schon im §. 4 betrachtete Lehre Bestätigung erhält, die Lehre: daß es nicht die wägbare Masse der Dinge allein, sondern ein geistartig diese ergänzendes mächtigeres Element sey, was aus der Körperwelt hervor auf alle Beseelten wirket. So bekam der berühmte Erasmus fieberhafte Anfälle schon durch die Nähe von Fischen, gegen welche Thierklasse er eine unüberwindliche Abneigung hatte. Dem großen Scaliger, welcher vor keinem Scioppius gezittert, erregte die Brunnenkresse (Sisymbrium Nasturtium) ein heftiges Zittern der Glieder; dem Simon Pauli, dessen Herz sonst so ruhig schlug, konnte schon die Nähe der frischen Aepfel ein starkes Herzklopfen erregen, und dieselbe Wirkung brachte in einem von Senac erwähnten Falle der Genuß der Linsen oder bei dem berühmten Malpighi alle Arten der Hülsenfrüchte hervor. Die Nähe von weißen Rosen hatte nach Lemery's Beobachtung ein zwölf Stunden anhaltendes Erbrechen und Purgiren er-

regt, wobei das Gefühl entstund, als ob sich etwas Flüssiges vom Gehirn aus nach dem Körper herunter zöge. In einem andern Falle hat ein wenig Opium, das man ins Ohr und in einen hohlen Zahn gelegt hatte, den Tod verursacht. Der Genuß von etlichen Eßlöffeln frischen Menschenblutes, das man einem Jüngling im Wein beigebracht hatte, verursachte, wie dieß Zakutus Lusitanus berichtet, schon nach drei Tagen einen unheilbaren Wahnsinn. Ein junger Mensch, dessen natürlicher Abscheu gegen den Wermuth so mächtig war, daß er selbst nach einer Gabe, welche kaum die Größe eines Stecknadelköpfleins hatte, ein heftiges Erbrechen bekam, erlitt dieselben Zufälle, als man ihm ein wenig Salz, das aus der Asche des Absynthium bereitet war, beibrachte. Peter Boyle wurde bei dem Geräusch, welches das aus einem Hahn hervorbringende Wasser machte, ohnmächtig; La Mothe le Vayer, welchen der stärkste Donner ungerührt ließ, konnte die harmonischen Töne auch der leisesten musikalischen Instrumente nicht vertragen, und von andern beschwerlichen Zufällen, wodurch sich eine seltsame Wirkung der Musik auf die aussondernden Organe verrieth, erzählt Scaliger, so wie die Medicina septentrionalis collatitia (p. 110). Baco verfiel bei Mondfinsternissen in Ohnmacht, und eine ähnliche Ohnmacht oder Schlagflüsse erregende Wirkung ist bei den Sonnenfinsternissen nicht selten bemerkt worden. Hobbes gerieth in einen dem Wahnsinn ähnlichen Zustand, so oft er bei Nacht auch nur auf einige Augenblicke ohne Licht blieb, und wurde alsbald wieder vernünftig, wenn man von neuem Licht ins Zimmer brachte.

Nicht selten war eine solche übertriebene Beweglichkeit gegen äußere Einflüsse von der schwangeren Mutter auf den noch Ungebornen übertragen worden. So bei Jakob II. welchen der Anblick eines bloßen Degens; so bei dem Herzog

von Epernon, den das Sehen eines jungen Häsleins ohnmächtig machen konnte.

Diesen Fällen von erhöhter Reizbarkeit gegenüber stehen dann solche wie der von Lemery in den Mémoires de l'Académie 1699 beschriebene, in welchem ein Mann, der sich mit Alchymie beschäftigt hatte, sublimirten wie versüßten Mercur, wie Brod, zu vier Unzen vertrug, ohne hiervon eine weitere Folge als gelindes Purgiren zu erleiden. Eudemus aus Cos genoß nach Theophrast ohne Nachtheil Nieswurz; eine Frau aus Athen den Schierling; ein Blödsinniger nach Borellus Scorpionen.

Doch übergehen wir hier solche Beispiele von völliger Unempfindlichkeit des Menschenleibes gegen sonst schädliche Einflüsse, und erwähnen vielmehr noch einige Fälle von der psychisch lehrreicheren entgegengesetzten Art.

Die merkwürdigsten hieher gehörigen Thatsachen geben uns die Versuche mit der Berührung der mannichfaltigsten Körper durch die Seherin von Prevorst, deren Geschichte Justinus Kerner, ohne Furcht vor dem unverständigen Urtheile der sogenannten Verständigen, treu, nach seinen Wahrnehmungen erzählt. Diese Versuche waren von der Kranken selber veranlaßt, welche durch sie das tiefgefühlte Bedürfniß des Leibes, nach einem bewegenden und belebenden Einfluß, zu befriedigen oder zu täuschen schien; nach einem Einflusse, welchen die in einer tieferen, geistigeren Region (der neuen Verleiblichung nach §. 53) gebundene Seele ihrem Körper nur unvollkommen zu gewähren vermochte. Die Krämpfe, so wie das Erstarren, welches die Berührung der verschiedenen äußeren Körper bewirkte, erschienen jener heftig Leidenden in ihren Folgen öfters so wohlthätig, daß sie selber nicht selten auf die Wiederholung der Versuche drang und diese veranlaßte. Wir heben hier als Beispiel nur einige aus:

Der hellglänzendste unter allen Steinen, welchem auf mehrfache Weise das Princip des Leuchtens innen wohnet: der Demant, wirkte in merkwürdiger Art auf die Augen der Seherin ein. Als man ihr ein fast unwägbar kleines, ungefaßtes Steinchen in die Hand gab, wurden ihre Augen unwillkürlich und ungewöhnlich weit geöffnet, und es starrten die Augäpfel unbeweglich, wobei zugleich eine Steifigkeit der linken Hand und des rechten Fußes eintrat. Als diese Wirkung durch das Berühren des Schwerspathes gehoben worden, zeigte sich ein unwillkürliches Rollen der Augen. Während die Berührung des Rubins hemmend auf die Bewegung der Zunge zu wirken schien, rief in entgegengesetzter Weise der kohlensaure Baryt oder Witherit, durch unmittelbare Berührung eben so wie das Wasser, in welchem ein solcher Stein kurze Zeit gelegen, eine Aufregung des Zwerchfelles zu unwillkürlichem, krampfhaftem Lachen und ein beständiges willenloses Bewegen der Zunge hervor. Bergkrystall, auf die Herzgrube gelegt, wirkte ein gänzliches Erstarren des Körpers, vom Nacken bis zu den Zehen. Bei diesem Zustand, in welchem die Kranke gleichsam wie versteinert dalag, war ihr jedoch wohl. Gemeiner Schwerspath gab durch alle Glieder ein ganz ungewöhnliches Gefühl von Leichtigkeit; im Doppelspath, so schien es ihr, sey ein eigenthümliches inneres Wachsen, welches sie heller mache; Urkalk durchdrang alle Glieder mit unangenehmem Reiz zu einem beständigen Bewegen. Bei dem Angreifen von gelbem Flußspath fühlte sie im Munde einen säuerlichen Geschmack; dieser Stein versetzte sie in magnetischen Schlaf, dessen sie sich bisweilen nur dadurch noch auf einige Zeit erwehren konnte, daß sie unverwandt nach Glas (nach den Fensterscheiben) hinblickte. Lava erschien ohne alle Wirkung, dagegen erregte die Berührung von Kochsalz, welches sie doch ohne allen Nachtheil an den Speisen genoß, Brennen

im Halse und Krampf an Hals und Armen; Gold erregte keine Krämpfe (wie dieß bei ihr die meisten andern Metalle thaten), wohl aber ein ungemeines Dehnen der Glieder, dann bei völligem Wohlbefinden Steifigkeit der Muskeln; einem Magneteisenstein mit Flußspath schrieb sie einen erheiternden (lustigmachenden) Einfluß zu.

Unter den Pflanzen hatte der schon von den Alten dem Apoll geweihte Lorbeer durch seine Berührung vor anderen den merkwürdigen Einfluß auf jene Kranke, daß er sie in den schlafwachen Zustand versetzte, und auf eine verwandte Weise wirkte auch die Vogelbeere. Das Anrühren einer unreifen Wallnuß versetzte sie unter Anderm in eine Seelenstimmung des Wohlbehagens, in welcher sie sich gegen alle Menschen von Wohlwollen erfüllt fühlte.

Bei dieser Classe von organischen Körpern, deren Einwirkung auf den Leib, deren heilsame oder giftige Kräfte wir aus den Beobachtungen der alten wie der neuen Zeit genauer kennen, erschien es nun ganz besonders bemerkenswerth, daß sich die an ihnen bekannte Wirkung insgemein bei der Kranken viel stärker zeigte, wenn sie dieselben nur mit der Hand berührte, als wenn sie dieselben (als Speise oder Arznei) unmittelbar in den Leib brachte. Das Halten von zwei Spargelstengeln in der Hand wirkte schon nach einigen Minuten sehr auffallend auf die Absonderung des Urins; Spinat, dessen eigentlicher Genuß ihr nur die Vermuthung gab, daß in ihm eine betäubende Kraft sey, wirkte, wenn sie zwei frische Blätter desselben in die Hand nahm, eine ganz deutliche, wahrnehmbare Betäubung im Vordertheile des Hauptes (im großen Gehirn). Das Angreifen der Blüthe und des Krautes von blau blühenden Kartoffeln erregte nicht bloß Betäubung und Neigung zum Schlaf, sondern auch jenes Sodbrennen und Gefühl von Schwäche (Schlaffheit) im Magen, welches öfters auf das Essen der

noch nicht vollkommen gezeitigten Kartoffeln erfolgt. Die Berührung von Hopfenblättern betäubte sie, die von Wollblumenkraut (Verbascum Thapsus) reizte zum Husten; der Duft der Ringelblume (Calendula officinalis) war ihr ein wohlthätiges Heilmittel gegen Kopfweh, der Dampf des Aufgusses gab die durch Krämpfe verlorene Sprache wieder; die Berührung von grüner, geschabter Rinde des Hollunders (Sambucus nigra) mit der Hand trieb ihr Schweiß ohne Erhitzung aus; die weiße Taubnessel, vormals gegen Milzkrankheiten gebraucht, regte Schmerzen in der Milzgegend auf; eine weiße Lilie kühlte angenehm und rief in der Seele Bilder und Gefühle des Traumes hervor.

Diese außerordentliche Wirkung der bloßen Berührung der Handfläche zeigte sich am auffallendsten bei den Giftkräutern. Ein Gran der Belladonnawurzel in die Hand gelegt, wirkte Schwindel, Erweiterung der Pupille und Würgen im Hals, wie dieß bei einem Gesunden kaum der Genuß der doppelten Gabe vermocht hätte; ein Blatt von Bilsenkraut machte Betäubung und Gefühl von Lähmung; Mohnkapseln Schlaf.

So zeigte sich in diesem allerdings krankhaften und außergewöhnlichen Falle, welcher hohen Empfindlichkeit und Beweglichkeit der lebende Menschenleib durch den sonst unbeachteten Einfluß der planetarischen Stoffe fähig sey, wenn der Finger, der sonst die Töne dieses vielbesaiteten Instrumentes weckt, wenn die Seele ihre gewöhnliche Einwirkung aufgegeben, und eine tiefe, nächtliche Stille auch das leiseste Wehen über diese Saiten hörbar machet. Der Leib des Menschen, eine Welt im Kleinen, empfindet alsdann, und durch ihn die Seele, in lebendiger Theilnahme alle Bewegungen, welche, aus unsichtbarem Mittelpunkt, durch das sichtbare Element gehen: eine Theilnahme, auch an sonst nie gekannten Schmerzen, wie an nie gekannter Lust.

Der organische Leib wird, im gewöhnlichen, gesunden Verlauf des Lebens, von der selbstthätigen Kraft der Seele so mächtig durchwirkt und erfaßt, daß jene schwächeren Einflüsse von außen hierdurch unmerklich gemacht werden, wie der schwache Mitklang der Saiten mit andren Tönen durch das eigne, mächtige Anschlagen der Accorde. Diese, alles Andre übertäubende Macht des eignen Lebens, verstärken wir noch mit Willen durch den Genuß der vielfältig die Nerven aufreizenden Speisen und Getränke. Es pflegten daher die Alten jene Kranken, in denen sie das Gefühl, die Empfindlichkeit für die verborgneren, zugleich aber heilsamen Einflüsse der äußren, von einem allgemeinen Leben bewegten Elemente wieder wecken wollten, vorhin in einen ungewöhnlichen, nüchternen Zustand zu versetzen, und dann ihre Kranken den öfter erprobten Berührungen auszustellen.

Jene Heilart der neuesten Zeit, welche man die homöopathische benannt, wirket auf zweifache Weise: durch das Entfernen aller übertäubenden, aufregenden Genüsse, und durch das länger fortgesetzte Anwenden von Mitteln, deren feine Zertheilung an jene oben (bei §. 4) erwähnten Versuche des Robert Brown erinnert, der den Stäubchen der Körper durch unmeßbares, künstliches Verkleinern eine merkwürdig selbstständige, thierisch scheinende Bewegung gab. Es scheinen alsdann die Stoffe, vermischt mit dem Wasser, mehr auf jene elektrische (§. 18) Weise und eben so wie bei der Seherin durch die bloße Berührung der äußern Haut einzuwirken, als nach der Art der gewöhnlichen Assimilation durch den Darmcanal. Die Stäublein, so lange sie noch in größerer Masse vereint waren, gehorchten bloß dem Zug der Cohäsion; die feine Zertheilung gab ihnen die Beweglichkeit gegen den elektrischen Einfluß, welche das Auge durch das Mikroskop an ihnen bemerkt.

Fast könnten Betrachtungen dieser Art uns traurig

machen und selbst den muthigsten Sinn mit einem vergeblichen Schrecken erfüllen. Ist unser Leib ein so zartes, hochempfindliches Instrument, daß, ohne unser Wissen und Bemerken, jeder leise Luftzug es zu Schwingungen aufregt, welche in der Seele bald freudige, bald traurige Anklänge wecken; die Kräfte des Erkennens und Begehrens jetzt erhöhen, dann sie herabstimmen und lähmen, was nützet dann der Seele das gepriesene Recht der Erstgeburt und Oberherrschaft über die Bewegungen der Leiblichkeit? Ist es doch nicht mein Wille, der da zumeist und allein waltet, sondern gegen allen Ernst der innren Wachsamkeit empört sich beständig und mit siegreicher Gewalt eine äußere Natur, deren bewegenden Kräften mein Leib eben so wohl angehört, als mir selber. Wie der Mensch dem leichten Geflügel der Luft nicht wehren kann, in einer Höhe, welche sein Geschoß nicht erreicht, über das Dach der Wohnung und über sein Haupt zu fliegen; nicht wehren kann, mit Blitzesschnelle und unversehens in seine Halle und wieder hinaus zu fliegen: so vermag auch der ernsteste Wille nichts gegen jene geflügelt schnellen Einflüsse des äußren Elementes, er muß es dulden, auch wenn jene gleich den Harpyien zu ihm hereindringen, und (jetzt als betäubender, dann als widerlich aufregender Einfluß) das Mahl, das der ernste Wille und ein fleißiges Bemühen bereitet, verschlingen oder ekelhaft verunreinigen.

Es erscheint uns indeß, genauer betrachtet, das Verhältniß des Wirkens der Seele, zu dem Wirken des äußren Elementes auf den gemeinsam für beide empfänglichen Leib, als ein ganz andres. Selbst der Vogel in unsrem Käfig wird nur um so mächtiger zum eignen lauten Gesange geweckt, wenn neben ihm Töne aller Art, wohlklingende wie Mißtöne laut werden, und sein Gesang ertönet alsbald durchdringender und schmetternder, wenn der äußre Lärm sich

verstärkt. Dienet dann schon einem schwachen Canarienvogel der Zimmer selbst das mißtönigste Schreien der Umstehenden nur zur Bekräftigung des innren Wohllautes, wie viel mehr wird das vielfach sich durchkreuzende und durchdringende Bewegen des Lebens, das durch die ganze Natur gehet, wie und wo es im gesunden Verlauf den Leib und mittelst desselben die Seele berührt, der Ordnung der innren Entwicklung sich fügen und dem Gedeihen der geistigen Natur des Menschen förderlich seyn müssen. Jene Bewegungen, wie die elektrischen, welche die Luft als Wind in Bewegung setzen, sind dem lebendig athmenden Organ, auch wenn sie sich zum Sturme verstärken, nur eine erfrischende Wohlthat.

Speisen und Getränken und allen Elementen, welche der Mensch in den Kreis seines leiblichen Lebens hineinziehet, kommen allerdings eigenthümliche Kräfte zu, es ist diesen allen aber durch die herrschende Kraft der Seele gesetzt: was und wie weit sie wirken sollen. Jene Knaben, Gefangene im fremden Königshause, damit sie von dem Gebot, den Vätern gegeben, nicht abweichen müßten, baten den Kämmerer, daß er statt der kräftig nährenden, lieblichen Speisen, und dem süßen Wein der Königstafel, ihnen Gemüse gäbe und Wasser. Der Kämmerer, den Zorn des Herrschers fürchtend, wenn die Angesichte der Knaben etwa „jämmerlicher würden" durch eine solche Kost, als die Angesichte der andren Knaben ihres Alters, gewährte die Bitte nur auf wenige Tage. Aber siehe, als die Tage um waren, erschienen jene schöner und besser bei Leibe, denn alle Knaben, welche von des Königes Speise aßen. Da that Melzar ihre verordnete Speise und Trank weg und gab ihnen Zugemüse. — So ist der Quell aller Fülle und alles rechten Gedeihens, des innren wie des äußren Menschen, nicht in jenem Reiche und jenen Gütern der Sichtbarkeit, in denen ihn der irrig strebende Sinn suchet, sondern er lieget in

einer Tiefe des Geistigen, welche keine äußre Noth berührt, da kein Mangel ihn auf immer zu trüben oder zu vertrocknen vermag.

Erläuternde Bemerkungen. Vieles zur weitern Bestätigung des Inhaltes des vorstehenden §. Dienende wird sich im §. 61 finden. Ueber die gemeinsamen Mahlzeiten der Alten, namentlich der Spartaner, vergl. m. Plutarch (Lyc. 12; 18, 2; 19, 1, 2; Aristot. Pol. II, 8; VII, 9; Athen. XII, 12; Aelian. 14, 7). Die schwarze Suppe (μέλας ζωμός) ist das am öftersten erwähnte Gericht der Spartaner. — An Thieren schon zeigt sich, nach Maximus Tyrius (diss. XIII, ed. Davis. p. 140), der Einfluß der Nahrung; denn die, welche von Pflanzen leben, „sind furchtsam und leicht zu bändigen, die fleischfressenden sind tapferer und dabei frei."

Ueber die Meinung der Alten: daß die aus der Erde emporsteigenden Dämpfe die Kraft hätten, das Ahndungsvermögen: die Pythische Begeisterung zu erregen, vergl. m. Fontenelle, Histoire des Oracles 1698.

Um hier zuerst im Allgemeinen von dem Einflusse der Nahrung auf die Natur des Menschen zu reden, so sind die Speisen derselben Art und in derselben Menge von sehr verschieden sättigender, das Bedürfniß beruhigender Kraft. In warmen, trocknen Jahren sind alle Feld- und Gartengewächse, so wie das Fleisch der pflanzenfressenden Thiere von viel consistenterer, nahrhafterer Beschaffenheit, als in nassen Jahren, welche bei uns öfters zugleich Jahre der Theurung waren. Daher man öfters von Menschen, welche die theure Zeit von 1770 erlebten, erzählen hört, daß damals die dreifache Menge des Brodes kaum hingereicht habe, um den Hunger so wie zu andern Zeiten zu stillen. Die mäßig trocknen und etwas erhöht gelegnen Gegenden der wärmeren Länder zeichnen sich durch besondere Kraft der Nahrungsmittel aus; so namentlich das Innere von Persien, dessen Bewohner schon öfters durch ihre außerordentliche Mäßigkeit das Staunen der Europäer erregten, und das Hochland von Spanien, z. B. die beiden Castilien, wo ein Ei nebst etlichen Zwiebeln das Mittagsmahl der meisten Bewohner bildet. So fristet auch der Inder das Leben mit wenigen Löffeln voll Reis. Dagegen gibt es schon ganz in der Nachbarschaft jener Länderstriche andre, deren Nahrungsmittel durch den beständigen Regen und die Feuchtigkeit des Bodens von verhältnißmäßig sehr kraftloser Beschaffenheit sind, wie die feuchten Gegenden am caspischen Meer und wie einige Niederungen von Spanien: Arragonien und vornehmlich Asturien, wo selbst die aromatischen Pflanzen der vier-

zehnten Linnéischen Classe nicht gedeihen wollen. Diese Verschiedenheit der Nahrungsmittel wird ganz besonders bei einem Vergleich zwischen Amerika und den meisten ähnlich gelegenen Ländern der alten Welt bemerkt. So erscheinen zwar die Früchte wie das Fleisch der Thiere am Meerbusen von Mexico dem Auge eben so saftig und fett wie bei uns, aber es fühlen sich die mäßigsten Europäer, welche in dieses Regenland kommen, zu unmäßigen Mahlzeiten gezwungen; die sonst so genügsam scheinenden Spanier wie die Franzosen mußten zwei bis drei Stunden nach der reichlichsten Mahlzeit, wobei Fleisch aller Art genossen wurde, Chocolade nehmen, weil sie sich wieder erschöpft fühlten, und in den Speisesälen der Klöster wird auf jeden Geistlichen eine Masse von Fleisch gerechnet, welche in Deutschland vier, in Süd-Frankreich oder Italien acht Portionen ausgeben würde. (M. v. Gage, nouvelle relation des Indes occidentales Tom. I, p. 120.) Auch aus den Consumtionslisten von der Stadt Mexico, wenn man dieselben mit dem viermal mehr bevölkerten Paris vergleicht, scheint etwas Aehnliches hervorzugehen, denn es beträgt in Mexico die Zahl der geschlachteten Schafe fast vier Fünftheile und die der Schweine sogar mehr denn sieben Fünftheile der in Paris verbrauchten Zahl, und es werden auch zugleich in jener Stadt viel mehr gegohrne Getränke genossen, als in Paris (v. Humboldt's Neuspanien II, 16). Ein Amerikaner, so versichert Dobritzhofer, wird kaum zur Hälfte satt von einer Portion, welche einen Europäer ersticken würde. Ein Quaranier verzehrt in wenig Stunden ein ganzes Kalb. Bei all diesem Ueberladen des Bauches haben die Indianer immer Hunger, sie essen fort bis sie einschlafen und setzen noch vor Schlafengehen das Fleisch ans Feuer, um gleich beim Erwachen essen zu können. Auch die Europäer essen in Paraguay mehr als in ihrem Vaterlande. Es fehlt in jenen feuchtwarmen Ländern den Nahrungsmitteln sogar der gewöhnliche Geschmack, und der Gaumen der Bewohner scheint schon deßhalb häufig den Genuß des Fleisches der wilden Thiere, namentlich der Tiger, jenem des Genusses der Hausthiere vorzuziehen; der Abiponer besonders zeigt eine so unwiderstehliche Gier nach dem Fleisch und Fett des Tigers, daß ihn die Gefahr der unheilbaren Schmerzen, welche die Verwundung durch die Klauen des Tigers zur Folge hat, von der Jagd desselben nicht abhalten kann. Unter allen zähmbaren Thieren behält nur das Schwein ein Fleisch von gleicher Güte, ja diese Güte scheint sich sogar noch in jenen dumpfig warmen Ländern zu steigern. Bemerkenswerth ist hiebei das, was Wilson in seinen Betrachtungen über den Einfluß der Klimate auf Pflanzen und Thiere S. 108 von den Negern in Westindien anführt, welche, obgleich aus ganz entgegengesetzter Ursache, von einer Krankheit

befallen werden, die in ihrer Wirkung auf die Kräfte des Leibes dem Scorbut gleicht, wenn man ihnen nicht neben der vorherrschenden Pflanzenkost zuweilen etwas Pöckelfleisch und gesalzene Fische reicht, wobei zugleich die Seeluft heilsame Wirkung zeigt. Ein fast unwiderstehliches Bedürfniß des Magens treibt in jenen Ländern die Menschen zum Genuß des Branntweins und starker Gewürze. Es genießen die Spanier auf Trinidad, dessen Temperatur selten unter 22° R. ist, ihr getrocknetes Fleisch mit vielem spanischen Pfeffer, und es trinken daselbst die Frauen wie die Männer so viel Rum, daß Leblond zwei bis drei Flaschen für eine Person als ein ziemlich gewöhnliches Maß fand. Es können die Europäer auch in den ungesunden, heißen Gegenden von Afrika ungleich mehr Branntwein ertragen, als in ihrem Vaterlande. (M. vergl. Jobson Samml. all. Reiseb. III, S. 190.) Dagegen sagt Bruce, daß in Arabien und dem angränzenden heißen Afrika die Liqueurs zwar die Verdauung stärken, dagegen den Kopf angreifen, und räth deßhalb vorzugsweise die Benützung des schwarzen Pfeffers. Dieser, so wie ähnliche Gewürze, werden dann in manchen heißen Ländern so häufig angewendet, daß man auf St. Lucie die dort allen andren vorgezogene Speise des Stockfisches und geräucherten Fleisches, in Paraguay den Käse, in Sierra Leone und Congo alle Speisen mit rothem, spanischen Pfeffer ganz überschüttet. Zugleich mit dem Pfeffer, oder statt desselben, wendet dann der Abyssinier die Ochsengalle, der Baniane die Asa foetida an, und in einigen Ländern, wie in den südwärts vom Senegal gelegnen, zeigt sich bei den Bewohnern ein unnatürlicher Hang nach faulen Fischen, aus denen man sogar im östlichen Asien einen Brei oder eine Sauce (Balachian genannt) bereitet, welche den Bewohnern von Pegu, Arrakan, Siam und selbst den Chinesen gleich unserem Senf als ein guter Beisatz zum Reis und andren Speisen erscheint. Auch das Bedürfniß nach Salz wächst in heißen Erdtheilen. Der Bewohner der kältesten Länder der Erde bedarf dagegen mehr der fetten Speisen, liebt das fast oder ganz rohe Fleisch und vermeidet in vielen Gegenden den häufigen Genuß des Salzes, so wie die geistigen Getränke, als schädlich.

Als Beweis für den Einfluß der vorherrschenden Nahrung auf den Charakter der Völker führt man unter Andrem die Kühnheit und die zornmüthige Grausamkeit der vorzugsweise fleischessenden Javaner, so wie die natürliche Sanftmuth der meist von Pflanzenkost lebenden Hindu's und Südsee-Insulaner an. Der häufige Genuß des Fischrogens sollte nach Steller bei den Kamtschadalinnen den heftigen Trieb des Geschlechtes erregen, wiewohl in einem von ihm beobachteten Falle, welchen er als Beweis seiner Ansicht aufführt, mehr

wohl die Veränderung des täglichen Umganges als der täglichen Kost verbessernd gewirkt hatte (m. vergl. Bernoulli's phys. Anthropol. II). Dem Genuß der rohen Kastanien oder andrer mehlichten Speisen wurde von Cabanis der Stumpfsinn einiger Völker zugeschrieben, welcher den Lehren der Missionäre keinen Eingang gestatten wollte. Wenn jedoch dieser Stumpfsinn bei Veränderung der Kost sich verloren haben soll, darf man nicht vergessen, daß mit der Kost zugleich auch ganz andre Elemente der äußern Lebensweise verändert worden waren. Arbuthnot (bei Falconer in d. Bemerk. über den Einfluß des Himmelstrichs u. f.) erwähnt auch aus eigner Erfahrung Fälle, wo sich (gleich wie in dem oben erwähnten bei Tissot) die cholerische Gemüthsanlage durch häufigeren Genuß der Pflanzenspeisen gemildert hatte. — Marmontel, als er einst sechs Wochen lang nur Milch und Milchspeisen genossen, bemerkte an sich während dieser Zeit eine ungewöhnliche Ruhe und zugleich Leichtigkeit aller geistigen Thätigkeiten. — Das Bier wird, in Menge genossen, schädlich, durch seine zu große Nahrhaftigkeit, und auch schon in geringerem Maß getrunken durch die öfters ihm beigefügten betäubenden Stoffe, oder durch die ungesunden Kräfte, welche ihm eine zweite Gährung in lang und wohlverschlossenen Gefäßen ertheilt. Einigen, mit narkotischen Stoffen versetzten Bierarten wird eine vorzüglich zum Zorn und Unmuth aufregende Kraft zugeschrieben. — Es geboten die Gesetzgeber mancher Völker der wärmeren Länder, weil sie nach dem übertriebenen Genusse des Weines eine ähnliche Wirkung beobachtet hatten, auch diesen zu meiden, und in China, wo man die Rebe früher angebaut, hatte man sie später, auf obrigkeitlichen Befehl, wieder ausgerottet. (M. vergl. Frank's System einer vollst. Polizei III.) Besonders macht der schwere rothe Wein zum Unmuth und Streit geneigt und reget die rohe Thierheit auf. Es sollte daher, nach einer alten Sage bei Livius, Aruns von Clusium den Weinstock nach Gallien gebracht haben, um das Volk zu Ausschweifungen zu verleiten.

Einige Aerzte und andre Beobachter haben ganz besonders der Ammenmilch eine eigenthümliche, psychisch ansteckende Gewalt über die Natur des Kindes zugeschrieben. Nach v. Helmont sollte eine geizige, diebische, zornmüthige Amme dieses Naturell auf alle die Kinder, welche sie gesäugt hatte, übertragen haben, und schon in alter Zeit wurde die Neigung des Tiberius zum Trunk als eine Wirkung der Milch betrachtet, die er von einer fast immer betrunkenen Amme genossen; die Grausamkeit des Caligula von der wilden Gemüthsart seiner Amme hergeleitet, welche die Brüste jederzeit mit Blut bestrichen habe, wenn sie dem Kind zu trinken gab. Welchen schädlichen, ja augenblicklich tödtenden Einfluß die Milch

der Amme oder Mutter habe, wenn diese eben von heftiger, widerwärtiger Bewegung des Gemüths, wie Zorn, Aerger, Schrecken, ergriffen war, das lehren tausendfältige Erfahrungen der älteren und neueren Zeit. Es sterben daher so häufig die Kinder der zornmüthig oder sonst geistig zu reizbaren Ammen oder Mütter.

Opium mit Hanf u. s. vermischt, macht einen vorherrschend fröhlichen Rausch, mit Citronensaft oder andren Säuren versetzt, erregt es dagegen nach Halle (über Giftpflanzen) eine wilde Wuth und Hang zum Blutvergießen, so daß die Sklaven auf Java, durch jenes Mittel berauscht, Alles, was ihnen begegnet, ermorden. — Der Stechapfel erregt viehische Lust und Sinnlosigkeit; Bilsenkraut Phantasien und stürmische Bewegungen des Wahnsinns; die Belladonna ein ängstliches, zum Theil furchtbares Delirium. Die Wirkungen des berauschenden Fliegenschwammes, welcher in trocknem Zustande genossen wird, beschreibt Pallas. Das Pulver dieses Schwamms bei hartem Winterfrost in die Nase gezogen, schützt übrigens diese vor dem Erfrieren, indem es eine entzündliche Wärme erregt. — Der Recensent des Werkes von Malthus über die Bedingung und die Folgen der Volksvermehrung in der Salzburger medicin. chirur. Zeitung B. III, S. 251 (1808) erwähnt eines Thales, in welchem die Cretinen vorzüglich häufig sind, und deutet mit Recht darauf hin, daß die Schuld dieses anerzeugten Elendes unter Andrem auch in dem Hang und der Gewohnheit der Eltern zu suchen sey, an Sonn- und Festtagen sich mit einem sehr schnell berauschenden Obstmost zu betäuben u. s. f. Ueber die Wirkung der betäubenden Dämpfe vergl. m. die meisten Geschichten der Hexenprocesse und die Schriftsteller über diesen Gegenstand. Ein allgemein bekanntes Beispiel für jene Wirkung findet sich in Benvenuto Cellini's Leben von Goethe. — Das Tabakrauchen stellt als ursprünglich bei den ostasiatischen Völkern einheimisch Sprengel dar, in s. Gesch. d. Botanik. — Ueber das, was oben von der Wirkung des Hineinblickens in metallne Flächen gesagt worden, äußert Oetinger a. a. O. (bei dem Wort Gemüth) die sonderbar erscheinende Meinung: „Die Alten haben auch geglaubt, daß wirklich Bilder unsichtbar aus dem Menschen ausgehen, und sich in Alles zerstreuen, welches klar ist aus einem Lichtstrahl in Camera obscura. Wenn man nun die Ahndungskraft der Seele, davon Baco de Verulamio in der letzten Centuria seiner Sylvae schreibt, gebraucht, so versammeln sich diese Bilder entweder in ein Glas oder elektrischen Spiegel, daher konnte Joseph aus seinem Becher oder Glas weissagen." Zum Inhalt dieses §. vergl. m. J. Kerners Seherin von Prevorst, sowie meine kleine Schrift: Ueber Ahnen und Wissen. (München 1847).

Einfluß der mitlebenden organischen Natur.

§. 57.

Der Einfluß der umgebenden Thier- und Pflanzenwelt auf die Seele des Menschen, auf die Welt ihres innren, eigenthümlichen Bildens und ihrer Sprache ist ein näher vor Augen liegender als der bisher betrachtete Einfluß des Klima's und der in uns eingehenden oder von außen uns berührenden Elemente. Eine öftere Beobachtung hat gelehrt, daß der häufigere oder fast beständige Umgang der zarten Kinder mit Thieren, zu denen sie Neigung oder Zufall gesellet, nicht ohne bedeutende Einwirkung auf die äußren Gewohnheiten, ja auf die innre Richtung der Seele sey. Es ahmt in Kamtschatka's Hütten der Mensch bei seinen Tänzen zunächst die Bewegungen des heimathlichen Bären; der Neger, in einigen Ländern von Afrika, den unruhigen Affen nach, und es wird von beiden die Weise des vielbewunderten Thieres für die auch den Menschen am meisten zierende gehalten. Nicht selten hat sich der Mensch durch ein solches, seiner unwürdiges Bewundern oder Anstaunen der thierischen Kraft zu einem wirklichen Vergöttern derselben hinreißen lassen, welches der unvollkommnen Creatur eine Ehre erwiesen, die nicht einmal dem sichtbaren Herrscher der Erde: dem Menschen, sondern nur dem unsichtbaren Anfang und Schöpfer derselben gebührt.

Hierbei ist indeß noch ein andrer Grund der Abirrung nicht ganz aus den Augen zu setzen. Die lebende, mehr noch als die anscheinend todte Natur unsrer Sichtbarkeit ist das Tönen und Bewegen einer Sprache, welche der Brust des Menschen nicht allein einwohnet, sondern welche in diesem nur erst zum Worte wird. Schon den lebenden Leib des Menschen, wenn zuweilen der eignen Kraft der Seele der lenkende Zügel mit oder ohne ihre Schuld aus der Hand

entfallen, durchwirken nicht selten Lebenseinflüsse der freundlichen oder feindlichen Art (m. v. den vorherg. §.), welche wie aus einer unsichtbaren Welt des Geistigen hervorkommen. So hat auch das Alterthum nicht selten in den Gestalten und Bewegungen der lebenden Thiere die verhüllte Macht eines sich leiblich dem Menschen nahenden Gottes zu erblicken geglaubt, und zu dieser Kinderzeit der Völker schien die Thierwelt mit vernehmlichen Worten zu reden.

Wenn auch jene schon anderwärts berührte Ansicht, nach welcher die Menschensprache aus einem Nachbilden thierischer Stimmen ihre Namen, und so zuletzt sich selber gebildet haben sollte, vor einer tieferen Prüfung nicht bestehet; so wird doch überall erkannt, daß der Name, welchen der Mensch einst dem Thiere gegeben, ein so wesentliches Glied seiner Sprache wurde, als der bewegende Muskel am Leibe es ist. Das selbstständig bewegte Thier, in seinen mannichfaltigen Arten und Lebensweisen, brachte der Sprache jene Bilder und Worte, welche das Regen und Bewegen des allgemeinen Lebens in der Natur aussprechen sollten: und wenn auch der Gedanke, der das Wort schuf, auf einem viel andren, näheren Wege gefunden worden als jener der Betrachtung des Thieres es war, so gab doch dieses dem früher vorhandnen, geistigen Element den äußren sichtbaren Leib; wurde zur bedeutungsvollen Hieroglyphe der höheren, geistigeren Stamm- und Grundbedeutung.

Wie in einigen alten Sprachen an ein und dasselbe Wort die Benennung eines Thieres und zugleich die irgend eines andren planetarischen und siderischen Elementes oder Bewegens geknüpft werden konnte, z. B. im alt-Cophthischen an dasselbe Wort die Bedeutung des Löwen und jene des Wassers, an ein anderes zugleich die des Stiers und die der Morgenfrühe, das ist öfters schwerer zu ergründen als die vielfältig gedankenvolle Zusammengesellung jenes Doppel-

sinnes der Worte, welche zugleich irgend ein Thier oder thierisches Bewegen, und irgend ein Empfinden oder Begehren der Seele bezeichnen. Augenfällig ist es noch in den jetzigen Sprachen und ihrer fortgehenden Gestaltung, wie sich nicht bloß in die Gesänge des Volkes, sondern selbst in die Ausdrücke des Familien- und bürgerlichen Lebens das Abbild der Thierwelt einpräget, in welcher und zwischen welcher der Mensch wohnet. Die Gazelle des Gebirges mit lieblich glänzendem Auge und das Kamel der Wüste, der ruhig kräftige Löwe wie der edle Hirsch und der Eber unsrer Wälder, haben durch ihr Seyn und Wesen im Lied und Wort der Sprache ihren bald stilleren, minder merklichen, bald augenfälligeren Einfluß kund gegeben. Obgleich im Menschen ein selbstständig den Gesang erzeugendes Element ist, scheint dennoch auch die umgebende, mitsingende Welt auf die Entwicklung jenes Elementes günstig einzuwirken. Sogar der Tact der Gesänge stehet (vielleicht noch aus andrem Grunde) mit dem Bewegen der vorherrschenden Thierwelt der Umgebung im gleichmäßigen Verhältniß.

Auffallend, und auch noch von andrer Seite zu beachten, ist der Unterschied der geistigen Richtung und Gestaltung bei Völkern, welche, Viehzucht treibend, sich von Jugend an zum ruhigen Stier oder Lamm gesellt, und bei solchen, welche, vom Fleische der erbeuteten Thiere lebend, das Raubthier — den Hund — in ihren Umgang gezogen haben. Jedoch diese Verschiedenheit führt uns von selber in eine nachbarlich angränzende Region dieser Betrachtungen, welche der nächstfolgende §. zu seinem Inhalte wählt.

Erläuternde Bemerkungen. Zu diesem §. vergl. man Hug über den Mythos der ält. V. und zum Theil auch den Inhalt des spätern 62sten §. dieses Buches.

Einfluß der leiblichen Bewegung und der Lebensweise.

§. 58.

Die Hauschronik der Geschichte der Wissenschaften nennet uns Gelehrte, welche anders nicht als beim körperlichen Bewegen ihrer eignen geistigen Thätigkeit froh geworden: bei denen gewöhnlich mit dem Fortbewegen der Füße zugleich auch die selbsterschaffende Seele von Gedanken zu Gedanken, von Bild zu Bild sich bewege. Wir erwähnten schon bei andrer Gelegenheit jener Vögel, welche, wenn der innere Lebensstrom der Seele die Stimmorgane zum lieblich rührenden Gesange aufregt, zugleich die Glieder bewegen: und die Lerche unsrer Felder und Auen scheinet nur dann die Töne zu finden, welche das Vorbild einer tiefen Wonne der lebenden Seele ausdrücken, wenn sie zugleich die Flügel zum Aufschwung nach oben bewegt.

Was die alte Zeit von dem Einfluß der Entwicklung und Uebung der leiblichen Kräfte auf die Bekräftigung der inwohnenden Seele nicht etwa nur geahndet und vermuthet, sondern aus der Erfahrung erkannt habe, das lehren uns die Schriften ihrer Gesetzgeber und Weisen, das lehrt uns die Geschichte, namentlich Griechenlands, von seinem Aufblühen an, bis zu seinem Versinken unter die Last des eignen innern Verderbens und der fremden Macht. Die Weisheit des classischen Alterthumes hat diesen Theil der Geschichte der Seele übereinstimmend mit der Lehre des Christenthums (nach §. 44) geahndet, wenn auch nicht in voller Klarheit geschauet.

Es erkennet selbst ein Apostel in den Uebungen und Wettkämpfen des Leibes ein treffendes Abbild der Uebung des Geistes und des Ringens nach einem ewigen Kleinod an. Der junge Adler, ehe er zum Fluge jenseits der Wolken, nach der Sonne sich stark fühlet, übet vorhin die

Schwingen am Emporflattern von Klippe zu Klippe. So wird auch die Herrschaft des Geistes, über die gesammten Kräfte der Seele und des Leibes, durch die leichtere Uebung der Macht der Seele am Leibe vorbereitet. Es ist ein wohlgeeigneter Anfang jener Herrschaft, wenn zuerst die Glieder des Leibes zu jenem Gehorsam gegen einen Willen der Seele gewöhnt werden, welcher zunächst wenigstens etwas Andres erstrebt, als die Vergnügung des lüsternen Gaumens oder eines andren thierischen Begehrens. Denn wenn auch bei einer solchen Erziehung des einzelnen Menschen, wie des ganzen Geschlechts, der Kampfpreis des leiblichen Bemühens zuerst ein sinnliches Gut ist, so pflegt doch bald jene Hand, welche das Geschäft des Erziehens leitet, statt des sichtbaren Preises einen unsichtbaren und höheren aufzustecken. Das Kind, welches der Anblick und Duft der ihm vorgehaltenen Frucht zu den ersten Bewegungen der Glieder gelockt, kämpfet später um den Lorbeer, in welchen nicht die Lüsternheit des Leibes, sondern die höher strebende Seele den eigenthümlichen Werth legte, und die Seele, wenn sie ein unvergänglicheres Kleinod kennen lernte und lieben als den Lorbeer, gebraucht der erlernten Selbstherrschaft zu einem Bewältigen des Leibes, welches ein andres Ziel und andren Sinn hat, denn alles vorherige Ringen der Glieder.

Diese hohe Bedeutung der leiblichen Uebungen als vorbereitend die geistigen Uebungen des Gehorsams gegen das Gesetz, ist ohne Ausnahme von allen gebildeteren Völkern des Alterthumes anerkannt worden. Denn wenn bei den alten Persern der Knabe im sechsten Lebensjahre aus dem Hause und der Pflege der Mutter genommen und der Aufsicht des Staates zur eigentlichen Erziehung übergeben wurde, war das Augenmerk der Männer, welche das Geschäft der Jugendbildung leiteten, vor Allem dahin gerichtet, daß die Seele, schon der Kinder, die Herrschaft über die Glieder wie

über die inwohnenden Begierden des Leibes sich erringen lerne. Neben den kriegerischen Uebungen der Arme und Füße, vor der Burg des Königes und auf der Jagd', lehrte man den Knaben Mäßigkeit im Genuß und bei Gelegenheit ein ruhiges Ertragen des Mangels; in allen Dingen aber ein bereitwilliges Unterwerfen des eignen Willens in den Willen eines verständig Herrschenden und zuletzt des Gesetzes, das über Allen ist.

Es wurden in Sparta schon die Kinder von fünf Jahren an einen strengen Gehorsam der zarten Glieder gegen die Zeichen der Meister gewöhnt, wenn sie in diesem Alter den kräftig schönen Nationaltanz der spartanischen Krieger: die Pyrrhiche, erlernten. Denn dieser Tanz, bei welchem alle dem Kampfe dienenden Muskeln des Leibes in mächtige Bewegung gesetzt wurden, erschien selbst neben den Gymnopädien, welche an dem hiernach benannten Jahresfest bei der Statue des Apollon auf dem Marktplatz unbekleidete Knaben tanzten, noch stürmisch, obgleich die Gymnopädien eine mimische Darstellung der fünf Arten des Kampfes der Schlachten gaben, deren Ernst nur durch die sanfte, die Bewegungen begleitende Musik gemildert und zum harmonischen Einklang verklärt war. Die Pyrrhiche, als kräftiges Uebungsmittel, wurde deßhalb auch noch von der erwachseneren Jugend im Gymnasium, jedesmal am Schlusse der Uebungen getanzt.

Es waren Töne der Flöte oder der Lyra, es waren Bewegungen in der spielenden Form des Tanzes, wodurch Sparta's Jugend zum Kampfe der Waffen gelockt und erzogen wurde; nur wie ein Tanz der Waffen erschien den gereiften Männern das Getümmel der Schlachten. Sparta kämpfte nicht um zu erobern, sondern nur um das Vaterland zu schützen. Und ein solcher freudiger Geist des Muthes wie Lykurg ihn zu wecken verstand, würde der Stadt ohne

Mauern ein dauerhafterer Schirm und Schild gewesen seyn als cyklopische Bauwerke, wenn der Feind des Volkes nur ein äußerer, für die Faust ergreifbarer gewesen wäre.

In solchem fast ausschließendem Maße und mit solchem Ernste sind die Leibesübungen bei keinem andren Volke als Element der Jugendbildung im Gebrauch gewesen, als bei den Spartanern, daher auch die Einrichtung derselben zu bestimmtem Zweck und ihr Nutzen zur Erziehung des äußren wie des innren Menschen nirgend so deutlich erkannt werden kann, als dort.

Die Gymnastik, von welcher wir hier reden, wurde in beständigem Verein und in Wechselbeziehung mit der Tonkunst geübt, denn sie selber war zur Kunst geworden, wie ein Lied, das ein begeisterter Sänger zu den Tönen der Lyra singt. Als Kunst, nicht als Ausklügelung der Aerzte oder Pädonomen, war die Gymnastik, so lehrten die Alten, wie alles Herrliche, das der Mensch kennt, von göttlichem Ursprung; eine Begeisterung, deren Antrieb von oben kommt, hatte dieselbe erfunden. Darum wurde, nach Herodots Bericht, der Geber der Kampfspiele: Perseus, zu Chemmis in Oberägypten, wo ihm ein Tempel erbaut war, göttlich verehrt. Ihnen sey, so erzählten die Priester von Chemmis, mehrmalen der Götterheld erschienen, ihnen allein sey, unter allen Aegyptiern, die Kunst der Leibesübungen vertraut worden. Auch die heilige Sage der Griechen nannte Perseus als den Erfinder dieser Kunst; ihm allein wurden die alten kretisch-dorischen Grundzüge zugeschrieben, auf welchen sich die vollendetere Gymnastik der Griechen erbaut hatte.

In seinem Innren war das Gebäu dieser Kunst, als Pentathlon oder Fünfkampf, von fünf Hauptsäulen getragen; diese waren: das Werfen mit der Wurfscheibe und der Lanze, zur Stählung der Brust und der Arme; der Faustkampf, zur Uebung vornehmlich des unteren Armes; das

Wettlaufen, zur Stärkung der Füße und Schenkel; das Springen, zur Bekräftigung der Muskeln des Rückens und unteren Leibes; endlich kam hierzu, als allseitige Anregung und Bewegung aller Glieder des Leibes, das Ringen. Das Werfen, die Uebung des Laufes und das Ringen wurden als Hauptsache betrachtet, welcher die andren beiden Uebungen als Beihülfe zugeordnet waren. Knaben oder Jünglinge von gleicher Kraft und Stärke wetteiferten in diesen Kämpfen zusammen. — Als Spiele zur Erholung füllten die Mußestunden das Schwimmen und Ballschlagen, so wie der mimische Tanz und die Handhabung der Waffen aus.

Nach strenger Ordnung und mit einem allerdings einseitigen Eifer, als bestünde im Kampf und der Uebung des Leibes das ganze Werk des Lebens, wurde fast vierzehn Jahre lang, vom vollendeten siebenten Jahre an, Sparta's Jugend zur Kunst der Gymnastik angehalten. Doch war dieser, damit sie nicht zu einer Abrichtung der Thierheit herabsinke, sondern auf ihrer Höhe, als Kunst, sich erhielte, das Spiel der Flöte und der Saiten, so wie der Gesang beigesellt; die Jugend, welcher kaum Zeit gegönnt war, um nur das Lesen zu erlernen, hörte öfter die unsterblichen Gesänge der Dichter und Sparta's Gesetzbücher lesen. Vor Allem aber erhielt sich die Kunst der Bewegung des Menschenleibes dadurch in Gemeinschaft mit dem allverklärenden Geiste, daß sie selber, in all' ihrem Werk, mit der Verehrung der Götter anhub und endete. Denn nicht bloß eine feurige Liebe des Vaterlandes, sondern Liebe zu den Göttern wohnte in Lykurgs Volke; und wie die Tapferkeit der Bewohner der mauernlosen Stadt, so diente Frömmigkeit der sonst wenig verwahrten Sinnlichkeit zur Schutzwehr, und Sparta hörte alsbald auf zu seyn, was es gewesen, als ihm die Flachheit der späteren Zeiten die Furcht der Götter geraubt hatte. Zu einer Feier von geistiger Bedeutung und

zu einem Dienste der Götter erhöhten sich die gymnastischen Spiele schon durch die oben erwähnten Kampftänze zu Ehren der Artemis und Latona, nach der lieblich-ernsten Tonweise des Thaletas; es gaben überdieß nicht bloß die ernsten Jahresfeste der Todtenklage des Hyakinthos und die mit musikalischem Wettstreit begangenen Karneen, sondern die öfter wiederkehrenden Choraufzüge der Opfer, zu der mühsam erworbenen Spannung der äußeren Kräfte, die harmonische Stimmung der inneren.

Uns liegt es hier vor Allem an, den Einfluß einer so eingerichteten und vervollkommneten Uebung des Leibes auf die Gestaltung und Bildung der Seelenkräfte zu zeigen; denn ein Beispiel dieser Art und solcher Rückwirkung des scheinbar Aeußeren aufs Innere hat die Geschichte unsers Geschlechtes wohl kaum sonst aufzuweisen. Vor Allem hatte die Seele des gymnastisch gebildeten Spartaners, indem sie die Glieder ihres Leibes zu augenblicklichem und ungemessenem Gehorsam gewöhnte, selber gehorchen gelernt; denn es wird bei keinem Volk der Erde der unbedingte, treue Gehorsam gegen die Herrscher und Führer, gegen Gesetz und Sitte der Väter in höherem Maße gefunden, als bei den Lakedämoniern. Es war bei ihnen das kräftige Herrschen des Vollendeteren und Gereifteren über den noch Unvollendeten und Unreiferen; die Ehrfurcht der Jüngeren vor den Alten und das bereitwillige Befolgen eines jeden Winkes, den der Erfahrnere gab, nicht bloß eine anerzogene und erlernte Weise, sondern diese Kunst des unbedingten Gehorchens und mannhaften Herrschens wurde aus innerem Triebe geübt. Die Gymnastik der Spartaner hat diesem Volke, dieß bezeugte die Erfahrung, nicht bloß eine Herrschergewalt des Willens über die Bewegungen der Glieder, sondern nicht minder über die Bewegungen der Begierden und Leidenschaften gegeben, welche mit Recht neben den bestehenden Einrichtungen

des Staates bewundert wird. Es zeigte sich diese Selbstbeherrschung als heldenmüthige Selbstverläugnung bei dem wahrhaft Staunen erregenden bewegungslosen Ertragen leiblicher Schmerzen, welche wie ein Gegenstand der Uebung behandelt und bei verschiedenen Gelegenheiten der Jugend auferlegt wurden. Vor Allem aber hat, wie es scheint, die Bemächtigung der andern Glieder dem gymnastisch vollendeten Lakedämonier die Zähmung eines Gliedes erleichtert und in ungemeinem Maße möglich gemacht, welches, so klein es auch ist, dennoch am schwersten zu bändigen und zu beherrschen ist: der Zunge. Dieses Glied, welches der Apostel ein Feuer und ruheloses Uebel nennet, von welchem er aber zugleich rühmt, wie Großes es ausrichte, ist wohl nirgends in so allgemeiner Zucht gehalten worden, als in Sparta. Hier konnte man lernen, wie viel der Mensch mit wenig Worten zu sagen vermöge; lernen was es heiße über seine Rede Meister zu seyn. Unnützes Geschwätz ist da, so lange die alte Sitte blühete, wohl selten vernommen worden, sondern selbst beim fröhlichen, gemeinsamen Mahle bewunderte der mit eingeladene Fremde die bündige Rede der Bürger, deren Unterhaltung auch hier verständig und heiter, deren Wort geistig anregend und treffend war. In der That nicht bloß durch Stärke und Gewandtheit der Glieder und durch kriegerischen Muth, sondern vornehmlich als Machthaber seiner Zunge, erschien der Spartaner als ein vollkommener Mann. Die damalige „Kunst der Rede" war in Lakedämon verachtet, weil hier die „Macht der Rede" seit alter Zeit geübt wurde.

Wir wollten hier einer menschlich gebrechlichen Volksverfassung, welche zuletzt durch ihre eigene Einseitigkeit sich den Untergang bereitete, keine unbedingte Lobrede halten, sondern nur zeigen, daß der wohlmeinende Eifer, welcher nicht für das eigene, arme Selbst, sondern für das Wohl

eines das Einzelne tragenden Ganzen sorgt, auch in seiner menschlichen Einseitigkeit nicht ohne Frucht blieb. Sparta wird ein ewig denkwürdiges Gränzmal bleiben zur Bezeichnung der Macht, welche ein tief in die Menschennatur geschriebenes Gesetz über den Menschen habe, und zugleich auch in anderer Hinsicht zur Bezeichnung der Unmacht dieses natürlichen Gesetzes, ohne die ergänzende Mitwirkung eines geoffenbarten.

Obgleich in Athen bei der Bildung der Jugend eben so sehr auf Begründung der wissenschaftlichen Erkenntnisse, als der leiblichen Fertigkeiten gesehen wurde, ging dennoch in der Beachtung des Staates die Gymnastik der Grammatik voran. Denn jene war es, welche der künftige Bürger auf öffentliche Kosten erlernte; ihr hatte das Gemeinwesen die Gebäude der Gymnasien errichtet. Die Arten der leiblichen Uebungen waren dieselben wie in Sparta, nur daß zu den beiden, sogenannt leichteren Kampfarten des Ringens und Faustkampfes noch das beide vereinigende Pankration kam, das Sparta verboten hatte, weil es dem Lakedämonier schimpflich dünkte, daß der Besiegte, wie im Pankration geschah, durch Ausstrecken der Hand sich als besiegt bekenne. Zu den schweren Kämpfen wurde in Athen das Laufen, das Springen und das Werfen des Diskus gezählt; die Fertigkeit des Leibes zum Schwimmen, zur Jagd und zum Gebrauche der Waffen erwarb sich die kräftige Jugend außerhalb der Gymnasien.

So nennt auch Plato in seinem Buch der Gesetze zwei Hauptarten des Unterrichts, davon die eine die Bildung des Leibes, die andere die des Geistes angehe. Die erstere wird als Gymnastik, die andere mit dem vielbedeutenden Namen der Musik (m. v. den §. 42) bezeichnet. Die Gymnastik umfasse die Vorbildungen für den Kampf, welche den Gliedern Stärke und Haltung verleihen soll, und die Uebungen

des Tanzes im alten Sinne, welche dem Leibe Anstand, Gewandtheit und Schönheit gäben. Die letzteren dienen den Musen; die Gymnastik aber soll den Menschen mannhaft machen, und sie müsse von Kindheit an durchs ganze Leben hindurch betrieben werden. Die vollkommene Gymnastik gehet verschwistert bei der Bildung der Menschennatur mit der vollkommenen Musik Hand in Hand. Der Gipfel der Musik ist das Erkennen der Weisheit, ist die ächte Philosophie. Musik für sich allein macht zu weich, Gymnastik allein zu rauh, beide zusammen gewähren vollkommene Bildung: Gesundheit des Leibes und Bekräftigung des herrschenden, selbsterkennenden Geistes. Beide Mittel der Bildung hat Ein Gott den Menschen geschenkt; Anspannung nach der einen Richtung gewährt Abspannung nach der andern. Wer beide nach vollkommenem Maße mischet, der erscheint als der am meisten musikalische und harmonische Mensch.

So sprach es die Weisheit des Alterthums als ein Gesetz für die Menschennatur aus, daß bei der Uebung der Seele auch die gesunde Bildung des Leibes, als eines Tempels Gottes, nicht versäumt werde. Aber so alt hiermit auch dieses Gesetz erscheint, so war dennoch von gleichem Inhalt ein älteres und ältestes da.

Das älteste Gesetz, unter welches der Mensch seit dem Beginn seines jetzigen Zustandes gestellt worden, war jenes: zu arbeiten, im Schweiße seines Angesichtes das Brod zu erwerben und zu essen. Denn es empfängt und genießet sein Wesen die Ruhe und Kraft des Sabbathes erst nach der Arbeit der sechs Tage, wie die höhere empfindende Region des Hauptes, der Nerv des sehenden Auges und des hörenden Ohres, als höchste Blüthe des Gewächses, am Stamme der niederen Region der willkürlich bewegenden Nerven sich entfalten.

Das Erste, was die Uebung der Glieder durch angemessenes Bewegen in dem Gebiete der Leiblichkeit selber gewinnt, ist eine Bekräftigung des Athmens und des Geschäfts der Ernährung. Im Gebiete der Seele aber wird dadurch, wie wir oben gesehen, der Muth und die Schnellkraft der Bewältigung, nicht allein des eigenen Leibes, sondern der ganzen umgebenden Leiblichkeit begründet und erhöht. Darum schaffet der Mensch, mit solchen Gliedern, welche zum Fleiße gewöhnt worden, alsbald seine Heimath aus einer Wüste oder aus einem wildbewachsenen Erdreich in einen Garten um, rufet aus dem sandig-sumpfigen Boden der belgischen Ebenen die reiche Saat des Getreides, so wie die Fülle der Gemüse und Früchte hervor. Darum bezwinget Griechenlands Heldenjugend, ein Häuflein gegen den unermeßlichen Schwarm der Barbaren, alsbald im blutigen Kampfe das Heer der Perser, denn diese hatten den Leib mehr nur zum Genießen der Sinnenlust, jene aber zum Arbeiten gewöhnt.

Die Seele wird schon bei den Tönen eines besaiteten Instruments, wenn diese harmonisch zusammenlauten, jetzt zu diesen, dann zu andern Gefühlen bewegt, oder selber zur geistigen That aufgeregt und gestärkt. Sollte nicht das Bewegen des Werkzeuges, das der Seele innig näher und eigenthümlicher ist als jedes Instrument der Saiten oder der eingehauchten Melodien, wenn nur jenes Bewegen von geschickter Hand geleitet und harmonisch ist, noch viel mehr und gewaltiger dem geistigen Leben der Menschennatur sich mittheilen und dieses ergreifen? Darum haben, wie schon erwähnt, die Alten das Werk der Uebungen des Leibes als eine Kunst betrachtet. Eine Kunst ist dasselbe, welcher Gesetze der Harmonien und der Wohlgestalt inwohnen, wie jener der Töne, und wie des sichtbaren Nachbildens der äußeren Welt, durch Meißel und Farben. Jene Kunst bedarf ihrer Studien und ihrer Meister; sie ist ihrer

Schulen und einer Pflege des Staates werth, wie die andern Künste.

Allerdings kann auch nach dieser Richtung hin sehr leicht jenes krankhafte, metastatische Verirren stattfinden, das bei jedem andern aufs Leibliche gerichteten Geschäft möglich ist. Das Aeußere und Dienende kann wie bei den Versetzungen der Krankheit, gegen die gesunde und natürliche Ordnung zu einem Innern und Herrschenden erhoben werden. Alsdann wird einer solchen Richtung die harmonische und bekräftigende Einwirkung auf das innere Leben benommen, und wie die Aufregung der Werkzeuge des leiblichen Verdauens, wenn sie auf ordentliche und mäßige Weise geschieht, die Region auch des innern Ernährens: die Gefühle der Seele bekräftiget und aufregt, dagegen dann, wenn sie zur Ueberfüllung wird, das Geschäft des innern Ernährens hemmt und sogar lähmet; so kann auch der irrende Wille des Menschen in die Kraftübung des Fleisches an sich ein Uebergewicht legen, welche das innere Werk, zu welchem das äußere führen sollte: die Bekräftigung der Seele zu dem Geschäft der Selbstbeherrschung, vergessen macht und lähmt. Es wird dieses letztere, innere Werk stets nur durch Selbsterkenntniß begründet, und durch das Vorhalten eines anderen, höheren Kampfpreises, als der des vergänglichen Lebens ist, gefördert und vollendet. Das rechte Zeichen, woran erkannt wird, daß unser Ringen und Streben, auch so lange es noch in seinen ersten Vorübungen weilt, auf gesundem Wege sey, ist jenes: daß der Mensch in Demuth dem eignen besseren Willen und der göttlichen, wie der von Gott gesetzten menschlichen Ordnung, gehorchen lernet. Wir werden das Recht, über uns selber und alle Kräfte unserer Leiblichkeit zu herrschen, erst dadurch gewinnen, daß wir vor einem höheren Willen, als der menschliche es ist, uns willig beugen.

Der Einfluß der Lebensweise auf die Richtung der Seele und ihres Begehrens wird an ganzen Zeitaltern und Völkern, so wie an einzelnen Menschen erkannt. Die Bewohner des amerikanischen Waldlandes, im Norden jener Halbkugel, welche fast einzig die Jagd ernährt, werden selbst in der Sprache wortkarg und verarmt gefunden, denn es zwingt den Jäger schon das Geschäft des Auflauerns und Erschleichens des leise hörenden Wildprets zur Gewöhnung des Schweigens. Dabei ist in diesen Völkern eine desto größere Kraft des Auffassens und Festhaltens aller Worte der fremden Rede, und schon oben sahen wir, daß diese Indianer des Waldlandes ganze lange Reden ihrer Lehrer mit wörtlicher Treue im Gedächtniß behielten. Das Aufspüren der Thiere, das Herumziehen durch die bahnlose Wildniß der Wälder schärfet zunächst jenen äußeren Sinn, welcher dem innern des Gedächtnisses entspricht: den Geruch, auf eine außerordentliche Weise; und wie anderwärts in der Geschichte des Menschen wird das Vermögen des äußeren Organs alsbald auf das ihm entsprechende innere übertragen, wenn aus dem Mittelpunkt des inneren Lebens selber ein neu belebender Strahl auf dieses Gebiet fällt. Das Geschäft des Jägers verstattet überdieß, von einer andern Seite betrachtet, nicht das Zusammenleben der Menschen in volkreichen Städten und Staaten. Nach dem Sinn jener Rede eines Caraiben-Häuptlinges, welche derselbe vor einer berathenden Versammlung der Europäer gehalten, vermag der grasessende, zunächst vom Ackerbau lebende Mensch auf einem engen Bezirk des Landes zusammen zu wohnen und hier gemeinsam sich zu nähren, während der Jäger nur für sich und die Seinen des Besitzes einer großen Erdstrecke bedarf, damit hier der Hirsch sich nähre und gedeihe, der ihm zur Speise wird. Es wird daher die Entwicklung jener höheren Richtung der Seele zur Liebe und zur Freundschaft, welche

der gesellige Verein weckt und begünstigt, am Jäger nur wenig entwickelt, ja verkümmert gefunden, und nicht selten tritt neben jener gastfreien Großmuth und treuen Dankbarkeit, welche dem Sieger der Thierwelt die einsame Noth seiner Wälder lehrt, der verfolgende Haß und die wildeste Grausamkeit gegen sein eigenes Geschlecht hervor. Wie auch anderwärts das beständige Geschäft des Thierschlachtens ein solches innres Entarten der Menschennatur begünstigt.

Verwandt in seinem Wesen, so wie durch seinen Einfluß auf die Entwicklungsgeschichte der Völker ist mit dem Stande der Jäger jener der Fischer. Doch ist vorzugsweise wohl er es gewesen, welcher im Eifer seiner Beschäftigung die Mittel aufsuchte und fand, den Fuß auf das Gewässer zu setzen, und auf hölzernem Tragwerk zuerst die Beute seiner Jagd in ihr eigenes Element zu verfolgen, bald aber, in immer vollkommnern Fahrzeugen von einem Ufer, von einem Lande zum andern zu gelangen.

Ungleich mehr als die Jagd hat schon in frühester Zeit die Viehzucht wohlthätig auf die Gestaltung und Entwicklung der geistigen Anlage gewirkt. Durch sie ward der Mensch nicht wie der Jäger zum Geschäft des Verfolgens und Tödtens der Thiere, sondern zu jenem des Vertheidigens und der Pflege seiner Heerden berufen. Das Tagwerk des Hirten im Thale wie im Gebirge ist es, die Schaaren der ihm zugesellten Thiere jetzt zum frischen Wasser zu leiten, dann sie zu führen zur grünen Weide, am heißen Mittage ihnen die Erquickung des Schattens, beim Frost und Ungewitter das Obdach zu gewähren. Es ist sein Geschäft, die von der Heerde Verirrten zu suchen, die Kranken sorgfältig zu warten, die Zarteren und Neugebornen zu behüten. Mit einer das eigene Leben nicht achtenden Liebe kämpfet der Hirt der Kamele mit den Schaaren des Schakals, ja selbst mit den unversehens herannahenden Löwen,

wenn diese die Mütter und zarten Füllen der Heerde mit ihrem Angriff bedrohen. So ist das gewöhnliche Geschäft des Hirten ein Geschäft der Liebe, welches, wenn es auch scheinbar nur auf das Geringere — auf eine Heerde der Thiere — gerichtet war, dennoch auch die Entwicklung einer höheren, geistigeren Richtung der Liebe begünstigt. Es wird deßhalb bei den Hirtenvölkern schon in den ältesten Menschenzeiten nicht bloß das Leben der Familien lieblich und reich entfaltet gefunden, sondern es hat hier zu dem näher befreundeten Menschlichen das Göttliche sich gesellt: neben dem Weinstock der Liebe des Menschen zum Menschen ist die Ceder der Liebe zu Gott erwachsen, deren Wurzel die Tiefe des Gebirges suchet, deren Gipfel zum Himmel strebt. Wo dann dieses Alles belebende Element in der Seele des Menschen gewaltet, da sind in seinem Schatten alsbald die nachbarlich verwandten Kräfte emporgewachsen. Die Hirtenvölker des Alterthums haben zuerst den Zeitlauf und die Bahn der Gestirne bemerkt, haben in die Gruppen der Sterne Gestalten voll tiefen Sinnes hineingebildet, und, hierin vielleicht selbst von den Thieren ihrer Heerde geleitet, an diesen und an sich selber die Heilkräfte der Pflanzen erprobt. Bei dem Gesange der einsamen Drossel des Gebirges, so wie der Nachtigall des Gebüsches, erwachte der Gesang der eigenen Brust, welcher durch das Athmen der Gebirgsluft bekräftigt, einer ungewöhnlichen Stärke und Kraft der Töne fähig ist; und das stille Beschauen der am Berge ruhenden oder weidenden Thiere reizte die betrachtende Seele zu einem anderen Festhalten, zum künstlichen Nachbilden dieser Gestalten, an welchem einst Gozzi's großes Künstlertalent zuerst sich selber gefunden und sich geübt. — Ein nach §. 57 nicht ganz unbedeutendes Element zur psychischen Gestaltung der Hirtenvölker scheint auch in dem eigenthümlichen, harmlosen und sanften Charakter, so wie in

dem ruhigeren Bewegen jener Hausthiere gelegen zu seyn, in deren beständigem Umgang und Anblick sie von Kindheit an lebten.

Auf den waldentblößten Höhen, denen nur noch einsam stehende Alpenkräuter entsprießen, haben öfters, selbst noch in neuerer Zeit, Hirten, welche dahin die weidende Heerde geführt, reiche Gänge von Erz, Adern des Silbers und Kupfers entdeckt. So scheint auch in alter Zeit der ruhige, am Gebirge verweilende Stand der Hirten, geleitet hierbei durch einen instinctartigen, magnetischen Zug (nach §. 24), die Stätten der Metalle entdeckt, und den Bau, so wie das Schmelzen der Erze erfunden zu haben. Mit dieser Erfindung zugleich hat sich dem Menschen der Zugang zu einem neuen Gebiet der Künste und Gewerbe geöffnet, welche hülfreich zu den andern, höheren sich gesellten.

Endlich so hat erst die Erfindung und Vervollkommnung des Ackerbaues, welche dem Hirten des grasessenden Thieres sehr nahe lag, das Zusammengesellen der Menschen in die fester bleibende Wohnung der Dörfer und Städte, und so das Entstehen der eigentlichen Staaten möglich gemacht. Hiermit waren zugleich die nothwendigen äußeren Bedingungen zur festen Gestaltung der eigenthümlichen Volkssprachen, so wie zur Weiterentwicklung der Wissenschaft und der Kunst gegeben, welche eines wohlgeordneten Zusammenwirkens Vieler bedürfen, wenn sie das ihnen vorschwebende Ziel erreichen sollen. So finden wir denn die erste vollkommnere Einrichtung der Reiche und bürgerlichen Stände bei ackerbautreibenden Völkern, und aus dem gemeinsamen Fleiß der zusammenwohnenden Tausende entstehen Aegyptens Pyramiden, so wie Indiens Tempel; entstehen die Schulen und Meister der Weisheit und die begeisternden Gesänge der Heldenthaten beim festlichen Mahle.

Es läßt sich der Einfluß der gewohnten Lebensweise auf das Temperament und die äußere Richtung der Seele auch an den einzelnen Ständen unserer künstlichen Staaten nachweisen: und es ist aus vielfältiger Beobachtung bekannt, welche andere Rückwirkung die sitzende Lebensart, bei kräftiger Bewegung nur einzelner Muskeln, auf die innern Kräfte äußert, als das Geschäft der stärker und vielseitiger bewegten Stände. Die Arbeiter der Metalle, die kräftigen Schmiede und Bergleute, die rüstige Schaar der Zimmerer und Maurer haben sich in den Zeiten der Noth und der äußeren Gewalt öfters als entschlossene Kämpfer gezeigt, und mit Heldenmuth hat ein starkes Volk der Hirten die Heimath seiner Gebirge gegen fremde Tyrannei verwahrt. Dagegen waren aus dem gemeinsamen Stande der Schuster jener tiefsinnige Denker, der als Philosophus teutonicus bekannt, und der heitere Sänger des deutschen Bürgerlebens: Hans Sachs.

Ein gemeinsames hehres Gebäu versammelt alle Stände und Geschlechter der Menschen am Sabbath zum Werk des Geistes. Es ertönet der melodische Laut der Orgel: da wachet die Stimme Aller zum harmonischen Gesange auf. So wird auch, ohne Unterschied des Standes und der Weise des äußeren Lebens, der Geist des Menschen für das Walten eines Geistes beweglich gefunden, der aus Gott ist und zu Gott führet.

Erläuternde Bemerkungen. Die Gemeinschaft des Leibes mit der Seele bestehet nach Plato (Sophist. 248) eben darinnen, daß beide gegenseitig Leiden und Thun sich mittheilen. — Nothwendig ist es nach dem harmonischen Einklang des Leibes mit der Seele zu streben, nicht das eine zu bewegen ohne das andere (Tim. 87). — Gymnastik und Musik sind die beiden Hauptelemente der Menschenbildung (Plat. de republ. II, 376, e; III, 410, b; legg. VI, 76, 410).

Ueber die Leibesübungen und die Erziehung der jungen Perser vergl. man Xenophons Kyropädie. — Ueber die Kampfspiele der

Aegyptier am Tempel des Perseus zu Chemmis s. m. Herodot II, 91. — Die gymnastischen Bildungsanstalten der Spartaner und ihren Zusammenhang mit den ganzen innren Einrichtungen Lakedämons lernt man kennen bei Plutarch (Laconica Instituta; Lycurgus; Comparatio Numae et Lycurgi; Apophthegmata Laconica), bei Xenophon (de republ. Lacedaem.), Aristoteles (de republ. L. VIII etc). Hiermit vergl. m. Athenäus (Deipnosophist.), Plato (de leg. L. VII, et al. loc.), Mercurialis (de arte gymnastica). Der gymnastischen Bildung der Athener gedenken unter Andren Lucian (Anacharsis), Mercurialis (l. c.), Gellius (noct. attic. 13, 27), Aristoteles (rhetor I, 5, 36). Das Wichtigste über die Gymnastik der Alten und die fünf Hauptarten der Leibesübungen (πάλη, δρόμος, δίσκος, πύγμη, δίαλμα) s. m. zusammengestellt in Gutsmuths Gymnastik für die Jugend I, 2te Aufl. — Vom Standpunkt der ernsteren Erziehungskunde betrachtet den Gegenstand Fr. J. Chr. Schwarz in s. trefflichen Erziehungslehre, B. I, Abth. 1.

Für Männer, welche eine sitzende Lebensweise führen und zu andern Leibesübungen weder Zeit noch Geschick haben, darf, als ganz besonders heilsam, jene afghanische Leibesübung empfohlen werden, welche Elphinston ausführlich beschreibt. Diese Bewegung, welche in wenig Minuten so viel leistet als eine andre, einseitigere kaum in Stunden, zeigt sich, wenn sie längere Zeit hindurch täglich wiederholt wird, überaus stärkend für alle Glieder, besonders aber sehr wohlthätig wirksam für Unterleib und Brust (m. vergl Elphinstons Reisen nach Kabul.)

Obgleich der Leib nur um der Seele, die Neigungen um des Erkennens willen berücksichtigt werden sollen, ist dennoch nach Aristoteles bei der Erziehung früher für die Bildung des Leibes als der Seele, früher für die der Neigungen als des Verstandes Sorge zu tragen. (Arist. Politic. VII, c. 15).

Die Arbeit ist nach Philo (de sacrif. Ab. et Cain. 134, Opp. I, p. 168) das verbindende Mittel zwischen dem νοῦς und dem von ihm begehrten Gute; dient zur Berichtigung und Belehrung des Auges der Seele, wie das Licht zu der des leiblichen. — Den Hirtenstand erhebt ebenders. l. c. 137. — Dagegen rühmt Maximus Tyrius (diss. XIV, ed. Davis. p. 150) den Ackerbau im Vergleich mit dem Stand des Kriegers, weil jener früher und mehr zur Verehrung der Götter geneigt mache.

Die heilsame Wirkung leiblicher Bewegung, selbst zur Heilung geistiger Dumpfheit und des Blödsinns, haben Hofmann und mehrere andere Aerzte erkannt. Auch gegen heftige Melancholie hat sich körperliche Anstrengung nicht selten als Heilmittel gezeigt. Hieher

gehört auch zum Theil der von Pinel erzählte Fall: Ein Gelehrter, in tiefer Melancholie versunken, geht des Nachts auf eine Brücke in London, um sich in die Themse zu stürzen. Er wird von Räubern angefallen, gegen welche er muthig und kräftig kämpft. Nach dieser Anstrengung waren die Melancholie und der Hang zum Selbstmord plötzlich verschwunden. Er kehrt zu seiner kümmerlichen Lage zurück, und erträgt diese von nun an, ohne noch einmal in jene Versuchung zu fallen.

Der Einfluß der leiblichen Organisation.

§. 59.

Das Wechselverhältniß, in welchem die Art und die Aeußerungen des Temperamentes mit der Verschiedenheit der Geschlechter und der Lebensalter stehen, wurde schon an einem andern Orte (§. 33) betrachtet. Wie das Kindesalter zumeist mit dem sanguinischen, das Jünglingsalter mit dem cholerischen Temperament zusammengepaart gefunden werden, so das männliche Alter mit dem melancholischen, die Zeit der spätesten Jahre mit dem phlegmatischen. So kömmt auch dem zarteren Geschlecht öfter ein Gemisch der sanguinischen mit der cholerischen Sinnesart oder eine von diesen beiden zu, als dem männlichen Geschlecht, an welchem dagegen entschiedener als am Weibe die melancholische (in dem oben erwähnten Sinne), so wie phlegmatische hervortreten.

Die Beziehungen des äußern und leiblichen Theiles unserer Natur auf den geistigen, von welchen wir hier reden wollen, gehen aber nicht allein die Lehre von dem Temperament, so wie selbst jene von dem Charakter an. Es sind bei dieser Betrachtung nach beiden Seiten hin sowohl eine Ueberschätzung der Macht des Leiblichen über die Seele, als auch eine übertreibende Annahme von der unumschränkten Gewalt der Seele über den Leib zu vermeiden; denn diese, ehe sie durch den Geist frei geworden, stehet allerdings in nicht geringer Abhängigkeit von ihrem Körper.

Wir müssen, wenn wir von dem Einfluß der organischen Gestaltung reden, zuerst das, was im Verlauf des Lebens durch die Neigungen und die Wirksamkeit der Seele selber leiblich geworden ist, von dem unterscheiden, was der Leib gleich von der Zeugung an und bei der Geburt war. Denn wie wir dieß im nächsten §. noch ferner sehen werden: es wird bei jeder innren Lebensbewegung der Seele ein leibliches Gebilde erzeugt, von mehr oder minder augenfälliger Natur, welches zu der gleichen Bewegung die beständige Disposition, ja zuletzt wohl einen für sich bestehenden, falschen Organismus, mitten in dem eigentlichen, gesunden, bildet. Hier aber betrachten wir noch nicht diese secundären, vielleicht nicht ohne Einfluß des Willens, und mithin nicht ohne eigene Schuld entstandenen leiblichen Anlagen, sondern zunächst nur die angeerbten und angebornen.

Es wird, wie die äußere Gestalt, so auch öfters die herrschende Richtung der Neigungen der Seele mit der Zeugung auf die Kinder fortgeerbt. Bei einigen unsrer gelehrigen Hausthiere, namentlich den Hunden, ist es sehr augenfällig, daß selbst die mühsam den Eltern angelernten Geschicklichkeiten von Zeugung zu Zeugung den Jungen immer leichter werden, so daß es scheint, als erbte sich hier die erst künstlich gegebene, allmählich eingeübte Richtung als wirkliche Fähigkeit fort. Bei dem Menschen wird eine solche Uebertragung der Vorzüge der Eltern nur etwa bei den niedern Seelenkräften bemerkt; denn daß die höchsten, geistigen Gaben des innern Menschen, daß der Heldensinn, der nur nach dem ringet, was göttlich ist und ewig, und das Ungöttliche bekämpft, durch die Zeugung nicht forterbe auf die Kinder, hat die Erfahrung nur zu oft gezeigt. So auch, wenn, wie eine alte Schuld, die bösen Neigungen der Eltern in der Seele der Nachkommen lasten; so wird dennoch,

wie dieß abermals die Erfahrung lehrt, die Besiegung und Ausrottung des alten Uebels nicht unmöglich befunden.

Thiere, wie Menschen, dieß sahen wir schon im §. 33, bringen das natürliche Temperament, und gewisse eigenthümliche Neigungen mit sich auf die Welt. In einem Falle, welchen Gall erzählt, zeigte an zwei Hunden, welche dieselbe Mutter an dem gleichen Tage geboren hatte, der eine schon, als er noch blind war, eine bösartige und bissige, der andere eine sanfte Gemüthsart, und diese Verschiedenheit blieb bei einer sorgfältig gleichartigen Behandlung beiden. Wir können Gall und Andren, welche sich mit diesem dunklen Gebiet der Geschichte der Seele beschäftigt haben, gern zugeben, daß die bösen Neigungen, so wie das Bedürfniß und die Richtung nach einem Besseren, dem Menschen angeboren, und die Verschiedenheit dieser Gabe schon im Leibe begründet sey. Der Eine bringt auch wirklich, schon mit seiner leiblichen Natur, den größern Hang zur Wollust oder zur Gewaltthätigkeit, der Andre zu einer weichen Nachgiebigkeit und Anhänglichkeit an andre Menschen mit sich auf die Welt. Es sind dieß Anlagen der Seele, welche erst durch den Einfluß des Geistes gut oder böse werden, und hierbei ist, wie dieß selbst an Thieren erscheint, stets mit der sogenannt bösen Anlage irgend eine polarisch ihr entsprechende gute zusammengesellt; wie mit der Gefräßigkeit des Hundes die Anhänglichkeit an den, welcher ihm die Speise reicht; wie mit der Furchtsamkeit und Einfalt des Schafes die Folgsamkeit gegen die Leitung des Menschen und die Neigung zum bergenden, sicheren Stall. Die mit uns gebornen, zum Bösen hinführenden Neigungen sind nur der Stoff, welcher bei dem im §. 53 erwähnten Athmungsgeschäft der Seele durch Hülfe des Lebensgeistes von oben ausgeschieden werden, und hierdurch das Einathmen, und mit ihm das wahre, innre Leben veranlassen sollte. Je

böser das Böse vor Augen daliegt, desto näher steht es dem Ausgestoßenwerden, durch die geistig belebende Kraft der Seele; desto leichter wird jener Act des Selbsterkennens, welchen wir mit dem des Ausathmens verglichen, und hierdurch das Alles erneuernde Eingehen der höheren Kraft in die Seele (das geistige Einathmen) begründet. Daher kam schon die alte und frühe angestaunte Geschäftigkeit des Lebens des Geistes an jenen „Zöllnern und Sündern," an deren schnellerer Bereitwilligkeit das Heilmittel, den Kranken geboten, sich öfter bewährte, als an solchen, welche des Arztes nicht begehrten, weil sie sich nicht krank fühlten.

Der Einfluß der angebornen leiblichen Organisation wird sich an den erkennenden und an den begehrenden Kräften der Seele äußern. Für beide Richtungen sucht Gall die begründende Ursache in der Bildung des Gehirns und seiner einzelnen Theile: eine Bildung, welche sich schon an dem äußren Umriß des Schädels merklich mache. Wir finden hierbei, wie dieß die Gegner des scharfsinnigen und an Erfahrung reichen Gall zur Genüge gezeigt, freilich, wenn wir ins Einzelne gehen, so viele Ausnahmen, daß uns öfters selbst die ersten Grundzüge des Systemes jener Physiognomik des Schädels zweifelhaft werden. Eine Hauptvollkommenheit des Menschengehirns, und hierdurch auch des Schädels, bestehet nach §. 24 in der gleichmäßig symmetrischen Entwicklung sowohl nach der Richtung der beiden Seiten als nach jener die sich von vorn nach hinten erstreckt. Die unsymmetrische, regelwidrige Gestalt des Schädels wird auch sehr häufig mit dem angebornen Blödsinn und der Verrücktheit zusammen gefunden. Dennoch zeigte sich der Kopf des Lalande so unsymmetrisch, daß die rechte Seite auffallend höher war als die linke, ohne daß man jemals an diesem berühmten Astronomen Spuren von Blödsinn oder Verrücktheit bemerkt hätte. Eine ähnliche ganz unsymme-

trische Ausbildung der Stirnknochen, und mithin der unter ihm gelegnen Vordertheile des Gehirns, zeigte sich selbst an dem, wegen seiner Talente vielbewunderten Haupte des berühmten Physiologen Bichat. Uebrigens sind es nicht die Theile des Hauptes, diese anscheinend wesentlichsten Organe der erkennenden und begehrenden Seele allein, deren Mißbildung in einer auffallenden Wechselbeziehung mit der krankhaft abirrenden, innren Richtung gefunden wird, sondern öfters andre, scheinbar viel unwesentlichere Theile. So findet sich in vielen Fällen der Blödsinn und Irrsinn mit einer abnormen Entwicklung des Knochens zusammengepaart, welche zwar dann am häufigsten am Schädel sich zeigt (von 216 Verrückten, welche Greding beobachtete, hatten 169 ungewöhnlich dicke Schädelknochen), zuweilen jedoch auch an ganz andren Stellen des Gerippes. Denn derselbe Beobachter fand, bei nicht wenigen Leichnamen von Blödsinnigen und Irren, die Rippen ganz erweicht, und diese krankhafte Bildung zeigte sich ganz besonders an der Mitte der wahren Rippen, welche wie Fischbein biegsam waren. Uebrigens mögen viele dieser krankhaften Abweichungen und Entartungen einzelner Theile des Skeletes, eben so wie jene Abnormitäten, welche schon Bonnet am Bau des Herzens mancher Geisteskranken beobachtete, nur eine Folge der Störungen seyn, die in einer verborgenen Region der Lebenskräfte ihren Ursprung haben (m. v. den §. 62).

Nach der Schädellehre des berühmten Gall erscheint es, daß die Neigungen des Geschlechts und die zu den eignen Jungen, daß der Trieb der freundlichen Zusammengesellung, wie der feindseligen Entzweiung und der Streitsucht, im hintern Theile des Gehirns (im kleinen Gehirn), die Neigungen zum Hochmuth, so wie zur demüthigen Hingebung in den Willen einer höheren Macht, mehr in der Mitte; die verschiedenen Anlagen aber der innren Sinnen (des Ge-

dächtnisses, der Phantasie u. s. w.) im vordersten Theil des großen Gehirns, nach der Stirne hin, durch gewisse, mit ihnen in Wechselbeziehung stehende Organe angedeutet, und so das Innre durch ein Aeußres vorgebildet werde. Lavater und Andre fanden diese Andeutungen des Innren durch das Aeußre in der Bildung des Gesichts, dessen Züge allerdings, durch jede Bewegung des Gemüths, eine gestaltende Einwirkung erleiden.

Es ließen sich vielleicht nach dem schon früher Gesagten die Gränzen einer Physiognomik, welche von dem Leiblichen aufs Geistige schließen könnte, noch weiter selbst auf die eigenthümlichen Bewegungen der Hand und ihrer innern Lineamente ausdehnen. Ueberhaupt läßt sich annehmen, daß eine abnorme Bildung oder Entwicklung der einzelnen Systeme des Leibes mit der eigenthümlichen, innren Beschaffenheit der ihnen (nach Abschn. III.) entsprechenden Regionen der Seele in nahem Zusammenhange stehen müsse.

Immerhin jedoch dürfen wir bei solchen Betrachtungen nicht vergessen, daß dieselben, am Leibe und seinem Wechselverkehr mit der Seele, nur ein Element vor sich haben, welches zwar lebensfähig, aber noch nicht durch das Geschäft des Athmens belebt ist. Wie im Ei der verschiednen Vögel ein Eiweiß und ein Dotter von ziemlich gleicher Mischung, so liegt, ehe das Athmen, ehe das Leben des Geistes begonnen, in allen Menschennaturen ein ziemlich gleichbedeutendes Element vor uns: ein Element, an welchem es überall, seine Gestaltung sey welche sie wolle, deutlich erscheinet, daß es für sich allein ohne wahres Leben sey. Das Athmen beginnt, und mit ihm die innre, neue Gestaltung. Das Ersterbende dann und Feindselige wird bei diesem Geschäft ausgestoßen, und siehe, das Leben macht Alles neu.

Erläuternde Bemerkungen. Im Gesicht liegt, nach Aristoteles (Problemat. Sect. XXXVI), der Ausdruck dessen, was

wir sind; deßhalb bilden wir dasselbe ab. — Aber auch andere Theile gewähren physiognomische Anzeichen. So werden ungewöhnlich große, emporstarrende Ohren für ein Anzeichen der Narrheit oder der Geschwätzigkeit gehalten (Arist. hist. anim. I, c. 11). M. v. übrigens vor Allem das eigenthümliche Werk des Arist. über Physiognomik.

Als große Physiognomiker rühmt uns das Alterthum den Lorus (Orig. cont. Cels. I, 33, Opp. I, 351) und Polemon den Athenienser, von dessen physiognomischem Werke (de interpretatione sign. natur.) Nicolaus Petrejus eine lateinische, von Gryphius 1512 zu Venedig edirte Uebersetzung gegeben hat. Auch Zopyrus wollte aus dem bloßen Anblick der äußern Form des Leibes die innre Beschaffenheit des Gemüths errathen (Maxim. Tyr. diss. XV, ed. Davis. p. 156), hielt aber den Sokrates für blödsinnig und dumm, weil er keine hohlen Schlüsselbeingruben habe, für weibisch-furchtsam u. s., über welche Angaben Alcibiades laut auflachte (Cic. de Fato, 5; Euseb. praepar. ev. L. VI, c. 9; Plat. Alcib. prim. 122; Plut. Lycurg.).

Uebrigens bemerkt Aristoteles ganz richtig: Der Affect (πάθος, πάθημα), wie Zorn, Begierde u. s., wirkt auf Seele und Leib zugleich ein, daher muß ein äußres, physiognomisches Zeichen da seyn, woran man ihn erkennen kann (Analyt. prior. L. II, c. 28). — Die Affecten der Seele wirken allezeit auf den Körper, und umgekehrt liegt in der Beschaffenheit des Leibes die Disposition zu gewissen Affecten: die Gemüthsbewegungen stehen in einer unauflösbaren Beziehung zu dem natürlichen Stoff (φυσικὴ ὕλη) der lebenden Wesen (Arist. de anim. I, c. 1). — Schon Pythagoras untersuchte und prüfte auf physiognomische Weise die Gesichtszüge seiner Schüler, ehe er diese in den Bund aufnahm (Gell. noct. attic. I, 9).

Das oben an Thieren erwähnte Forterben der Geschicklichkeiten schienen die alten Aegyptier selbst an Menschen für möglich zu halten, weßhalb sie immer den Sohn zu dem Gewerbe des Vaters anhalten ließen.

Zu dem vorstehenden §. vergl. man das früher bei §. 17 Bd. I. S. 258 Gesagte über die vermuthliche Function der einzelnen Hauptregionen des Gehirns. Eine vollständige Entwicklung seines Systems der Phrenologie legte Dr. F. J. Gall in seinem Werke nieder: Sur l'origine des qualités morales et des facultés intellectuelles de l'homme etc., von welchem Leuchs unter dem Titel: Vollständige Geisteskunde (Nürnberg 1829), eine deutsche Bearbeitung gab. Mit großer physiologischer Umsicht hat in neuerer Zeit Carus dieses Gebiet bearbeitet.

Einfluß des kranken leiblichen Zustandes auf die Seele.

§. 60.

Wenn wir bei Marshal lesen, daß derselbe bei allen geistig Kranken, deren Brusthöhle er nach dem Tode untersuchte, das Herz in einem abnormen Zustande gefunden, bald ungewöhnlich dick und verhärtet, von blaurother Flüssigkeit umgeben, bald auffallend schlaff und weich oder mit einzelnen verknöcherten Stellen: so wissen wir allerdings nicht zu entscheiden, ob dieser krankhafte Zustand eine Folge der beständigen, unordentlichen Einwirkung der Seele auf das Hauptorgan des thierischen Lebens, oder ob er ein ursprünglicher und früherer gewesen sey. Der krankhafte Zustand, in welchem bei solchen Menschen der Umlauf des Blutes sich befunden, verrieth sich, außer am Herzen, auch an den Arterien, welche Marshal hin und wieder verknöchert, und ihrem Umfange nach auffallend verengert fand. Mit dem Blutumlauf stehet dann das Geschäft des Athmens in nothwendigem Zusammenhang, und so ist es, nach Greding, eine häufige Erfahrung der Aerzte, daß sehr viele geistig Kranke schwindsüchtig sterben, und daß sich bei der Section Vereiterungen in der Lunge zeigen. Häufig fanden sich bei solchen Menschen auch Zerstörungen und krankhafte Veränderungen am Magen, noch häufiger an der Leber und Milz, und in einigen Fällen schienen Würmer, welche sogar die Gallengänge erfüllten, mit der (zum Theil nur periodisch ausbrechenden) Raserei in Wechselbeziehung zu stehen. Auf einen krankhaften Zustand der Ernährung deutet öfters, bei den geistig Irren, selbst die Beschaffenheit des Blutes hin, welches bei ihnen bald schwarz und dick, bald zähe und mit weniger wässeriger Feuchtigkeit vermischt ist, so daß aus seinem leichten Gerinnen jene Polypen entstehen, welche zuweilen bei Blödsinnigen und Wahnsinnigen die Vorkammern des Herzens

erfüllen. Selbst an den Muskelfasern, welche nicht selten ungewöhnlich fest, trocken und starr erscheinen, macht sich dann das scheinbar in so engem Kreis des Cerebralsystems begründete Uebel dem Auge kund. Das Wahrscheinlichste bei den meisten dieser Fälle ist es immer, daß der leibliche Mangel erst eine Folge des innren, psychischen Zustandes gewesen sey. Denn es wird schon durch jede Bewegung eines Muskels in reichlicherem Maße, als bei der Ruhe, der alte Stoff ausgeschieden und der neue aufgenommen, jede Uebung hat ein leibliches Wachsen und Gestalten in dem geübten Organ zur Folge: so wird der schöpferischen Kraft im Innren immer eine äußere Schöpfung, aus dem bildungsfähigen Stoffe, zur Seite stehen, wenn auch diese Verleiblichung dem Auge kaum, oder gar nicht merklich, nur etwa am Nerven geschehen sollte.

Allerdings jedoch ist es auch deutlich und anerkannt genug, daß ein leibliches Gebrechen, mit mehr oder minder zudringlicher Gewalt, Einfluß auf die Stimmung, ja auf das leichtere Hervortreten der Neigungen des Gemüths habe. Hierbei scheint es öfters, als ob eine feindselige Gewalt von außen gerade an der schwächsten, krankhaftesten Seite unsres Wesens uns bekämpfte, und als ob die unwillig der höheren dienende niedrere Natur in uns mit der Krankheit in Bund trete, um die Herrschaft des Geistigen von sich zu werfen.

Jener Mann zu Oraviza, von welchem M. Wagner erzählt, daß er an periodischen Ansammlungen einer scharfen gallichten Substanz im Unterleibe gelitten, erschien, so oft eine solche Anhäufung eingetreten, in so hohem Grade jähzornig, daß ein geringer Anlaß ihn in eine Wuth brachte, darin er seiner selber kaum mächtig war. Sobald jedoch durch einen gewöhnlich hierauf erfolgenden kritischen Durchfall der gallichte Stoff entfernt worden, zeigte sich die Ge-

müthsart des Mannes ganz verändert. Derselbe war sanft und nachgiebig, kaum noch zum Zorn zu reizen, und blieb dieses bis zum Eintreten einer neuen Anhäufung der scharfen Substanz, mit welcher zugleich auch der wüthende Jähzorn wiederkehrte. So ist es eine allgemeine Bemerkung der Aerzte, welche Pinel aus eigner Beobachtung bestätigt, daß der periodische Wahnsinn fast immer mit Unordnungen in dem Geschäft der Verdauung des Magens und der Absonderung der Galle in Verbindung und Beziehung stehe. Bekannt ist auch jener von Reil angeführte Fall, in welchem eine hartnäckige Verstopfung bei einer bejahrten Kranken jederzeit, wenn sie mehrere Tage anhielt, ein Verschwinden und Verlöschen des Gedächtnisses zur Folge hatte, und zwar so, daß am zweiten Tage nur die Erinnerung an die zuletzt durchlebten Jahre verging während die an die früheren noch geblieben war. Am dritten verschwand auch das Andenken an die Zeiten des kräftigeren Alters, und es blieb bloß das an die früheste Kindheit zurück. Durch künstliche Wiederherstellung der natürlichen Ausleerung kam dann jederzeit die ganze Erinnerung wieder, und verschwand beim nachmaligen Zunehmen der Krankheit immer wieder in derselben Aufeinanderfolge.

Was uns die Heilkunde von den psychischen Folgen der äußren Verletzungen erzählt, das läßt uns auch öfters tiefe Blicke in das Verhältniß des Leibes zu der waltenden Seele thun. Zuweilen hat eine starke Verwundung des Hirnschädels eben so begünstigend auf die Erhöhung und Bekräftigung der Seelenfähigkeiten gewirkt, als in andern Fällen vermindernd und hemmend. Bei jenem vierzehnjährigen Dienstburschen, von welchem schon Olof Acrel bei Haller meldet, daß er durch eine starke Verletzung ganze Stücke des Hirnschädels verloren, zeigte diese Verwundung sogar Einfluß auf das Entstehen und die Gestaltung der Neigungen.

Denn als die Wunde nach sechzehn Wochen geheilt war, bemerkte man an dem Knaben einen fast unbesiegbaren Hang zum Stehlen, der sich früher niemals an ihm geäußert hatte. Es erinnert übrigens dieser Fall an einen von Gall erzählten, in welchem der Ausbruch des Wahnsinns in zwei ehrbaren Bürgern zugleich die Neigung zum Stehlen sichtbar machte, welche man vorhin auch nie an ihnen bemerkt hatte. Mehrfache Beobachtungen, welche Gall zusammenstellt, lassen außer Zweifel, daß gewisse Verletzungen am Schädel, namentlich solche, welche nach der Gegend des Nackens hin das kleine Gehirn treffen, die Neigung so wie die Kraft zur Befriedigung des Geschlechtstriebes lähmen, ja vernichten. Es wirkt schon ein geringer Blutverlust aus der Nackengegend vermindernd und herabstimmend, selbst auf jenen mächtigsten thierischen Trieb ein.

Zu den furchtbarsten Erscheinungen, welche die Macht der kranken leiblichen Natur des Menschen, entgegen der geistigen beweisen, gehört die Tollheit, die der Biß der wüthenden Hunde oder andrer Thiere erregt, auf welche die Krankheit (von Hunden) übergetragen war. Bei diesen Erscheinungen ist der wollenden Seele die vorherige Macht über den eigenen Leib so ganz genommen, daß sie es mit dem Gefühl des innigsten Schmerzens und bei vollem Bewußtseyn sehen muß, wie die Macht eines fremden Lebens mit dem sonst nur ihr gehorchenden Körper spielt, und diesen zu Bewegungen treibt, welche ganz gegen die eingeborne Natur sind. Der Natur des Hundes gemäß muß der von der Wuth Ergriffene um sich beißen, wenn ihn die periodisch nachlassende und wiederkehrende Aufwallung ergreift. Solche Unglückliche pflegen daher, wenn sie die Annäherung des Anfalles an sich spüren, in die Umstehenden angelegentlichst zu dringen, daß man sie fest binden möge, damit sie nicht gegen Willen Andre, selbst die geliebtesten Menschen in ihr

eignes Elend hineinreißen möchten. Die ganze Natur und Weise des Thieres ist hierbei auf den der Krankheit erlegenen Menschenleib übergetragen, wie dieses unter andren auch aus einem Falle deutlich wird, welchen Cabani erzählt. In seinem Departement (la Corrèze) waren gegen sechzig Personen von verschiedenen Thieren: von Kühen, Hunden und Schweinen gebissen worden, auf welche ein wüthender Wolf seine Krankheit übertragen hatte, einige auch waren unmittelbar von dem Wolfe selber gebissen. In der Heftigkeit der Anfälle ahmten dann viele dieser Elenden nicht bloß die Stimme, sondern auch die Stellungen der Thiere nach, von denen sie angesteckt waren, und verriethen auch in andrer Beziehung die eigenthümlichen Neigungen jener Thiere. Aehnlicher Fälle erwähnt schon Lister. Wir werden hierbei an jenen kranken Prinzen Condé erinnert, an welchem eine solche Uebertragung der thierischen Natur auf den Leib, durch die unwiderstehliche Neigung, zu bellen wie ein Hund, sich verrieth. Der Kranke mußte dem Anfalle selbst in Gegenwart des Königes nachgeben, und dem unwiderstehlichen Hange, wenigstens durch die Gebärde des Bellens Luft machen, welche er vergeblich durch das Hinausbeugen zu einem Fenster, oder hinter der vor den Mund gehaltenen Hand zu verbergen suchte.

Das Merkwürdigste an diesen Fällen ist der schon erwähnte Umstand, daß der eigne, innre Wille der selbbewußten Seele an den äußern, unwillkürlichen Bewegungen des Leibes, zum Beißen und Zerfleischen, nicht Theil nimmt, sondern diese Bewegungen verabscheut, wie die am Zwerchfell Leidenden das unwillkürliche Lachen oder Singen, zu welchem sie gegen Willen sich fortgerissen fühlen. Man hat an Menschen, welche an der Hundswuth starben, öfters bis zum letzten Augenblick die zärtlichste Zuneigung zu den Angehörigen sich aussprechen sehen, die sie doch immer in ihrem

kranken Wahn zu verletzen gesucht hatten, und bei einem solchen Unglücklichen drückte sich die innig menschliche Liebe zu der Vermählten und zu dem noch ungebornen Kinde selbst noch in dem bewußtlosen Spiel der Phantasien, unmittelbar vor dem Tode aus. So erschien das eigenthümlich Menschliche nicht vernichtet, sondern nur gebunden, als der Leib einem fremden, von außen kommenden Gelüste dahin gegeben war. Es widerstrebte dieses eigenthümlich Menschliche auch bei jenem Kranken, von welchem Pinel erzählt, daß er zu Zeiten einem unwiderstehlichen Hang zur Mordlust hingegeben gewesen, mit solcher Kraft, daß er stets über die Macht der Krankheit siegte, obgleich der Leidende hierzu gewöhnlich eines fremden Beistandes bedurfte, und Andre, wenn er die Annäherung des Paroxysmus spürte, anflehen mußte ihn zu binden.

Und hier ist allerdings eine Gränze, welche öfters die aus den Neigungen und dem irrenden Willen der Seele selber erzeugten Krankheiten des Leibes, von den ohne Schuld, von außen gekommen, scheidet. Jene sind ein eigenthümlich gewordener Leib, in welchen die Seele wie in ein Gefängniß versenkt ist, ohne welchen sie nicht zu seyn vermag; diese sind und bleiben ein fremder Leib, mit welchem die Seele unversehens in einen nahen magnetischen Rapport gerathen, der aber alsbald hinwegfällt, wenn der Rapport sich auflöst. Denn das Entstehen und der Fortgang der leiblichen Krankheiten ist, öfters sehr augenfällig, auf einen Wechselverkehr unsers Leibes mit Kräften der äußren Natur gegründet, der jenem gleichet, den wir beim thierischen Magnetismus bemerken, und es ist dann nicht mehr die eigne Gewalt der Seele, sondern eine fremde, äußere, welcher der Leib hingegeben ist.

Doch über dieses Loos unserer sterblichen Natur vermag uns bald die Beachtung der höheren, selbstständigen

Macht der Seele und des Geistes zu trösten, zu welcher wir nun fortgehen.

Erläuternde Bemerkungen. Die Beobachtungen von Spulwürmern in den Gallengängen einer Wahnsinnigen, so wie im ductu choledocho einer periodisch rasend Gewesenen machte Hayner (Zeitschr. für prakt. Aerzte 4tes Heft 1818). — Ueber die krankheitlichen Abweichungen, die man am Herzen in geistig Kranken gefunden, vergl. m. unter Andren Marshal: the morbid anatomy of the brain in Mania and Hydrophobia. Lond. 1815. — Erweichen der Knochen, krankhafte Beschaffenheit der Muskeln und des Blutes beobachtete Greding (in seinen sämmtlichen medicinischen Schriften B. I.) — Von dem periodisch Zornmüthigen zu Oraviza erzählt M. Wagner in s. Beiträgen I. S. 275. — Die Rückwirkung auf die Gemüthsstimmung ist bei einigen Krankheiten sehr augenfällig. Kranke, die an Bauch- oder Hautwassersucht leiden, sind meist sehr geduldig und phlegmatisch ruhig (M. Pouteau, oeuvres posthum. T. I.); solche die an Krankheiten und organischen Fehlern des Herzens leiden, peinigt dagegen eine unbeschreibliche Angst u. s. — Ueber das oben erwähnte Nachahmen der Stimmen der Thiere, von denen die hydrophobisch Kranken gebissen waren, vergl. m. Cabani's Werk über die Verbindung des Psychischen und Moralischen in dem Menschen, B. I. — Der heftige Zorn kann auch im Menschen ursprünglich, ohne daß er von einem Hund gebissen war, den Zustand der Hydrophobie und Tollheit erzeugen. M. v. die Geschichte des durch Aufregung des heftigsten Unwillens hydrophobisch gewordenen Mädchens in Sauvages Nosologie méthodique T. II. — Der Biß der Neger, welche man zur Wuth gereizt, veranlaßt nach Armstrong hartnäckige Geschwüre und sogar Hydrophobie. — Ein Soldat, der von einem heftig erzürnten Weibe in den Arm gebissen worden, starb an Convulsionen. — Ein junger Italiener hatte sich selber in der Aufwallung des heftigsten Zorns in den Finger gebissen und fiel darauf in eine tödtliche Wasserscheu. M. v. H. D. Gaubii sermo academicus de regimine mentis quod medicorum est.

Schon Aretäus suchte die materielle (prädisponirende) Ursache der Manie und Melancholie nicht ausschließend im Gehirn, sondern mehr noch in den Eingeweiden des Unterleibes (de causis et signis diuturnorum morborum L. I. c. 6). Ganz besonders bemerkenswerth erscheint noch der Zusammenhang, in welchem häufig die Krankheiten der Seele mit dem Erscheinen oder Verschwinden von Hautausschlägen stehen. Ein junger Mensch, den Laudais (Journ.

de médecine T. XLI) beobachtete, war seit dem Zurücktreten der Krätze wahnsinnig. Ein andrer hatte früherhin gewöhnlich im Frühjahr an einem flechtenartigen Ausschlag gelitten und verfiel nun, als dieser ausblieb, in tiefe Melancholie (*Ferriar*, medical histories and reflexions). — Wahnsinn, nach einer Gesichtsrose, beobachtete Perfect; Wahnsinn wie Melancholie entstehen, wenn die Krankheit, welche den Weichselzopf erregt, auf innre Theile tritt, so wie nach zu rascher Zuheilung alter Geschwüre. — Dem Hervortreten der Gicht und des Podagra's geht öfters tiefe Schwermuth voraus, die beim Ausbruch der äußeren Krankheit verschwindet. Melancholie durch Ausbleiben des podagrischen Anfalls entstanden, beobachtete Musgrave (Dissertat. de Arthritide anomala sive interna); beide Leiden mit einander abwechselnd, Perfect. — Auch Uebermaß leiblicher Anstrengung (nach Guldenklee bei Arnold über den Wahnsinn), so wie Uebermaß der Schmerzen verursacht Wahnsinn, wiewohl die sogenannte Wuth der Gebärenden (Mania parturientium), welche von Wigand zur Entschuldigung der wilden That der Kindesmörderinnen benutzt worden (Hufeland und Harles Journal d. pr. H. März 1817; Kopps Jahrb der Staatsarzneik. IX, 1816), nicht leicht bei Frauen vorkommen möchte, welche vorhin Geduld und Selbstbeherrschung geübt haben.

Ein Gegengewicht gegen das Belästigende, das in dem letzten Theil des Inhalts des vorstehenden §. für manche Leser liegen mag, findet sich Marc. 16, V. 18, Act. A. 28, V. 2 — 5 u. a.

VI. Die Herrschaft der Seele.

Die Macht der Seele über den Leib.

§. 61.

Wir finden uns bei der Geburt in diesem Leibe, welcher mit seinen Vollkommenheiten und seinen Mängeln, mit seinen glücklichen Anlagen oder mit seinem Elend uns bereitet worden, wie etwa von der begüterten oder der armen Mutter dem neuen Ankömmling das Lager, dort im zarten, reichen Bette, hier auf dem Stroh oder Moos der niedern Hütte zugerichtet wird. Es lieget der Neugeborne weinend auf beiden, auf dem Bette wie auf dem Moos, und vermag nicht durch eigene Kraft auch nur das Mindeste an seiner Ruhestätte zu verändern oder sie mit einer andern zu vertauschen. So vermag auch der Mensch weder durch Sorgen noch durch die angestrengte Kraft des Willens, nach den Worten jenes alten, hehren Spruches „seiner Länge eine Elle hinzuzufügen," sein Grämen und Nachsinnen kann die von Natur gekrümmten Glieder nicht gerade, die verkümmerten und mangelhaften nicht vollkommen machen. Wir wohnen und bewegen uns als Pilgrime und Fremdlinge in dem Leibe, wie in dem Lande, in welchem wir geboren worden, oder durch welches wir wandeln. Wir haben das Land mit seinen Bergen oder seinen Ebenen nicht geschaffen und gestaltet, sondern wir wurden in ihm geboren oder in das-

selbe geführt, und es knüpfet uns bald an das Land der Kindheit, wie die Seele an ihren Leib, ein Band der Gewöhnung und Zuneigung; es stehet bei uns, in diesem Lande, wie in diesem Leibe, zu wirken, so lange es Tag ist, und mit zufriednem Sinne des gegebenen Bodens, wie der bestrahlenden Sonne, uns zu freuen.

Es zeigt sich an den niedern Thieren häufig die Kraft, die verlornen Glieder neu zu erzeugen und zu gestalten. Der Polyp, wenn an ihm das schneidende Messer nur noch ein Restlein des festgewachsenen Rumpfes zurückgelassen, ergänzt an diesem nach wenig Tagen den fehlenden Obertheil sammt seinen Armen; es wachsen selbst noch an dem vollkommneren Geschlecht der Wassersalamander einige der abgeschnittenen oder verstümmelten Glieder von neuem.

Wenn auch in der Larve mancher Insecten die inwohnende Lebenskraft so ausdauernd und mächtig gewesen, daß weder das Zerquetschen noch das Vertrocknen des Leibes sie vernichten können, so ist doch das zur letzten Verwandlung gekommene, zur Zeugung fähige Insect ferner keiner solchen Wiederergänzung des Leibes fähig. Das Einzelleben erscheint sogleich der Auflösung nahe und am Sterben, wenn das Leben eines neuen, künftigen Geschlechtes aus ihm einen Anfang genommen, und dieser neue Lebenskeim zieht zwar die Kräfte seiner eigenen Gestaltung bis zur Geburt aus dem Leibe der Mutter, nimmt aber zugleich demselben das Vermögen der Ergänzung und Wiedererzeugung der eigenen Theile; wie selbst noch beim Menschen der gebrochene Knochen einer schwangeren Mutter während der Zeit des Schwangerseyns nicht heilt, sondern erst nach der Ausgeburt des Kindes der gewöhnliche Callus sich erzeugt, so daß selbst dieser letzte Rest der wiedererzeugenden und leiblich bildenden Macht der belebenden Seele, welcher noch in der Menschennatur wohnt,

sich verliert, wenn ein neuer, noch ungeborner Leib im Schooße der Mutter sich gestaltet.

Je weiter nach dem Menschen hinan, desto weniger findet sich am Leib der Thiere die Kraft der Wiedererzeugung nach Verstümmelungen, und es erscheint zuletzt bei dem Menschen, im gewöhnlichen Verlauf des Lebens, der Einfluß der begehrenden Seele auf die Erzeugung und Gestaltung der sichtbaren Glieder am beschränktesten. Aus einem ähnlichen Grunde, aus welchem der Leib eines Weibes, in welchem sich das Leben der Frucht entwickelt, die Verletzung ihrer eigenen, äußerlich sichtbaren Glieder nicht zu heilen vermag, weil die bildende Kraft mit der Gestaltung des noch unsichtbar im Innern verschlossenen Kindes beschäftigt und in dieser Richtung befangen ist. Denn so ist auch bei der Seele des Menschen die Macht über die Gestaltung des sichtbaren Leibes, welcher ihr bei der Zeugung und Geburt bereitet worden, in einem gewissen Sinne enger begränzt, als bei allen andern Lebendigen unsrer Sichtbarkeit, weil sich während des Lebens im Innern dieser Seele der neue Leib: der verborgene Mensch des Geistes gestaltet. Es ist dann das Geschäft der Gestaltung in der Seele des Menschen keinesweges aufgehoben, sondern dasselbe hat nur eine andere Richtung genommen, und nicht selten geschieht es, daß, in minder gewöhnlichen Fällen, von welchen wir hernach reden wollen, die ganze, sonst noch innere, aufs Unsichtbare gewendete Schöpferkraft, jetzt nach außen, ins Sichtbare sich kehrt und hier in einem Umfange sich offenbart, wie bei keinem andern Lebendigen.

Auf die Gestaltung des Menschenleibes wirket, dieß bezeuget eine Menge der glaubwürdigsten Beobachtungen, mit einer wundervollen Macht, die Seele der Mutter schon vor der Geburt ein. Es ward, nach Hunczorsky's Beobachtung, von einer jungen Mutter, mit wohlgestalteten Gliedern, welche

während der ersten Zeit ihres Schwangerseyns der Anblick eines Bettlers mit verstümmelten Armen erschreckt hatte, ein Kind geboren, an welchem sich, statt der Arme, ein Paar von Stumpfen gefunden, ganz auffallend den verstümmelten Gliedern jenes Bettlers ähnlich, sogar mit denselben Erhabenheiten und Narben, als diese hatten. Einen diesem gleichen Fall der Einwirkung des Schreckens der Mutter auf die ungeborne Frucht beobachtete und beschrieb neuerdings Schneider. Der Anblick eines, durch Zusammenstürzen des Gerüstes in einer Kirche hart beschädigten Mannes, dessen Arm nach hinten gebogen, dessen rechte Hand ganz breit gequetscht worden, zog hier eine Mißbildung der ungebornen Frucht nach sich, bei welcher die rechte Hand zu einem unförmlich breiten Klumpen, der Arm nach hinten verdreht worden. Das Erschrecken einer anderen Schwangeren, über den Anblick einer Hasenscharte, und vielleicht auch die länger fortwährende Furcht der Mutter vor den Folgen jener Gemüthsbewegung, wodurch die Erinnerung den anfänglichen Eindruck immer wieder erneuerte, erschienen als Ursache der gleichen Verstümmlung an dem Kinde, welches nachmals mit einer vollkommenen Hasenscharte geboren worden, wobei auch der Gaumen gespalten gewesen. Auch an dem zweiten Kinde, welches diese Mutter später gebar, hatte die Furcht derselben noch den mißbildenden Einfluß gezeigt, denn dieses kam mit einer gespaltenen Oberlippe zur Welt, während sich am dritten Kinde nur noch ein rother Streifen an der Lippe zeigte. So leitete auch der oben erwähnte Albino, Dr. Sachs, die Mangelhaftigkeit seiner Sehorgane und seine ganze Gestaltung zum übrigens sehr wohlgebildeten Kakerlaken von der ansteckenden Gewalt her, mit welcher der Eindruck eines unversehens, in später Dämmerung erblickten, weißen Kaninchens auf die Seele der mit ihm schwangeren Mutter gewirkt hatte. Auf ähnliche Weise hatte dann der Anblick der phosphores-

cirenden Augen unseres Kakerlaken, im Dunkeln, nach der Versicherung der Mutter, auch nachher, als sie mit der jüngern Schwester desselben in Hoffnung war, die gleiche heftige Gemüthsbewegung erregt, und auch dieses später geborne Kind kam als Albino zur Welt. In einem sehr merkwürdigen Falle, welchen der englische Wundarzt Howship erzählt, war eine im vierten Monat schwangere Frau, als dieselbe im Winter über einen Fluß gehen wollen, durch das Zerbersten und Zerreißen des krachenden Eises in heftige Angst und Schrecken gerathen. Dieselbe gebar im siebenten Monat ein Kind, dessen Hautbedeckungen nach allen Richtungen zerrissen waren. Die Ränder der Risse klafften an einigen Stellen mehr, an andern weniger weit von einander, es hatte an ihnen allen die Vernarbung begonnen; sie war jedoch bei keinem noch vollendet.

Umgekehrt kann auch die Einbildungskraft der Mutter, wenn sie durch den Anblick des Schönen aufgeregt wurde, einen verschönerten Einfluß auf die Gestaltung des Ungebornen haben, wie dieß schon die Spartaner erkannten, und deßhalb in das Zimmer der Schwangern Gemälde und Statuen von Göttern und Heroen brachten.

Nicht selten gibt sich die Gewalt der mütterlichen Seele über die Entwicklung des Leibes der noch ungebornen Frucht dadurch kund, daß sie die Anlagen zu gesunden oder kranken Bewegungen des Nervensystems auf das Kind überträgt. Nach einer Beobachtung, welche Batt in Duncans Annalen mittheilt, hatte eine Mutter, welche eben mit ihrem zweiten Kinde schwanger war, den eigenen Gemahl, von einem epileptischen Leiden befallen, in heftigen Zuckungen gesehen, und derselbe Anfall, in einem noch heftigeren Grade wiederkehrend, erschreckte sie auch während ihrer dritten Schwangerschaft. Es litten die beiden Kinder, die sie hierauf gebar, seit ihrer frühesten Lebenszeit an epileptischen Zufällen, die

das jüngere zuletzt tödteten, während weder der zuerstgeborne Sohn, noch die drei jüngsten Kinder, von welchem die Mutter nach der vollkommenen Heilung ihres Gatten entbunden ward, eine Spur von jener krankhaften Anlage zeigten. Eine andere Mutter, welche anhaltend und heftig über den Tod des geliebten Gatten geweint hatte, durch den sie mitten im Verlauf der Schwangerschaft zur Wittwe geworden, gebar eine Tochter, deren Augen von der Geburt an leidend waren, gleich wie von vielem und langem Weinen.

So scheint dann einer fremden Seele, so scheint dem Gemüth der Mutter, mehr und größere Macht auf die erste Gestaltung des Leibes gegeben, als der eigenen, diesem inwohnenden Seele. Ja es ist nicht allein die Bildung der äußeren Glieder und Sinnesorgane, welche in gewisser Hinsicht von dem Einfluß des mütterlichen Lebens abhängt, sondern selbst die eigenthümliche Richtung der Neigungen, das Vorwalten der einen oder der andern geistigen Anlage, scheinen öfters, auf unverkennbare Weise, noch vor der Geburt, in und mit den Gemüthsbewegungen ihren Anfang zu nehmen, welche während des Schwangerseyns am öftersten und meisten von der Seele der Mutter Besitz faßten. Es hat eine Mutter, die während der Zeit der Hoffnung der tiefen Schwermuth sich hingegeben, einen Sohn geboren, in welchem ein beständiger Hang zu schwermüthigem Ernst war, und auf dieselbe Weise hat eine fortwährende Aufregung des Triebes zu sparen und zu sammeln während der Schwangerschaft, wie man glaubte, dem noch ungebornen Kinde die Anlage zum Geiz gegeben, der später mächtig an der Jungfrau und Frau hervortrat. In einem andern schien die beständige und ungewohnte Zerstreuung, in welcher während jenes Zustandes die Mutter lebte, die unersättliche Neigung zum Genuß des geselligen Vergnügens begründet zu haben. Mit Recht macht deßhalb ein geistvoller Eng-

länder die Bemerkung, daß die Erziehung des Menschen schon viele Monate vor seiner Geburt beginne.

Dasselbe was mit bildender Macht die Seele der Mutter an dem Leibe, ja selbst an der Seele des noch ungebornen Menschen gethan, das geschiehet nach der Geburt und im Verlaufe des Lebens zum Theil durch andere, äußere Einflüsse der Natur, welche bis zu einer gewissen Gränze für den Leib, ja selbst für die unwillkürliche Stimmung der Seele die Stelle des belebenden und umfangenden Mutterleibes vertreten. Es kommen, aus unbekanntem Anfange, über die Bewohner ganzer Länder und Welttheile ansteckende Leiden, welche, wie etwa die Blattern, auf die Gestaltung des Leibes so verändernd und entstellend einwirken, wie die krankhafte Bewegung der mütterlichen Seele auf die Gestaltung des Kindes. Es verbreiten sich selbst psychische Aufregungen und irrende Richtungen, wie von der Mutter auf das neugeborne Kind, so, von einem unbekannten Anfange ausgehend, von Menschen auf Menschen, bis zuletzt jene ganze Schaar der Milesierinnen, mitten in der Jugend Kraft und Blüthe, von dem wahnsinnigen Hange zum Selbstmord ergriffen wird, oder (wie dieß in neuerer Zeit zu Lyon geschehen) ein Haufe der zu selbsterwähltem Tode ins Wasser eilenden Frauen den andern nach sich reißt, als ginge der Weg zu einem vielgeliebten, öffentlichen Vergnügen. Mit ansteckender Gewalt verbreitete sich der Wahnsinn, der zuerst die Töchter des Königs Prötos in Argos ergriffen, auch auf die übrigen Argiverinnen; sie verließen ihre Wohnungen und schwärmten, dem Wahne ergeben als seyen sie in Kühe verwandelt, laut brüllend in den Wäldern und Fluren umher.

Wir haben indeß jene Kraft, welche auch nach der Geburt des Menschen durch ihre gestaltende und stimmende Einwirkung auf den Leib die Stelle der Mutter vertritt, nicht zu fern, in etwas ganz Unbekanntem und Unerforsch-

barem zu suchen; es wirkt vielmehr hier von Seele zu Seele, und von dieser zum lebenden Leibe, dasselbe, durch alles Leben gehende magnetische Princip, von welchem wir oben §. 13 bei der Geschichte der leiblichen, so wie im §. 32 bei der Geschichte der psychischen Ernährung gesprochen. Auch die schwangere Mutter wirkt auf den Leib der ungebornen Frucht nicht durch die bewegende Kraft des Willens ein; sie vermag eben so wenig an diesem zarten, von ihr umschlossenen Leibe ein Glied zu regen, als der Mensch im gesunden Zustand über die Bewegungen seiner verdauenden Eingeweide willkürliche Gewalt hat; sie vermag auch durch den Willen die Gestalt des Kindes weder zu verschönern, noch zu entstellen. Die eigenthümliche Macht, durch welche sie auf den Leib des Kindes Einfluß hat, liegt in dem Gebiete der dem Willen nicht unterworfenen Gefühle, wird von einer Region des Lebens zur andern, wird von der Seele zum Leibe durch das Mitgefühl fortgepflanzt.

Wie wir oben gesehen, gleichet der Zug, welcher das hungernde Thier zur Speise, ja diese zu dem lebenden Wesen hinführt, das ihrer bedarf, allerdings dem Zuge, welcher das magnetische Eisen zu andrem Eisen führet; gleichet ihm auch darin, daß er nicht ursprünglich aus dem Eisen hervorgehet, sondern in diesem durch eine allgemeine, alldurchdringende Naturkraft erst geweckt wird, und durch den mittelbaren oder unmittelbaren Rapport mit ihrem von Pol zu Pol, wie von oben nach unten gehenden Strome sich beständig verstärkt. Diese magnetisch sich mittheilende, von einem gemeinsamen Quell ausgehende und zu ihm hinführende Kraft ist es dann, durch welche jenes wechselseitige sich Aufregen, das wir oben zwischen den sich entsprechenden Systemen der Seele und des Leibes bemerkten (§. 56), begründet wird: so wie die Macht der mütterlichen Seele über das Ungeborne, und die Macht der eignen Seele über den

Leib. Diese Macht hat nicht in dem eignen, selbstbewußten Willen ihre Begründung, sondern sie gleichet in ihrem Entstehen wie in ihrer Wirksamkeit einer Ansteckung, deren Wesen zuerst den Einen ergriff, dann von diesem an Andre sich mittheilte.

Ein heiteres Wohlergehen des innern Menschen wird immer auch auf das Wohlbefinden des äußern von bekräftigendem Einfluß seyn, während, vermöge des oben erwähnten Wechselverhältnisses, eine krankhafte Richtung der Seele, der verwandten leiblichen Region fast immer, unverkennbarer noch als dem Kinde die Mutter, ihr eignes, sichtbares Abbild aufpräget.

Nach einer sehr beachtenswerthen Beobachtung der Aerzte findet man häufig bei Menschen, deren Begehrungsvermögen durch wilde Leidenschaften ohne Aufhören bewegt, deren Gemüthsneigungen unnaturlich verkehrt und entstellt waren, Mißbildungen des Herzens, welche, wie bereits vorhin (im §. 60) angedeutet wurde, erst eine Folge der Bewegungen der Seele gewesen. So fand Testa bei einem großen Verbrecher ein hartes, durch widernatürliche Häute und haarartige Fäden entstelltes Herz, und bemerket zugleich, daß solche widernatürliche Mißbildungen häufig am Herzen der Missethäter beobachtet werden. In dem Leichnam eines sehr lasterhaften Menschen fand Riolan die Substanz des Herzens knorpelartig. So bemerkten wir auch schon oben, im fünften Abschnitt, den mißbildenden Einfluß des Zornes auf die Leber, so wie anderer Leidenschaften auf Lunge und Darmcanal. Es wird nun die Hauptaufgabe des Inhaltes des hier vor uns liegenden Abschnittes unserer Untersuchungen seyn, jene unwillkürlich ansteckende Macht der Gemüthsbewegungen auf den Leib, welche wir im vorhergehenden mehr nur als eine Vermuthung gaben, durch Thatsachen zu beweisen.

Am meisten fällt hierbei die Wirkung der Seelenbewegungen in die Augen, wenn sie auf Theile und Bildungen gehet, welche an der Oberfläche des Leibes liegen. Beginnen wir daher mit diesen minder bedeutenden Thatsachen zuerst.

Ein alter Volksglaube hatte den Königen von Frankreich die Macht beigelegt, durch die Berührung ihrer Hand den Kropf zu heilen. Schaaren von Mißgebildeten, welche an jenem scrophulösen Uebel litten, wurden an gewissen Tagen dem Könige vorgestellt, von diesem an der leidenden Stelle berührt, und damals, als jener Glaube noch allgemeiner war, hat, nach dem Zeugniß der Aerzte, bei vielen jene sonderbare Heilart günstig gewirkt und den Kropf verschwinden gemacht. Auf ähnliche Weise besteht noch jetzt im Volke der Glaube an die sogenannt sympathetischen Mittel auflösend und heilend auf krankhafte Auswüchse an der Außenfläche des Leibes. — Der Einfluß der Gemüthsbewegungen auf das Entstehen wie auf das Vergehen skirrhöser Verhärtungen, auf die leichtere Heilung, wie auf die Verschlimmerung der Wunden, ist häufig in den Schriften der Aerzte erwähnt und erwiesen. Selbst auf die Farbe der Haare, wie auf jene der Iris der Augen, wirken Gemüthsbewegungen verändernd ein. Bichat hatte in fünf bis sechs ihm näher bekannten Fällen bemerkt, daß die Haare durch Einfluß des Kummers in weniger als acht Tagen auf Einmal weiß geworden, und in einem dieser Fälle war das Ergrauen fast in einer einzigen Nacht geschehen. So wurde auch, nach Härtel, die vorhin etwas dunklere Farbe der Iris durch große Traurigkeit in ein helleres Blau verwandelt.

Augenfällig ist nicht minder, und allgemein anerkannt, der hervorrufende, wie der heilende Einfluß der Seele auf die krankhaften Aeußerungen der Muskelbewegungen, und zwar nicht minder auf das unwillkürliche epileptische Zucken,

als auf die Lähmung derselben. Namentlich die eigentliche Epilepsie entsteht öfters durch heftige Gemüthsbewegungen, und pflanzet sich durch das Mitgefühl von einem Menschen auf den andern, ja wie Einige behaupten, auch auf Thiere fort. In einem sonderbaren Falle, welchen Tode der Gazette salutaire nacherzählt, ward ein an der Fallsucht Leidender zu Paris durch das unvermuthete Anspringen eines Hundes an ihn von seinem Uebel geheilt, zugleich aber erschien es, als hätte die etwa in dem Kranken entstandene Erschütterung des Gemüths mit einer leiblich zerstörenden Kraft auf den Hund gewirkt, denn dieser fiel gleich hernach um und starb. Ein solches merkwürdiges Uebertragen der Zuckungen, besonders bei Kindern, an einige zarte, mit ihnen in Berührung gebrachte Thiere wird nicht selten beobachtet. Es zeigt sich auch hier der öfter erwähnte, nahe Zusammenhang alles geistigen Bewegens mit einem durch dieses hervorgerufenen leiblichen Element.

Jener epileptische Knabe, von welchem Bang erzählt, trug sein Leiden mit ansteckender Gewalt nicht bloß auf seine drei Wärterinnen, sondern auch auf einen Maler über, welcher bei ihm schlief, und ein diesem ähnlicher Fall findet sich in den Medical Cases (1776) verzeichnet, denn auch in diesem wurde die Epilepsie, an welcher die Mutter litt, dem Knaben mitgetheilt, welcher neben ihr schlief. In einem andern Falle bekam ein junges, gesundes Frauenzimmer die Fallsucht, wie man glaubte, bloß durch den öftern Anblick desselben Leidens an einer ihrer Freundinnen. Ein gesunder, sechsundzwanzigjähriger Mann ward durch den heftigen epileptischen Anfall eines Andern, den er hierbei festhalten helfen, so erschüttert, daß er von jetzt an selber an der Fallsucht zu leiden anfing. Vierzehn kränkliche Frauen, in der Charité zu Berlin, wurden, nach Fritze's Beobachtung, plötzlich von heftigen Convulsionen ergriffen, als vor ihren

Augen ein Mädchen, welches gekommen war um eine Freundin zu besuchen, demselben Uebel unterlag. Diesem ähnlich sind die oft in den Schriften der Aerzte erwähnten Vorgänge, in denen das unwillkürliche Bewegen der Glieder und das Ausstoßen von Tönen mit ansteckender Gewalt ganze Schaaren von Menschen durchdrang. So wurden zu St. Roche in Frankreich, in Zeit von einer halben Stunde, fünfzig bis sechzig junge Mädchen von heftigen Zuckungen befallen, als im Jahr 1786 vor den Augen der versammelten Schaar ein anderes Mädchen, bei Gelegenheit der Communion, in denselben Zustand gerathen war. Ein lautes Ausrufen der innern Angst, verbunden mit einem Verzerren der Gesichtsmuskeln und mit Zittern und Zucken der oberen Gliedmaßen, hatte zu Redruth, in der Kirche der Methodisten, in wenig Tagen Tausende von Menschen ergriffen, nachdem zuerst einer von ihnen die Stille des Gottesdienstes mit diesen lauten Aeußerungen der Gemüthsbewegung unterbrochen, und die Versammelten durch seine innre wie äußre Erschütterung erschreckt hatte. Die Bewegung verbreitete sich von Redruth aus bald in die benachbarten Dörfer, und die Zahl der von ihr Ergriffenen belief sich auf viertausend. Der Anfall bei jedem Einzelnen dauerte gewöhnlich bis zur achtzehnten Stunde. — Es wiederholt sich hier fast dasselbe, was man schon zu Anfange des vorigen Jhrhunderts bei der Versammlung der sogenannt Inspirirten in den Cevennen, und was man bei einzelnen Ausbrüchen einer religiösen Schwärmerei hin und wieder in Deutschland bemerkte. Bei einer gewissen Gelegenheit hatte sich, wie dieß in Wesley's Leben erwähnt ist, der unwiderstehliche Hang zum lauten Lachen, selbst bei den ernstesten Handlungen, mit ansteckender Macht auf ganze Schaaren fortgepflanzt.

In einem öfters nacherzählten Falle, welchen der große Boerhave beobachtete, war die Epilepsie, die sich durch Auf-

regung des Gefühles beim Anblick eines von der Fallsucht ergriffenen Kindes auf die andren Kinder des Harlemer Waisenhauses verbreitete, durch Aufregung eines verwandten Gefühles der Furcht und des Schreckens geheilt worden. Denn es hatte jener berühmte Arzt, nachdem andre Mittel vergebens versucht waren, vor den Augen der versammelten, voll Erwartung dastehenden Kinder allerhand eiserne Geräthe, Zangen und Haken in einem neben ihm gestellten Kohlenfeuer glühend gemacht, und hierauf den Vorstehern der Anstalt den Befehl ertheilt, hinfort jedes der Kinder, welches der Anfall beträfe, mit diesen Werkzeugen zu brennen.

Auf ähnliche Weise hat man schon seit alten Zeiten den Schauder und andere Gemüthsbewegungen der unangenehmsten Art bei der ärztlichen Behandlung jenes furchtbaren Nervenleidens zu Hülfe genommen, und hiervon den günstigsten Erfolg gesehen. Es erwähnt schon Plinius eines Heilmittels gegen Epilepsie, welches seinen alten Ruf bis auf unsere Zeiten sich erhalten: das Trinken von dem frischen Blut eines eben gewaltsam Getödteten. Bei dem Kranken dieser Art, im alten Rom, wenn er nach Plinius Rath das Blut des sterbenden Fechters nahm, war vorhin die theilnehmende Seele durch das Anschauen des Kampfes auf mannichfache Weise erregt, und es wirkt auch bei uns, wenn der Volksglaube die Epileptischen zum Hinunterschlingen des Blutes eines vor ihren Augen enthaupteten Missethäters antreibt, zunächst nur die innre Bewegung der Furcht und des Schauders. Noch in neuester Zeit bezeuget Vering die Heilung eines vorhin jahrelang epileptisch gewesenen Weibes durch dieses Mittel. Furcht und Schauder der Seele waren es auch, welche mehreren andern, von Plinius und Aretäus empfohlenen Mitteln gegen jene Krankheit ihre Wirksamkeit gaben, wie namentlich dem Genuß des Gehirnes von verstorbenen Kindern.

Die Macht der Seele über dieses, dem Schauder und der Furcht der innren Region entsprechende Leiden wird auch umgekehrt in solchen Fällen bemerkt, dergleichen jener ist, welchen Sauvage erzählt. Es hatte eine Frau, seit zwanzig Jahren epileptisch, jedesmal den Anfall bekommen, wenn sie, schon in der angstvollen Erwartung desselben, in die Kirche gegangen war, sie blieb jedoch von ihm befreit, seitdem sie die Vorsicht gebrauchte, die Messe außerhalb der Kirche, an der Thüre zu hören. Ein Knabe, welcher zuerst durch den Schrecken epileptisch geworden, den ihm der Anfall von einem großen Hunde erregt hatte, bekam immer, beim Anblick großer Hunde, einen Rückfall in sein Leiden. Bemerkenswerth ist endlich hierbei auch das, was Metzger von dem Uebergehen einer öfters betrügerisch nachgeäfften Fallsucht in die wirkliche erzählt.

Jener aufmerksame Zuhörer, welcher aus Boerhave's treffenden Vorträgen jedesmal nicht bloß die wissenschaftliche Kenntniß, sondern die ganze Empfindung der einzelnen Krankheiten mit sich nach Hause nahm, und alle Symptome derselben an sich zu erfahren meinte, gab hierdurch nur eines der minder bedeutenden Beispiele aus jenen Tausenden, welche die ansteckende Macht der in der Seele entstandenen kranken Bewegungen auf den Leib beweisen. Es wird bei allen Krankheiten von einer leicht mittheilbaren Art die Gefahr der Ansteckung durch Furcht und Angst vermehrt, und das schon vorhandene leibliche Leiden verschlimmert sich augenblicklich, wenn mit verstärkender Macht zu ihm ein dieser äußeren Richtung entsprechendes Leiden der Seele kommt, oder wird gemindert durch Gefühle, welche das innre Leben bekräftigen und erfrischen. Als auf Ansons langer Seereise ein großer Theil der Schiffsmannschaft vom Skorbut ergriffen worden, bemerkte man deutlich, daß jeder Vorfall und jedes neue Gerücht, welches die so lange ver-

geblich das Land ersehnenden Seefahrer muthlos machte, und ihnen die Hoffnung benahm, die Krankheit verstärkte; es starben dann die gefährlichen Kranken; jene, welche minder leidend waren, verschlimmerten sich, die, welche kurz vorher noch ihre Dienste verrichtet hatten, mußten sich legen. Auf einem andren Schiffe vermehrte sich die Zahl der Kranken sogleich auf das Fünffache, als der allgemein geliebte Capitän gestorben, und seine Stelle durch einen Andren besetzt war, der gar keines Zutrauens genoß. So schrieb auch Trotter das Erliegen der Negersklaven eines Schiffes am Skorbut, von welchem die übrige Mannschaft frei geblieben, lediglich dem Kummer und dem Heimweh jener armen Gefangenen zu. Dagegen wird gerade diese Krankheit, welche auf eine tödtlich lähmende Weise auf die bewegenden und ernährenden Kräfte des Leibes wirkt, mit fast wundervoller Gewalt von allem Dem gelindert und geheilt, was die bewegenden Kräfte der Seele, so wie die freudigen Gefühle weckt und bekräftigt. So weiß man nicht bloß an Einzelnen, daß eine plötzlich im Schiffe entstandene Gefahr dem fast erstorbenen Leibe die Kräfte wieder gab, sondern als im Februar 1744 die brittische Flotte, unter deren Mannschaft der Skorbut ausgebrochen war, in der Bay Theres ankam, und hier erfuhr, daß der Feind bereits einen Angriff gewagt, kam unter die Gesunden wie unter die Kranken ein neues innres Leben des Muthes und der Kampflust. Alsbald schien der weiteren Verbreitung der Krankheit Einhalt gethan, und auch bei den bereits Erkrankten besserte sich der leibliche Zustand so auffallend schnell, daß man am 11 Febr., am Tage der Schlacht, zwischen der brittischen und der verbündeten spanisch-französischen Flotte nur noch fünf Kranke zählte. Auf eine ähnliche Weise wirkte zur Heilung dieser Krankheit jene freudige Hoffnung, welche man bei der Belagerung von Breda im Jahre 1725 in der entkräfteten,

von Elend jeglicher Art gebeugten Mannschaft zu erregen gewußt. Denn als zu dem drückenden Mangel fast an allem dem Leben Nöthigen, als zu der rastlosen Arbeit auch noch der Skorbut kam, welcher einen großen Theil der Einwohner und Soldaten ergriff, und Viele von ihnen dahinraffte, da sprach man bereits allgemein von der Uebergabe der Festung an den Feind, als es dem Prinzen von Oranien gelang, Briefe in die Stadt zu bringen, worin er derselben Hoffnung zur baldigen Hülfe gab. Arzneimittel begleiteten jene Schreiben, angeblich von sehr hohem Werth und Kräften, es sollten jedoch bald andre von noch größeren Kräften folgen. Jeder Arzt hatte von den vorgeblichen Heilmitteln nur drei kleine Fläschchen erhalten, das öffentlich verbreitete Gerücht legte jedoch einigen Tropfen dieser Arzneien eine solche Wirksamkeit bei, daß durch sie eine ganze Gallone voll andrer Flüssigkeit, zur Linderung und Heilung der Krankheit, kräftig gemacht werden könne. Es wußten selbst die Officiere nichts um die Täuschung, welche übrigens, zusammt der neubelebten Hoffnung, so wohlthätig wirkte, daß man Kranke, welche vorher monatelang die Glieder nicht brauchen können, gesund, gerade und munter auf der Straße gehen sah. Sie rühmten sich durch das Heilmittel ihres Prinzen genesen zu seyn; die Beweglichkeit der Gelenke habe sich auf bloßes Einreiben von Oel wieder eingefunden. Ja es bewirkte das „Arzneimittel" zur Verwunderung Aller, und selbst des Arztes Lind, der diese Geschichte erzählt, sogar bei solchen Kranken nach wenigen Tagen die Herstellung, welche vorhin auf den Gebrauch der wahrhaften, und als wirksamst erkannten Arzneien nur schlimmer geworden waren.

So wurde auch die Entstehung und allgemeine Verbreitung des epidemischen Fiebers, welches in den Jahren 1799 und 1800 Genua verheerte, von Rasori und anderen Aerzten, vornehmlich der allgemein herrschenden, traurigen

Gemüthsstimmung zugeschrieben, womit ein mannichfaches äußres Elend die Seelen der sonst so heiteren Bewohner erfüllt hatte. Mit einer pestartigen Gewalt hatte fast zu derselben Zeit (im Jahr 1800) das gelbe Fieber einen Theil der Bewohner von Andalusien ergriffen. In Cadiz allein wurden täglich gegen 200 Todte zur Erde bestattet; es durchdrang ungeachtet der hierbei gebrauchten Sorgfalt ein furchtbarer Leichengeruch die Straßen und die aus Furcht vor Ansteckung fest verschlossenen Häuser; es wagte sich fast Niemand an einen Ort zu gehen, wo er andren, etwa schon Kranken begegnen könnte, die Kirchen, so wie alle Gebäude und Plätze der öffentlichen Versammlungen standen leer, aller Verkehr war aufgelöst, man hörte fast keinen andern Laut, als jenen der Todtenglocken und das Rasseln der Leichenwägen. Als zuletzt auch die Bande der sonstigen Freundschaft und Bekanntschaft zwischen der bedrängten Stadt und ihrer Nachbargegend aufgelös't worden, und einige Einwohner, die sich nach Xeres flüchten wollten, von dort mit Steinwürfen zurückgescheucht wurden, da gewährte das vorhin so vielbelebte Cadiz, welches jetzt, nach Gonzalez Worten, zu einem „Ort der Thränen und Trauer" geworden war, schon ganz den Anblick einer belagerten Stadt. Es wuchs die Furcht so sehr, daß, zunächst an ihren Folgen, auch vorher ganz Gesunde starben, ohne daß man bis zum Tode ein eigentliches Symptom der Seuche bemerken können; Andre tödteten oder entkräfteten sich durch vermeintliche Präservativmittel. Da erschien plötzlich vor der Stadt die feindliche, mächtige Flotte der Engländer, und regte in den wahrhaft, oder vermeintlich Kranken, eine ganz andre, heilsamere Bewegung der Seele auf. Die Furcht vor der Seuche war vergessen, man wagte es wieder aus den Häusern hervorzugehen an die Luft, die öffentlichen Versammlungsorte des Volkes waren von neuem gefüllt; das Gespräch

aller sich Begegnenden war nicht mehr von der Gefahr des Erkrankens, sondern von dem drohenden Feinde, und den Mitteln zur Gegenwehr. Der Einfluß dieser innren Bewegungen, den freilich die weiter vorrückende Jahreszeit noch verstärkte, war unverkennbar. Die Beerdigungen verminderten sich so sehr, daß man bald nicht mehr auf sie achtete; von den schon Erkrankten genasen viele; der weitern Verbreitung des furchtbaren Uebels schien Einhalt gethan, es war der allgemeine Gesundheitszustand der Bewohner in kurzem wieder ganz der vormalige. So hatten auch bei der Pest in England, in den Jahren 1625 und 1636 die zu ängstlichen Vorsichtigkeitsmaßregeln der öffentlichen Behörden die allgemeine Furcht vor der Krankheit und hierdurch die Heftigkeit der Seuche vermehrt, und die Aufhebung jener Maßregeln zeigte sich sogleich von wohlthätig linderndem, heilendem Einfluß. Es lag bei jener Pest von Athen, welche Thucydides so meisterhaft beschreibt, die furchtbarste Gewalt des Elendes nicht in dem vergiftenden Hauche der Krankheit selber, sondern in der, Göttliches wie Menschliches nicht mehr achtenden Verzweiflung und Todesfurcht der Bewohner. So starben auch nach Pugnets Zeugniß im Jahr 1800 viele Soldaten mehr an der Furcht vor dem Lazareth, in welches man sie brachte, als an der Krankheit selber, denn diese Furcht war so groß, daß sie fast bei allen ins Lazareth Transportirten plötzliche Geistesverwirrung erregte. Mit Recht hatte daher der Arzt Arajuela, welchen das spanische Ministerium nach Malaga gesendet, damit derselbe die besten Maßregeln gegen die Verheerungen des gelben Fiebers treffen möge, gleich bei seiner Ankunft Befehl gegeben, die Kirchen und Schulen, so wie die Orte der Erholung und Erfrischungen von neuem zu öffnen. Es wurde, wie nach schon beendetem Leid, in den Kirchen das Te Deum gesungen, Illuminationen, so wie öffentliche Umgänge veranstaltet.

Obgleich die hierauf erfolgte, neue Ermuthigung der Bewohner nicht sogleich die Heilung herbeiführen können, hat sie doch offenbar wohlthätig lindernd und vermindernd gewirkt, und die Krankheit war nach einem Monat ganz gehoben.

Oefterer noch als in jener furchtbareren Krankheit, zeigt sich die Macht der Seele in Fiebern von allgemeiner verbreiteter an sich minder mächtiger Art. Es wurde nach Pechlins Zeugniß ein sechzigjähriger Mann, der an einem schleichenden Fieber mit Gelbsucht darnieder lag, fast augenblicklich durch die Nachricht geheilt, daß ihm, was er lange vergeblich ersehnt hatte, seine Frau einen Sohn geboren. Ein Knabe wurde, nach Verings Bericht, durch die freudige Nachricht, daß seine Probearbeit ihm zur ersten Stelle in seiner Classe verholfen, vom Tertianfieber befreit; bei einem Manne bewirkte eine gleiche Heilung der Schrecken, den ihm der Sturz vom Pferde und das Zerbrechen eines Knochens erregte, und der Affect des Schreckens vertrieb auch bei jenem sonst unerschrockenen Kriegsmanne, welcher einen großen Abscheu gegen Ratten hatte, das Fieber, als, nach Gaubius Erzählung, unversehens eines jener Thiere auf ihn sprang. Der berühmte Muretus genas von einem Fieber, das ihn auf einer Fußreise durch Italien überfallen, durch die Furcht, welche ihm der lateinisch an seinem Bette ausgesprochene und von ihm wohlverstandene Vorsatz der Aerzte einflößte, an ihm, als an einem Landläufer, an welchem nichts gelegen sey, die Wirkung eines neu erfundenen, starken Arzneimittels zu erproben. Durch Schrecken verlor ein Weib in Berlin, welches seit neun Monaten am hartnäckigsten Fieber gelitten, nach Herz's Beobachtung, ihre Krankheit, und derselbe Affect scheint auch jene junge Fieberkranke geheilt zu haben, der man (nach Pouteau) zwei lebendige Frösche in die Hand legte. In einem andern Falle, den Paräus

anführt, hatte einem Kranken die Aufwallung des Zornes von seinem Quartanfieber geholfen, und es wirkt überhaupt in dieser Krankheit, in welcher deßhalb in älterer wie in neuerer Zeit so oft der Gebrauch der sogenannten sympathetischen Mittel empfohlen worden, jede kräftige Bewegung des Geistes heilsam; wie denn, nach Plinius Zeugniß, Quintus Fabius Maximus von seinem Quartanfieber verlassen wurde, als er mit angestrengter Aufmerksamkeit die Bewegungen seines Heeres beobachtete. Es wollten deßhalb schon Aretäus und Cälius Aurelianus, unter den gewöhnlichen Heilmitteln der Fieber, auch jenen edleren Belustigungen der Sinne eine vorzügliche Stelle anweisen, welche man den Kranken durch schöne Aussicht ins Freie und liebliche Umgebung mache. Denn, wie sehr zuweilen die Seele, von welcher der heilende oder lähmende Einfluß auf den kranken Leib so oft ausgeht, zu ihrer Beruhigung und Bekräftigung einer geliebten Umgebung bedürfe, dieses beweis't die Beobachtung, welche der berühmte Herz an sich selber machte. Derselbe lag an einem sehr bösartigen Fieber darnieder, während dessen ihm Selle und andere achtbare Aerzte durch ihre Kunst siebenzehn Tage lang keinen Schlaf geben, den Zustand des fast beständigen Deliriums, die Neigung zu tödtlich scheinenden Ohnmachten und Starrkrampf nicht zu heben vermochten. Es quälte den Kranken ohne Aufhören der Wahn, daß er nicht in seinem Hause sey, sondern von seinen Feinden, im Bette liegend, in mancherlei widerwärtigen Oertern herumgeführt werde. Er verlangte immer in sein eigentliches, gewöhnliches Schlafzimmer gebracht zu seyn, dieser Wunsch jedoch wurde, aus zu großem Bedenken der Aerzte, ihm versagt. Bis diese endlich am siebenzehnten Tage, da sie alle Hoffnung zur Wiedergenesung des Kranken aufgegeben, ihm seinen immer wiederholten und vermeintlich letzten Wunsch gewährten, und denselben mit seinem Bette in das längst ersehnte Zimmer

hineinrücken ließen. Hier fühlte sich der Leidende auf einmal nach wenig Minuten so beruhigt, daß er in einen achtstündigen Schlaf versank, aus welchem er, von der Gefahr genesen, erwachte. Derselbe große Arzt, von welchem wir eben die von ihm selber erlebte Heilung des Fiebers auf psychische (?) Weise erzählten, befreite einst einen reizbaren Kranken, dessen fieberhafte, zuletzt gefahrdrohende Unruhe aus Todesfurcht kam, dadurch von seinem Fieber, daß er ihm mit ernster Miene verkündete: er müsse sterben. Der Kranke, nach der Erschütterung des ersten Augenblicks, wurde ruhig und genas.

Unter mehreren andern Krankheiten wird auch die Wassersucht, mit Leiden der Leber verbunden, sehr häufig durch anhaltende Traurigkeit und Sorgen erregt, wie dieses Morgagni, Pouteau und Peter Frank bezeugen. Aber eben der zuletzt genannte berühmte Arzt sah auch die Heilung von der Wassersucht, an welcher ein armes, altes Weib in Wien zugleich mit dem grauen Staar litt, plötzlich durch die Freude erfolgen, welche der Kranken, nach glücklich operirtem Staar, der längst entbehrte Anblick ihrer Söhne gewährte.

Zu den erregenden Ursachen der Gicht und des Podagra werden von Boerhave, Sydenham und van Swieten auch der Zorn und der Aerger, so wie andre verwandte Leiden der Seele gezählt, und es bewirken alle diese innren Momente sonst eine augenfällige Verschlimmerung und Rückfälle der Krankheit, oder das bisherige Uebel wird durch heftige Affecte von den äußern Theilen hinweg auf die innern geführt, wo dasselbe in vielfach gefährlicher Form sich entwickelt. Dennoch finden wir auch in den Schriften, zum Theil derselben Aerzte, nicht selten solche Fälle aufgeführt, in denen sich gerade jene sonstigen Gifte als wohlthätige Heilmittel zeigten. Denn es wurde nach van Swieten ein

vom Podagra ganz gelähmter Mann durch die Furcht vor einem vermeintlichen Gespenst so gänzlich geheilt, daß er augenblicklich wieder, und in größter Eile, die Treppen hinauf gehen konnte und von nun an immer von seinen podagraischen Anfällen befreit blieb. So erzählt auch Horst von einem Manne, welcher, eben am heftigsten Paroxysmus des Podagra leidend, dem Zorne, wozu ihn die Beleidigungen eines Soldaten gereizt, nachgab, und aufspringend vom Lager, diesen züchtigte. Die Krankheit war von nun an vergangen. Oefterer noch, denn jene widriger stürmenden Affecten, hat sich in solchem Falle die Freude heilend bewiesen, welche unter andren bei einem unvermutheter Weise begnadigten Missethäter die Lähmung vom Podagra sogleich, und auf immer gehoben. Ein Arzt, von welchem Pechlin berichtet, pflegte sich jenes Leiden durch Musik zu lindern.

Starrsucht, so wie plötzliche Lähmung der Glieder sind in vielen Fällen durch heftige Erschütterungen des Gemüthes oder durch große Anstrengung der Seelenkräfte entstanden. Ein Engländer, welchen Tulpius beobachtete, war durch die Nachricht, daß seine Geliebte ihre Hand ihm verweigert, in eine tiefe, gleich wie versteinernde Starrsucht versunken, aus welcher er jedoch wieder erweckt wurde, als man ihm die freudige Botschaft von entgegengesetztem Inhalt ins Ohr rief. Der Schrecken über einen furchtbaren Donnerschlag heilte nach Diemerbroek eine vierzigjährige Lähmung, und einem andern Lahmen in Arles gab der Schreck über ein in der Nachbarschaft ausgebrochenes Feuer den Gebrauch der Glieder wieder. Während der Schrecknisse und Todesangst, welche das große Erdbeben über alle Bewohner von Lissabon verbreitete, bat, nach Sauvages, ein alter, seit längerer Zeit gelähmt gewesener Mann einen jungen Menschen, er möge ihn aus dem Hause hinaustragen. Der Jüngling

gewährt die Bitte, setzt aber den Alten auf der Straße nieder und eilt weiter. Da hört er sich von dem Greise nachrufen, und sieht denselben zu seinem Erstaunen hinter sich her laufen. Aehnliche Fälle, einer Heilung der Lähmung durch Schrecken, erzählt Löfler. Es fand sich bei allen auf diese seltsame Weise Geheilten ein leichter Durchfall ein.

Die wohlthätige Wirkung des Zornes gegen Leiden dieser Art hatte schon der arabische Arzt Gabriel erkannt, als er die Geliebte des großen Harun Al Raschid durch Aufregung eines heftigen Zornes von einer Lähmung des Armes heilte. Auf gleiche Weise, in Folge des heftigen Erzürnens über einen Bedienten, wurde ein Verwandter des Valeriola von einer Lähmung der Füße befreit, welche seit sechs Jahren der Anwendung aller gewöhnlichen Heilmittel nicht weichen wollen. Der Zorn ist es gewesen, welcher in einem von Stahl erzählten Falle eine seit vier Jahren anhaltend gewordene Lähmung des Sprachorgans gehoben. Denn die ersten Worte, welche der so lang stumm gewesene und von neuem geheilte Jüngling sprach, waren Ausdrücke des heftigen Unmuths, welchen ein altes Weib in ihm erregte. Was aber dem von Jugend an stummen Sohn des Crösus die Sprache gab, als er dem wüthenden Soldaten, der seinen Vater morden wollte, plötzlich zurief: „tödte den Crösus nicht!" das war mehr als der gewöhnliche Zorn, das war eine innre Kraft, welche, wie wir hernach sehen werden, selbst die Sterbenden und zum Tode Verwundeten zu ungewöhnlichen Thaten stärkt. — Wie in diesen Fällen die Lähmung der Sprache durch Aufregung des Gemüths vergangen, so ist sie in andern gerade hiedurch entstanden, und es erzählt Vering von einem kräftigen Manne, der durch den heftigen Schreck, welchen ihm der Einbruch von Dieben machte, auf zwei Monate die Sprache verlor.

Aus der früher erwähnten Bedeutung und Wechselbeziehung der Stimmorgane wird überhaupt jener merkwürdige Einfluß, welchen die Bewegungen der Seele auf Stimme und Athmungswerkzeuge haben, leicht begreiflich. Außer den bereits angeführten und mehreren später noch zu erwähnenden Thatsachen verräth sich dieser Einfluß unter andern auch bei dem Entstehen und Vergehen der Wasserscheu durch die ansteckende Gewalt der Seele. Denn auch bei dieser furchtbaren Krankheit fällt der Mitelpunkt, von welchem ihre Wirksamkeit ausgeht, in die Region der Stimmwerkzeuge, welche, wie wir oben beim §. 60 gesehen, sich nicht bloß durch das Zusammenschnüren und die Entzündung des oberen Schlundtheiles, sondern nicht selten durch ein unwillkürliches Ausstoßen von Tönen verräth. Hierbei erscheint es denn zwar nicht nöthig die paradoxe Behauptung Bosquillon's zu widerlegen, daß die Hydrophobie nicht durch den giftigen Biß der Thiere, sondern immer nur aus Furcht und Angst entstehe, denn jene gewöhnlichere Art der Fortpflanzung auf Menschen und Thiere ist nur zu sehr durch Erfahrung erwiesen; daß aber in vielen Fällen jenes Leiden, welches vielleicht ohne dieses nicht mehr zum Ausbruch gekommen wäre, durch ein heftiges Aufregen der Seele erst hervortrat oder schneller dadurch herbeigeführt wurde, das beweis't eine allgemeine Erfahrung der Aerzte. So in jenem Falle, welchen M. Wagner erzählt, von einer Frau in Ungarn, die am 1 Januar 1793 in der Nähe einer Mühle von einem Hunde gebissen worden. Die Wunde war sogleich so behandelt worden, wie es der übrigens noch nicht sichere Verdacht erforderte, als sey das Thier toll gewesen; hierbei hatte man auch die gewöhnlichen innren Mittel angewendet. Die Kranke schien längst und vollkommen genesen, als sie fast vier Monate hernach bei derselben Mühle durch den Ueberfall mehrerer laut bellender Hunde heftig erschreckt wurde.

Schon am dritten Tage darauf brach die Wasserscheu aus, sie starb am siebenten. — So wurde auch, wie Peter Frank bezeugt, ein Knabe, welcher zugleich mit einem andern von einem Hund gebissen worden, bis dahin aber gesund geblieben war, augenblicklich von der Wuth ergriffen, als er erfuhr, daß sein Gefährte an dieser Krankheit gestorben sey. Dasselbe geschah bei einer Frau bei Besançon, welche nebst vier andern Menschen, von einem tollen Hund gebissen, längst außer Gefahr schien, als ihr auf einmal bekannt wurde, daß jene andern Vier bereits vor drei Monaten an der Wasserscheu gestorben seyen. Auch sie verfiel nun am andern Tage in Wasserscheu und starb am dritten. Oefters hat jedoch auch der bloße Anblick eines hydrophobischen Kranken dasselbe Leiden in Menschen von leicht beweglichem Gemüth erzeugt. So bei jenem Priester, von welchem Mease erzählt. — Ein Studirender in Wittenberg verfiel in Wasserscheu, nachdem er, mit inniger Theilnahme, einen heftigen Paroxysmus mit angesehen, von welchem eine fast schon mit dem Tode ringende, hydrophobische Jungfrau ergriffen war. Er wurde zwar hergestellt, litt aber jahrelang nachher an einer großen Schwäche und Unsicherheit der Stimme, so wie an einer peinigenden Furcht vor allem öffentlichen Reden. Etwas Aehnliches erfuhr an sich selber der Arzt Themison, nachdem er einen Freund an der Wasserscheu ärztlich behandelt und sterben gesehen hatte. Eine innere lähmende Angst überfiel ihn stets, so oft er lebhaft an dieses Leiden dachte. Peter Frank, welcher viele dieser Thatsachen zusammengestellt, mußte selber die unwiderstehliche Macht der Einbildung auf den Körper erfahren, als er einen an der Wuth Sterbenden mit den Fingern berührt hatte, und aus bloßer Einbildung, wie es scheint, fiel nach der Section eines an Hydrophobie gestorbenen Kindes jener junge Arzt, von welchem im Journal général de Médecine etc. 1824

erzählt wird, so wie jene Frau in Wasserscheu, von welcher die Abhandlungen für praktische Aerzte (B. 14) melden, daß sie ihren an Wuth verstorbenen Mann auf seinem Todbette gewartet habe. Einen ähnlichen Fall erzählt Vering und mehrere noch Peter Frank in seinem System der medicinischen Polizei (B. 4). Nicht selten, wie dieß unter andern Asti erweis't, ist die aus Einbildung entstandene Wasserscheu mit allen ihren gefahrdrohenden Erscheinungen verschwunden, sobald der Ungrund der Einbildung erkannt wurde. So bei einem Manne, der schon länger an Hydrophobie darnieder lag. — Ein kühner Arzt, von welchem Jonas berichtet, heilte die innre Angst und die hierdurch entstandene Hydrophobie eines Kranken dadurch, daß er diesen auf den Mund küßte und ihm hierdurch die feste Ueberzeugung gab, sein Leiden sey ein eingebildetes. Wie die Hydrophobie durch Schreck und Angst öfters entstanden war, so ist sie auch in einigen Fällen durch eben diese Bewegungen der Seele gehoben worden. Dieses hat jene von Pechlin und andern ältern Aerzten empfohlene Heilart der Wuth veranlaßt, welche zunächst auf Erregung des Schreckens ausging: das Hineinstürzen des Kranken ins Wasser. Helmont sah auf diese Weise einen alten Mann, welcher von der Wuth befallen worden, von seiner Krankheit genesen, und auch nach einem neueren Zeugniß von Huzard wurde ein hydrophobischer Mensch, welcher während seines Paroxysmus entsprungen und ins Wasser gefallen war, aus dem man ihn ohnmächtig herauszog, durch diesen Zufall geheilt.

Die Einwirkung, welche die Gemüthsbewegungen in ganz vorzüglichem Maße auf die Organe des Athmens und der Stimme haben, wird auch in jenen vielfältigen Erfahrungen erkannt, nach denen ein anhaltender Kummer oder Verdruß und Furcht einen gefahrdrohenden Husten erzeugten, welcher öfters in wirkliche Lungenschwindsucht überging.

Umgekehrt jedoch hat man auch den heftigen Keuchhusten eines Kindes durch den Schrecken verschwinden sehen, welcher dasselbe bei dem zufälligen Hinausstürzen aus dem Fenster ergriff.

Der Zusammenhang der Gemüthsbewegungen mit den innren Lebensbewegungen des Stimm- und Sprachorgans wird auch in jenen merkwürdigen Fällen erkannt, da ein ausgesprochenes Wort alle heilenden oder zerstörenden Kräfte der Seele plötzlich aufregte, und dem äußerlich oder innerlich Kranken durch dieses von ihm oder Andren laut gesagte Wort mit einem Male die Heilung oder der Tod gegeben wurde. Ein Beispiel der ersteren Art erzählt Löfler. Eine junge Jüdin, welche ihrem Manne in einer dreijährigen Ehe kein Kind geboren und deßhalb von diesem verstoßen worden, war zuerst in einen trocknen Husten, dann in Sprachlosigkeit verfallen, wobei sie jedoch, statt des Hustens, zuweilen unwillkürliche, singende Töne hören ließ. Aerztliche Mittel, so wie Strenge, da man die Krankheit anfangs für Verstellung gehalten, waren vergeblich versucht worden, als einst eine andere Jüdin die sprachlose Kranke dringend aufforderte, das Wort „Kind" auszusprechen. Die Anstrengung der Kranken, das Wort zu sagen, welches die Ursache ihres ganzen innren Leidens, den Gegenstand ihres langen Sehnens bezeichnete, kann anfangs keine andren Laute hervorrufen, als die Vokale a und i. Plötzlich jedoch kommt ihr das Wort „Kind" und von diesem Augenblick war die Sprachlosigkeit wie das unwillkürliche Singen gehoben, die Kranke von beiden ganz geheilt.

Eine umgekehrte Wirkung des ausgesprochenen Wortes auf alle innren und äußeren Kräfte der Menschennatur zeigte sich an dem berühmten Schauspieler Palmer in London. Es hatte dieser im Jahre 1798 fast zu gleicher Zeit seine Frau und seinen Sohn durch den Tod verloren und war seitdem in tiefe Schwermuth versunken. Als er hierauf

nach etlichen Wochen auf dem Theater erschien, war sein Spiel, wie gewöhnlich, in den ersten Scenen wohldurchdacht und der Rolle anpassend. Da jedoch im dritten Act ein Andrer ihn fragt: „Und deine Kinder?" sinkt Palmer, überwältigt von dem Schmerz um seinen Sohn, zu Boden, seufzet nur noch einmal und ist verschieden.

Bei solchen Menschen, deren beständiger Beruf es scheinet, Worte auszusprechen, welche nicht aus dem eigenen Gefühl und Leben hervorgingen, wird durch den innren Widerspruch zuweilen ein Seelenleiden erzeugt, welches jenem gleicht, das nach Perfects Zeugniß den berühmten Komiker Carlini in Paris befallen. Es kam dieser einst zu einem Arzte, der ihn nicht kannte, und klagte demselben, daß er von der tiefsten, schwärzesten Melancholie ergriffen sey, gegen welche er sich keine Rettung wisse. Der Arzt räth hierauf dem ganz gesund scheinenden Manne den Besuch des Theaters, auf welchem Carlini spielte, denn, sagte er, die Krankheit müßte tief gewurzelt seyn, wenn Carlini Sie nicht aufheitern könnte. „Ach, sagt der Andere, ich bin dieser Carlini selber, an den Sie mich verweisen, Carlini, der, während er Andre fröhlich machet, in seinem Innren tief und schmerzlich trauert."

Fälle, in denen heftige Gemüthsbewegungen lähmend auf die Sehkraft des Auges wirkten, erzählt Richter viele. Oefters haben ein langwieriger Kummer oder plötzlicher Schreck und Furcht das Entstehen des schwarzen Staares zur Folge gehabt. Umgekehrt kennt man jedoch auch Fälle, in denen eine wohlthätige Aufregung des Gemüths auf eine ganz unerwartete Weise Krankheiten der Sehorgane heilte. Einer der merkwürdigsten unter allen hierher gehörigen ist der, welchen Feder erzählt: die Heilung der Augenkrankheit des Pfarrers Kühze zu Berlin. Es war dieser im Jahre 1760 an einem Auge von einem so heftigen und ungemein

schmerzhaften Uebel befallen, daß die Aerzte, den Krebs befürchtend, das ohnehin für verloren geachtete Auge herausschneiden wollten. Der Schmerz des Leibes, die nun hinzugekommene Furcht vor der Operation, hatten dem Kranken schon länger, weder bei Nacht noch am Tage, Ruhe gelassen; er war von der beständigen Qual gebeugt und zerrissen. Da hört er einst den Gesang eines alten frommen Liedes, das von der völligen Ergebung des Menschen in Gottes Willen redet. Er singt mit, wird innig bewegt; zugleich aber in seinem Gemüthe so still, so beruhigt, so freudig, wie er es seit lange nicht gewesen. Mit der innren Unruhe legt sich auch der äußere Sturm, der Kranke schläft zum ersten Male wieder sanft und ruhig. Die Aerzte finden am Morgen das Auge so gebessert, daß die Operation nicht mehr nöthig erscheint; der Kranke wird, bei Anwendung einiger ihm noch verordneten Mittel, geheilt und erhält den Gebrauch des Auges fast vollkommen wieder.

Endlich so wird die Macht der Seele über den Leib am meisten vor Allem an solchen Thatsachen erkannt, welche die plötzlich tödtende Wirkung, oder auch umgekehrt, die wiederbelebende und das Leben verlängernde bezeugen, die nicht selten bei großen Gemüthsbewegungen sich kund gab. Wir berühren hier zuerst nur vorübergehend die Beispiele jener Macht des selbstbewußten Willens über die dringendsten Bedürfnisse des Leibes, welche den selbstgewählten Tod mehr oder minder langsam herbeigeführt, denn auch sie bezeugen, obwohl auf andre Weise, die Macht der Seele über das Leibliche. Der französische Dichter Boissy hatte sich, gebeugt durch äußere Noth, den Tod durch Hunger erwählt, und hierin der Gemahlin jenes Pätus ähnlich, wollte die treue Frau mit ihm denselben Tod sterben. Man fand ihn bereits sinn- und sprachlos, als ein Freund zu seiner Rettung herbeikam. Auf dieselbe Weise duldete Johanna Naun-

ton die tödtlichen Schmerzen des selbsterwählten Hungers; und wie stark hier der Wille, selbst dem kräftigsten Drang der leiblichen Natur gegenüber, zu seyn vermöge, das bezeugt die Geschichte des unschuldig zum Tod eines Missethäters verurtheilten Viterbi, welche v. Baer erzählt. Dennoch wird diese Gewalt des Willens über das Bedürfniß nach Nahrung bei weitem von jener übertroffen, welche sich dem ungleich dringenderen Bedürfniß nach Luft widersetzte. Sklaven des alten Roms, wie neuerdings Sklaven aus Angola, tödteten sich durch freiwilliges Zurückhalten des Odems.

Oefters jedoch hat die Seele auch ohne ihren Willen den Leib verlassen, wenn die innre Bewegung zu übermächtig war, als daß sie in dem bisher gebrauchten Körper sich auszusprechen oder zu verleiblichen vermochte. Denn alsdann wird plötzlich der alte Bund der Seele mit dem Leibe geschieden, welchen, obgleich aus demselben Grunde, der gewöhnliche Verlauf des Lebens langsamer auflöst. Philipp der Zweite von Spanien starb an dem Schrecken, den ihm die Nachricht von der Niederlage seines Heeres erregt hatte. Bei dem Anblick des Leichnams eines geliebten Bruders starb der Freund des berühmten Gaubius; Prinz Georg Ludwig von Holstein, wie dieß Zimmermann erzählt, aus tiefem Kummer am Sarge der geliebten Gemahlin. Lieblicher dagegen endete an Freude Sophokles, da man ihm, dem Wettkämpfer um den Lorbeer noch im hohen Alter, berichtete, daß seiner Tragödie, für deren Aufnahme er besorgt gewesen, einstimmig der Preis erkannt worden. Jene Mutter, welche nach der Schlacht am Trasimen dem Sohn am Thore begegnet, und den für todt Gehaltenen gesund vor sich sieht, stirbt in seinen Armen vor Freude, und dasselbe Loos begegnet nach Valerius Maximus einer andern, zu welcher auch der innig, als todt betrauerte Sohn plötzlich lebend

hineintrat. Auf etwas andre Weise zeigte sich dieses schnelle Zerrissenwerden des gewöhnlichen Wechselverkehrs zwischen Seele und Leib bei jener Alten, von welcher Perfect erzählt, daß sie, als ihr plötzlich die Nachricht gekommen, ihre bisher ertragene Noth sey durch einen unvermutheten Glücksfall auf immer gehoben, schmerzlich zu weinen begann und von nun an bis zu ihrem Ende in unheilbarer Schwermuth befangen blieb. An einer freudigen Gemüthsbewegung von niedrigerer Natur starb die Nichte des großen Leibnitz, als man endlich unter der Bettstelle des Verstorbenen den Schatz der 6000 Ducaten gefunden. — Eine Jungfrau, von welcher Haller erzählt, starb an Scham. — Bei der Explosion einiger Pulverwägen tödtete, nach Percy, in dem (kleinen) Oberingelheim der Schreck vier Wöchnerinnen.

Umgekehrt zeigt jedoch in andren Fällen die Seele eine Macht, selbst über die Bewegungen der schon erstorben scheinenden Glieder; eine Macht das Leben des Leibes noch gegen den Willen der Natur zu erhalten, welche uns das vorherrschende Verhältniß des innren über das äußere Leben in seiner rechten Gestalt zeigt. Oefters hat das Sehnen nach dem letzten Anblick eines eben abwesenden Sohnes oder Geliebten die Seele bis zu dem Augenblick in dem sterbenden Leibe erhalten, wo der heiße Wunsch des Wiedersehens erfüllt worden. — Muley Maluk, Kaiser von Marokko, lag ohne Hoffnung zum Wiedergenesen an einer Abzehrung darnieder, als Don Sebastian, König von Portugal, mit seiner Armee sich nahte, um Marokko's Thron für seinen Neffen zu erobern. Der Todkranke trifft alsbald mit größter Geistesgegenwart die kräftigsten Maßregeln zum Widerstand, rückt selbst in der Sänfte getragen, mit seiner Armee dem Feind entgegen. Der Tag der Schlacht, von deren Ausgang das Schicksal der Regentenfamilie und des ganzen Landes abhing, war gekommen. Muley Maluk fühlt

sich seinem Ende ganz nahe. Da gibt er seiner nächsten Umgebung und allen seinen Feldherren den Befehl, sie sollten, wenn sein Tod vor beendigter Schlacht erfolge, diesen dem Heere verschweigen, sollten noch immer, wie vorher, an seine Sänfte hinreiten, als wollten sie da Befehle empfangen. Vor Anfang der Schlacht ließ sich der sterbende Held unter dem ganzen Heer herumtragen und ermahnte Alle zur Tapferkeit. Der Kampf begann, und die Marokkaner fingen an zu weichen. Als dieß Muley Maluk gesehen, warf er sich, obgleich er bereits im Ersterben war, aus der Sänfte heraus; er bringt die Armee wieder in Ordnung und führt dieselbe zurück zum neuen Angriff, bei welchem die Mauren siegten. Unmittelbar jedoch nach dieser ritterlichen That läßt sich der Kaiser in seine Sänfte zurücktragen, legt, um hierdurch noch einmal seinen Befehlshabern Verschwiegenheit zu empfehlen, den Finger auf den Mund und ist nach wenig Minuten verschieden. — Durch eine ähnliche, neubelebende Kraft des Heldenmuthes gestärkt, erhub der englische Admiral Sanders sich vom Lager, auf welches ihn eine entkräftende Krankheit niedergeworfen, als die Nachricht kam, daß ihm von der Regierung das Commando der Flotte gegen Spanien übertragen sey. Er wusch sich, ging umher, und erschien plötzlich munter und gesund. Als aber bald darauf der Anschein des Krieges sich verzog und die Zurüstungen aufgegeben wurden, legte sich der alte Seeheld alsbald wieder aufs Krankenlager und fiel in die vorige Entkräftung zurück.

Auf eine minder erfreuliche und widerlichere Weise zeigte sich die eigenthümliche Macht der Seele, den Leib festzuhalten, bei jener Geizigen, welche aus einer tödtlich scheinenden Schlafsucht erwachte, als ihr der Arzt einige neue Thaler in die Hand gelegt, so wie bei jenem leidenschaftlichen Spieler, dem man die Namen einiger Trümpfe ins Ohr rief.

An die vorhin erwähnten Beispiele eines Heldenmuthes, welcher die schon sterbenden Glieder noch zu seinem Dienste bewegte, reihen sich jene an, in denen der Mensch eine wundervolle Beherrschung der Schmerzen zeigte. Pherekydes der Syrer sahe mit Ruhe und unerschüttertem Muthe sein Fleisch bei lebendigem Leibe sich auflösen. — Jener brittische Kanonier, welcher im Seetreffen zwischen Rodney und dem Grafen Grasse durch eine Kugel die rechte Hand verlor, als er eben seine Kanone abbrennen wollte, ergriff die hinabgefallene Lunte mit der linken und feuerte die Kanone mit den Worten ab: „Glaubt der Feind, ich hätte nur Einen Arm?" Zweckloser freilich erscheint die Verachtung der Gefahr und der Schmerzen bei dem holländischen Admiral, welcher die ihm dargebotene Prise, die er in dem Augenblick nehmen wollte, da ihm eine Kugel den rechten Arm hinwegriß, kaltblütig mit der linken Hand ergriff, so wie Turenne's Selbstüberwindung, als vor ihm der ihn rasirende Diener niedergeschossen worden. Wiewohl auch selbst in diesen Fällen eines mit ihr gemachten Mißbrauches die Gewalt erkannt wird, welche der Seele gegeben ist, mitten unter den Schmerzen und Gefahren des Leibes das Bewußtseyn festzuhalten, daß in ihr ein Leben sey, welches der Schmerz und der Tod des sterbenden Körpers nicht berühren.

Betrachten wir die Thatsachen, welche der eben beendete §. zusammenstellte, etwas näher, dann erkennen wir allerdings, daß der eigene, selbstbewußte Wille des Leibes gebrauchen, daß er, gegen den gewöhnlichen Lauf selbst den sterbenden Gliedern seine bewegende Kraft geben, das schon gebrochene Herz mitten in der röchelnden Brust noch einige Zeit wach erhalten könne; was aber in den meisten Fällen den Leib so oder anders gestaltete, was den Körper der Krankheit schuf, oder was andere Male denselben vernichtete, indem es statt seiner den Leib der Gesundheit neu be-

lebte, das war und ist nicht der selbstbewußte Wille, sondern ein Element, welches nur zum Theil im Menschen selber gelegen ist. In jenen Augenblicken eines heftigen, inneren Bewegens, deren Wirkung wir hier betrachteten, unterliegt der Mensch, seiner selbst nicht mehr mächtig, dem Zug eines Gesetzes, welches die Welt des Geistigen so allgewaltig beherrschet, als die Welt des Leiblichen das Gesetz der Schwere. Das einzelne Leben ist es dann nicht allein, was die verzehrende oder belebende Flamme gibt, sondern es tritt, wie beim Verbrennen der Körper zu dem Brennbaren die Luft, so ein allgemeines, mächtigeres Element des Lebens zum besondern Leben, ein Element, das die Fackel neu entzündet oder verlöscht. Dieses allgemeine, lebenskräftige Princip, in seiner Beziehung auf die Herrschaft und Macht der Seele, soll uns denn in einigen nachstehenden §§. noch einmal beschäftigen.

Erläuternde Bemerkungen. Unter Andrem ist Helophilus lenax als Larve von solcher zäher Lebensdauer, als oben erwähnt worden. — Ueber die oben angeführte von Hunczorsky (in Wien) in seinen Vorlesungen öfters erwähnte Beobachtung einer ganz augenfälligen Mißgestaltung der ungebornen Frucht durch die Gemüthsbewegung der Mutter, vergl. m., wie über sehr viele der Thatsachen, welche der vorstehende §. zusammenstellt, das treffliche Werk von A. M. Vering: Psychische Heilkunde. Erster Band 1817. S. 43. — Dr. Schneider (Prosector in München) theilte seine merkwürdige Beobachtung in einer Abhandlung mit, welche er bei der hiesigen königlichen Akademie der Wissenschaften vorlas. — Ueber das Entstehen einer Hasenscharte am Kinde durch die Gemüthsbewegung der Mutter v. m. Vering a. a. O. — Howships Beobachtung: Bibliothèque de Médecine Brittannique. Paris 1814. Nr. 1. — Von der oben im §. erwähnten Gewohnheit der Spartaner: die Gemälde und Statuen des Apollon, Hyakinthos, Narkissos, der Dioskuren u. A. in das Zimmer der Schwangeren zu stellen, erzählt Oppian (Cyneg. I, 357 sq.). — Batts (in Genua) Beobachtung steht in Duncan's Annals of Medicin for 1801 und daraus in Hufelands und Harles' neuem Journ. der ausl. medicin.-chirurg. Literatur 2ten Bandes 2tem Stück. — Aehnliche Fälle als die oben

gemeldeten von dem Einfluß der Gemüthsstimmung der Mutter auf die leibliche Disposition des Kindes erzählt Pouteau, œuvres posthumes Tom. III. Außer diesem Friedrich Hofmann, Sauvages u. A. — Als im Jahr 1793 das Arsenal zu Landau sich entzündete (explodirte), hatte der Schreck der Mütter solchen Einfluß auf die ungeborenen Kinder, daß von 92, welche etliche Monate nachher geboren wurden, 8 in einer Art von Cretinismus vor dem fünften Jahre starben; 33 erlebten in sehr schwächlichem Zustande nur den achten bis zehnten Monat, 16 starben bei der Geburt, und zwei kamen mit Brüchen der langen Knochen zur Welt. (Percy im Dictionnaire des Sciences médicales Tom. IX.) Nach dem Springen eines Pulvermagazines bei Paris ward Vandeloque zu 62 unzeitigen Geburten gerufen (a. a. O.). Nach der Geburt gehen die Folgen des Schreckens vom Leibe des Kindes auf den der Wöchnerin selber über (m. v. Percy a. a. O.).

Dem wahnsinnigen Hange der milesischen Jungfrauen zum Selbstmord wurde nach Plutarchs Bericht durch das Gesetz Einhalt gethan, welches hinfort den Leichnam jedes Selbstmörders unbekleidet durch die Straßen zu schleifen gebot. Von der ansteckenden Gewalt des Wahnsinns der Töchter des Prötos spricht Apollodor (II, 2).

Ueber die organischen Fehler und Mißbildungen am Herzen bei Menschen von öfteren leidenschaftlichen Aufwallungen der schlimmsten, wildesten Art vergl. m. Testa in dem Werk: Ueber die Krankheiten des Herzens. Einen Auszug daraus, mit den Anmerkungen gab Kurt Sprengel, B. I. Halle 1813.

Von der Heilung des Kropfes durch Berührung der Könige von Frankreich vergl. m. Andreas Laurentius de mirabili strumas sanandi vi, solis Galliae regibus divinitus concessa. — J. Browne, de glandulis et strumis. — Cours d'opérations de Chirurgie par M. Dionis. — Das Entstehen skirrhöser Verhärtungen und krebsartiger Leiden an der Brust und andern Theilen, durch lang fortwährendes Gemüthsleiden, erwähnen Richter in s. chirurg. Bibl. B. V. St. 3; Dömling, in Horns Archiv für medic. Erfahrung B. IV. Heft I. 1803; Greding in seinen vermischten Schriften. — Schrecken machte den Skirrhus sehr schnell wachsen, nach Vogels chirurg. Wahrnehmungen erste Sammlung. — Aehnliches bei Wedekind, allgemeine Theorie der Entzündungen und ihrer Ausgänge, und in Richters Anfangsgründen der Wundarzneikunst ersten Band. — Wirkung der Gemüthsbewegungen auf Wunden bei Tissot: über den Einfluß der Leidenschaften auf Krankheiten: Hildan Centur. I, obs. 17, 19, 23 und 28; Brambilla's chirurg. prakt. Abh. von der Phleg-

mone und ihren Ausgängen Th. II.; Ledran, observations de Chirurgie Tom. I. — Ueber die Veränderung der Form der Iris durch heftigen Kummer vergl. m. Hærtel, dissertat. inaug. de oculo ut signo. — Die oben aus der Gazette salutaire erwähnte Thatsache findet sich daraus erzählt in Tode's medic. chirurg. Bibl. B. IV. St. 3. — Die andern: Bang, in den Collectan. Soc. Medic. Havn. Vol. II; Medical Cases 1776; Hufelands Journal B. XII. St. 2; Lettson in den Memoirs of the medical Soc. of Lond. for 1783, Vol. III. — Die oben erwähnte ansteckende Wirkung des Mitgefühls bei den Mädchen zu St. Roche in Frankreich ist erwähnt in dem Rapport des Commissaires chargés par le Roi de l'examen du magnétism animal; den Vorfall zu Redruth erzählt das Journal général de Médecine etc. p. Corvisart, Leroux et Boyer, Paris 1814. — Den Fall von der epileptischen Frau, welche, aus Angst, es möchte ihr so gehen, jedesmal in der Kirche ihren Paroxysmus bekam, erzählt Sauvage in seiner Nosologie. T. I. — Vom Knaben, dem der Anblick großer Hunde Rückfälle machte, van Swieten, Comment., 1075; Folgen der geheuchelten Fallsucht Metzger in seinem System der gerichtlichen Arzneikunde. Ueber psychische Heilung des Skorbuts s. m. Trotters neue Bemerkungen über den Skorbut, Leipzig 1787. — Lind, vom Skorbut, aus dem Englischen übersetzt. — Journal général de Médec., Chir. et Pharm. Par. 1814 und daraus medic. chirurg. Zeit. von Dr. J. N. Ehrhart 1815. T. II. Vering a. a. O. II. S. 168–171.

Ueber Entstehung so wie Heilung oder doch Linderung bösartiger Fieber durch psychische Niederbeugung oder Aufregung vergl. m. Rasori's Gesch. des epidemischen Fiebers, welches 1799 und 1800 zu Genua geherrscht hat, übers. Wien 1803; Don P. M. Gonzalez: über das gelbe Fieber, welches im Jahre 1800 in Cadiz herrschte, übersetzt von Borges, Berlin 1805; Schrand's Geschichte der Pest in Sirmien; Nachricht über das gelbe Fieber zu Malaga und Alicante von D. Keraudren (in Harles' neuem Journal der ausl. med. Litt. IV. St. 1); Thucydides de bello Peloponnes. II, 53. — Heilung gewöhnlicher Fieber durch psychische Aufregung in Richters chir. Bibl. XV. St. 4; Gaubii sermo academicus alter de regimine mentis quod medicorum est; Plin. L. VII.; Herz vom Schwindel. — Wassersucht: J. P. Frank de cur. hom. morb. L. VI, de retent. T. I. — Richters chirurg. Bibl. XI. St. 1; Pouteau, œuvres posthumes. T. I. — Podagra: Van Swieten Comment. und H. Boerh. aphor. Vol. IV. — Starrsucht und Lähmung: Tulpii obs. med. Lugd. Batav. 1716; Löfflers Beiträge zur Arzneiwissenschaft und Wundarzneikunde I; Sauvage, Nosolog. I; Vering I. S. 120. — Wasserscheu: P. Frank Syst. der med. Polizei IV;

Mease in Richt. Bibl. XIV; Abh. f. prakt. Aerzte XIV; Journal général de Méd. etc. 1814.

Die merkwürdige psychische Heilung der jungen Jüdin durch das Aussprechen des Wortes Kind wird erzählt in den Beiträgen zu Richters chirurg. Bibl. T. XV. St. 4. — Des Hanges zur Melancholie bei dem berühmten Komiker Carlini erwähnt Perfect in seinen Select cases of insanity. Rochester 1787. — Schwarzer Staar: Richters Anfangsgründe der Wundarzneikunst III; Novi Commentar. Soc. reg. scientiar. Gotting. IV. — Vogels chirurg. Wahrnehmung 41ste Sammlung. — Antonio Viterbi's freiwillig erwählter Hungertod in von Baers Anthropol. I. 397. — Ueber Fälle des Sterbens vor Kummer: v. m. Zimmermann v. der Erfahrung. Gaubius: de regimine mentis quod medicorum est. Dem von diesem großen Arzte beschriebenen plötzlichen Todesfall aus heftigem Kummer war jener gleich, welchen wir oben, im §. 31, aus M. Wagners Anthrop. mittheilten. — Unheilbare Schwermuth aus heftiger Freude bei Perfect a. a. O. und Mead — Vering psychische Heilkunde III, 77. — Des Pherekydes Heldenmuth mitten in den furchtbaren Todesleiden erwähnt Maximus Tyrius (diss. LXI. p. 430). — Ueber Muley Malucks Tod vgl. m. Vertots Révolution de Portugal, Par. 1768. — Spectator VII. Nr. 349; M. Wagner a. a. O. I. S. 146. — Andere oben erwähnte Fälle in Richters chirug. Bibl. XV, 4tes St.

Endlich führen wir hier noch einen Fall an, welcher die Uebergewalt, oder vielmehr das furchtbar zerstörende Spiel der inwohnenden Seele sogar am Leibe eines acht Monate alten Kindes zeigen kann; einen Fall den man kaum wagen würde nachzuerzählen, hätte ihn nicht der wahrheitsliebende Greding (a. a. O.) zuerst und nach ihm eine Menge prüfender Aerzte erzählt. „Eine seit 12 Jahren nach einem Kindbette blödsinnig gewordene Frau gebar einen Knaben, der wirklich rasend war. Er besaß im neunten Monat seines Lebens, als er mit der Mutter ins Irrenhaus zu Waldheim aufgenommen ward, ein solche Schnelle und Kraft der Bewegung in den Muskeln und Gelenken, daß er öfters von vier starken Weibspersonen kaum konnte gehalten werden. Der Anfall endigte sich mit einem unbeschreiblichen Lachen, oder er riß vor Zorn alles, was ihm in die Hände kam: Kleider, Betten, leinene Sachen in Stücken. Ließ man ihn allein, so stieg er auf Bänke, Tische und kletterte an den Wänden in die Höhe. Er starb beim Durchbruch der ersten Zähne an Auszehrung und Erstickung. Vering psycholog. Heilk. III. S. 82.)

Das Gesammtseyn der Menschenseelen.

§. 62.

Nicht der nährende Palmbaum und der Quell der Wüste, oder das gezähmte Reh, das aus den Händen des einsam Wohnenden sein Futter nimmt; nicht der anschmiegend treue Hund oder das edle Roß können im Menschen das tiefgegründete Sehnen stillen, welches ihn beständig zieht zu andren Menschen. Der geistig Kranke genes't, wenn es ihm gelungen, eine fremde Seele zu jener Theilnahme zu bewegen, welche an das Elend glaubt, das im Andren ist; die Freude wird freudiger, der Muth feuriger, sobald andre Seelen zu derselben Freude, zu demselben Muthe mit erwachten; die Flamme der höchsten Begeisterung wird immer mächtiger, je mehr sie, nahe und fern, auch in andren Geistern sich entzündet. Wie in der Seele das Bedürfniß, die eignen Glieder zu gebrauchen und zu bewegen, so liegt in ihr der unvertilgbare Trieb auch andre Seelen mit und zu ihrem Willen zu bewegen.

Dem einzelnen Leibe steht als beherrschende und ausbildende Kraft die einzelne, inwohnende Seele gegenüber; der ganzen Leiblichkeit, welche wir bewohnen, stehet das gesammte Geschlecht der Menschen, als beherrschende und vollendende Macht zur Seite; in und über unsrem Geschlecht waltet aber eine gestaltende, allbeherrschende Seele: ein allbedenkender Geist der Geschichte der Menschheit, welcher alle Glieder ihres großen Ganzen zu dem Zweck eines Gesammtlebens heranbildet, harmonisch zusammenfügt und bewegt. Wie der Menschenleib, welchem seine eigenthümliche Seele innenwohnet, so ist die gesammte Menschheit ein Organismus, der auf seiner höheren Stufe dem gleichen Gesetz des beständigen Absterbens und Wiedererneuerns seiner Theile unterworfen ist, als jener. Die Seele mit ihren Neigungen und

Bestrebungen bleibet im Manne und im Greis dieselbe, die sie im Kinde war; sie ist es, welche dem werdenden, so wie dem allmählich heranwachsenden Leibe die Grundform gab und fortwährend erhält, nach deren Ebenmaß die neuhinzukommenden Bestandtheile sich aneinander fügen. So sind denn nicht nur alle zugleich auf Erden lebenden Menschen zusammengehörige Theile des Organismus der Menschheit, sondern alle die, welche vormals lebten und künftig leben werden, waren dieß oder werden es seyn. Sie allzumal bilden eine Persönlichkeit, welche in einem gemeinsamen Stammvater geboren ward, im Verlauf der Geschichte zum Alter des selbstständigen Wirkens heranwuchs, und welche ihrem innersten Kerne nach unter Sturm und Hitze dem Ziele ihrer Vollendung und Verwandlung in ein geistiges Urbild entgegenreift.

Es sind in dem Haushalt der ewigen Weisheit selbst „die Haare auf dem Haupte des einzelnen Menschen gezählt" (Matth. 10, V. 30), so noch vielmehr ist den einzelnen Geschlechtern der Menschen die Zeit ihrer Dauer, die Summe ihrer Vermehrung und die Gränze bestimmt, wo und wie weit sie wohnen sollen. Steht doch selbst in dem einzelnen Lande die Zahl der mittleren Geburten in einem bestimmten Verhältniß zur mittleren Dauer des Lebensalters seiner Bewohner, und nach einer oft in Europa gemachten Beobachtung hat sich immer nach verheerenden Seuchen und andern Ereignissen, wodurch irgend ein Landstrich entvölkert wurde, eine so ungewöhnliche Fruchtbarkeit des Gebärens eingestellt, daß nach wenig Jahren der Abgang ersetzt und die mittlere Zahl der Bevölkerung wieder hergestellt war. Wie in dem Alter der Kindheit des einzelnen Menschen das Wachsthum des Leibes, die Vermehrung seiner einzelnen Bestandtheile am rascheſten und kräftigsten vor sich geht, so hat sich auch an unserm Geschlecht in den frühesten Zeiten seiner Geschichte eine Kraft

der Selbsterzeugung und Vermehrung kund gethan, welche weit über das gewöhnliche Maß der Bevölkerungszunahme hinaus ging. Jene größere Fruchtbarkeit der Geschlechter stand mit der längern Lebensdauer der Einzelwesen in Beziehung, und ging mit dieser aus derselben Wurzel: aus dem höher gesteigerten Maß der Lebenskraft überhaupt hervor. In entfernter Weise erinnert uns noch fortwährend die Geschichte der Colonisation mancher menschenleeren, dem Gesundheitszustand günstiger Länder an jene Zeiten des kräftigsten Wachsthums des Gesammtorganismus der Menschheit. Denn das was wir oben B. I. S. 496 von dem Einfluß einer neuen, den Bedürfnissen der Menschennatur entsprechenden Heimath auf die Verlängerung und Bekräftigung des Lebens sagten, das gilt zugleich von der Fruchtbarkeit und dem schnellen Fortgang der Bevölkerung, bis allmählich auch dieser Zuwachs seine bestimmte Gränze erreicht.

An einem lebenden Organismus stehen die einzelnen Glieder in einem solchen Wechselverhältniß, daß die Wirksamkeit des einen Theiles der des andern hülfreich und fördernd entgegenkommt, der eine den Mangel des andern ergänzt. In einem solchen Verhältniß finden sich die einzelnen Völker der verschiedenen Zeiten und Erdtheile zu einander, wie uns dieß namentlich die Geschichte unsres heimathlichen Welttheiles lehren kann.

Nicht nur bei dem täglichen Uebergang des Schlafes in das Erwachen, sondern bei jedem Beginn eines neuen, bedeutenden Momentes der Entwicklung, sehen wir alle Theile eines organischen Leibes zugleich zu dem gemeinsamen Werk des Lebens sich erheben; mit den Sinnen des Hauptes wachen am Morgen zugleich alle andren Glieder des Leibes auf. So regt auch der Geist der Geschichte in dem Gesammtorganismus der Menschheit in gleicher Zeit die Völker des Ostens und Westens, des Nordens und Südens an, wenn die Ent-

wicklungsgeschichte unsres Geschlechtes zu einer neuen Stufe hindurchbrechen soll. In der Zeit, da Christus geboren ward, hatte die Ahnung einer nahen, großen Weltbegebenheit die Völker des Westens und Ostens ergriffen; es begann um dieselbe Zeit für Indien eine neue Aera des geistigen Aufschwunges. So ist auch in späterer Zeit der Trieb zu der bildenden Kunst in mehreren Ländern von Europa zugleich erwacht, und damals als die Baukunst im christlichen Europa ihre herrlichsten Werke hervorbrachte, sind auch, aus verwandter Anregung, Indiens berühmteste Tempel erbaut worden. Wie im gesunden Verlauf der Entwicklung, so zeigt sich auch in ihren krankhaften Bewegungen die Menschheit als eine organische Gesammtheit, denn wie von einem Miasma, das in der Luft liegt, werden die verschiedensten Völker zu gleicher Zeit von den Anregungen der letztern Art heimgesucht.

Und nicht nur ganze Völker und Zeitalter, sondern selbst einzelne Menschen stehen in einem solchen Verband des innern Lebens, auch wenn sie äußerlich durch weite Räume getrennt sind. Wie die Arbeiter an einem gemeinsamen großen Bau, auf Geheiß des Meisters, der Alles ordnet, der eine hier, der andre da ein Werkstück zubereiten, davon jedes für sich allein ohne rechten Zweck und Nutzen, erst in der Zusammenfügung mit dem andern Werth und Bedeutung empfängt, so haben Galilei und Kepler, ohne es zu wissen, jeder an seinem Ort Materialien für ein gemeinsames Werk des Erkennens bearbeitet, welche erst in ihrer Zusammenfügung mit Newtons Entdeckung ein sinnvolles, geistig großes Ganze bilden. So lehrt uns die Geschichte fast aller jener Erfindungen, aller Fortschritte im Erkennen, welche für die äußre oder innre Entwicklungsgeschichte der Völker von ganz besondrer Wichtigkeit waren, daß nicht ein Mensch allein, sondern daß viele aus innrer Anregung die gegenseitig sich ergänzenden Materialien zu Tage förderten, aus deren Zu-

sammenfügung, ihnen allen unerwartet, das vollendete Werk hervorging. So stehen auch öfters Vater und Sohn, Lehrer und Schüler, eine jetzt lebende Generation und die ihr folgende künftige ihrem Wirken nach in einem gegenseitig sich ergänzenden Verhältniß. Wo das eine Menschenalter zur Linken gekehrt war, da lenket das andre zur Rechten um, oder dieses reißet nieder was jenes gebaut. So wird aus Abend und Morgen der neue Tag, welcher scheinbar ein anderer, und dennoch nur eine Fortsetzung des gestrigen ist. Auch das Geschlecht des Menschen erscheint von Zeugung zu Zeugung ein andres, und ist dennoch dasselbe, das schon bei seiner Ausgeburt in der Erdentage Arbeit und Mühe, mit dem Loose der Gebrechlichkeit zugleich, die Verheißung empfing, in deren Erfüllung das Räthsel der Menschengeschichte seine Lösung findet.

Erläuternde Bemerkungen. Aus Caspers tabellarischen Zusammenstellungen ergibt sich, daß die Zahl der Sterbefälle an verschiedenen Orten mit der Zahl der Geburten in einem augenfälligen Verhältniß stehe. Da wo von der Zahl der Bewohner jährlich der 33ste Theil durch den Tod abgeht, entspricht auch die Zahl der Geburten dem 33sten Theil der Bevölkerung; wo das erstere Verhältniß wie 1 zu 28 ist, da zeigt sich auch der Zuwachs an Neugebornen wie 1 zu 28. Nach Quetelets Bemerkung „ist die Sterblichkeit in denjenigen Provinzen am stärksten, in welchen die Bevölkerung und die Zahl der Geburten am stärksten ist. In demselben Maße als die Sterblichkeit an einem Orte abnimmt, vermindert sich auch die Fruchtbarkeit, wie dieß z. B. von Paris nachgewiesen ist. In den Monaten, in welchen die meisten Geburten vorkommen, sind auch die Todesfälle am häufigsten." (Burdachs Physiologie B. III. §. 632, S. 608.) In den ersten Jahren nach verheerenden Seuchen, nach Kriegen so wie nach Hungersnoth, nimmt die verminderte Bevölkerung in ungewöhnlichem Maße wieder zu (ebendas. so wie B. I. §. 267, S. 458). Ehen, welche vorher eine Reihe von Jahren kinderlos gewesen, wurden fruchtbar: Zwillings-, ja Drillingsgeburten traten in Menge ein.

Uebrigens gilt das erwähnte Verhältniß zwischen der Zahl der Sterbefälle und der Geburten auch in Europa zunächst nur für solche Orte, in denen eine große Menge Volkes beisammen lebt. Wenn man für ganze Länder die Summe des jährlichen Zugangs und

Abgangs der Bevölkerung berechnet, dann findet man, daß in den letztvergangenen Menschenaltern in Frankreich die Zunahme jährlich $1/_5$ mehr als die Abnahme betrug, und daß wenn keine Auswandrung oder andre Ereignisse ihr Gränzen setzten, die Bevölkerung in 150 Jahren auf das Doppelte anwachsen würde. In den Niederlanden, in England und namentlich Irland betrug diese Zunahme noch mehr, und in neuen Ansiedelungen an gesunden, naturreichen Stellen der Erde kann sich das Verhältniß zu Gunsten der Bevölkerung ganz außerordentlich steigern. So kennt man in Amerika einzelne, vorzüglich gesunde Gegenden, in denen die Bevölkerung schon nach einem Menschenalter auf das Doppelte angewachsen ist, ja zu Contendas in Brasilien kommt jährlich auf 20 Geburten nur 1 Sterbefall, die Zahl der Bewohner könnte sich dort auch ohne Zuwachs von Außen schon in 20 Jahren auf das Zweifache vermehren (Burdach III, S. 609).

Wenn wir uns beim Beginn des jetzigen Zustandes der Dinge die örtliche Vertheilung der lebendigen Wesen auf der Oberfläche der Erde und in ihren Gewässern so angeordnet denken, daß jede Art in solchen äußern Verhältnissen auftrat, welche zu ihrer ungehemmten Entwicklung und Vermehrung die günstigsten waren, dann könnte für längere Zeit eine solche Fruchtbarkeit derselben wirklich stattfinden, als jene ist, welche uns (nach §. 21, S. 393) jetzt nur noch als eine Möglichkeit erscheint. Ein Paar Kaninchen konnte dann in einer Gegend, wo hinreichendes Futter vorhanden war, binnen 4 Jahren (nach W a r t o n s Berechnung) 1,274,840, ein Paar Phalänen (nach Réaumur) binnen 3 Jahren 1,492,750 Nachkommen haben. Noch unermeßlicher mußte die Vermehrung bei solchen niedren Thierarten seyn, von denen, wie bei der Daphnia longispina oder bei der Blattlaus, wo die Jungen bald nach ihrer Geburt wieder fruchtbar werden, ein einziges Gebären des Weibchens in einem Sommer gegen und über eine Trillion Wesen ihrer Art hervorbringen kann (Burdachs Physiologie I, §. 268, S. 459). Ein solcher Zustand der Dinge hätte nicht (am allerwenigsten bei den größern und vollkommen organisirten Thieren) fortbestehen können, wenn nicht der ungeheuren Vermehrung der einzelnen Arten, von denen wahrscheinlich jeder anfangs ein besondrer Bezirk des Vorkommens (wie dem Mytilus socialis nach S. 93) angewiesen war, dadurch wäre Einhalt gethan worden, daß andre lebendige Wesen, in Folge auch ihrer verhältnißmäßig gesteigerten Vermehrung, in die Gränzen des übervölkerten Districtes hereinbrachen, und in ihm sich ausbreiteten. So that der sonst fast gränzenlosen Verbreitung mancher niedreren Pflanzenarten das Aufkommen der ausdaurenden Holzgewächse durch Beschatten und Aussaugen des Bodens, dem

Ueberhandnehmen der pflanzenfressenden Thiere das Hinzukommen der fleischfressenden Einhalt. Selbst für die Vermehrung des Menschengeschlechtes bei dem Beginn seiner Geschichte, und bei dem Anfang der Erdperiode, welche der großen Katastrophe folgte, konnte ein ähnliches Gesetz gelten als für die Arten der Thiere.

Dafür, daß die Fruchtbarkeit mit der längeren Lebensdauer der Bewohner eines Landes in naher Beziehung stehen, weil beide aus dem gemeinsamen Quell der stärkeren Lebenskraft hervorgehen, sprechen außer den Beispielen, welche bereits oben angeführt wurden, auch jenes, dessen Derham erwähnt. Eine Frau, die in einem Alter von 93 Jahren starb, hatte 16 Kinder geboren, davon 11 in den ehelichen Stand traten. Aus diesen 11 Ehen waren bis zum Tode der Aeltermutter 114 Enkel, 228 Urenkel und 900 Ururenkel hervorgegangen, mithin, wenn man annimmt, daß die Aeltermutter bei ihrer Vermählung erst 17 Jahre alt gewesen, in Zeit von 76 Jahren 1258 Nachkommen. Elternpaare von solcher Fruchtbarkeit könnten in Zeit von 100 Jahren eine 800fältige Bevölkerung erzeugen. Wären (so urtheilt Burdach I, §. 268, S. 259) die Verhältnisse überall, so wie sie in dem möglichst günstigen Falle es seyn könnten, dann würde es bald an Raum und Nahrung für die Menschen auf Erden fehlen. Und dennoch hat Süßmilch berechnet, daß ein $2^1/_2$ Millionen Quadratmeilen dem Anbau günstiges Land eine Menschenzahl von 18,000 Millionen, ja nach Wallace 473,000 Millionen ernähren könnte.

Der größeste Theil der auf Erden wohnenden Menschen gehört dem Lebensalter der vollen Kraft an. Selbst in Paris besteht fast die Hälfte der lebenden Einwohnerzahl aus Menschen, die zwischen 20 und 50 Jahren alt sind; drei Fünftheile der Bevölkerung gehören dem zarteren Alter bis zum 20sten, zwei Fünftheile dem ablebenden vom 50sten bis 90sten Jahre an.

Ueber jene allgemeine Erwartung eines nahen, großen, heilbringenden Ereignisses in der Geschichte unsers Geschlechts in der Zeit vor Christi Geburt vergl. m. meine Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens 2ten Theiles, 2ten Band, der auch unter dem besondern Titel Zahlen und Zeiten der Natur und der Schrift zu haben ist, 9ter Absch., S. 331 u. f. Die Zeit der Erbauung einiger der ausgezeichnetsten Göttertempel von Indien fällt nahe mit jener der gothischen Baukunst im christlichen Europa zusammen (m. vergl. v. Hügels Reise nach Kaschmir B. III). Selbst für die bedeutendsten Bauwerke von der gleichen Bestimmung im älteren Amerika, namentlich in Peru, mag dasselbe gelten.

Der Staat.

§. 63.

Das erste gemeinsame Werk, zu welchem Menschenseelen sich vereinen, ist die Begründung einer geselligen Ordnung. Der Staat, so sagt Aristoteles, ist entstanden damit man leben konnte, und besteht damit man wohl lebe.

Eine Vorübung zum Bau der Tempel, bei welchem Viele geschäftig waren, ist der Bau der Hütte gewesen, welche der einzelne Mensch für sich und die Seinen errichtete; in ähnlicher Weise hat sich denn auch die Ordnung der Gemeinden und zuletzt der Staaten in der Anordnung des Familienlebens vorgebildet. Die Glieder der einen Familie, welche unter dem gemeinschaftlichen Obdach beisammen wohnen, sind sehr verschieden unter sich, nach dem Maß der Kräfte, des Alters und der äußren Bestimmung. Nach einem vorbedachten Rathe der allbedenkenden Weisheit sind die Geschlechter geschaffen, damit aus der Verschiedenheit und Einseitigkeit der beiden die Liebe hervorgehen sollte (nach §. 21). Das schwächere Weib schließet sich in hingebender Liebe dem stärkeren Manne an; das zarte Kind wird durch seine Hülfsbedürftigkeit zum Gehorsam und zur dankbaren Neigung gegen die schützenden, pflegenden Eltern bewogen, dem Stärkeren aber und Aelteren ist nach einem Naturgesetz, welches selbst für das Thierreich gilt, die Neigung für das Schwächere und Jüngere ins Herz gegeben: eine Neigung, welche noch heißer ist und kräftiger als die Liebe des Jungen zu seinen Alten (nach §. 21). So ist nach dem natürlichen und gesunden Verlauf der Zusammengesellung der Geschlechter das Verhältniß der Glieder einer Familie auf gegenseitige Zuneigung, und auf Gehorsam der jüngeren und schwächeren gegen das stärkere und ältere Oberhaupt gegründet. Es ist der Wille und der Rath des Hausvaters, der das Haus

beherrscht, so wie er durch seine Kraft dasselbe beschützt und erhält.

Der engere Kreis der geselligen Ordnung, welcher das Leben der einzelnen Familie umschloß, mußte sich erweitern und zum Theil anders gestalten, als neben der einen Familie die andere, und als viele nebeneinander ihre Hütten sich erbauten, ihren Hausstand begründeten. Es trat hier der Starke dem Gleichstarken, der Herrscher seines Hauses einem andern Herrscher gegenüber; zugleich mit dem Triebe, der den Menschen zu andern Menschen führt, machte der Trieb der Selbsterhaltung: der Trieb zur Erhaltung des eignen Herdes und Besitzes seine Rechte geltend. Wo nicht Zuneigung, da gab hier die Achtung und Furcht vor der Stärke der Andern dem Einzelnen jene Richtschnur seines geselligen Verhaltens: Andern das zu thun, was er wünschte, daß sie ihm thäten.

Schon bei dieser angehenden Gestaltung der Gemeinden mußte sich statt des Zuges der äußeren Verwandtschaft, der die Glieder der Familien vereint, jener Zug einer innern Verwandtschaft regen, welcher Familie mit Familie verschwistert. Zugleich aber mit der Gestaltung dieser vereinzelten Bündnisse war die Veranlassung gegeben zu den verschiednen sich ausschließenden, gegenseitig sich beschränkenden und selbst feindselig sich bekämpfenden Formen des geselligen Verkehres, welche abermals ihre friedliche Ausgleichung und Vereinigung nur in einem sie alle beherrschenden Höheren finden konnten. Es ist dieses namentlich auf zwei Wegen der Entwicklung des Gemeindewesens geschehen, welche wir hier zuerst in ihrem gesunden und normalen, dann in ihrem krankhaften und abnormen Verlaufe betrachten wollen.

Von Anfang an hat Gott in das Geschlecht des Menschen die Keime einer Verschiedenheit gelegt, welche hier geistig, dort leiblich Begabtere oder Unbegabtere entstehen lässet,

damit hieran ein Gewebe des wechselseitigen Bedürfnisses und der innigen Bruderliebe sich anknüpfen möge, welches die unvollkommenen Einzelnen zu einem vollkommenen Ganzen verschmilzt. Hat hierbei die Schaar der Schwächeren und minder Begabten mit anerkennender Neigung sich zu den Kräftigeren und Besseren gezogen gefühlt, so war umgekehrt nicht selten die aufopfernde Liebe, welche die Besseren zu der ihnen untergeordneten Menge trieb, keine weniger innige und lebendige; ja sie glich immer, in ihrem gesunden Zustand, der Liebe der Mutter zu ihren Kindern. Denn wenn Lykurg und Solon alle Kräfte, allen Genuß ihrer Tage an das Eine große Werk des Lebens gewendet, dem Volke das Gesetz zu lehren; wenn jener Mann des Sinai, der Mann der Donner des Gesetzes, in freudiger Hingebung die „Plage des Lebens" auf sich nahm, welche größer war als jede, die irgend ein Andrer im Volke trug, nur damit dieses Volk zu Gott geführt und bei Gott erhalten werde: da zeigte sich deutlich, daß der Stärkere an Kraft zugleich auch der Stärkere in Liebe sey. Kämpfend wie die Löwin für ihre Jungen, haben sich öfters die alten Fürsten und Herzoge unsers Volkes an die Spitze der Ihrigen gestellt, haben ihre Brust und den kräftigen Arm zum Schild und Schirm gemacht, für die wehrlosen Bewohner der Hütte, für die Mütter und Kinder des Landes. Wo der Rath aus war und Hülfe noth that, da schrie die Schaar der Schwächeren zu dem stärkeren Führer, und dieser mußte, so weit Menschenkraft reichet, der Andren Trost seyn. In der That, der Stuhl dieser Herrscher ist in nicht seltnen Fällen aus den Opfern ihrer eignen Kräfte und des Liebsten, was sie hatten, ja des eignen Blutes, das sie im Kampf für Volk und Land vergossen, erbaut, er ist durch tausendfältige Sorgen und Selbstverläugnungen, auch der höchsten und edelsten Art, befestigt worden.

Es sagt ein Gefühl, welches der gesunden menschlichen Natur beständig inwohnet, dem Einzelnen ohne Aufhören, daß er nicht für sich allein, sondern durch Andre und mit Andren erst ein vollendetes Ganzes sey. Aus diesem tiefen Gefühle entspringt jene Freude, welche das Schwächere an dem Stärkeren, das Unvollkommene an dem Vollkommneren empfindet, dem es, durch innre Neigung oder zufällige äußre Gesellung verwandt ist. Das schwache Kind rühmet sich der Stärke seines Vaters und freut sich an dem Anblick dieser Stärke; das Weib findet seine eigne Lust und Ehre in der Ehre, welche der Mann genießt, und die Gemahlin jenes ofterwähnten Philo, als sie gefragt wurde, warum sie bei ihren großen Reichthümern keine goldnen Zierrathen trage, antwortete: des Mannes Vorzüge sind dem Weibe ein vollkommen genügender Schmuck. So geschieht es denn auch bei ganzen Familien und Geschlechtern, ja bei den Bewohnern ganzer Städte und Völkergränzen, daß sie ihre Freude und ihren Stolz auf einen einzelnen Menschen setzen, der sich aus ihrer Mitte hervorgethan. Diesen, den Führer zu manchem Sieg, wenn dieser Sieg auch mit dem Blut von Tausenden der Ihrigen erkauft war und für die meisten von ihnen keinen Gewinn brachte, ehren sie und schauen ihn, wo er auch sich blicken lässet, mit Lust und Freude: er ist ihr Ruhm und ihr Stolz vor andren Völkern. Es will der Mensch in der gewöhnlichen, natürlichen Richtung seines Wesens nicht bloß mit den Kräften des eignen Leibes oder mit dem zierlichen Gewand desselben, sondern auch mit andren Menschen die Mangelhaftigkeit des einseitigen, einzelnen Vermögens und Wirkens erstatten.

Wir deuteten hier in einigen flüchtigen Zügen das Entstehen einer geselligen Ordnung der Völker an, bei welcher Einer oder Etliche in jenes Recht der hausväterlichen Herrschaft über Viele getreten, das in der einzelnen Familie dem

Gatten und Vater zustehet. In der Weise, in welcher wir es beschrieben, erscheint es als ein naturgemäßes, gesundes, dessen idealische Schönheit das Morgenland in der Schilderung der Herrschaft des gerechten Königes Dschemschid, das Abendland in der dichterischen Sage der goldnen Zeit unter Saturnus Reich verherrlicht, und welche selbst Tacitus (Annal. III., 26) ehrend anerkennt. Was aber ist an der Natur des Menschen, welche dem Leibe wie der Seele nach vor allen andern Lebendigen der Erde zu krankhaften Verirrungen sich hinneigt, gesund geblieben? Auch die Hausvaterwürde der höheren Ordnung, der Stand der Oberhäupter der Gemeinden, der Fürsten der Völker ist einer Entartung unterlegen, welche in vorbildlicher Weise schon in solchen Familien sich kund gab, in denen der leibliche Vater ein gewaltthätiger Barbar geworden war.

Das Sternbild des Orion, welches hin und wieder bei den ältesten Völkern des Morgenlandes an den Begründer der Weltenreiche (an Nimrod) erinnern sollte, bezeichnet durch jenen Namen, den es in den Schriften des alten Testamentes führt, den Narren oder Thoren. Die Narrheit oder Bosheit der entarteten Menschennatur hat sich da in ihrer mächtigsten Stärke und maßlosesten Entwicklung kund gegeben, wo sie durch keine andre ihr Achtung gebietende Kraft in Zaum gehalten war. Unter den Arten der Abgötterei, in welche die Natur des Menschen versinken kann, ist die Vergötterung des eignen Selbst, da wo sie ganz ungehemmt sich zu erheben vermag, die furchtbarste. Die Herrschsucht und der Eigenwille der Dränger und Gewalthaber der Völker haben ihr Andenken mit dem Blute von Tausenden in das Buch der Geschichte gezeichnet, der Stand der Herrscher, der den Völkern das Gesetz geben und erhalten sollte, hat sich in seiner Entartung, nicht selten als ein Empörer gegen das Gesetz, als ein Verächter menschlicher und göttlicher Ordnung

erwiesen; er ist hin und wieder zu einem Pfuhl und Sammelpunkt aller Gräuel und geistigen Gebrechen seiner Zeit und seines Volkes geworden.

Einer solchen Ausartung der hausväterlichen Würde in dem weiteren Kreise der fürstlichen Gewalt hat sich schon in früher Zeit eine andre Form der geselligen Verhältnisse gegenübergestellt; es ist dieß die Form der Gemeinde, im höchsten Sinne des Wortes. Es erinnert diese Form an das Verhältniß der mündig gewordenen Kinder zu einander selber und zu dem Aeltervater des Hauses. Die Erhaltung der friedlichen Ordnung des Hauses, des Wohlbefindens Aller, der Sicherheit des Einzelnen in den Gränzen seiner persönlichen Wirksamkeit, ist die Gesammtaufgabe der Gemeinde; eine solche Erhaltung des wohlgeordneten Zustandes ist aber nur möglich durch das Gesetz. Dieses ist die Macht, welche die Glieder der Gemeinde beherrscht; vor dem Gesetz sind sie alle gleich, die Starken wie die Schwachen, die Alten wie die Jungen, die Reichen wie die Armen.

Denn auch in der Gemeinde bestehet, eben so unabänderlich wie der Unterschied der beiden Geschlechter, der Lebensalter und der leiblichen Bekräftigung, ein verschiedenes Maß der geistigen Anlagen und Kräfte, des Fleißes und Geschickes zum Erwerb wie zur Vermehrung des Eigenthumes in den Gränzen und im Schutz des Gesetzes. Die Grundzüge dieses Gesetzes sind in die Brust des Menschen geschrieben, die Ausführung jener Grundlinien, die Anwendung des allgemein gültigen auf den besondern Fall, ist das Werk des natürlichen Verstandes und der vernünftigen Einsicht. Diese Gaben sind verschieden ausgetheilt, in der Regel kommen sie vorzugsweise dem reiferen Alter, dem erfahrneren zu. Die Gemeinde mithin hat vor allem ihr Gesetz; sie hat zur Pflege von diesem einen Rath der Einsichtsvollen und Erfahrenen, zum Schutz und zur Erhaltung der gesetzlichen Gewalt ihre Richter,

ihren Stand der Krieger und Vertheidiger der Gemeinderechte gegen äußere Eingriffe. Aus diesem Stande und Verhältniß ist öfters in der Mitte der Gemeinden eine Fürstenherrschaft andrer Art hervorgegangen als die vorhin erwähnte war, eine Herrschaft, welche selbst bei einzelnen Negerstämmen, den Nachbarn barbarischer Despotenreiche, unter dem Gesetz und dem Rathe der Aeltesten und Richter stehet.

Es ist dieß der gesunde Verlauf der Entwicklung des Gemeindewesens, auch neben diesem lag jedoch ein Abweg, der zur Zerrüttung und Entstellung der natürlichen Ordnung führte. Da wo statt des Gesetzes, wo statt des Verstandes und der Erfahrung bewährter Männer, der Eigenwille und das thierische Gelüste aller Einzelnen, da wo der große Hause (die Einsicht und Erfahrung sind nicht bei Allen, sind nicht bei der Mehr-, sondern bei der Minderzahl) zur gewaltthätigen Herrschaft kam, da hat sich die Gemeinde sehr bald in einen verworrenen, sinn- und rathlosen Haufen der Wilden aufgelöst, welche einer gegen den andern, alle aber gegen Zucht und Gesetz und Ordnung sich erhoben, bis das Vaterland zu einer Wüste, zu einem todten Felde voll blutiger Gräuel ward. Bis zu einem solchen Zustand, da jeder Einzelne in dem Andern, der ihm begegnet, den Räuber seines Eigenthumes und den Mörder fürchten muß, da die Ehe ein Zusammenlaufen brünstiger Thiere für die Augenblicke des Bedürfnisses, das Kind öfters ein Opfer der Mordluft der eignen Mutter geworden ist, sind nur einige wenige Auswürflinge der verwildertsten Völker der Erde versunken. In ihrer Weise lehren es uns solche Ausgestoßene, etwa aus einem einzelnen Stamme der Neger oder der Alfurus, was jene äußerste Entartung der Form der Gemeinde sey, vor deren Gefahren keine äußre Bildung schützt, wenn statt des Gesetzes und des Urtheils der Einsichtsvolleren die tausendstimmige, sich selber bestreitende Willkür der unmündigen, unwissenden

Vielzahl (die Demokratie) zur Herrschaft gelangt. Erträglicher noch erscheint es dann unter der Herrschaft nur eines gewaltthätigen Tyrannen und seiner wenigen Helfershelfer, als unter einer ganzen Nation der Tyrannen und Tobsüchtigen zu stehn.

Doch dieser Zustand ohne Gott und Religion, ohne Gesetz und Ordnung, ohne Schutz und Sicherheit, ohne Trost und Frieden, ohne Kunst und Wissenschaft, hat, dieß lehrt uns die Geschichte aller Zeiten und Völker, niemals lange bestehen können. Entweder hat er bald die völlige Auflösung der unglückseligen Gemeinde nach sich gezogen, die er ergriffen, oder der Trieb der Selbsterhaltung, der mächtigste der thierisch-menschlichen Seele, hat ihm ein Ende gemacht. Insgemein ist die schrankenlose Volksherrschaft, wenn sie anders noch etwas überließ, das ein Volk zu nennen war, in die ihr nahe verwandte und immerhin noch minder furchtbare Form der unbeschränkten Tyrannenherrschaft übergegangen.

Absehend von diesen äußersten Entartungen nach einer und der andern Seite hin, erinnern wir hier nur noch an den großen Unterschied zwischen dem morgenländischen und abendländischen Staate. Vorbild des ersteren ist das Haus oder die Familie, des letzteren die Gemeinde. Nie wurde im Morgenlande die hausherrliche Gewalt des Thrones angefochten; nie hat sich eine solche im Abendlande auf die Dauer gründen lassen. So einförmig der Staat im Morgenlande, so vielgestaltig ist er jederzeit im Abendlande gewesen. Doch stimmen beide darin überein, daß (wenige und kurze Zeiträume ausgenommen, und diese zwar im Abendlande allein) die Obrigkeit als gegeben und gesetzt, mithin aus eignem Rechte bestehend, nicht als vom Volke ausgehend erscheint. Ein König als „erster Diener des Staates" ist dem Abendlande so fremd als dem Morgenlande. Nur hat

dieses der königlichen Macht die Schranken nicht gesetzt, welche jenes aufstellte, und, so oft sie auch gebrochen wurden, immer wieder erneuerte.

Nur mit einigen Zügen reihen wir noch den Inhalt dieses §. an einige früher aufgestellte Sätze dieser Untersuchungen an:

Durch die Natur selber wurde in jene Verschiedenheit der Geschlechter wie der Kräfte, der eigenthümlichen Vorzüge wie der Lebensalter, und zuletzt nach diesen allen, in die Verschiedenheit der Stände eine Wirksamkeit gelegt, durch welche die äußere Ordnung der Staaten sich begründet und erhält. Wäre in der Natur kein Unterschied, kein Gegensatz, so würde zumal alle Bewegung und alles Leben aus ihr entweichen (nach §. 21); aus der Verschiedenheit der Wesen, aus der Unterordnung des Einen unter das Andre, gehet allein die Liebe und jener Zug hervor, welcher zuletzt alles Bewegen des Einzelnen an den „unbewegten Beweger," an den Mittelpunkt alles Seyns knüpfet (nach §. 4). Jene zur Erhaltung des geselligen Verkehres nothwendige Verschiedenheit wird aber, so lange die sinnliche Natur des Menschen bestehet, nicht bloß eine innre, sondern sie wird, soll sie anders von Kraft, für das Wesen der Zeit seyn, eine äußerlich erscheinende seyn müssen.

Der Mensch soll hienieden durch die Liebe zum sichtbaren Gegensatz, für die Liebe zu einem Unsichtbaren, Allerfüllenden (§. 4), durch die Unterwerfung und den Gehorsam gegen eine äußere Herrscherordnung, zur Unterwerfung des eignen Willens und zum Gehorsam gegen Gott erzogen werden. Darum hat die Weisheit aller Zeiten, sobald ihr die Wahrheit eingeleuchtet, daß unser Wesen nicht allein für das vergängliche Leben des Fleisches, sondern für ein Leben der Ewigkeit gemacht sey, alsbald auch erkannt, daß die äußere Ordnung, welche über den Willen und die streiten-

den Neigungen Vieler (damit ein Ende des Haders komme) den Willen Eines, durchs Gesetz herrschenden Fürsten stellet, für die Erziehung und für das Wohlergehen der Völker die beste und heilsamste sey. Sie ist eine von Gott gesetzte Ordnung, denn sie ist so tief und fest ins Herz des Menschen geschrieben, daß kein über der Thierheit stehendes Volk der Erde gefunden wird, bei welchem nicht Wenige oder Einer, in Kraft des Gesetzes oder der Uebereinkunft, die Vielen beherrschten. Und wenn hierbei das Volk seine Herrscher nicht aus dem wandelbaren Gelüste der eignen Launen, sondern wie aus Gottes Hand gegeben annimmt und als solche ehret, so wird die äußere sichtbare Ordnung zu einem Zeugniß des Vertrauens, zu einer Uebung des Glaubens an eine Ordnung der höheren, ewigen Art, auf welche alles Sehnen der Zeit harret. Es sind jene Tugenden, welche aus der wechselseitigen Liebe der Eltern und Kinder, so wie des Weibes und des Mannes, der Jüngeren und der Aelteren hervorgehen, von lieblicher Art; edler aber und schöner als sie alle, erscheinen in den Büchern der Geschichte solche Tugenden, welche aus der Liebe des Fürsten zu seinem Volke und des Volkes zu seinem Fürsten erwuchsen. Mehr als in andren wird in ihnen das irdische Abbild einer Liebe gesehen, welche von himmlischer Art ist. Diesem gegenüber sind aber in den Büchern der Geschichte andre Blätter, mit dem Blute der Brüder und Väter beschrieben, welche uns lehren, was das Loos der Völker sey, wenn der Haß gegen Gott seine Hand leget an die Ordnungen und Gesetze, welche Gott unserm Geschlecht gab. Es ruhen indeß diese Anordnungen auf festen Säulen nicht bloß der Lehre und des Glaubens der Christen, sondern einer Nothwendigkeit, welche selbst das Heidenthum anerkannt hat. Die Aufwallungen des Hasses, gegen Gott und seinen Gesalbten, werden nur offenbar machen, was der Mensch ohne Gottes-

furcht sey, und vielleicht, nach großem Leid, einem besseren Erkennen die Augen öffnen. Das Gebäu aber, erbauet nach Gottes Rath und Willen, wird bestehen, bis daß der Stein kommt, welcher, nach jenem alten Traumgesicht des Herrschers und der Verkündigung des von Gott begeisterten Sehers, zum großen Berge wird, der die ganze Welt erfüllet.

Erläuternde Bemerkungen. In wie weit das, was den Hauptinhalt des vorstehenden §. bildet, Lehre der Weisen des Alterthums war, das mögen hier nur einige Stellen aus dem schriftlichen Nachlaß derselben an die späteren Zeiten bezeugen.

Alle menschlichen Gesetze wurzeln und erwachsen nach des Herakleitos Lehre in und aus Einem göttlichen Gesetz, welches so viel vermag als es will, welches Allen genügt, Alles überwindet (Stob. Serm. III, 84). Es ist Gesetz, dem Rathe Eines zu folgen (Clem. Alex. Stromat. V, 604). Das Volk soll streiten für das Gesetz wie für die Mauer (Diog. Laërt. IX, 7). Der widerstrebende Uebermuth ist gefährlicher als Feuersbrunst (ib.). Eine Herrschaft, nicht des großen Haufens oder Aller, sondern der Edlen des Volkes gefällt dem Pythagoras nach Diog. Laërt. VIII, 3; Jambl. vit. Pythag. 257. Klarer jedoch und treffender als alle ihre Vorgänger drücken sich die beiden reichbegabtesten Denker des Alterthums: Plato und Aristoteles, über die besten Einrichtungen der Staaten aus.

Wie in der Seele des Menschen, beruhet nach Plato auch im Staate Alles auf dem Gegensatz zwischen Einem das herrschen, und zwischen dem Andern das beherrscht werden soll. Ohne einen solchen Gegensatz zwischen Obrigkeit und Unterthan kann kein Staat bestehen (Plato de leg. III, 689, e; de republ. III, 412, a). Nur Einer im Staate soll Herrscher oder König seyn (rep. VII, 540; VIII init.). Nach Aristoteles gibt es drei mögliche Arten von Staatsverfassung, welche in ihrer besseren Form das Königthum, die Aristokratie und die Volksherrschaft (πολιτεία) heißen, in ihrer egoistischen Ausartung und Verderbniß aber zur Tyrannei, Oligarchie und Demokratie werden (Aristot. Polit. III, 7; Eth. Nic. VIII, 12; Eth. Eudem. VII, 9). Außer diesen können gemischte Staatsverfassungen gedacht werden (Pol. VI, 1). Von den reinen Staatsverfassungen ist die beste das Königthum, die schlechteste die Volksherrschaft. Doch ist dem (ächten) Königthum am meisten entgegensetzt die Tyrannei, mehr noch als die Oligarchie der Aristokratie, oder die Pöbelherrschaft der Volksherrschaft, welche beide letztere

schon von Natur sich viel näher stehen als Tyrannei und Königthum. Darum ist Tyrannei die schlimmste unter allen Ausartungen der Staatsverfassung (Pol. III, 7; IV, 2; Eth. Nic. VIII, 12). Nicht menschliche Willkür, sondern das Gesetz, gleich als eine Macht Gottes, soll herrschen (Pol. III, 16; Eth. Nic. V. 10). Geschriebene Gesetze sind gut (Pol. II, 10). Doch haben, wenn es zum allgemeinen Besten dient, die Herrscher des Staates auch eine rechtmäßige Gewalt über die Gesetze; denn das wahre Recht im Staate ist das allgemeine Beste (III, 11; 12; 16). Neben der Obergewalt des Herrschers gibt es noch drei andere Mächte im Staate: 1) die, welche die Angelegenheiten des Ganzen beräth und beschließt; 2) die, welche die Würden und Aemter an die zu ihnen Tauglichsten vertheilt; 3) die richterliche (Pol. IV, 14). — Bei der Ertheilung der Gewalt und Würden im Staate wird entweder nur auf Tugend oder auf Reichthum und Ansehen Rücksicht genommen, oder das Hauptaugenmerk ist die Freiheit. Die vollkommenste Staatsverfassung sieht nur auf Tugend, Oligarchie auf Reichthum, Demokratie auf Freiheit und Gleichheit aller Bürger der Zahl, nicht der Art nach (Pol. III, 12, fin.; IV, 8; VI, 2). Die jüngeren Bürger der höheren Classe sollen den Staat vertheidigen und gehorchen lernen; die älteren sollen die Verwaltung führen; die abgelebten Greise sollen dem Gottesdienste vorstehen. Wer nicht gehorchen lernte, der kann auch nicht befehlen (VII, 9; 14). Vor Allem ist auf Tugend zu sehen — — der Krieg ist nur wegen des Friedens, die Unruhe nur wegen der Ruhe da. Nicht in der Tapferkeit allein bestehet die Tugend des Staates, sondern auch in der Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Weisheit (VII, 2).

Der König sollte nach Philo (de Mos. II, 645, Opp. Tom. II, 135) das lebendige Gesetz seyn.

So treffend, als hätten ihn die Erfahrungen unserer Tage geleitet, schildert Maximus Tyrius (diss. XVII, ed. Dav. p. 180, 181) die furchtbaren Gebrechen der Pöbelherrschaft (ὀχλοκρατία). Er preiset vor andern die monarchische Verfassung (diss. VI, p. 66).

Ein Vorbild im Kleinen von den beiden Hauptformen der bürgerlichen Ordnung, und von den möglichen Ausartungen beider, gibt schon das Verhältniß, in welchem bei den einzelnen Völkern das Weib zum Manne steht. Bei jenen Völkern, welche vorherrschend der despotisch-barbarischen Regierungsform unterliegen, wird auch das Weib mit tiefer Mißachtung behandelt, während dagegen bei den germanischen Stämmen, in deren Natur und Sitte die höhere Beachtung des Weibes lag, zugleich hiermit die edlere Form der Gemeinde sich entwickelte, bei welcher jeder Angehörige des Stammes

von Geburt frei, waffenfähig und zur Theilnahme an den öffentlichen Berathungen berechtigt war. Das Christenthum hat, im Bunde mit dieser Richtung der germanischen Völker, vorzugsweise im Abendlande den Staatenverfassungen jenen Charakter der Gemeindeordnungen gegeben und erhalten, von denen wir oben S. 710 sprachen. (M. vergl. über diesen bedeutungsvollen Einfluß der germanischen Stammart Rudolph v. Raumers gehaltvolles Werk: Vom deutschen Geiste. Drei Bücher geschichtlicher Ergebnisse.

Seltsam contrastirende Einrichtungen im Haus und im Reiche finden sich namentlich in Afrika bei den oft ganz nachbarlich zusammenwohnenden Negerstämmen. Bei dem kräftig-kriegerischen Sulimanegern (wohnhaft im Gebirge an den Quellen des Rokalle) hat der Mann mit dem Weibe die Geschäfte des Haushaltes vertauscht; jener milkt die Kühe, sieht nach der Weide, nähet und wäscht die Kleider, während das Weib die Arbeiten der Saat und Ernte, sowie der gesammten Landwirthschaft, des Baues und Tünchens der Häuser, ja selbst jene des Wundarztes versieht. Der Krieg mit seinen Gefahren und die Jagd werden hier wie bei andern verwilderten Völkern als die vorherrschende Bestimmung des Mannes betrachtet.

Bei den Dahomern ist der König ein Gott, der alles thun darf was er will. Das Volk und was diesem angehört, sind unbeschränktes Eigenthum des vergötterten Königes, während selbst bei den tief versunkenen Ibos und Eggarahs der König kein Urtheil über das Leben eines Unterthanen sprechen und verhängen darf, ohne den Rath und die Einwilligung der Richter und Häupter seines Volkes, von denen selbst der Thron und seine Besetzung abhängig sind. M. vergl. W. Allen and H. Thompson: expedition to the river Niger in 1841.

Ja bei den Timaninegern erhebt sich als Gegensatz gegen die Gewalt der Mächtigen das Einschreiten eines von allen gefürchteten Vehmgerichtes, Purrah genannt (m. vergl. Prichard Naturgesch. d. Menschengeschl. II, a, S. 88). So gibt sich unter allen Formen der bürgerlichen Verfassung der Trieb der Selbsterhaltung für das einzelne Leben und Haus wie für die Wohlfahrt des Ganzen kund.

In der Tonweise eines höheren Chores und in Uebereinstimmung mit dem Ausspruch der Weisheit der Schulen, zeugen über den im §. abgehandelten Gegenstand nachstehende Stellen der Schrift: Sap. 6, 4; Matth. 8, 9; Röm. 13, 1, 2, 3; 3 Tim. 2, 2; Tit. 3, 3; 2 Petr. 2, 16; Jud. 8.

Vieles, was den Gegenstand des §. von andern Seiten zu beleuchten vermag, findet sich in der reichhaltigen Schrift: Philosophie des Rechts, von Fr. Jul. Stahl.

Auf die Vorstellungen vom Wesen des Staates, die in der neueren Zeit viel weitere Kreise als früher beschäftigt haben, ist die sehr verschiedene Richtung zweier französischer Schriftsteller, Montesquieu's (geb. bei Bordeaux 1689) und Rousseau's (g. zu Genf 1712) wirksam gewesen. Montesquieu zeigte in dem großen Werk von dem Geiste der Gesetze die Herkunft der bestehenden Verfassungen, das Eigenthümliche ihrer Anlagen, den Zusammenhang und die wechselseitige Abhängigkeit ihrer Bestandtheile, und erklärte in der Vorrede, wie er sich glücklich preisen würde, wenn sein Werk dazu beitrüge, daß man gegebene Verhältnisse nicht als zufällige betrachtete, daß man sich darein schickte und eine Aenderung nur mit höchster Vorsicht begehrte. Rousseau hingegen (i. s. W. über den gesellschaftlichen Vertrag) setzte sich über das Bestehende hinweg, und stellte dem Gutdünken der Menge die Bestimmung der Staatseinrichtungen anheim. „Zur Gewalt gediehen (sagt Hegel) haben diese Abstractionen einerseits das, seit wir vom Menschengeschlecht wissen, erste ungeheure Schauspiel hervorgebracht, die Verfassung eines großen wirklichen Staates mit Umsturz alles Bestehenden und Gegebenen, nun ganz von vornen und vom Gedanken anzufangen, und ihr bloß das Vermeinte Vernünftige zur Basis zu wollen, andererseits, weil es nur ideenlose Abstractionen sind, haben sie den Versuch zur fürchterlichsten und grellsten Begebenheit gemacht."

Der gemeinsame Bildungstrieb der Menschenseelen.

§. 64.

Was die einzelne Seele für ihren Leib, das ist die Gesammtheit der Menschenseelen für die Welt der irdischen Sichtbarkeit. Ganze Regionen der Erdfläche sind durch den bildenden oder zerstörenden Einfluß der Menschenhand, dort zu einem Garten Gottes, hier zu einer Wüste geworden; den Sumpf hat das Ackerland verdrängt, und auf jenen Hügeln und Auen, welche vorhin der neblichte Wald verdeckte, siehet ein jetzt lebendes Geschlecht nun Städte und eine lieblich umschattete Heimath der Menschen. Wohin das Auge dem Gang und Zuge der Völker über das Angesicht der Erde folget, erkennt es das Vermögen der Seele an:

der umgebenden Sichtbarkeit die bedeutungsvollen Züge eines Lebens aufzuprägen, welches in jener Sichtbarkeit selber, ohne den Menschen, nicht gelegen ist, aus ihr selber nimmermehr sich entfalten kann.

Wir erkannten in einem der vorhergehenden §§, daß die Weise, in welcher die Seele heilend oder umgestaltend auf den ihr nahe verbundenen Leib wirke, der ansteckenden Gewalt des Mitgefühles gleiche, welche von der Mutter aus das Kind trifft, und welche einige krankhafte Bewegungen der heftigsten Art, von Menschen zu Menschen überträgt. Es hat irgend ein erschütternder Anblick, mit innerlich gestaltender Macht, auf die Seele der Mutter gewirkt, und diese erst gibt, durchs Mitgefühl, die Erschütterung weiter, an den Leib des Kindes. So wird auch der gesammten äußren Sichtbarkeit durch das Geschlecht des Menschen nur das Abbild eines Lebens mitgetheilt, welches, als mächtigeres Urbild, in den Seelen selber wohnet, ja welches die gemeinsame, allbeherrschende Seele dieser Seelen ist.

Für jedes Glied, und hier wieder für jeden einzelnen Muskel, ist ein bewegender Nerv da; für jedes Sinnorgan und jeden Theil der Außenfläche des Leibes ein empfindender. Das Auge ist dem Leibe zu seinem Licht, das Ohr zum Wächter, der Arm ist ihm zum Vertheidiger und Versorger gegeben; wäre im Nervensystem nicht eine Richtung nach jedem einzelnen Theile hin, so wartete das Glied vergebens des aufregenden Einflusses des Willens; wäre im Gehirn nicht das Paar der Hügel, welches auf das Paar der Augen sich beziehet, so bliebe das Auge ohne Sehkraft. Wären nicht in der Seele selber alle diese Gebilde der Leiblichkeit mit all den verschiedenen Richtungen des in ihnen waltenden Lebens vorgebildet, sie könnte nie das eigne Leben im Leben des Leibes abspiegeln. Die Vollendung dieses innren Gebildes, und die Entwicklung seiner Lebensrichtungen,

ist von der Geburt an bis zum Tode das obliegende Werk der Seele, wie das Geschäft des leiblichen Lebens das Wachsthum und die Uebung der äußeren Glieder ist.

Es ist aber das innre Gebilde, von welchem wir hier reden, nicht ein Wesen der vergänglichen Gegenwart, sondern es ist ein zukünftiger Leib der Ewigkeit. Was dann für das Geschäft der Gestaltung dieses innren Menschen namentlich die Kunst bedeute, das lehrt uns ein abbildlicher Vorgang in der äußeren Natur:

Das innre Bewegen im niedren Thierreich, welches für die noch künftige Brut eine Wohnung baut, oder für den Leib, der erst werden soll, eine schützende Hülle webt, nennt die Sprache den Kunsttrieb. Das Werk, welches dieser Trieb übet, ist, wie wir dieß schon im §. 4 gesehen, mehr als irgend ein andres Geschäft des thierischen Lebens ein prophetisches zu nennen. Denn während sie noch den cylindrisch gestalteten Leib der Larve an sich trägt, spinnet die Raupe bereits ein Gewand, das so genau für die noch nicht sichtbar gewordene Form der Puppe passet, als sey dieser Leib der Zukunft der Spinnerin vor Augen gestanden; als habe sie ihm unmittelbar das Gewand angemessen. Und mitten in ihrem prophetischen Geschäft überrascht sie der Augenblick der Verwandlung; das Thier wird wirklich zu jener Gestalt, die ihm wie in einer Ahndung vorgeschwebt hatte. Hätte der Beobachter der Natur auch noch niemals den Käfer mit hirschartigem Geweih oder mit dem schildartig breitem Vorderleibe gesehen; er würde, wenn er mit dem Geheimniß des Kunsttriebes bekannt ist, die zukünftige Gestalt des Thieres aus der Form der äußeren Hülse errathen, welche sich dasselbe noch in der Zeit seines Larvenlebens erbauet, denn dieses Gebäu ist nach einem Typus errichtet, nach welchem auch der künftige Leib gebildet seyn wird.

Wenn wir schon die ältesten Tempel der Aegyptier und Inder nach einem Typus erbaut sehen, zu dessen eigentlicher Deutung erst der Christenglaube das nöthige Licht gegeben hat; wenn wir bemerken, daß unter Andrem überall da die Drei in Einem abbildlich durchgeführt sey, müssen wir in der Kunst des Menschen ein ähnliches prophetisches Werk des Geistes anerkennen, als schon in niedrerer Form von dem Kunsttrieb des Thieres geübt wird. Es ist der innre Mensch, der Mensch des ewigen Jenseits, welcher nach dem Gleichniß des Drei in Einem gemacht ist; der zukünftige Leib ist es für dessen Gestaltung der Typus passet, welcher dem Werk der selber schaffenden Kunst von seinem Beginn an zu Grunde lag. Die älteste Kunst Aegyptens hat es, wie uns dieß der nächste §. lehren wird, unverhohlen bekannt, daß alle ihre Sorge und Mühe nicht das jetzige Leben des Menschen, sondern ein Seyn desselben nach dem Tode angehe; die Gestalten, welche in den Zeiten der Erfüllung Fiesole's Hand geschaffen, stellen uns nicht Wesen vor, welche das leibliche Auge gesehen hat, sondern sie sind Erscheinungen aus einer seligen Welt, die das Auge des innren, künftigen Menschen schauen wird, wenn ihm der Kampf des Lebens gelungen und das Morgenlicht der Ewigkeit ihm aufgegangen ist.

Es lehrt uns schon der Zustand der magnetischen Verzückung (der Somnambulismus nach §. 26) eine Macht der lebendigen Seele über einzelne Gegenstände der irdischen Körperwelt kennen, welche diese zu einem Gefäß und Träger der Gedanken und des Willens einer Persönlichkeit machet, die weder dem Raum noch der Zeit nach eine gegenwärtige ist. Der Magnetiseur theilt durch Berührung seiner Finger, durch den Hauch seines Odems einem Glas oder irgend einem andern Körper die Kräfte mit, welche durch die Richtung seines Willens auf den Zustand des Kranken, aus seinem

eignen geistigen wie leiblichen Wesen hervorwirken, und jene Kräfte bleiben dem Körper, welchem jene Mittheilung widerfuhr, für längere Zeit inwohnend. Daß in noch viel höherem Maße den Werken, welche aus der Schöpferkraft der Kunst hervorgingen, die Kraft jenes Gedankens inwohnen könne, der sie hervorrief, bezeugt die eigenthümliche Wirkung derselben auf andre Menschenseelen. Und nicht nur die Seele des Künstlers, auch jene andrer Menschenseelen, welche die Kraft ihrer Theilnahme mit seiner ursprünglich schaffenden vereinen, haben an jener magischen Wirkung Theil, welche schon das griechische Alterthum dem trojanischen Palladium zuschrieb (s. w. unten S. 757).

So vermag die Seele des Menschen durch Kraft des ihr inwohnenden Geistes einem Werk ihrer leiblichen Hand ein Leben einzuhauchen, welches nach Jahrhunderten an einem später lebenden Geschlecht sich wirksam erweiset. Dieses jedoch ist die nächste Bestimmung der Kunst: dem Geist des Menschen von einem Seyn der Ewigkeit zu zeugen und ein Sehnen nach diesem Seyn in ihm zu wecken. Außer dieser näher liegenden hat sie aber auch noch eine andre fernere Bestimmung.

Dem Geschlecht des Menschen ist ein ernster Beruf an die ganze ihm zugeordnete Sichtbarkeit gegeben, zu deren Herrscher ein hehres, anfängliches Gebot ihn ernannte. Es harret mit ihm die Creatur auf die Erfüllung des Werkes, das in der Natur und Gestalt des Menschen begonnen hat und in diesen sich vollenden wird. Dann wird die Erde eine andre seyn, denn sie jetzt ist; die ganze Sichtbarkeit ein Tempel, in welchem alles Leben, alles Bewegen zu einem Lobgesang geworden.

Es muß jedoch auch diesem äußren Werke ein innres, dem ferner liegenden ein näheres vorausgehen; zuerst muß in der Menschennatur das neu belebt und entfaltet werden,

was dereinst mit und außer ihr, in der Welt der Sichtbarkeit neu belebt und gebildet werden soll. Vorgebildet liegen auch in dem Wesen des Menschen jene bildenden und bewegenden Kräfte, durch welche einst das große Werk der Sichtbarkeit sich vollenden wird, und in der Vorhalle, in welcher das jetzige Menschenleben sich bewegt, zeigen sich, hehr und mächtig, auch nach dieser weiteren Richtung hin die inwohnende, bildende Kraft unsrer eignen Natur als Kunst, die bewegende als Wissenschaft.

Diese beiden: Kunst und Wissenschaft, sind dem Menschen durch dasselbe Geschäft der Engel gegeben, durch welches ihm das geoffenbarte Gesetz ward, ja sie selber sind gute Engel, welche sich in den Zeiten der Völker und Heiden zu dem Menschlichen gemacht, damit sie diesem bezeugten, daß in und über ihm ein Göttliches sey, und damit sie die Seele des Menschen zu dem Werk bereiteten, das einst in ihr vollenden sollte die Zeit des Geistes.

Diese Boten, ausgesandt zum Dienst des Menschen, kamen zu ihrer Zeit und gingen; nicht der Wille des Menschen zog sie und vermochte sie zu halten, sondern sie wurden unserm Geschlecht zur bestimmten Stunde geschenkt und bereitet, wie der Seele der Leib, und zur andern Stunde, wie der geschenkte Leib, wenn er zur Grabesruhe entschlummert, gingen sie, durch scheinbare Auflösung, einer neuen, innerlicheren Gestaltung entgegen. Mitten in dem gesammten, seit Jahrtausenden bestehenden Volk wird der einzelne Mensch geboren und stirbt; so begannen und endeten, mitten in dem großen Aeon der Menschengeschichte, die einzelnen Aeonen der Menschenbildung. Wir betrachten in den beiden nächsten §§. dieser Untersuchungen, nur in einem unvollkommenen Bilde, das Geschäft der beiden guten und starken Engel, welche die Menschenseele zu ihrem großen Beruf auf Erden erzogen und sie durch den Lauf der Geschichte geleiteten.

Erläuternde Bemerkungen. Mehrere merkwürdige Fälle, in denen sich die oben im §. erwähnte Macht des Mitgefühles, besonders bei psychischen Krankheiten zeigte, erwähnten J. M. Wagner und Vering (III, 327) a. a. O. — Die anziehende Kraft, so wie das Vermögen auf den Willen andrer Menschen zu influiren, welche Goethe an Filippo Neri beschreibt, bezeuget, nur in einer höheren, geistigeren Region, dasselbe. Jenes Gärtnermädchen in Paris, welches nach öfterer Anschauung des Apolls von Belvedere, der damals durch Napoleon in die Gefangenschaft seiner Residenzstadt geführt war, von dem Wahn ergriffen ward, es sey hier ein göttliches Wesen dargestellt, und es müsse demselben Opfer der Blumen und Früchte bringen, bezeugte, wenn auch in krankhafter Weise, die Kraft des inwohnenden Gedankens der gelungenen Kunstwerke, welche jeder für diese Art der Gedankensprache empfängliche Beobachter an sich selber erfahren kann. (M. v. im nächsten §. das über den Jupiter des Phidias Gesagte, so wie den Inhalt der §§ 26 u. 36). Wenn wir hier an eine Erscheinung von zwar psychisch-fanatisch verwandter aber ungleich niederer Art erinnern dürfen, dann verweisen wir auf jene gleichsam magnetische Manipulation mit welcher die Fetischanbeter unter den Negervölkern, namentlich die Ibos in Aboh (nach Allen und Thompson) ihre abgöttische Huldigung gegen irgend einen leblosen Gegenstand zu begleiten pflegen.

Die Kunst.*)

§. 65.

Die Geschichte der Kunst erscheinet dem Forscher der irdischen Dinge und des rastlosen Mühens und Drängens der Menschen gleich einem hehren Gebäude, welches, in schweigender Majestät, abgeschlossen und fern stehet von dem Lärmen der Gassen. Es bekräftiget sich an dem lebendigen Odem, welcher aus diesen Hallen wehet, der Geist des Menschen, ehe er am Morgen hinein in den Kampf des Lebens tauchet; hier beut ihm selber der Mittag eine erquickende

*) Dem Inhalt des Nachstehenden liegt die Anschauung eines Schatzhauses der bildenden Künste zu Grunde, welches der Verfasser an seinem Wohnort vor Augen hatte. Die Münchener Glyptothek enthält in ihren Räumen eine eben so glückliche als geistvolle Aus-

Kühle, und am Abend ruhet das ernster blickende Auge gern noch an dem bedeutungsvollen Baue.

Wie in der Menschentage Anfang, wie zu den Zeiten der Schöpfung, fast am Angelpunkte des Sternenhimmels (so lehret die berechnende Astronomie) das Bild der Leyer gestanden, andeutend jene alte, Orpheische Leyer, deren Töne dem ruhenden Chaos Bewegung geboten und Ordnung, so stehet am Gipfel jenes Gebäudes die Leyer; denn es ward die hehre Kunst zugleich mit dem Menschen selber in dem lyrischen Weltenalter geboren, und es sind die Töne einer Lyra im Innern des Menschen, welche, getroffen durch den bewegenden Strahl von oben, das Gemäuer harmonisch zum Tempelgebäu geordnet. Acht sind der Säulen, die dem Eingang voranstehen; acht sind der Künste, durch welche der Mensch die umgebende Welt und den eignen Leib zu einem Tempel des anfänglich schaffenden Geistes und der ewigen Schönheit gestaltet. Denn durch vier von ihnen: die Kunst des Bauens und Bildens, die Kunst des Malens und der Musik, weihet derselbe die Körper der äußeren Natur zum Dienst des höheren, geistigen Lebens; vier aber: der Gesang und die lebendig beschreibende Rede, die harmonische Haltung und die bekräftigende Bewegung der Glieder, lassen auf den eignen Leib das belebende Licht von innen fallen, durch

---

wahl von Kunstwerken des Alterthumes, welche in ihrer sinnreichen Anordnung eine höchst befriedigende Uebersicht über die Entwicklungsperioden der Kunst gewähren. Das was uns da die Aufeinanderfolge der Werke des Meißels über den innern Ursprung und den äußeren Lebensgang der Kunst lehrt, das hat der tiefsinnige Geist eines Peter Cornelius in der gewaltigen Zeichensprache seines Pinsels an den Wand- und Deckengemälden dargestellt, welche einen Theil des Innenraumes des Gebäudes verherrlichen. Indem sich der Verfasser ganz an die Reihenfolge der sinnlichen Anschauungen anschließt, deutet er zuerst auf einige Züge der Außengestalt des Gebäudes (die Lyra am Gipfel u. s. w.) hin und folgt hernach in beschreibender Weise der Ordnung der Säle.

welches das sichtbare Wesen des Menschen, wie seine Erde, zum Bild und Abglanz einer Herrlichkeit werden, welche ohne Anfang gewesen.

Wohlan denn, o Jüngling, es öffnen sich uns die Pforten, weile mit mir, so dir anders der treumeinende Wille gefällt, welcher gerne mittheilt, was er vermag, auf einige Augenblicke in den Hallen der Geschichte der Kunst.

Es gehet unser Weg zuerst gen Westen.*) Hier sind die Denksäulen und Fußtritte einer Kunst, deren Sinn und Walten nur noch das dämmernde Licht eines sinkenden Tages bescheinet. Du kennst jenes Volk des Alterthums, welches im beengten Thale, den Fluß entlang gewohnet, im Thale, zu dem sich in Westen die Todtenstille der Wüste, nach Osten ein ödes Gebirge und der Saum des Meeres gesellt, und dessen Boden der anschwellende Strom alljährlich unter seine Fluthen begräbt, damit der dürre Staub aus dem Grabe des Wassers herrlicher wieder hervorgrüne. Du kennest das Volk, welches das Bild und die Gedanken des Todes selbst zu seinen Freudenmahlen geladen, damit der Ernst der Gräber mit dem Feuer der Becher sich vermische; das Volk, welches, das Thal hinan, ganze Städte der Todten erbaut, und zum Himmel an die ungeheure Last der Steine gethürmt, als wolle es mit diesem vergeblichen Bemühen die Last des Gedankens von der Seele wälzen, daß dem Menschen nur Eines gewiß sey: der Tod, und daß des Lebens Herrlichkeit und seine Lust vergehen, wenn sie noch kaum die Lippe des Dürstenden genetzt. — Wir vernehmen in der Mythologie der Aegyptier, wie in ihrer Kunst, die Töne einer alten Trauer der Lebenden um ihre Todten: einer Trauer, welche selbst den Festgesang der Schnitterinnen, zur Zeit der Ernte,

*) In dieser Richtung tritt man vom Vorhofe aus in den ägyptischen Saal.

in ein Wehklagen an Isis verwandelt. Denn von den Schmerzen dieser Göttermutter, welche die Verletzung und den Tod selbst des unsterblich gebornen Geschlechtes gesehen, reden die Tempel und die Bilder der Wände, verkündend jedoch auch zugleich das Erwachen des Horus und das Wiederfinden des Osiris. Wie ein Kind, welches mitten in dem lieblichen Spiel und dem ersten Erwachen des Sehnens die unausweichbare Nähe des Todes mit untröstlichem Schmerz ergriffen, läßet sich der Aegyptier von jedem Steine, welchem seine Hand die stumme Sprache der Bilder gelehrt, die Versicherung wiederholen, daß auch in den Gräbern noch ein Leben sey, und der Gang in des Todes Nacht nicht ohne Hoffnung einer Wiederkehr zum Licht. Diese Hoffnung muß ihm dann nicht bloß der immer erneute Lauf der mächtigen Gestirne, sondern selbst der armselige Wurm am Boden bezeugen, welcher aus dem Mumiensarge der Puppe zum geflügelten Insect erwacht. Es wird jedoch durch allen Trost, welchen Sternenhimmel und Erde, die Lehren der Priester und die geheimen Weihen dargeboten, das beständige Sehnen und Fragen des Sterbenden nach dem Leben und seiner Lust noch nicht gestillt, bis die Kunst selber dem schwerlich Scheidenden versprochen, daß sie ihn zur Gruft begleiten, daß sie da, beim Scheine der Todtenlampe, noch zur Seele reden wolle, von der nicht auf immer hinweggenommenen Lust der Augen und dem Ruhm der Thaten. Der Aegyptier pflegte deßhalb das stille Haus der Todten mehr zu schmücken als die Wohnung der Lebendigen: denn dort erwartet, nach seiner alten Lehre, die Seele ein langes, sichres Wohnen mit dem Leibe, hier aber währet das unsichre Bleiben nur einige schnell vergehende Jahre. So ward die Kunst der Aegyptier großentheils eine Bewohnerin der Gräber und der Gedenkmale der Todten. Darum siehe, in allen diesen Gestalten derselbe unbewegliche Ernst eines Todten-

angesichtes, die Glieder meist angelegt an den Leib, als hätte sie das Erstarren der letzten Augenblicke auf immer gelähmt. Wie die geschickte Hand der Aegyptier den verweslichen Leichnam zur unverweslichen Mumie gemacht: so ist selbst das Schaffen der Kunst in dieser fleißigen Hand zu einem Bilde des Todes geworden; Gräber nur, von riesenhafter Art, waren die Pyramiden; Grabmäler der Götter und der gottgeweihten Thiere waren selber die Tempel. So hat die Hand jenes Volkes, der Lyra, deren Gespann mit Saiten Hermes zuerst in Aegypten versucht, Töne nur eines tiefen Ernstes und der Todtenklage zu entlocken gewußt.

Der Ernst ist gut, o Jüngling, und der Schmerz gerecht und heilsam, wenn dein Auge jetzt die Gruft der Väter erblicket, und wenn der Geist der Stunde des Todes gedenket. Aber der Schmerz ist nicht des Lebens einziger Lehrmeister, und das Tönen der Lyra ist dem Menschen nicht nur zur Todtenklage gegeben. Nennet uns nicht das Alterthum selber jenen Cheops, den Erbauer der mächtigsten Pyramiden, „den Götterverächter," vielleicht weil er, dem Loos der Vergänglichkeit trotzend, welches Gott dem Menschen beschert, die Gestalt und das Gedächtniß des eignen armseligen Leibes nicht lassen, sondern durch eigne Macht dem leicht zerfließenden Staube Ewigkeit geben wollen? Findet doch der Mensch erst dann sich selber und das rechte Leben im Innern, wenn er angefangen, des eignen armen Selbst und seiner vergänglichen Lust wie Noth zu vergessen. Darum siehe, eine neues Tönen der Lyra ruft uns hinweg von dem Blick in die Gräber zu einem andren Bewegen.

Hier, auf lasurblauem Grunde, leuchten uns goldne Sterne.*) Bilder stehen umher aus den Zeiten der alten

*) Der Verf. schildert jetzt den Eindruck, den die Betrachtung des „Incunabeln-Saales" mit seinen etruskischen und altgriechischen Kunstwerken auf die Seele macht.

griechischen Kunst, da sich der Mensch bei dem Anblick der mächtigen, leuchtenden Gestirne, wie des Feuers am Herde, bei dem Bewegen des rieselnden Quelles, wie beim Rauschen im Wipfel des Baumes, einer unsichtbaren Welt des Geistigen erinnert, deren wundervolle Kräfte im Gestirn weben, wie im festen Gestein am Boden. Es blicket mit Scheu das Auge umher und das Ohr lauschet, ob nicht vielleicht aus des Unsichtbaren Abgrund ein tödtender Schreck nahe; und wo es die Kunst gewagt, aus dem Holze Gestalten oder an der Säule von Stein ein Haupt zu bilden, da hat sie in ihre Gebilde, so gut sie es vermocht, die Züge der schreckenden Gewalt und eines unannahbaren Ernstes gelegt. Fruchtbar jedoch an lebendigen Keimen und voll Neues schaffender Kraft ist nur die Liebe, und Furcht ist in der Liebe nicht. Darum hat diese Zeit der Heroenkämpfe, mit den Schrecken der Natur, auf der Pelasger altem Gebiet eher das Werk der Gemäuer, in der Cyklopen unzerstörbarer Art gelernt, und dieses eifriger geübt, als das erhabnere Geschäft des Bauens der Tempel und das stille, friedlichere Werk des Gestaltens der Kunst.

Nach der Nacht der Dädalischen Mühe, in der, am Feuer des Herdes, die Cyklopen das Achilleische Schild geschmiedet, auf welchem, weil sich die Kunst mit Andeutungen begnügt, das Unmögliche möglich geworden, finden wir uns jetzt in dem lieblichen Morgen der griechischen Kunst. Siehe dort *) den Tempel von ehrwürdig dorischer Form, unter der Mitte des Giebels das Bild der Pallas Athene, beflügelnd hier den Kampf des Herakles und Telamons, dort den Kampf des Ajas und Teukros gegen das Volk der asiatischen Küste. Laomedons Leichnam hier, und dort des Patroklos, sind der Kampfpreis der Männerschlacht. Mächtig bewegt

---

*) Im Saale der Aegineten.

sind die kräftigen Glieder, zierlich geschmückt das Haar der Helden, als führte der Gang zum Reigen der Hochzeit, statt zur Bahn der Wunden und des Todes. Warum jedoch in diesen Gestalten das Festhalten immer an der einen Form des Heldenangesichtes, welche bei allen wiederkehret? Ist es nicht die staunende Ehrfurcht der Kunst, vor dem ersten Gelingen des eignen Werkes, welche den Geist hier gefesselt, daß ihm die Trennung von diesem lieblichen, früheſten Begegnen des lange Gesuchten so schwer geworden? Es wird indeß der heranwachsenden Kunst nur auf einige Augenblicke gestattet, das eigne Angesicht im Spiegel zu beschauen und seiner sich zu erfreuen. Wie der einzelne Mensch des eignen Selbst und der vergänglichen Gestalt des Leibes, so soll auch jene des Gelingens der eignen strebenden Kraft vergessen, damit eine andre, höhere Kraft sie erfassen und zum neuen Werk des Lebens gestalten könne.

Es nahet der Geist des Menschen, je tiefer er gründet, je kräftiger er ringet, desto mehr der Gränze eines Seyns, welches mächtiger ist, als das eigne Seyn in dem Leibe der Vergänglichkeit; die Kraft, wenn sie endlich bei dem Schein des eignen Lichtes aus der dunklen Tiefe zur Höhe gekommen, erblicket hier eine Sonne, deren Licht den Schimmer der Lampe überstrahlet. Hier ergibt sich dann der Geist eines Phidias der Gewalt, welche höher ist, als die des fleißig sinnenden Menschen. Jenes Angesicht des allkräftigen und doch zugleich das Seufzen der vergänglichen Noth erhörenden Gottes hat nicht die von frühe an, bis zum Abend geschäftige Mühe, nicht der oft berechnende Verstand erfunden; sondern wie der Lichtstrahl, der ohne mein Zuthun durch das vorhin dunkle und nun geöffnete Gemäuer fällt, ist, von oben her, in den schaffenden Geist des Menschen das Weben und Bewegen einer Kraft gekommen, deren Wohlgefallen es zu allen Zeiten und unter allen Völkern gewesen, bei den

Menschenkindern zu wohnen, und vor ihnen, wie in ihnen, sichtbar sich zu gestalten. Was aus den Werken von der Hand eines Onatas oder Ageladas, was aus diesem Apollo, dem Musageten,*) und aus Artemis, was von Pallas und Ceres mich anblickt, das ist nicht die Gestalt und Schöne, nicht die geistige Anmuth des einzelnen Menschen, welcher, gleich den Blumen des Feldes, heute grünet und morgen verwelket; sondern es ist die Gestalt jener ewigen Fülle (εἱμαρμένη nach §. 31) selber, welche des einzelnen Lebens Mangel ausfüllt und welche in unvergänglicher Schönheit über dem leicht veraltenden Reiz des Sterblichen schwebet; sie selber die Geberin und Quelle dieses schnell vorübereilenden Reizes.

Eine Begeisterung denn, welche den Menschen über den eignen Leib und über das Werk der sterblichen Hand erhebt, ist es, die zum Erfassen jener ewigen Fülle, die zum Anschauen des Urbildes führet. Wohlan denn, mein Freund, folge mir weiter zu einer Lehre der alten Kunst, welche dir, in der Sprache der Gestalten, sagt, was diese Begeisterung sey, welche die Seele der eignen Leiblichkeit enthebet.

Die Gräber der alten Aegyptier und ihre Kunst haben zu dir ohne Aufhören von dem Tode gesprochen; dennoch hat dich diese Stimme aus der Tiefe nicht gelehrt, was der Tod sey? denn es ist, so sagt ein altes Buch, in der Behausung der Todten nicht Kunst, noch Verstand, noch Ordnung. Die Furcht des Todes spricht mit unvernehmlicher Stimme, und der Schrecken weiß nicht, was er sagt. Hat dich das Murmeln jener Gräber glauben gemacht, der Grund des Todes sey von leiblicher Art: — es sterbe der Mensch, weil etwa das Gefäß und der Weg der ernährenden Fluth im Innern des Leibes ungangbar geworden und sich verschlossen, oder aus ähnlicher

*) Gegenstände des Apollosaales der Glyptothek.

Ursach, — glaube du dann dem Murmeln nicht. Es würde die bewegende Seele niemals den Leib verlassen, das Leben des irdischen Menschen würde dem Anlauf der Jahrtausende trotzen, mehr noch als die Gebirge des Atlas, dessen Rücken des Himmels Gewölb trägt; zöge nicht eine andre, mächtigere Gewalt, als die des Leibes ist, die Seele aus der geliebten Stätte des Wohnens. Denn aus zweien Naturen besteht der Mensch, deren eine, die leibliche, ohne Aufhören von der Welt der irdischen Stoffe, nach dem Gesetz der leiblichen Schwere, hinabwärts gezogen wird zum Boden; die andre aber wird von dem Gesetz einer andren Schwere gehalten, denn auf sie wirket unablässig die Anziehung einer Welt von gleicher Natur: der Welt der Geister. Leukothea's Wasserhuhn, wenn du verschlossen im Gemäuer des Hofes es erzogen, wenn du da ihm Futter gestreut und es nothdürftig getränkt, läuft am Boden mit dem andern Geflügel des Hofes. Bricht aber die mächtige Fluth von außen herein durchs Gemäuer, da erhebt sich Leukothea's Vogel, jauchzend vor Lust, in das den andren furchtbare Element, und tauchet freudig in das noch nie gesehene Meer. So woget beständig, um die Burg des leiblichen Lebens, ein übergewaltiges, geistiges Element: bereit das Verwandte, Geistige, das im Menschen wohnet, in sich aufzunehmen und mit sich zu entführen. Du hörest das Rauschen des vorüberziehenden Stromes, gleich dem Anschlagen der Flügel des Sturmwindes am Gemäuer. Dionysos ist es, mit dem Getümmel des Thiasos, welcher vorüberzeucht, Dionysos, dessen Nähe das verwandte, im Innern der Menschennatur verschlossene Element freudig vernimmt. *)

---

*) Hindeutungen auf den Inhalt des Bacchussaales, wo Bacchus als Kind auf den Armen der Pflegerin Leukothea und eine Anzahl andere auf den Mythenkreis von Bacchus bezügliche Meisterwerke zusammengestellt sind.

Siehe denn hier den Gott, als liebliches Kind, in den Armen der Pflegerin, dort getragen von dem Weisheit lehrenden Silen, und hier als Epheben, welcher schon selber dem Zug der Begeisterung gefolgt übers Gebirg und hin durch das waldige Thal. Wie der kräftige Hauch, der vom schnell rauschenden Gewässer auffährt, berührt dich öfters, heranwärts von dieser Fluth der Naturkräfte, ein tiefes, innres Bewegen, das du schon als Kind gekannt, dem du als Jüngling oft mit der Begeisterung Macht gefolgt. Siehe, hier hat dieser mächtige Hauch die Seele mit sich hinausgeführt an das Ufer der Geisterwelt: in das Land der Träume, und lieblicher Schlaf beschattet die Glieder; *) dort aber brach die Fluth selber durch das Gemäuer, und das Gebilde des Sarkophages sagt dir, daß des Thiasos Macht eine Seele mit sich hinübergeführt, nicht nur ans Ufer, sondern in das stille Meer der Geisterwelt selber: Leukothea's Vogel, er tauchte jauchzend in das verwandte Element.

Zu erkennen: daß der nämliche hehre Grund, welcher die Seele in den Stunden der Begeisterung über sich selber und über den vergänglichen Leib erhebt, zugleich auch der mächtige Zug sey, der sie als Tod gänzlich hinausführt aus dem Leibe, ist schon viel, aber noch nicht Alles. Damit die Seele in dem neuen Element, dahin sie der mächtige Zug reißt, sich wohlbefinde und lebe, bedarf sie, wie im irdischen Leben, eines Leibes, welchen der Thiasos nicht gibt. Denn es ist eine Begeisterung, welche die Seele hinaufwärts führet, und es gibt ein andres Bewegen, der Begeisterung verwandt, welches den innren Menschen hinabwärts zeucht. Siehe, obgleich sie die Lehre vom Thiasos gekannt, erstarret Niobe im ungemäßigten Schmerz; noch

*) Dargestellt in dem bewundernswürdigen Bild des Schlafenden (dem sogenannten Berberinischen Faun).

immer blickt, neben den Aphroditischen Reizen, aus der Natur das entsetzliche Haupt der Gorgone, und Athene's Schlangen, vom Meer her, drohen selbst dem besten Bemühen des Menschen.*) Auch die hohe Kunst, o Jüngling, wie alles Menschliche, haben bald die Schlangen des Eitlen umstrickt; es war der freie Emporschwung zum Urbilde nicht von beständiger Dauer, sondern mit seinen ehernen Banden ereilte den aufstrebenden Geist der alte Zug der Schwere nach dem Boden, gleich wie den leuchtenden Tag die schnelle Nacht ereilet. Wie? ist denn selber das Geistige vergänglich, und ergreift die Vernichtung selbst das unsterblich Geborne, sobald es sich gesellt zum sterblichen Geschlechte? Soll denn das Hohe immer dienen dem Niedern, und wird auf dieser schönen Erde das sterbliche Fleisch ohne Aufhören herrschen über den Geist?

Die Fragen sind ernst, o Jüngling! und ihre Beantwortung schwer. Denn siehe, es ist Griechenlands Kunst und geistige Kraft einer eignen, innern Macht des Geistigen, nicht der Gewalt von außen erlegen. Sie ist von selber aus der alten Wohnstätte gewichen, nicht erst durch das ungeheure Getös der Waffen und die fremde Herrschergewalt der hohen Roma verscheucht worden, als die ersten der Cornelier: die beiden Scipionen, die Stadt des ehernen Geschlechts zur Siegerin über den Weltkreis erhoben. Laß uns hier, in dieser Halle, der ernsten Fragen gedenken. Es ist da um uns, in diesen Gebilden, ein innres Bewegen, gleich dem Rauschen der Wasserfälle von Terni, welche einst den geistig mächtigsten der Cornelier Roms, den Forscher der Geschichte: Tacitus, geboren. **)

---

*) Hindeutungen auf den Inhalt des Niobiden=Saales.

**) Von hier an tritt der Inhalt des §. zunächst in Beziehung mit den bedeutungsvollen Kunstwerken der Festsäle und der Vorhalle des

Ein Hoffen im Menschen, fester als der Tod und mächtiger als des Todes Banden, saget dem strebenden Geiste in allen seinen Kämpfen und Mühen, daß die Herrschaft des Niedern über ihn einst enden, daß aus den Flammen der Schmerzen, welche das Sterbende an ihm verzehren, ein Aufschwung kommen werde, zum Sieg und zur Herrschergewalt ohne Ende. Dann wird nicht mehr, wie vorhin, dem ewigen Sehnen der Brust die bald ermattende, die bald ergrauende Kraft des Tithon, nicht mehr dem übermächtigen, nach oben gerichteten Wollen des Geistes die Unmacht des Fleisches vermählt, sondern es umfängt in ewiger Jugendkraft den Geist ein Seyn und Wesen der verwandten Natur: ein Leib und Glieder von geistiger Art. — Siehe hier Hebe, welche dem Sieger über der Vergänglichkeit Mühe den Becher reicht, und Phöbus Apollo, welcher den Gesang der Musen entflammet. Hier nahet nicht mehr der Fußtritt der Horen, daß er die Eiche des Hains entblättre und nach des Sommers kurzer Lust den Winter heraufführe, sondern es wird in der Hand der Kranz aus dem ewigen Grün der Lebensbäume gesehen; Ariadne's Gestirn hat der Begeisterung die Bahn zu den Hallen des Lichts gewiesen, da die Weisheit nicht mehr nur auf einige vorübereilende Blicke, etwa in der Gestalt des schnellen Vogels gesehen, sondern ohne Aufhören geschaut wird: es lächelt freudig der Vater der Götter, und dem alten Zorn, des Unsterblichen gegen das Sterbliche, sind die Waffen genommen.

Gebäudes, mit den Wand- und Deckengemälden des Peter v. Cornelius, des begeisterten Sehers des Vergangenen und des Künftigen.

In dem ersten dieser Säle: dem Göttersaal, bildet Aurora das Hauptbild des Gewölbviertels, welches Aurora mit Tithonus als Jüngling, links dieselbe mit Tithonus als verwelktem Greise darstellt. An der Wand die Götter des Olymp, in deren Kreis Hercules eintritt, dem Hebe den Becher reicht, während von einer andern Seite Ariadne und Bacchus sich nahen.

„Du zuversichtliches Hoffen in der Brust des Menschen, du Stimme des Ahndens, welches den künftigen Sieg verkündet, warum redet denn die Vergangenheit, warum spricht die Gegenwart über das mühselige Loos des Menschen so ganz anders, als du sprichst? Sage, was hemmte denn immer den geistigen Lauf nach dem Siegespreis, was kehrte stets, unvermerkt, die Schritte zurück zum Staube? Zwar das Tönen der Lyra im Innren, es gebot zuweilen selbst den Wogen des übergewaltigen Elements; Galathea reichte dem Geist des Menschen den Schatz der verborgenen Tiefe; doch wie bald, da braus'te die verheerende Fluth von neuem über die lieblichen Schöpfungen der Seele, und nicht bloß Aktäon, da er in niederer Vermessenheit sich dem Göttlichen genaht, wird bald nach dem Augenblick des innren Entzückens von Hunden zerrissen; sondern es sinkt auch Hyacinth, welchen der Gott freiwillig zum Gefährten gewählt, in den Staub hin, getroffen von der gewaltigen Hand selber, die ihn vorhin zur Genossenschaft des Göttlichen erhoben." *)

Vernimm hier im Bilde die Antwort der Frage: der Gott des Lichtes und der hohen Begeisterung, er lenket selber den Wagen der Sonne über das sterbliche Geschlecht, und blühende Segnungen strömen herab von dem hehren Gestirn zur Tiefe; vor seinem mächtigen, alltäglichen Aufsteigen zum Mittage gehen, nach jenem alten Festgesange der Mexicaner, männliche, Leben zeugende Kräfte jauchzend voraus, während die weiblichen, gebärenden, von der Höhe des Mittags an, das königliche Gestirn begrüßen, und lebensschwanger, mit ihm sich in die Stille der keimenden Nacht versenken. —

*) Sowohl dieser als der auf ihn folgende Satz steht in Beziehung mit dem Sinn einiger andrer Decken- und Wandgemälde des sogenannten Göttersaales, darstellend das Geschick von Aktäon, von Hyacinth, Phaëton, Cygnus, Helios siegreichen Tageslauf und der Horen Wechsel.

So empfängt auch der Geist des Menschen die Segnungen einer belebenden Weihe von oben, wenn er sich, in schweigendem Gehorsam, ihrem Walten dahin gibt, und nicht selten hat sich, wie zu jenem Schläfer Endymion, die Gottheit selber zu dem süßen Traume des willenlos Schlafenden genaht. Aber, wehe! — Der Eigenwille des Menschen hat selbst mit seiner beengten Macht und Kunst den Wagen des belebenden Gestirnes lenken, hat sich selber das Leben der innren Begeisterung machen wollen, welche nur Gott schaffet. Getragen vom Strome, welcher ohne Aufhören, Welle immer nach Welle, zum Meer hinabfleußt, wehklaget Cygnus im Gesang. Siehe Phaëtons Fall und der Schwestern Trauer. Ist dieß vielleicht nur ein Schlaf, gleich Endymions Schlaf, und der Müde erwacht am andern Morgen? Aber, Hore nach Hore schritt seitdem einher, auf den Morgen und Mittag folgte die schnelle Nacht, und nur des Lebens tägliches Bedürfniß und einförmiges Spiel erwachte wieder aus den Armen der Nacht: der ernste, bleiche Schläfer an seiner Seite, er öffnete das Auge dem Lichte nicht. — So haben die Parzen nicht nur dem einzelnen Menschen und dem einzelnen Geschlecht der Früchte essenden Männer, sondern sie haben selbst der hohen Kunst des Alterthums den Faden bis zum bestimmten Ziel verlängert, alsdann durchschnitten.

Auf dem Angesicht der Todten stehet zuletzt, mit unverrückbaren Zügen, des Lebens vorherrschendes Sehnen, des Lebens mächtigst waltender Gedanke. Welches Geheimniß des tiefsten innren Strebens und Sehnens spricht sich denn im Angesicht dieser hehren Kunst des Alterthums aus, deren frühes Verblühen wir beklagen? — Es ist das Sehnen, es ist das Streben der ächten und wahren Kunst aller Zeiten, und siehe hier ist sein andeutendes Bild: Orpheus, mit der beseligenden Töne Gewalt, Orpheus, dessen Fuß das allgewaltige Sehnen herabgeleitet, zu der Dinge Ausgang. Es

ist Eurydice, es ist des Lebens und der Liebe verlorner Frieden, was der Sänger gesucht; und die Stimme des Sehnens war mächtiger und lauter als das Donnern von Sisyphus Felsenlast; Eurydice stehet genaht, blickend mit des Heimwehes tiefester Lust und Schmerzen in des Sehnenden Auge. — Rauschend säumet ja selbst am Ufer des Stromes Charon, furchtloser nahet eines Kindes Seele, des Cerberus Rachen, mit dem besänftigenden Bissen; denn jenen hat schon der Ton der Lyra und des Gesanges gezähmt. Das rastlose Drängen zum vergeblichen Werk der Mühe; die Arbeit der Danaiden stehet auf einige Augenblicke still, denn es hat das Lied: von des Friedens ewiger Macht, selbst auf das Auge der wahnsinnigen Wuth der Parzen den Schlaf ergossen, welches sonst beständig die Ruhe fleucht; schweigend horchen des Todes Herrscher, und nur der unausweichbare Spruch der Richter der Todten, nur der enthüllende Blick in das Thun der Menschen, schweiget nicht. — Orpheus soll das theure, verlorne Gut des Lebens von neuem umfangen, wenn er, hinauf zum Tage kehrend, sich enthält, mit irdischen Augen das zu beschauen, das nicht irdisch ist. *)

Wohlan denn, o Mensch, so sagt uns das Bild; lerne hier die Macht, lerne hier den tiefen Sinn des Sehnens und Ringens aller von Gott begeisterten Kunst. Es suchet der Geist im Innren beständig, seitdem ihn ein übermächtiger Zug dem vergänglichen Staube genaht, auf daß er in diesem sich verleiblichte, das verlorne Gewand einer andren, höheren Leiblichkeit, welche sein war vor dem Staube, und

*) In dem hier vorstehenden Satze hatte der Verf. das Wandgemälde links vom Fenster vor Augen. Er hat dieses durch seine Nachbildungen vielseitig bekannt gewordene Bild niemals ohne tiefe Bewegung der Theilnahme betrachten können. Es gibt, was hier nur im Abbild dargestellt ist, eine Macht, die gewaltiger ist als das Reich und die Kräfte des Todes, sie liegt aber außer und über dem Bereich des Seyns und des Erkennens der Sinnen.

welche, wenn ihm einst „der Sieger auf dem Grabe stehet," sein werden soll, nach dem Staube. Dieses Leiblichwerden der höheren Art, welches das Alter nicht anrühret, welchem der Tod nicht ein Ende machet, suchet denn auch jene bildende, gestaltende Kraft des Menschengeistes, welche wir Kunst nennen, mit unstillbarem Sehnen. Oefters schon hat sich, im Laufe der Menschenzeiten, der heißersehnte Anblick dem frommen und reinen Gemüth, hat sich dem lebenskräftigen Gefühl genahet; ach, hätte nur dann nicht immer der mit irdischem Maßstabe messende, nur Vergängliches erfassende Verstand die kurze Wonne zerstört. Du verkehrte Art des Epimetheus,*) welche immer zurück und nach unten, auf das Wesenlose und Nichtige, nicht aber vorwärts und nach oben schauet, wäre dir nicht in dem verhängnißvollen Gefäß noch die Hoffnung, zum Troste der schnell dahinwelkenden Menschen, geblieben, die Hoffnung, welche mit der Seele zugleich Pallas Athene, die Mildblickende, dem Gebilde des Prometheus gegeben, es würde dann ewig, und ohne Linderung, der Geyer fressen an des Gefesselten Leber, und kein Herakles löste das eherne Band der Verzweiflung. Darum, o Jüngling! wenn dein Auge nachdenkend der Geschichte folget über rauchende Trümmer, nimm auf deinen Weg die Hoffnung mit dir. Hier ist Ilions Fall: **) Priamus, sterbend geneigt, Hekate starret im stummen Schmerz, und es umnachtet der tödtliche Gram Andromache's Auge, da des Achilleus Sproß des theuern Hektors Lust, den Astyanax, dem Arm entreißet: schweigend ziehen aus dem Helme die Helden, mit der Beute Loos, das Loos der eignen Zukunft.

*) Beziehung auf die Gemälde der kleinen Vorhalle.

**) Die Gemälde des trojanischen Saales, deren Eindruck der Verf. sich hier hingab, sind nach Cornelius' Entwürfen von Schlotthauer und Zimmermann ausgeführt, und neben ihnen hat die Hand des frühe vollendeten Schwanthaler ihre für die Erinnerung dessen, der sie gesehen, unvergänglichen Spuren hinterlassen.

Aber siehe, aus dem rauchenden Gemäuer gehet unversehrt die Hoffnung eines künftigen, herrlicheren Geschlechts hervor: Aeneas mit des Julus Jugend; Kassandra's Begeistrung, erhoben über das eigne Wehe, verkündet ein nahe künftiges Weh dem trunkenen Sieger. — Aber ein Höheres noch, als des Aeneas Kraft, und des Julus Zukunft, gehet hervor, aus der Saat von Blut und dem Staub der Zerstörung; ein Höheres noch, als Kassandra's Begeistrung, erwachet bei dem Getös der stürzenden Mauern. Denn das Jammergeschrei der Besiegten, wie das Jauchzen der Sieger, wird zum Gesang der Muse, welcher, wie der lebenskräftige Wind aus Osten, über die Inseln des Meeres, über alle Länder der Menschen wehet, und welcher, in unvergänglicher Frische, den Weg der Jahrtausende bis zu uns gefunden. Es weckt, in Hellas Stämmen, Homers Gesang das Leben der Begeisterung, und wie einst der Atreiden Schlachtruf sie vor Ilions Mauern versammlet, so rufet jetzt das Lied der Helden sie alle zum gemeinsamen geistigen Werk des Lebens. Denn an Asiens Küsten, wie an Kreta's Gebirgen und in Argos Auen, tönet der Gesang wider: vom Zorn der Atreiden und des Peleiaden Achilles, als um Chryseis der Latona Zwillingspaar Heerden und Menschen mit schnellem Geschoß getödtet. Es ertönet der Gesang von des Odysseus und Diomedes nächtlicher That, wie von der Gefahr des Aeneas, von Paris schimpflicher Rettung, und dem Kampf der sterblichen Männer gegen die seligen Götter. Der Gesang von Patroklo's Tod und des Achilles Rachegeschrei als Athene, neben ihm stehend, durch der Gorgone Haupt Entsetzen ergossen auf den anstürmenden Feind. Die Thräne des Mitleids bei Hektors und Andromache's Abschied, wie, zu Achills Füßen, um Hektors Leichnam, mit dem ergrauten Priamus, benetzet das Auge des dorischen, wie des ionischen Jünglinges und der Bewohner der Inseln.

Es ist der erste Laut des beginnenden Lebens, der Laut, durch welchen im leiblichen Menschen zuerst die Kraft der Stimme und Sprache aufkeimet, ein Weinen; und der Schmerz ist das erste nährende Element der Seele. Aus Troja's leiblichem Untergang ist ein geistiges Ilion erstanden, und wenn auch nicht mit dem beglückteren Achill auf Leuke, lebet doch der frühe verblühete Hektor, lebet mit ihm Andromache ein nie verwelkendes Leben im Liede. Auch der Leib, auch das sterbliche Fleisch am Gewand der alten Kunst, mußte untergehen, damit aus seinem Staube das geistige Leben erstehe; Ilions Fall und geistige Verklärung ist ein tiefbedeutendes Vorbild für die ganze innre Geschichte des Menschen und seiner Kunst.

Laß uns denn, o Jüngling, von hinnen eilen; denn weniger Neues beut uns die Kunst der Römer, obwohl auch hier der Anblick des wohlgelungenen Fleißes erfreut und das Auge gern am Bildniß der Männer verweilt, welche, die Führer der alten Zeit, auch uns Führer auf der Bahn des geistigen Strebens gewesen.*) Milde blickend erscheinen unter den Bildnissen der Herrscher, hier Vespasianus und Titus, dort mit Ruhm gekrönet der Herrscher in Frieden, Augustus, doch neben ihm Julia Pia. Es schimmert hier der Glanz der niedergehenden Sonne der Kunst noch am zierlichen Getäfel des Bodens, herrlich strahlet dort der aufgehende Vollmond herein auf das jüngstgeborne Tagwerk der Kunst, und siehe, bald wird die Sonne leuchten in Thors kräftigen Eichenwald, und auf die Meister-Werkstatt im Thal der Schwäne.**)

Der irdische Leib der alten Kunst denn, wie Ilion einst, war versunken im Strom der Zeit, herrlich aber; getaucht in ein ewiges Lebenselement, erhub sich der neue,

*) Der Heroensaal und der Römersaal.

**) Anspielend auf Thorwaldsens und Schwanthalers Kunstschöpfungen.

der geistige Leib. Vernimm hier in Cäcilia die Schwinge einer andren, neuen Begeistrung, aus höherem Quell gekommen, als jene des Thiasos; vor diesem göttlichen Kinde redet der Geist andre, tiefer dringende Worte, als vor des Jakchos blühender Kindheit; diese Blicke des Gemarterten, aus denen ein göttlicher Trost spricht, sind andre, als die des Laokoon; dort auf dem Lager der Sterbenden verwandelt der Schmerz des Todes das brechende Auge, nicht, wie an Niobe, in festes Gestein, sondern er verklärt es wie in Aether des Himmels, und hier dieses Antlitz, voll festen, zuversichtlichen Glaubens, bezeuget es, wie die Brust in Demuth es fühle, daß der Arm, in der Gestalt des schwachen Kindes, des Lebens Anfang und Ende trägt. *) Doch zu der Betrachtung dieses neuen, höheren Auferstehens der Kunst vereinet uns bald wieder ein andrer Tag.

Erläuternde Bemerkungen. Es lag ganz außer dem Plane des Verfassers im vorstehenden §. selbst nur einen flüchtigen Umriß von der Geschichte der Kunst zu geben, vielmehr wollte er nur auf ein psychisches Naturgesetz hindeuten, welches in dem allmählichen Hervortreten und in der Entwicklung des Kunsttriebes der Menschenseele sich kundgibt. Darauf hindeuten daß die Kunst nur aus einem höhern geistigen Antrieb ihre Weihe und ihre eigentliche Lebenskraft empfange. Zu diesem Zwecke genügten die hier zusammengestellten einzelnen Züge aus der Geschichte der alten Kunst, namentlich der Griechen.

Ueber die Kunstanschauungen, auf welche der §. sich bezog, vergl. m. die Beschreibung der Glyptothek S. Maj. des König Ludwig I von Bayern von Leo v. Klenze und Ludwig Schorn. Dann den Katalog der Pinakothek von Dillis und Dr. Ernst Försters: München, ein Handbuch für Fremde und Einheimische, mit besondrer Berücksichtigung der Kunstschätze dieser Residenzstadt.

*) Der Verfasser weiset in dieser Stelle auf die Werke der alten christlichen Meister zunächst aus der niederdeutschen Schule, namentlich auf die Anbetung der Könige, den Tod der Maria, den Christophorus u. m. a. hin, die sich aus der vormaligen Boisserée'schen Sammlung in der Münchener Pinakothek aufgestellt finden.

Die acht oben erwähnten Künste: Baukunst und Bildhauerkunst, Malerei und Musik, Dichtkunst (Gesang) und Redekunst, Mimik (Tanz) und Gymnastik wurden alle, in der Zeit des classischen Alterthums, mit gleichem Eifer geübt.

Ueber das, was oben von der Beziehung gesagt worden, in welche das Alterthum die bacchische Begeisterung mit der Ursache des Todes setzte, vergleiche man den Inhalt des §. 22 d. W., wo das Gleiche aus der Betrachtung der Natur behauptet und bewiesen wird.

Wir gehen nun zu einigen weiteren Erläuterungen über den Inhalt des vorstehenden §. über, wobei wir als hinreichend für unseren dießmaligen Zweck vorzugsweise nur die Geschichte der alten Kunst vor Augen haben werden.

Zu den ältesten bisher bekannt gewordenen Werken der Baukunst gehören die des alten Babylon, welche auf der Westseite der Stadt gelegen sind, in welcher Straßen von unübersehbarer Länge rechtwinklicht sich durchschnitten. Diese Bauwerke rühren noch großentheils von der anfänglichen, babylonisch-assyrischen Dynastie her (der ältesten überhaupt, welche die Geschichte kennt). Die Burg, welche jene Häupter der ersten Weltmonarchie bewohnten, erscheint jetzt nur noch als ein unförmlicher Hügel von Backsteinen; denn diese, aus dem feinen Thon der großen Ebene gebrannt, durch Asphalt (von Is am Euphrat) und Rohrlagen verbunden, mußten die Stelle der Quadersteine vertreten, welche z. B. zu dem Bau der großen Euphratbrücke fern aus Armenien herbeikamen. Deutlicher dagegen hat sich noch der Umriß des uralten Birs Nimrod erhalten: des Thurmes zu Babel und später zugleich Tempel des Baals. Diese Ruinen, welche 3 Stunden Wegs vom Euphrat entfernt sind, lagen dennoch, nach dem Zeugnisse der Alten, in der Mitte der Stadt. In dem untern Theile war das große Viereck, 1200 Fuß im Umfang, worin der Tempel des Baal mit dem 40 Fuß hohen Bild desselben sich befand, das über einem hölzernen Kern, dick mit Goldblech beschlagen war. Jenes Viereck war von dem untersten Theile des hier 600 Fuß im Durchmesser haltenden Thurmes umgeben, der sich weiter in 8 Terrassen bis zu einer Höhe erhob, welche nach Strabo's Zeugniß auch 600 Fuß betrug. Im obersten Stockwerke fand sich der heiligste Theil des Tempelgebäudes, in welchem kein Bild, sondern nur ein Tisch und Ruhebette für den Gott gestanden. (Maurice Rich, Memoir on the Ruins of Babylon in von Hammers Fundgruben 3tem Band und desselben Observations on the Ruins of Babylon, Lond. 1816, so wie seine Topography of ancient Babylon in der Archéol. Britann. S. XVIII, 243.) — Auch Niebuhrs (II, 290) und Ker

Porters Reisen. — Was man sonst an Kunstgebilden unter den Ruinen des älteren Babylon gefunden, das umfaßt, wie bei den ältesten Aegyptiern, meist nur Nachbildungen und Andeutungen von Naturgegenständen: ein Löwe aus Granit gehauen, ein Marmorblock mit Figuren von Thieren, Altäre; m. s. K. O. Müllers Handbuch der Archäologie der Kunst 1830, S. 259.

Ein Alter, welches über das zweite Jahrtausend vor Christus hinanreicht, haben die frühesten Anfänge der altägyptischen Kunst, deren Richtung, fast unverändert, wie die ernsten Gesichtszüge eines Todten, selbst in den kleinsten Werken der bildenden Kunst, bei jenem Volk anderthalb Jahrtausende lang sich erhalten. Zwar von jenem alten Tempel des Phtha, durch Manes (2235 vor Christus) begründet, durch Sesostris (1473 vor Christus) und seine Nachfolger erweitert und mannichfach verziert, finden sich keine Spuren mehr; von sehr hohem Alter erscheint jedoch die mächtige Tempelgrotte zu Tulzis (Gyrsche), gestützt von Kolossen, und es zeigt sich uns die Hauptrichtung der Baukunst des alten Aegyptens noch deutlich genug in den Ruinen von Theben, dessen älteste Gebäude aus der Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christus sind. Der Umfang der Ruinen beträgt gegen 9 Stunden Weges. Es waren die einzelnen Tempel (neben ihnen die Paläste der alten Herrscher) durch Alleen von Sphinxen unter sich verbunden, deren eine (die zwischen dem Tempel bei Luksor und dem bei Karnak) 6156 Fuß Länge hat. Anderwärts bestanden diese Alleen aus kolossalen Widderstatuen oder Säulen. Es standen insgemein vor dem äußersten Vorhof zwei Obelisken; Pylone oder pyramidale Doppelthürme (πτερά) waren am Eingang, wahrscheinlich den Beobachtungen der Gestirne geweiht, wozu Claudius Ptolemäus (nach Olympiodor) noch die πτερά τοῦ κανώβου, in denen er zugleich wohnte, vierzig Jahre lang benutzte. Der zweite, unansehnlichste Theil des Tempels: eine von Mauern umschlossene Säulenhalle, zeigt abermals am Eingange die quadratisch-pyramidalen Doppelthürme oder Pylonen, in deren Innrem Treppen zur Plattform des Giebels hinaufführen. Das Licht fällt sparsam in die Tempelsäle dieser zweiten Abtheilung hinein, welche öfters Gestalten des Thierkreises und andere auf die Beobachtung des Sternlaufes und der Zeiten hindeutende Bilder enthalten. Endlich so ist die dritte Abtheilung des Tempels, die Cella (ναός) ohne Säulen, von mehreren Mauern umfaßt und niedriger als die anderen Theile. Hier waren die Mumien jener geheiligten Thiere verwahrt, welche ein sichtbares Sinnbild des unsichtbaren Gottes seyn sollten.

So verrieth sich sogar hierin die oben im §. erwähnte, merkwürdige Begründung der ägyptischen Kunst, auf eine Ansicht des

Todes, welche der freieren, höheren Richtung der griechischen Kunst fremd war. Dieses starre Festhalten am Leichnam (schon Philo nennt in seinem Buch de confus. linguar. 330, Opp. I, 415, die Aegyptier τὸ φιλοσώματον γένος), dieses Streben, durch menschliche Kunst und Sorgfalt dem todten Leibe ein Seyn der Ewigkeit zu geben, offenbart sich aber noch mehr in den augenfälligsten, riesenhaftesten Denkmälern der ägyptischen Baukunst: in jenen, welche der Aufbewahrung der Todten bestimmt gewesen. Zwar die Hauptwerke der μνημόνεια von Theben: der Todtenvorstadt, welche an der Westseite der Stadt gelegen, fallen erst in ihrer ganzen ungeheuern Ausdehnung, durch die Vorberge hindurch bis zum Raume der libyschen Wüste, einer tiefer eindringenden und länger verweilenden Forschung in die Augen; sie sind aber nicht minder mächtig als die hohen Pyramiden. Mit Recht nennt sie Ritter (Erdkunde I, 1822, S. 747 nach Jomard Déscr. p. 311) eine Niederlage aller Künste und Wissenschaften des häuslichen Lebens der Aegyptier. Denn in diesen Todtengrüften, nicht in den Bürgerhäusern aus Backsteinen, wurde aller Schmuck der Wohnungen angebracht; „weil das Leben nur kurz, der Aufenthalt der Seele im Todtenhause aber, nach der Lehre der Seelenwandlung, so lang dauerte, als noch der Leib fortbestand." (Die Einwohner von Memphis, so erzählt Diodor I, 51, halten die Zeit des diesseitigen Lebens für sehr gering, um so höher aber das Leben der Ruhe nach dem Tode. Sie nennen deßhalb die Wohnungen der Lebendigen nur Nachtherbergen, und geben sich deßhalb wenig Mühe mit dem Erbauen ihrer Häuser, während sie auf die der Grabmäler unglaubliche Kosten verwenden.) Dankbarkeit, Pietät gegen die Todten, waren die erste Pflicht der Ueberlebenden; daher bereitete man die Stätte auf das feierlichste, um zugleich den Aufenthalt angenehm zu machen. Die Eingänge zu den Katakomben, welche in einen feinkörnigen Kalkstein gegraben sind, stehen zu zwei und mehreren (bis zu zwölfen) parallel, wie die Röhrenöffnungen einer Panflöte, weßhalb solche Mündungsröhren auch bei den Alten den Namen Syrinx erhielten. So wie man durch eine Oeffnung eindringt, erweitert sich der innere Verlauf in Gänge, Gemächer, Seitenkammern und Hallen, von denen öfters Treppen hinabführen in die Tiefe. Auf dem Boden der langen Corridore zeigen sich nicht selten Brunnen- oder schachtartig hinablaufende Tiefen. An allen Wänden, wie am Boden umher, ruhten in diesen Kammern die einbalsamirten Leichname beisammen. In einem von Belzoni (Voy. II, 378) entdeckten und beschriebenen königlichen Grabmal, dessen Kostbarkeiten noch zum großen Theile vorhanden und unzerstört schienen, fanden sich 180 Figuren in natürlicher

Größe; 800 welche 3—4 Fuß hoch waren, 2000 bis 6 Zoll große, hieroglyphische Figuren, an sonstiger Hieroglyphenschrift aber eine so unabsehbare Masse, daß Ricci allein im ersten Gange 22,000 Zeichen fand. Der schöne Sarg von Alabaster war geplündert.

An Grabmälern denn, welche den Leib aus Staub gebildet selber, und an Statuen welche die vergängliche Gestalt des Leibes der Ewigkeit erhalten sollten, hat sich die alte ägyptische Kunst entwickelt und geübt. Denn jene Memnonskolosse des alten Thebens, von den Arabern Tama und Chama genannt, welche 61 Fuß hoch, weit über den Akazienwald der Einöde emporragen, und welche, wie die tausendfältigen umhergestreuten Trümmer bezeugen, nicht die einzigen hier ehehin aufgestellten gewesen, schienen nur Bilder vormals lebender Herrscher, wie schon Sesostris in dem Tempel des Phtha zu Memphis sechs Bildsäulen seiner Familie setzen ließ. Unfern der beiden erwähnten Kolosse zeigt sich das Grabmal des Osymandyas oder Memnon Ismander; die Decken der einzelnen Gemächer auf asurblauem Grunde mit goldnen Sternen besäet, an den Wänden Darstellungen von Schlachten, Jagden u. f.

Grabmäler vor Allem waren auch die Pyramiden, deren erste Cheops (Suphis I) erbaute. Die größte ägyptische Pyramide, bei Ghizeh, ist 716½ Fuß lang, 428¼ Fuß hoch, sie besteht aus 203 Steinlagen, jede von 19 Zoll bis 4 Fuß 4 Zoll Höhe. Hunderttausend Menschen arbeiteten an ihr, nach Herodot, 40 Jahre lang. Die Grundflächen a er Pyramiden sind genau nach den Weltgegenden orientirt: der innere Kern bestand bei den größern aus Kalksteinen, welche mit festerem Gesteine (Sienit, Granit, Porphyr) überkleidet waren; diese Ueberkleidung selber, die später großentheils hinweggerissen worden, war polirt und mit Sculpturarbeiten versehen, in welchem Zweige der Kunst die älteren Aegyptier so viel gearbeitet, daß man allein bei dem uralten Tempel von Esne, dessen 45,000 Quadratfuß betragende Oberfläche dicht mit Hieroglyphen bedeckt ist, berechnet hat, daß diese Bildnereien auch von 50 zugleich arbeitenden Künstlern erst in drei Jahren vollendet werden konnten. Den Eingang zum Innern der Pyramide verschließt ein einziger Stein, Gänge führen zu verschiedenen Kammern, die ansehnlichste von allen enthielt den Sarkophag des Königs.

So schienen auch die Gestalt und Einrichtung der unterirdischen Syringen, in welchen die geheimen Weihen vollzogen wurden, wie auch diese Weihen selber, nur die Erinnerung und den Gedanken an Grab und Tod festhalten zu wollen, während die Hieroglyphen-Inschrift der zum Theil 70 und 80 Fuß hohen Obelisken die Wohlthaten der Herrscher und Thaten der Götter preisen.

Die Form und Einrichtung der Göttertempel war selbst bei der Einrichtung der Königspaläste beibehalten, nur mit dem Unterschied, daß hier der dritte, hintere Theil, welcher die eigentlich bewohnbaren Gemächer für die Lebenden enthielt, der größte von allen, dort der kleinste war. Dennoch erhob sich auch hier öfters, wie nach Diodor am Palast des Osymandyas zu Theben, über alle andern Theile des Wohnsitzes während des Lebens, das an jenen sich anschließende Grabmal, welches der Herrscher noch bei seinen Lebzeiten zur Behausung des eignen Leichnams errichtete.

Außer dem Riesenhaften wird an der bildenden Kunst der Aegyptier, namentlich an der Steinsculptur, welche jedoch fast immer nur im Dienst der Baukunst gewesen, die meisterhafte Sicherheit bewundert, mit welcher dem festesten Gestein ein gewisses Ideal der Menschengestalr aufgeprägt ist, das freilich mehr aus der Betrachtung der ernsten Ruhe eines Todten, als des frisch bewegten Lebens hervorgegangen scheint. Denn bei den sitzenden Bildern herrscht die tiefste Ruhe und einförmigste Regelmäßigkeit der Stellung; bei den stehenden sind die Arme todt und starr an den Körper gelegt. Dennoch verfehlt der einfache Schwung der Hauptlinien nicht seinen Eindruck, und glücklicher noch als die Menschenform, so wie auch lebendiger als diese, erscheint öfters die Form des Thieres aufgefaßt. Die Zeichnungen und Malereien der Aegyptier sind von einem nicht minder scharfen Umriß; gefärbt wurden bei ihnen selbst die Statuen.

Was die Musik der alten Aegyptier betrifft, so wissen wir aus Demetrius Phalereus, daß die Priester statt eines Hymnos der Götter die sieben Ur- oder Stammlaute in den Tönen der Octave einen nach dem andern sangen, welches Unisono an innerer Volltönigkeit die Flöte und das Saitenspiel überstimmte. Es wird der Sinn dieses eigenthümlichen „Herschallens von Tönen" aus einer Stelle bei Eusebius (praep. evang.) deutlich: „Mich, den erhabenen, den unvergänglichen Gott, preisen die sieben Buchstaben der Stammlaute als den rastlosen Vater alles Entstandenen. Ich, des Weltbaues unzerstörbare Leyer, habe die Stimmen der Weltenbewegungen geordnet zum Einklang." — Eigentliche Gymnastik war den meisten Aegyptiern fremd; das mimische Bewegen der Tänze entsprach dem engbeschränkten Einerlei ihrer Kunstgebilde.

Ungleich jünger als die ägyptischen erscheinen die neuerdings in Indien bewunderten Denkmäler der Baukunst und Sculptur. Die Blüthenzeit der indischen sogenannten Kunst scheint mit Recht in die fruchtreiche Aera des Vicramatidya gesetzt zu werden, welcher im Jahre 56 n. Chr. starb. Die älteste Erwähnung der indischen

Bauwerke, in der Weise der Höhlentempel zu Elephante, Carli u. f. geschieht von Bardesanes, der um die Zeit des Heliogabalus lebte (Porphyr. bei Stob. Eccl. Phys., in Müllers Handb. d. Arch. d. K. S. 279). Riesenhaft mächtig, wie diese Gebäude sind (das Pantheon zu Ellora im Ghautgebirge vermag Hunderttausende der Pilgrime zu fassen), fehlt ihnen meist der Geist der harmonischen Anordnung; es sind einzelne wohlgelungene Gebilde, aufs wunderlichste mit den häßlichsten und unsymmetrischsten zusammengestellt, als habe hier der Zufall gewaltet, wie bei dem Entstehen der Säulen jener Höhlentempel, deren Dicke und Höhe ohne alle Ordnung und Symmetrie auf- und nebeneinander folgt; oder als habe bei diesen phantastischen Regungen des Kunstdranges der Menschennatur, vorwaltend noch jenes ungebändigte, bildende Princip geherrscht, das die bizarren, leichten Formen der Insectenkörper neben dem eckig schwerfälligen Leib des Frosches und dem der bunten Schlange gestaltet. Widerwärtig und an einen schon tief versunkenen Zustand des etwa 500 Jahre vor Christus in größerer Reinheit entstandnen Buddha-Dienstes erinnernd, erscheinen die Gräuelscenen der Darstellungen in Elephante (wovon aus Townly's Sammlung einzelne das brittische Museum enthält), in denen die niedrigste, thierische Wollust vergöttert wird. — Es blühte jedoch auch in Vicramatidya's Zeit die lieblicher und würdiger entfaltete Dichtkunst der Inder, welche an Kalidas die noch jetzt kräftige, geistvolle Blüthe der Sakontala getragen. Die Musik hat sich bei den Indiern schwerlich über die leichtere Region der Tanzgesänge erhoben; der Tanz scheint schon in ziemlich alter Zeit jener üppige gewesen zu seyn, der sich noch bei den jetzigen Bajaderen erhalten hat.

Aus uralter Zeit, welche zum Theil über die der historisch bekannten Völker jener Länder hinaufzureichen scheint, finden sich in Afrika (Heerens Ideen II, 363), noch mehr jedoch in Europa, die ungeheuren Bauwerke der sogenannt cyklopischen Art (*Τίρυνς τειχιόεσσα* Il. II, v. 559; *κυκλώπεια οὐράνια τείχη* Electr. v. 1167). Es sind an diesen die vieleckigen Steine, von mächtiger Größe, zum Theil unbehauen (*ἀργοί*) und ohne Verbindungsmittel auf einander gethürmt, die Lücken mit kleinen Steinen ausgefüllt (*τίρυνς*), oder noch öfter und bei den eigentlich hierher gehörigen Gebäuden, wie in Mykenä und Argos, kunstvoll behauen, und genau, wie einzelne Maschen des organischen Zellgewebes, zusammengefügt. Die Thore dieser fast unzerstörbar festen Gemäuer sind meist pyramidal. In Argolis finden sich zehn cyklopische Ruinen, häufig sind sie in Epeiros. Italien hat Mauern der zweiten cyklopischen (kunstvolleren) Art in den Ländern der alten Herniker (herna,

Felsen), Marser und Sabiner (Cora, Norba, Signia, Präneste, Alatrium, Arpinum, Anagnia, Alba Fucentis), wo freilich, so weit dieß die Geschichte weiß, kein Volk gewohnt, dem man diese Bauwerke zuschreiben könnte (Niebuhrs röm. Gesch. 1, S. 112 d. a. A.), sie finden sich jedoch auch vereinzelt im Volskerlande (Circeji, Fondi,) in Sicilien (Kamikos, Eryx Diod. IV, 78), sind neuerdings in Sardinien in den sogenannten Nurraghen wieder aufgefunden, waren jedoch dort schon den Alten bekannt (Diod. IV, 30; Pausan. 17, 4). Auch die höchst merkwürdige torre de' Giganti auf Gozzo (Gaulos) scheint zu dem Geschlecht der cyklopischen Gemäuer zu gehören (der Temple antédiluvien von Mazzara, Kunstbl. 1829. Nr. 7, m. v. Houel, Voy. pitt. T. IV, pl. 205 und über dieses alles Müller a. a. O. S. 27 u. 149).

Die eigentliche, höhere Kunst, frei dem Berufe des Menschengeistes folgend, entfaltet sich erst bei den Griechen. Schon die ältesten Bauwerke dieses Volkes, welche die Geschichte der Kunst, der Zeit des Entstehens nach, zunächst an die cyklopischen Gemäuer setzt, zeigen die eigenthümliche, lebenskräftige Richtung. Es sind dieß die festen Burgen der alten heroischen Zeit, bestimmt zur sichern Wohnung der Lebendigen; dann die domartig gebauten Schatzhäuser und die unterirdischen Gewölbe der Tempel, bestimmt, nicht zur Aufbewahrung von einbalsamirten Thieren und Menschenleichen, sondern von jenen kostbaren Geräthen und edlem Erz, an welchem der lebende Mensch seine Freude hat. Es waren mithin nicht der Schauer und das Schrecken, sondern die Lust der Augen und der Gebrauch des Lebens, welchem schon die ältere Baukunst der Griechen gedient, während die Arbeiten in metallnem und hölzernem Geräth großentheils Waffen, zum Schmuck und zur Bekräftigung der Heldenleiber, Becher und andere Geschirre, so wie kostbare Sessel, zur Pflege der Ruhenden, umfaßten. An der diesem Heroenalter beliebten metallenen Bekleidung, zur Sicherung und Zierde zugleich, nahmen selbst die unterirdischen Gebäude (οἶκοι) Theil, welche an Tempeln wie an Königshäusern innenher öfters mit ehernen Platten ausgelegt waren. Die Bestattung der Helden, durch lieblich-kräftige Spiele der Lebenden gefeiert, geschah in kegelförmig aufgeworfnen Hügeln, κολῶναι genannt.

Nachdem dann auf diese Weise die griechische Baukunst zuerst den Grund des Bestehens gesichert, zuerst an dem Erbauen von festem Gemäuer und Gewölben sich geübt, erhob sich dieselbe alsbald am Bau und an der Auszierung der Tempel zu einem höheren Aufschwung. An die dorische Baukunst, welche in dauerhafterem Gestein die ältere, dem Auge theuer gewordene Form der hölzernen Tempel nachgebildet, schloß sich die reicher verzierende korinthische

an; neben beide tritt, als ein von den Ländern des Ostens eingewanderter Fremdling, die jonische Baukunst, mit ihren schlankeren, weiter gestellten Säulen, welche sich weithin nach Asien bis zu den alten Gebäuden von Persepolis verzweigt. Auf alte dorische Weise waren das Heräon von Olympia, auf korinthische (meist mit dem Dach der Marmorziegel, von Byzes erfunden) die Tempel des alten Korinth, auf jonische jener zu Ephesus erbaut, dessen Säulen 8 Diameter hoch gewesen (Vitruv. IV, 1). Als älteste Meister des Tempelbaues werden uns Doros, der Stammvater selber, dann von der 35sten bis 55sten Olympiade (von 637 bis 557 v. Chr.) Rhökos und die beiden Theodoros (Sohn wie Enkel des Rhökos), so wie Telekles genannt, welche meist mit der Kunst der Bearbeitung der Steine auch jene des Erzgusses verbanden. Zum Bau des Dianentempels zu Ephesus, aus Krösos' freiwilligen Spenden, hatte Theodoros (Rhökos' Sohn) den sumpfigen Grund mit Kohlen gefüllt; die 60 Fuß hohen Säulen waren von Chersiphron von Knossos. Den gewaltigen jedoch unvollendet gebliebenen Bau des Tempels des olympischen Zeus zu Athen (seine Größe betrug 372×167 F.) hatten zu Pisistratos' und seiner Söhne Zeiten: Antistates und Kalläschros, Antimachides und Perinos unternommen; der delphische (nach dem Abbrennen des früheren, Olymp. 58, 1. 542 v. Chr.) hatte Spintharos den Korinthier zum Erbauer, und war ursprünglich um 300 Talente (eines zu 2466 fl.) verdungen, wurde jedoch durch die Alkmäoniden mit viel größerem Aufwand vollführt. Aus fast gleicher Zeit sind die wohlerhaltenen Tempel zu Pästum in Unteritalien (*Ποσειδώνια*), dessen größerer (107 × 47 F.) in altdorischem Styl erbaut ist; der Tempel der Athene auf Ortygia und die Tempel zu Akragas in Sicilien, dann der herrliche Minervatempel auf Aegina, wahrscheinlich nach dem Sieg über die Perser (Ol. 75 oder 477 v. Chr.) erbaut. Größe 94 × 45 Fuß, die Säulen aus gelblichem Sandstein, Dach und Kranz von Marmor. Die Celle war roth ausgefärbt, das Tympanum himmelblau, am Architrav gelbes und grünes Laubwerk, die Leisten mit den Tropfen blau, das Band darüber roth, die Marmorziegel mit einer Blume. (M. v. Jon. Antiqu. T. II, ch. 5. pl. 2 u. f., Wagners Aeginet. Bildw. S. 217, Cockerell im Journ. of Science a. th. Arts V, 6, Nr. 12, bei Müller a. a. O. S. 57.)

Die Zeiten des Perikles und der höchsten Blüthe Athens fügten zu der immer höher gesteigerten Pracht der Tempel auch die Errichtung anderer Gebäude, zur Zierde der Städte und zur Feier der vielbeliebten Feste des Volkes. Die Propyläen (Ol. 85, 4 bis 87, 1, 438 bis 429), von Mnesiles erbaut, welche allein der Stadt 2012 Talente gekostet, bildeten, als geheiligter Peribolos, den

Zugang zur Burg, und vollendeten zugleich die Befestigung des Burgfelsens. Ein Prachtthor mit vier Nebenthüren, nach außen eine jonische Vorhalle, nach beiden Seiten dorische Fronten, die mit der innren, jonischen Bauart in schönem Einklang stehen, an den Seiten noch vorspringende Flügelgebäude (Müller S. 84). Das Theseion (erbaut von Ol. 77, 4 bis 80, 457 bis 444 v. Chr.); das Parthenon; der erneuerte Tempel der Athene Polias; das Odeion; das steinerne Theater (schon Ol. 70, 1, 494 v. Chr. begonnen, aber erst unter Lykurg um Ol. 111, 334 v. Chr. vollendet), dessen *Πεισιανάκτειος στοά* (um Ol. 79, 461 v. Chr.) Gemäldegalerie wird, zeugen auf gleiche Weise von der Herrlichkeit der damaligen Baukunst, obgleich an Schönheit und Harmonie der Gesammteindruck des Theaters von Epidauros, von Polykleitos (Ol. 90, 417 v. Chr.) erbaut, das Athenische übertraf, der Tempel zu Eleusis mit den Gebäuden zu Athen wetteiferte. Uebrigens erscheint im Tempel zu Olympia die nahe Aehnlichkeit mit dem Parthenon, und der Tempel des Apollo bei Phigalia war durch Iktinos den Athener erbaut. Aus etwas späterer Zeit war der Tempel der Athene zu Tegea, von Skopas (nach Ol. 96): der größte und schönste im Peloponnes, und gleichzeitig etwa mit den vorhin erwähnten Athenischen Bauwerken sind die Tempel zu Selinunt und Egesta in Sicilien. Jedoch von diesem höchsten Aufschwunge ist die Kunst — am augenfälligsten zu Athen — in den niedern Dienst des Luxus versunken, und hat ihre Kräfte, statt dem Göttlichen und dem Bürgerwohl, einer zwecklos verschwendenden, und deßhalb zuletzt geschmacklosen Prachtliebe der Privatleute gewidmet. Zu diesem Verfall hatten nicht wenig die Noth des peloponnesischen Krieges und die große Pest (Ol. 87, 3) beigetragen, welche das männlich gediegene Geschlecht der alten Athener hinweggerafft und ein schlechteres zurückgelassen. Es hat von nun an öfters die Laune und die Willkür des Einzelnen, die Kunst, welche sich in diesen Sklavendienst begeben, von dem Gehorsam gegen das alte, hehre Gesetz der Schönheit und innren Würde entfremdet, und von hier beginnt eine Zeit des Verfalls, deren eitlere Richtung selbst in den Gebäuden des schönen Alexandria, deren erster Meister Deinokrates gewesen, ins Auge fällt. Ein großer Aufwand ward jetzt an die Pracht der Zimmer wie an den Bau der Mausoleen gewendet; der herrschende Styl bei Tempeln war der korinthische geworden.

Zu allen Zeiten der griechischen Kunst war es die Hauptbestimmung des Innren der Tempel gewesen, ein Haus, nicht der Todten, wie bei den Aegyptiern, sondern eines als lebend dargestellten Götterbildes zu seyn, während die weiten Säulenhallen von der oft engen Cella den öffentlichen Feierlichkeiten dieser

Gottheit bestimmt worden. Deßhalb hat die bildende Kunst der Griechen schon frühe gestrebt, das Bild der Götter — den Hauptgegenstand des ganzen Gebäudes — aufs herrlichste und würdigste darzustellen. Die Ueberlegenheit der Aufgabe über alle menschliche Macht fühlend, hatte der Mensch der frühern Zeit, als er durch eigene Macht und Kunst den Gott in leibliche Natur herabführen wollen, öfters einem ungestalteten Holz oder am häufigsten einem Stein oder Steinhaufen die Kraft der unbekannten Gottheit beigelegt, und, als werde das feste Gestein der Erde am öftersten von den hehren Wanderern aus der Geisterwelt zum Ruhesitz gewählt, vor den Steinhaufen am Wege angebetet (m. v. Eustath. zur Od. XVI, 471; Otto de diis vialibus c. 7. p. 112) oder dreißig Pfählen von Stein, wie jenen zu Pharä (Pausan. VII. 22, 3), durch seine Weihungen die Kraft der dreißig Naturgötter gegeben (m. v. auch Zoëga de Obeliscis p. 225), denn die Worte und Handlung der heiligen Weihe waren es, durch welche die rohen Steine (ἀργοὶ λίθοι) das Wesen der Götter anzogen. Bald jedoch hatte die weiter versinnlichende Hand der Säule oben die Gestalt eines Hauptes angefügt, und so standen die Hermen als Wegweiser und Erinnrer an die überall nahe Gottheit an den Pfaden und Feldern. Vollständige Bilder (ξόανα), wundervoll mit den Symbolen der Gottheit verziert, welche sie darstellen sollten, wurden jedoch auch schon frühe aus Holz geschnitzt, und diesen alten Gestaltungen, an denen die Augen öfters nur durch einen Strich und auch die andern Theile nur unvollkommen angedeutet gewesen, wurde, als hätte ihnen diese Kraft die Anbetung der vorangegangenen Geschlechter gegeben, eine ganz besondere, wunderthätige Macht beigelegt (Pindar. Od. VII. 50, m. v. Böckh Expl. p. 172; das trojanische Palladion bei Apollod. III, 12, 3; Eustath. zur Il.; Diod. Fragm. Nr. 14. p. 640 Wess. Das Palladion zu Siris Lycophr. 988; Strab. VI. p. 264). Das abergläubige Volk pflegte wie in kindlichem Spiele diese Götterbilder zu gewissen Zeiten zu bekleiden, den künstlichen Schmuck der Haare zu kämmen und zu bekränzen, andere Male sie zu waschen, zu beschenken und anzufärben.

Als Meister in der Kunst dieser alten Bildnereien wird in Attika und Kreta: Dädalus, so wie Smilis in Aegina genannt, zusammenfassende Namen vielleicht beide, wie jene des Pharao für die Könige Aegyptens. Learchos von Rhegion (nach 720 v. Chr.) wird schon als Fertiger des Zeusbildes zu Sparta gerühmt, das aus Metallstücken zusammengesetzt gewesen. (Paus. III, 17.) Endäos der Dädalide hatte ein sitzendes Holzbild der Athene zu Erythrä gemacht; die Zeit der Vollendung des elfenbeinernen zu Tegea wird jedoch erst auf das Jahr 560 v. Chr. gesetzt. Es ar-

beiteten die Telchinen zu Sikyon, Kreta und Rhodos schon seit ältester Zeit Zauberbilder und Waffen (Pindar und Böckh Expl. a. a. O.; Höck Kreta I. 345), und an vielen Orten wurden rohe Göttergestalten für den Gebrauch der Häuser und zur Mitgabe für die Todten aus gebackenen Gesteinen oder an der Luft getrocknetem Thon gefertigt. Unter den Arbeiten der letzten Art wird das thönerne Relief des Dibutades von Plinius (XXXV, 43) für das älteste gehalten.

Wie der Palmbaum höher emporwächs't, „je mehr das auf den keimenden Kern gelegte Gewicht diesen belastet", so wird die strebende Kraft des Menschengeistes immer herrlicher und gewaltiger, je größer der Kampf ist mit dem Element, in das sie sich nothgedrungen oder freiwillig begeben. So ist auch die bildende Kunst alsbald zum selbstkräftigen Wesen erwacht, und zu einem hehren Heldenleib erwachsen, da sie sich vom weichen Thon und Lehmen, vom Holz und von der zusammengefügten Täfelei des Elfenbeines oder der Metallstücke hinweg, zum Gestalten des festen Marmors und zum Gießen des Erzes begeben. Das Vorbild, welches der Geist des Menschen in den ersten Morgenstunden der innren Begeisterung empfangen, scheinet mit übermächtiger Gewalt den innren Sinn zu erfassen und diesem jede freie Bewegung nach anderer Richtung zu verwehren, bis aus der scheinbaren Gebundenheit (des säugenden Kindes an die Brust der Mutter) die rechte Macht des freien Bewegens erwachsen. Der Mensch, wenn ihm nach hohem Kampfe das erste Werk der geistigen Kraft gelungen, staunet, wie Narciß, vor der eignen Gestalt, und kann einige Zeit lang von dieser ersten, so theuer gewordenen Stätte des innren Erwachens nicht hinweg kommen. So kehrt auch an den ältesten Marmorbildern der Helden und Götter die zuerst ergriffene Gestalt des kräftigen Heldenleibes, mit kühn und freudig blickendem Angesicht, das Haar zierlich geschmückt, als führte der Weg statt zur Todesschlacht zum Reigen der Hochzeit; an den Göttergestalten aber dieselbe Miene und Haltung wieder. Wie nach der langen Ruhe des Aufkeimens die Lust am beständigen Bewegen beim Knaben hervortritt, dessen Gang, neben dem ruhigeren des Jünglings, als ein Springen und Hüpfen erscheint, so ist auch die Bewegung dieser Heldengestalten, als sie nach der langen Ruhe des Aufkeimens Dädalus zu der Bewegung der ersten Schritte angeleitet, und nun die Kraft zum selbstständigen Gehen erwachsen, lebhaft und übergewaltig. Für die ersten Meister in Bildnissen von Marmor werden Dipönos und Skyllis (um 577 v. Chr.) gehalten, welche die Schule von Kreta gebildet, deren Sprossen nach Sparta und anderwärts sich verbreitet. Die Schüler jener Meister waren Medon

von Lakedämon, so wie Angelion und Tektäon, welche letzteren den Kallon von Aegina gebildet (um 530 v. Chr.), der die altberühmte Kunst der Aegineten im Erzguß zu ihrer Meisterschaft erhoben.

Andere Meister im Erzguß in dieser Periode waren: Perilaos (durch Phalaris' Stier berühmt, schon um 557 v. Chr.), dann Gitiadas von Lakedämon, der zugleich Dichter gewesen (um 530 v. Chr.); Kanochos von Sikyon; Kritias und Hegias von Athen; Onatas von Aegina (um 460 v. Chr.), welcher unter andern das alte, verbrannte Bildniß der Demeter Meläna von Phigalia nachgebildet, mit dem Pferdekopf, aus welchem Drachen und andere Thiere hervorwachsen, mit Delphin und Taube auf der Hand. Schon um 537 v. Chr. hatten auch die Bildhauer Bupalos und Athenis aus Chios geblühet. Klearchos von Rhegion (um 490 v. Chr.); Ageladas von Argos (500 bis 453 v. Chr.), so wie der schon erwähnte Hegias von Athen, hatten zwar auch an Stein und Erz die Meisterschaft mannichfach bewährt, vielfach herrlicher jedoch als an den todten Elementen erscheint ihre Kunst dann, als sie die innere Fruchtbarkeit am Lebendigen selber gezeigt, und als Klearch den Geist des Pythagoras von Rhegion, Ageladas den des Polykleitos des Argivers, endlich aber Hegesias sammt Ageladas den Geist des großen Phidias des Atheners entzündet, mit welchem sich die Sonne der griechischen Kunst zu ihrem Mittagsstande erhoben. Dem schaffenden Menschengeist, als er seiner selber nicht mächtig über die Region des eigenmächtigen Ringens und langen Suchens nach dem Ideal emporgezogen worden, hat sich freiwillig das Göttliche in seiner hehren Gestalt und Schönheit gezeigt und zu eigen gegeben, und der allmächtige Herrscher, in dessen milden Blicken der Wille sich verrathen, Menschengebet zu erhören und der sterblichen Natur sich zu erbarmen, hat sich in solcher Weise nur einem Gemüth offenbaren können, das voll Sehnen nach dem lebendigen Gott gewesen. Um des Meisterwerkes des großen Phidias, auf welches wir hindeuteten (der Statue des olympischen Zeus) nur mit einigen Worten zu erwähnen, so war dieselbe in dem obengenannten, schönsten Tempel des Peloponnes, in dem zu Olympia aufgestellt, dessen innere Höhe 64 Fuß betrug. Das Bild selber sitzend auf einem Thron von Cedernholz, der mit Gold, Elfenbein, Ebenholz und Gemälden von Panänos verziert war, maß 40 Fuß, die Basis 12 Fuß, und selbst diese Basis, selbst der Fußschemel waren voll Schmuck. Das Bild aber war von Gold und Elfenbein (schon Demokritos sollte die Kunst gelehrt haben, das Elfenbein zu erweichen), so kostbar und freigebig gefertigt, daß einzelne Locken aus Gold bis zu 300 Minen wogen, mithin über 3000 fl. Werth hatten. Der Ausdruck im Angesicht des Bildes

entsprach den Homerischen Versen Il. I, 529: *Ζεὺς κατανεύων. Εἰρηνικὸς καὶ πανταχοῦ πρᾶος.* Es lag in der That in den Mienen dieses Götterbildes ein solcher Ausdruck der Erbarmung und Allmacht zugleich, daß nach einem Spruch des Alterthums sein Anblick gleich dem Homerischen Nepenthes die Seele ihres Erdenleides vergessen machte; denn es ist in der Gottheit eine Macht und der Wille zugleich, das Leid zu lindern. „Es sey, wenn das Auge jenes Anschauens nicht vor dem Tod genossen, dieses fast ein gleiches Unglück, als uneingeweiht in die Mysterien zu sterben." Die Kunst hat sich auch in dieser Kraft als einer aus dem Geschlecht jener Engel gezeigt, durch welche das (vorbildliche) Gesetz gegeben worden (nach §. 52). Nicht minder herrlich war das Bild der Pallas Parthenos, welches derselbe Künstler für das Parthenon zu Athen gemacht. Es ragte 26 Ellen hoch empor, das Bild selber einfach und hehr, ruhige, siegreiche Majestät im Ausdruck; die Rüstung, die Basis, das Gewand bis herab zum Rand der Sohle (an welchem die Kentauromachie abgebildet war) mit allem Reichthum der Kunst geziert und in Fülle des edlen Metalles prangend (das abnehmbare Gewand allein nach Philocharos war auf 44 Goldtalente oder 1,415,700 fl. geschätzt). Ueberhaupt war es die Athene, welche Phidias auch in Marmor und Erz am öftersten und mit der meisten Vorliebe gebildet, bald als die Anmuthige und Milde (*καλλίμορφος*) für die Athener auf Lemnos, bald als die Streitbare (*ἄρεια*) für Naros, zuletzt in der riesenhaften, ehernen Vorkämpferin und Schutzgöttin, so mächtig hoch, daß sie, zwischen den Propyläen und dem Parthenon stehend, über beide emporragte und von den Schiffern schon aus großer Ferne gesehen wurde. Doch war dieses mächtige Bildniß, als Phidias im Alter von etwa 56 Jahren (im Jahre 426 v. Chr.) im Gefängniß, wohin ihn Cabale geführt, starb, noch nicht vollendet; die Kentauromachie am Schilde arbeitete, fast ein Menschenalter später, Mys, nach Parrhasios' Zeichnung.

Obgleich der große Phidias, unter dessen Leitung die Kunstschöpfungen der ganzen Perikleischen Zeit gestanden, hier als Hauptrepräsentant dieses ganzen Zeitalters der Kunst betrachtet worden, so standen doch neben ihm mehrere gleich hoch ragende Geister. Denn es erscheinen solche Menschen, welche Gott unserm Geschlecht als hehre Segnungen gegeben, niemals allein, sondern viele Kämpfer, wenn auch von einem mächtigeren geführt, betreten die Bahn zugleich. Pythagoras von Rhegion (von 477 bis 429 v. Chr.) war gleich mächtig in der treuen Auffassung der Natur und ihrer harmonischen Verhältnisse, und in geistvollem Ausdruck seiner Gestalten: Polykleitos (vor 469 bis 409) hatte ein würdiges

Gegenstück zum Olymphischen Zeus in seiner Kolossalstatue der Hera zu Argos gegeben, welches, was die Kunst des Erzgusses betrifft, den Arbeiten des Phidias gleich gekommen, ja von Einigen noch höher gestellt worden (Strabo VIII. p. 372). Was jedoch den allgemeinen Eindruck, auf innere Würde gegründet, angehet, so vernehmen wir über dieses Herabild keinen solchen Ausspruch, wie der obenerwähnte über Phidias Zeus gewesen, und es scheint überhaupt, als wenn Polykleitos mehr in der treuen Darstellung nackter, athletisch kräftiger Körper sich gefallen, worin er auch allerdings so Hohes geleistet, daß sein Doryphoros später als Kanon der Proportionen des Menschenkörpers betrachtet worden.

In der hier erwähnten Richtung war in etwas dem Polykleitos verwandt: Myron aus Eleutherä, der um dieselbe Zeit gelebt, und dessen Diskobol, so wie die Kuh aus Erz und das Seeungeheuer, Bewunderung erregten. Während indeß die Argivisch-Sikyonische Schule des Polykleitos noch immer, bis zu Euphranor dem Jstmier (von 361 bis 337) und Lysippos aus Sikyon (von 365 bis 321) das rhythmische Verhältniß des kräftig wohlgestalteten Menschenleibes in der Größe und Zusammenfügung der Theile zum Hauptgegenstand ihrer Kunst gewählt und Heroën wie mächtige Götter (Lysipp vorzüglich den Hercules) in ihrer Weise gebildet, hatte die Schule des Phidias zu Athen, vor allen jedoch P r a x i t e l e s (von 361 bis 310) und S k o p a s aus Paros (von 389 bis 349), deren Marmorwerke und ihre Nachbildungen zum Theil bis auf unsere Zeiten gekommen, noch immer die höhere Aufgabe der Kunst vor Augen, an der schönen, hehren Gestalt des Menschenleibes zugleich das in und über ihr webende Geistige zu erfassen, welches unvergänglicher ist und höher als der Leib. Ob die Gruppe der Niobe von Praxiteles sey oder von Skopas, wissen wir nicht; Skopas bildete vornehmlich das Ideal der Apollogestalt, lieblich und hehr zum Pythischen Kitharöden aus, und wird überdieß in seinen Werken aus dem Kreise der Göttersage des Dionysos und der Aphrodite, so wie vor allen in der Gruppe der Meergötter bewundert, welche den Achill nach der Insel Leuka führen. Praxiteles suchte vornehmlich in seinen Meisterwerken die bedeutungsvolle Geschichte des Eros und des Dionysos (m. v. oben) zu verleiblichen.

Nur zu leicht legt jedoch bei solchem Streben der schaffende Geist des Menschen eine überschätzende geistige Bedeutung auch in das niedrig Sinnliche, und suchet auf diese Weise das Bild h i n t e r dem Spiegel. Dieses hat auch bald hernach die Schule der Athenischen Bildhauerkunst erfahren, obgleich sie noch in Kleomenes, Apollodorus' Sohne von (221 bis 145 v. Chr.), dem Meister der vielbekannten Mediceischen Venus, einen bedeutungsvollen Sproß

getragen. Aus der Argivisch=Sikyonischen Schule war indeß die Schule des Erzgusses in Rhodos hervorgegangen. Chores von Lindos, noch ein Schüler des Lysipp, wird als Meister des weltberühmten Kolosses zu Rhodos genannt, der unter den hundert Sonnenkolossen jener Insel der größte war (er ragte siebenzig Ellen). Es hat jedoch schon in diesen Zeiten die allgemeine geistige Entartung den Geist der Kunst auch in diesem Gebiete zu einem gierigen Haschen nur nach dem äußern, allgefälligen, oder der Laune der jedesmaligen Bewunderer dienenden Scheine heruntergezogen, und wenn die Gruppe des Laokoon in dieser letzten Aera der ächtgriechischen Kunst entstanden ist, dann hat sich diese, mit tiefem Schmerz erfüllt, selber dargestellt: umstrickt von dem unausweichbaren Unheil der Schlangen. Bald war das alte Streben, die Menschen auch auf den Schwingen der Kunst dem Göttlichen zu nahen, vergessen, und in Marmor und Erz stellte die künstliche Hand mit schmeichelnd verschönerndem Anschein nur das vergängliche Angesicht und die Gestalt der sie bezahlenden Fürsten, oder die Launen des Augenblickes dar.

Die Malerkunst ward in den Zeiten des alten Griechenlandes zuerst in Korinth geübt, wo, der Sage nach, Kleanthes die Zeichnung der Umrisse erfunden. Eumaros von Athen versuchte es, die Verschiedenheit des Colorits der zeichnenden Kunst dienstbar zu machen, und eine (mißverstehende) Sage lässet den Bularchos (um 719) die Schlacht der Magneter in einem Gemälde darstellen, welches Kandaules mit Gold aufgewogen haben sollte. Die älteste Malerkunst ist, wie Raphaels Vater, vom Gewerbe der Töpfer gewesen, hat sich auf das Bemalen der Gefäße beschränkt. Doch erhebt sich auch diese Kunst in Kimon von Kleonä (um 540) zur Auffassung der Prospecte, und es erwähnet Herodot (IV, 88) der Gemälde von Phokäa (um 537). Polygnotos der Thasier verherrlichte durch seine Werke Athen um 460 v. Chr., und es wetteiferte mit ihm der obenerwähnte Onatas aus Aegina. Gehülfe an den großen Werken des Phidias war der Maler Panänos, ein Bruder des Phidias. An Zeuris (um 400 v. Chr.) von Herakleia, der den Palast des Parrhasios gemalt, rühmet das Alterthum, in bekannter Sage, eine treue Nachahmung der Natur, wir wissen indeß weder bei ihm noch bei Parrhasios dem Epheser (um 397), wie hoch und tief die Kunst in ihnen gestrebt, da von ihnen nicht mehr die längst in Staub und Trümmer verfallenen Wände und Leinwand, sondern nur Bücher reden. Aristeides aus Theben (um 340) hatte in seinen Werken neben der Bewegung des Leibes auch schon jene des Geistes darzustellen versucht; Pausias malte Kinderfiguren und Blumen; Nikias aus Athen (um 320) gefiel sich im

Nachbilden von Schlachten und Kämpfen der Menschen und Thiere. Am meisten lässet uns jedoch das vielstimmige Gerücht, das sich über die Werke des großen Apelles aus Kolophon (gest. 305) bis zu uns erhalten, es innig beklagen, daß dieser lieblichen Blüthe der Kunst nicht die Dauer des Marmors oder des Erzes innen gewohnt, welche so vieles Minderbedeutende vor der Zerstörung der Zeiten geschützt hat. Von seiner Venus Anadyomene, von seinen vielfältigen Abbildungen des Alexander, seiner Vorstellung selbst des Ungewitters und seiner Blitze, redet fast nur noch die von dem Anblick selber weit entfremdete Kunde der späteren Römer. Es wird hernach, besonders in Aegypten, unter den Ptolemäern, diese nachmals tiefest gründende der bildenden Künste fast nur noch im Dienst der Eitelkeit einzelner, wohlbegüterter Männer gefunden.

Eben so wie von der Malerkunst der alten Griechen, ist es von der Musik und dem Gesang derselben zu beklagen, daß eine neue Tonweise, des inneren und äußeren Lebens, sie fast gänzlich aus der Geschichte der Künste verdrängt und verwischt hat. Denn jene altgriechischen Weisen einiger Gesänge, welche Burney in seiner Abhandlung über die Musik der Alten aus einer Pariser Handschrift mittheilte, erlauben uns wenig sichere Schlüsse, obgleich an ihrer Aechtheit und eigenthümlichen Wirkung auf die mit dem Sinne des Alterthums vertrauten Geister (wie Wolf) kein Zweifel ist. Wir wissen nur von den Spartanern, daß bei ihnen ein Hauptmoment der geistigen Bildung der Jugend das Erwerben musikalischer Fertigkeiten, besonders aber das Erlernen veredlender Gesänge gewesen, deren Inhalt die Verherrlichung der Götter, den Preis des Vaterlandes und der Heroën, so wie die Beschimpfung der Feigheit zum Gegenstand hatte. Es wurden hierbei die Knaben angehalten, diese ehrwürdigen Gesänge der Väter langsam und mit feierlichem Tone zu singen, und welcher sich einfallen ließ, an solchen einfältigen Weisen beim Gesange Verzierungen und Aenderungen anzubringen, der wurde hart bestraft. Daher sich diese alten Lieder, besonders in der Gefahr der Schlachten, beständig in ihrer alten Kraft erhielten. So wurden auch bei den Athenern unter den Musenkünsten, welche man als die erste Nahrung des jugendlichen Geistes betrachtete, Musik und Dichtkunst vorangestellt. Seit Perikles' Zeiten, welcher hiezu das Odeion erbaut, weckten und nährten den edlen Eifer, und die Meisterschaft in der Musik die musikalischen Wettkämpfe (ἀγῶνες μουσικοί) abwechselnd mit dem Vortrag von Gedichten und Reden. Aehnliche Wettkämpfe im Gesange wurden auch bei den Pythischen Spielen, so wie bei den Panathenäen gehalten. — Ziemlich allgemein durchs ganze Alterthum verbreitet finden wir die Vor-

stellung von der magischen Wirksamkeit der Musik auf das Gemüth der Menschen. Pythagoras sollte einen Jüngling durch die spondäische Tonweise, welche er einen Flötenspieler anstimmen ließ, von einem Ausbruch wilder, thierischer Leidenschaft geheilt, Empedokles einen Andren, durch den musikalischen Vortrag eines Verses von einer Mordthat abgehalten haben. Ja der (lykurgische) Thaletes aus Kreta, so wie selbst Homer sollten sogar die Musik als Heilmittel gegen die Pest angewendet haben. (Plutarch. de Music. s. fin.)

Wenn aber auch die Tonweisen des alten Griechenlandes verhallt sind, so hat sich doch großentheils das Wort, das die Gesänge belebte, bis auf unsere Zeiten erhalten: die Werke der alten griechischen Dichtkunst, welcher die Vorsehung hohe Kräfte anvertraut hat. Schon in der ältesten, halb fabelhaften Zeit der Dädaliden, als die Kunst den hölzernen Bildern der Götter die geschlossenen Augen (ὄμματα μεμυκότα Diod. IV. 76; Schol. zu Plat. S. 367 Beck) noch kaum zu öffnen, die gebundenen Glieder zu lösen vermocht, hatte Homers Muse mit dem von dem Gott geöffneten Auge Vergangenes wie Künftiges gesehen, und sich hehr und frei über Länder und Meere bewegt. Als noch kaum die dorische Baukunst es gewagt, den alten Umriß der hölzernen Tempel in Stein nachzubilden, da ertönten Böotiens fruchtbare Auen von der Macht der Lieder, und es sang (schon 800 Jahre v. Chr.) Hesiod sein Lied der Natur und Zeiten. Es lebte bald nach den Zeiten des halb fabelhaften Bularchos des Schlachtenmalers, Archilochos, dessen Gesang treffender als der Pinsel Wunden und Schlachten der Männer geschildert. Mit Theodorus und Telektes, den Meistern in Erz, lebte der alte Erzähler bedeutungsvoller Fabeln: Aesop. — Es krönte in gleicher Zeit der wohlverdiente Lorbeer den gewaltigsten der tragischen Sänger: Aeschylus, und es sang schon Pindarus, als die Lehrer des großen Phidias wie des Praxiteles durch ihre Werke in der staunenden Menge die Ahndung der wahren Vollendung der Kunst erregten. Mit Phidias betraten fast zugleich die Bahn des Ruhmes Sophokles und Euripides, und bald auch Aristophanes, bis auf die lieblich kräftige Jugendzeit der Dichtkunst das Alter der Arbeit und des männlichen Bemühens: die Blüthenzeit der griechischen Philosophie, gekommen.

Die Tanzkunst der Alten war nicht, wie bei uns, ein üppiges Springen und Verdrehen der Hetärenglieder, sondern zunächst das unwillkürliche, rhythmische Mitbewegen der Glieder beim lebenskräftigen Gesange: das ernste, gemessene Umschreiten des Altars der Götter. Wir erkennen noch in den Vasengemälden mit ziemlicher Sicherheit mehrere der bei Athenäus beschriebenen Tanzweisen: den κερνοφόρος, ἄνθεμα, καλάθισμος, χείρ, σιμή, σκώψ,

den κόρδαξ. Müller a. a. O. S. 596. Die Tänze der Spartaner waren theils religiös, theils mimisch, wie die der Deikelisten, endlich aber Tänze zur Leibesübung wie die πυῤῥίχη bei Plato de legg. T. VIII. p. 375 m. v. §. 58.

Die Gymnastik im engeren Sinne umfaßte nach Lykurgs Anordnung vornehmlich das Laufen, das Ringen, das Werfen des Diskos und des Wurfspießes, schloß dagegen das Kämpfen mit dem Cästus und das Pankration aus, als unbrauchbar für den Krieger. Es begann die Uebung der gymnischen Kunst, in Sparta wie in Athen, schon in dem siebenten Lebensjahre, und in der letzteren Stadt waren die großartig erbauten, von Gärten umschlossenen Gymnasien zugleich die Stätte der öffentlichen Vorlesungen für Philosophen, Redner und Sophisten. Hier übte sich der Knabe unter Anweisung des παιδοτρίβης in den Kämpfen, welche zum Krieg ihn bekräftigten. Wer dagegen ein Kämpfer von Profession ἀθλητής werden wollte, fand dazu Anleitung in der Paläſtra. (M. vergl. L. Schaaff Encyklop. der cl. Alterthumsk. II.) Von so ungemeinem Einfluß war die gymnische Kunst auf die Ausbildung des Leibes, daß man noch jetzt in den Statuen der Alten deutlich jene Abbildungen „barbarischer" Leiber, welche nicht gymnisch geübt waren, von den Abbildungen griechischer Männer und Heroën unterscheidet.

Die Etrusker schließen in ihrer Kunst sich nahe an die ältere Entwicklungsperiode der griechischen Kunst an. Es gleichet der Bau der Tempel dem dorischen, doch sind die Säulen schlanker und stehen entfernter, der hintere Theil des Quadrats enthält nicht selten drei Cellen. Diese Gebäude erreichen nicht die hohe Würde und majestätische Einfalt des dorischen Styls, doch erscheint die bürgerliche Baukunst von riesenhaftem Grund und Umfange. Die bildende Kunst Hetruriens begnügte sich meist am Formen und Bemalen thönerner Geschirre, doch ward auch das Gießen in Erz häufig geübt, welches indeß nie den griechischen Schwung erreichte.

An diese Richtung der Kunst schlossen sich unter der Herrschaft etruskischer Könige die alten Römer an. Es wurde hierauf, schon seit der Zerstörung von Korinth (147 v. Chr.), Rom die Wohn- und Pflanzstätte eines neuen Wiederauflebens und Gedeihens für die letzten Zweige der griechischen Kunst. Diese Zeit eines neuen Aufschwunges, freilich nie mehr in der alten, hehren Richtung des griechischen Himmels, kam vorzüglich in der Zeit der Kaiser, obgleich schon vorher zierliche Tempelgebäude, Curien und Basiliken, Foren mit Säulenhallen und öffentlichen Gebäuden, so wie Denkmäler aller Art die Stadt zierten. Als eine vorherrschende Eigenthümlichkeit der römischen Baukunst erscheint das Zusammen-

gesellen der Pfeiler und Bögen mit den Säulen und Säulengebälk: beide Formen laufen parallel neben einander her, die Bögen im Innern des Gebäudes, die Säulen an der äußeren Fronte desselben. Hiebei ist das Capitäl der römischen Säulen auf eigenthümliche, von dem besseren Rhythmus abweichende Weise aus dem Jonischen und Korinthischen zusammengesetzt: das Jonische Eckcapitäl bildet das obere, das Korinthische die untern zwei Drittel. Es erbaute August an Tempeln jenen des Apollo Palatinus, den des Jupiter tonans, des Quirinus, des Mars ultor. Ferner das Theatrum Marcelli, den Porticus Octaviana (Metelli) nebst Curia, Schola, Bibliotheca, und so, besonders auf dem noch freien Marsfelde, einen ganz neuen, prächtigen Theil der Stadt. Gleichzeitig errichtete und stiftete Asinius Pollio zum gemeinen Nutzen eine Bibliothek. — Hierauf erhielt sich Tibers Andenken in den Augen der Nachwelt durch die Castra Praetoria, Caligula's durch die mächtige Bogenbrücke am Meerbusen von Bajä, das des Claudius durch den Hafen zu Ostia und den Erbau der eigentlichen Kaiserpaläste (Palatinae Caesarum domus), Nero's unter andern durch die Domus aurea, welche, mit Parkanlagen im Innern, vom Berg Palatinus bis zum Esquilin und Cälius hinüberreichten. Vespasian erbaute das dritte Capitol, den Tempel des Friedens, welcher nachmals dem Bramante die Idee zur Peterskirche gegeben, und das Amphitheatrum Flavium (Colosseum) 156 Fuß hoch und 264 in der größten Länge. Von Titus haben sich noch die reichverzierten, wohlangelegten Bäder bis auf unsere Zeit erhalten; Domitian baute unter andrem das Forum Domitiani. Doch setzte das von Trajan erbaute Forum die damals Lebenden am meisten durch seine hohe Pracht in Staunen (Ammian. XVI, 10; in seiner Mitte die Columna Trajani, in deren Innerem eine Treppe emporsteigt. Trajan ließ überdieß (fast alles durch Apollodor oder unter seiner Leitung) ein Odeion, Bäder, und in Ancona und Benevent Bögen in fast asiatischem (palmpreischem) Styl erbauen. — Hadrian, selbst Architekt, tödtet den Apollodor aus Eifersucht. Er erbaut den Tempel der Venus und der Roma, ein Grabmal, dem des August gegenüber; die villa Tiburtina; vollendet das Olympieion in Athen. Von Antoninus Pius ist der Tempel des Antonin und der Faustina. Die Ehrensäule des Antoninus Pius aus Granit ward von Marc Aurel errichtet. Caracalla erbaut Thermen und einen Circus vor der Porta Capena. Von Gallienus ist noch ein Bogen, dessen kunstlose Einfalt in so überladen zierlicher Zeit der Baukunst auffällt; von Diocletian sind Thermen da. — Als sich später die Baukunst mit vielem Eifer an das (eilige) Erbauen und Verschönern von

Byzanz gewendet, ist, noch mehr als vorhin, über dem schnell imponirenden Schein die eigentliche, wahre Vollendung versäumt worden. — Die Kirche der heil. Agnes, von Constantia (Constantins Tochter) angelegt, ist eine dreischiffige Basilica mit zwei Säulenstellungen über einander; die Säulen von sehr verschiedener Art, auf ihnen ruhen Bögen.

Wir kennen die Bildhauerkunst Roms in der Zeit der Kaiser, welche fast ausschließlich von griechischen Künstlern betrieben wurde, unter andren aus den Verzierungen am Triumphbogen des Titus, so wie später an der Säule des Trajan; die damalige, allerdings sehr bemerkenswerthe, Malerkunst lernen wir in den Bädern des Titus, so wie in den zu jener Zeit verschütteten Städten Pompeji und Herculanum kennen und schätzen. Im Erzguß zeichnete sich (unter Nero's Regierung) Zenodoros aus, welcher eine Statue des Helios Nero von 110 Fuß Höhe fertigte. Der größte Theil der noch übrigen Werke der Bildhauerkunst jener Zeiten besteht meist in Büsten und Statuen der Kaiser. Unter Hadrian trieb auch die Bildhauerkunst noch eine schöne, herbstlich späte Blüthe, wie dieß neben andern Kunstwerken dieser Zeit die vielen Statuen des Antinous bezeugen. Auch bildete sich unter jenem kunstliebenden Kaiser der Maler Aetion zu einem Meister aus, den ein damaliger Kenner: Lucian, den größten Malern des Alterthums zur Seite stellt. Sein bekanntestes Werk war: Alexander und Roxane. — Besonders seit Commodus und Caracalla wurden auch häufig in Rom Bilder der ägyptischen Götter aus schwarzem Gestein, so wie Mithrasbilder gefertigt. Zahllos ist die Menge der zum Theil trefflich geschnittenen Steine aus jener Zeit. — Es wanderten jetzt bald aus allen Gegenden der damaligen gebildeten Welt die herrlichsten Werke der Kunst in die Gefangenschaft nach Konstantinopel, dessen Pracht Himerios (Or. VII.) beschreibt. Auf dem Platz der Sophienkirche allein standen vor Justinian 472 Statuen von der Hand alter Meister. Die Feuersbrünste dieser neuen Kaiserstadt 404, 475 (wo das von Theodosius erbaute Lauseion verbrannte), 532 (das Bad des Zeurippos, von Severus angelegt, mit vielen Statuen von Göttern, Heroën und historischen Personen), dann 1203, zuletzt endlich die Eroberung der Stadt durch die Türken, verwandelten einen großen Theil der alten Herrlichkeit in Trümmer.

Aus der Geschichte der neuern Kunst heben wir hier nur einige jener Momente hervor, welche den Gang ihrer Entwicklung in allgemeinen Umrissen anzudeuten vermögen.

Die Formen der letzten Periode der griechisch-römischen Baukunst lassen sich, nach der Einführung des Christenthums in die

Heimathländer der alten Kunst, fast unverändert in jener der Basiliken erkennen. Prachtgebäude, welche der weltlichen Macht (z. B. als Gerichtssäle) gedient, wurden, mit weniger Veränderung, dem Dienst des Göttlichen geweiht und nach diesem Urbild auch andre Christentempel erbaut. Bald aber bahnte sich der Grundgedanke des Christenthumes auch nach dieser Richtung hin seinen eignen Weg der Verleiblichung. Der erste Anlauf zu dieser neuen Stufe der Kunst zeigt sich uns in der sogenannt vorgothischen (byzantinischen) Bauart. Zu den ältesten Werken dieser Form gehörten Theodorichs Mausoleum, jetzt Maria Rotonda, San Vitale, unter Justinian gebaut, achteckig, mit barocken Capitälern. M. v. Thiersch und Schorns Reisen in Italien Bd. I. S. 398 und Manso's Geschichte des ostgothischen Reiches S. 124 und 696 ff. Als ein ausgezeichneter Charakter der byzantinischen Baukunst wird der Spitzgiebel und Bogen und der Grundsatz der ununterbrochenen Vertical-Linien betrachtet. Unter den Simswerken eine Reihe halbkreisrunder kleiner Bögen. Es zeichnet auch noch die Mauern die Glätte der Quadern und die Schärfe der Simswerke aus. — Mit großer Allgemeinheit ging im Anfang des Mittelalters diese Bauart von Nubien und Aegypten (z. B. im Tempel zu Essabua) bis an den Rhein hin. In diesem Style sind die Dome von Spoleto, Orvieto, Como und die 796 zu Aachen durch Meister Ansigis, Abt von Fontanell, gebaute Kirche (innen 8-, außen 16eckig); das Kirchlein zu Altenfurth bei Nürnberg; aus Kaiser Konrads Zeiten die Margareten-Capelle in der Kaiserburg von Nürnberg; unter Heinrich I die Frauen-Kirche zu Memleben in Thüringen. Aus dieser Zeit auch St. Michael zu Pavia, und der Dom zu Limburg an der Lahn, mit sieben Thürmen, von Graf Konrad 909 erbaut, so wie der alte Kreuzgang des Münsters zu Zürich. Es sind die Tempelgebäude jener Zeit auf mannichfache Weise mit den symbolisch bedeutsamen Gestalten bacchischer Larven, dem Pelikan, Pfauen (dem Phönix und in ihm Unsterblichkeit andeutend), Tauben, Löwen verziert. Der Altar in Osten. Die Wurzel des Quadrats ist die Einheit, nach welcher Alles abgetheilt worden. Der Giebel über dem Thurme hat die Diagonale des Grundquadrats zur Höhe. Um diese Zeit (926) Generalversammlungen der Bauleute zu York, wobei eine eigenthümliche Constitution begründet worden (m. v. Krause's drei älteste Urkunden). — Im 11ten und 12ten Jahrhunderte wurden noch großentheils in diesem Styl erbaut: der Dom zu Speyer von Conrad 1030 bis Heinrich IV, 1061; der zu Worms, glatt, mit Würfelknäufen, halbkreisrunde Bögen; der Dom zu Mainz; der Dom zu Bamberg von Heinrich II und Kunigunde 1010 gegründet,

hat vier Thürme. Kirche zu Basel von Heinrich II 1010 bis 1019. — Meiningen —; älteste Anlage des Münsters zu Würzburg — Kirche zu Paulinzell im Rudolstädtischen 1106 vollendet — Leonhardskirche zu Frankfurt a. M.; Kirche zu Merseburg; Lorch 1102; St. Blasius zu Braunschweig, durch Heinrich den Löwen; Dom zu Lübeck; Dom zu Schwerin.

Die eigentlich deutsche (gothische) Bauart beginnt im 13ten Jahrhundert und eines ihrer ältesten Werke ist der Dom zu Magdeburg (1208 durch Meister Bonsac); Marburg 1235; Schulpforte 1251; Dom zu Meißen durch Bischof Witigo I 1274; Notre Dame zu Paris; Dom zu Siena; Freiburg im Breisgau 1272; Dom zu Köln unter Erzbischof Conrad, Grafen von Hochstätten. Straßburg war von jeher eine Stadt gewesen, welche die christliche Baukunst ganz besonders zu ihrer Wohnstätte gewählt hatte. Schon Chlodwig hatte hier im 6ten Jahrhundert den ältesten Münster jener Gegenden erbaut, mit hohem Giebeldach, gar finster, mit nur einem Fenster, von dem Lichte der nie verlöschenden Ampel beleuchtet, „damit," nach den Worten eines alten Schriftstellers (Schad) „ein Jeder sein Gebet ohn' Hinderniß und andrer Leute Uffsehens konnte verrichten." Der hehre Münster mit seinem gewaltig ragenden Thurm wurde unter Bischof Werner 1015 begründet, von Erwin von Steinbach (bis 1277, er starb 1318) vollendet. St. Stephan 1140—1150. Aus dieser Zeit, in welcher, neben Erwin von Steinbach und der kunstreichen Sabina, auch Georg Hauser und Anton Pilgram berühmt geworden, so wie Wilhelm Tedesco (der Deutsche), der 1174 zu Arezzo gearbeitet und den Glockenthurm zu Pisa gebaut, und Peter Johannes von Freiburg, Baumeister zu Orvieto, sind die Kirchen zu St. Lorenz in Nürnberg, St. Katharina in Oppenheim. — In einer Bauart, welche schon zu sehr ans Verzieren gedacht, dennoch aber hehre Werke geschaffen hat, sind die meisten Kirchen des 14ten und 15ten Jahrhunderts. Der Dom zu Ulm 1377—1494 (durch Ulrich von Freising); zu Regensburg; St. Ulrich zu Augsburg; Martinskirche zu Landshut; Frauenkirche zu München; das Kloster Oybyn von Karl IV; St. Veit in Prag; der Dom zu Batalha in Portugal; Antwerpen; Mailand (1386 durch Galeazzo Visconti). Ausgezeichnete Meister dieser Zeit sind Heinrich Arler von Gemünden und der schon genannte Ulrich von Freising.

In Italien wurde jetzt, zuerst in Florenz durch Brunelleschi (1377 — 1444), den Erbauer von St. Maria del Fiore (m. v. über ihn den 2ten Band meiner Reise durch Südfrankreich und Italien), und später durch Donatello Bramante (Lazzari), geboren zu Castell Durante im Herzogthum Urbino 1444, gestorben 1514, der den Plan zum herrlichen Gebäu der Peterskirche entwarf, so wie

durch Michel Angelo (von welchem noch unten) die Baukunst nach einer andern Richtung hin zu einem Gipfel erhoben, welcher neben der gewaltigen, tiefbedeutungsvollen der altdeutschen Baukunst, gleich einem zweiten, nachbarlichen Thurme, den mächtigen Tempel der neuern Architektur vollendet. Auch über diese zuletzt erwähnten so wie über mehrere der nachstehenden Züge aus der Geschichte der neuern Kunst hat der Verfasser dieses Werkes in seiner Reise nach Südfrankreich und Italien 2ter Band ausführlicher gesprochen, worauf er sich, besonders in den hier folgenden, kurzen Angaben beruft.

Die Bildhauerkunst des Mittelalters ist großentheils im Dienst und untergeordnet der Baukunst gewesen. Doch betrachten wir hier wenigstens einige ihrer ersten Anfänge.

Am augenfälligsten zeigt sich die Verschiedenheit der neubegonnenen, tieferen Richtung des Christenthums, von jener der Zeit der Heiden, in der Malerkunst und neben dieser auch in der Bildhauerkunst. Es war die Leiblichkeit, von der letztern Richtung gemißbraucht, zu einem geistig verpesteten Todtenhaus geworden. Die christliche Kunst, da sie zuerst in dieser Region der Seuchen erwachet, scheint es kaum zu wagen die Augen für die Umgebung zu öffnen, die Glieder des Leibes zu gebrauchen. In den ältesten Bildern der christlichen Kirchen herrschet ein Ernst, der, neben der stummen Richtung auf ein Göttliches und Ewiges, das Menschliche und Vergängliche nur wie im Vorübereilen andeutet und nach Möglichkeit es verhüllet. Es gebührt indeß dem Leibe, von Gott geschaffen, sein Recht (§. 44) und „Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes." Darum hat die jungfräuliche Weisheit: da die Jahre des unmündigen Schweigens, des stillen Aufnehmens vorüber gewesen, der christlichen Kunst auf einmal die Kraft und das Recht gegeben, den Leib des Menschen nicht nur zu beachten, sondern ihn zu einem Tempel Gottes, zu einem Ebenbild des Unerschaffnen zu verklären. Wir bezeichnen den Gang aus dem Morgentraum der Kunst hier nur mit einigen unsterblichen Namen: Johann Cimabue, geboren 1240, gestorben 1300, hat zu Assisi und Florenz manche (meistens Frescogemälde) hinterlassen, welche die kräftig strebende (fast trotzige) eigenthümliche Richtung verrathen, womit Cimabue dem bisherigen Strom der Kunst entgegen arbeitete; sein herrlichstes Werk war aber doch jenes lebendige, das er durch die Bildung des großen G i o t t o (Angelo di Bondone) zum Maler vollendete. Giotto war zu Vespigniano im Florentinischen 1276 geboren und starb 1336. Sein Meister fand ihn, das Vieh hütend und dabei die Gestalten seiner Thiere an den Boden und auf Stein zeichnend. Giotto war mit Clemens V zu Avignon.

In Rom malte er das St. Peterschiff; in Florenz erbaute er den Glockenthurm zu St. Maria del Fiore; in Assisi malte er die Geschichte des Franz Assisi. — Von ihm herrliche Frescogemälde in Padua; die Bilder von Dante, Petrarca, Bocaccio u. f. — Hubert van Eyk, geboren zu Gent 1366, gestorben 1426; Johann van Eyk, geboren 1370, gestorben 1441; aus dieser Schule der treffliche Hans Hemmelink (noch um 1479), auf dessen, so wie Schoreels Gemälde aus der Boisserée'schen Sammlung oben hingedeutet worden. — Anton Mamertini, genannt da Messina, um 1430 oder 1470, übt die, wie man glaubte, von van Eyk erlernte Oelmalerei zu Venedig. — Eine Verklärung der höchsten, geistigsten Art empfängt die Kunst durch den Meister Angelico (Johann da Fiesole), geboren 1387, gestorben 1455, der in Fiesole Dominicaner und zugleich Maler war. Von ihm Werke voll tiefer Innigkeit in Rom (Capelle St. Laurentius im Vatican) und in Florenz. Vanucci (Pietro Perugino), Raphaels Lehrer, geboren 1446, gestorben 1524.

Raphael Sanzio da Urbino, geboren am Charfreitag 1483, gestorben am Charfreitag 1520. — Bei seinem Vater zu Urbino, der Töpfergeschirr fertigte, hatte seine Neigung zuerst sich geregt, in Perugia aber so schnell entfaltet, daß er im 17ten Jahr den Meister übertraf. Seine frühesten Werke: die Himmelfahrt der Maria im Kloster St. Francesco. — Verlöbniß der heiligen Jungfrau zu Citta di Castello. — Begegnet sich (in Florenz u. f.) mit Leonardo da Vinci und M. Angelo Buonarotti; mit Taddeo Taddei. — Seine Grablegung Christi 1505. — Wirkt dann in Rom, wo der Palast Borghese und die Werke, die er unter Julius II und Leo X für die Hauptstadt der neuen Kunst gefertigt, von ihm zeugen. Seine letzte Arbeit war der Christuskopf an seiner Transfiguration. — Wir erwähnen hier zugleich auch, ehe wir zu dem bedeutungsvollen Vereinigungspunkt beider Künste in Michael Angelo übergehen, einiger ältern italienischen Bildhauer: des Donatello, geboren 1381, gestorben 1466, des Freundes und edlen Kunstgenossen des oben erwähnten Brunelleschi. Er war ein Schüler des Vicci, erhub sich in der Bildhauerkunst so hoch, daß seine Werke in Bronze und Marmor den griechischen gleich geachtet wurden. Von ihm das Basrelief in der Kreuzkirche zu Florenz, die Verkündigung darstellend — die Statue des heil. Marcus in der Kirche Orsan Michael; Donatello war auch Baumeister. — Lorenz Ghiberti, geboren 1378, gestorben 1455, anfangs Goldschmied (auch, doch nicht mit Brunelleschi's Talent, Architekt), arbeitet die bronzene Pforte an der Johanniskirche in Florenz. (Diese Pforte, 340 Centner Erz enthaltend, kostete 22,000 fl.) —

Der Lehrer des großen M. Angelo war Dominicus Ghirlandajo (geboren 1451, gestorben 1496), der als einziger diesem würdiger Mitarbeiter neben Perugino an der Sixtinischen Capelle malte. Von ihm die Berufung Andreas und Peters.

Michael Angelo Buonarotti, geboren 1474 im Schloß Caprese, wo sein Vater Befehlshaber war, starb 1564 (90 Jahr alt). Dieser kühne, gewaltige Geist hat als Baumeister und Architekt, so wie als Maler, ja zugleich als Musiker und Dichter, nach dem oben gebrauchten Bild alle Säulen des Tempels der Kunst zugleich in seinem Geist getragen. Von ihm das jüngste Gericht in der Sixtinischen Capelle und eine Menge von Meisterwerken, die er für sieben Päpste, unter denen er gewirkt, für Karl V, Franz I, ja für Soliman I, gefertigt.

In Deutschland lebten und wirkten indeß der Lehrer des großen Albrecht Dürer, Michael Wohlgemuth, geboren zu Nürnberg 1434, starb 1510, 85 Jahre alt; der treffliche Bildhauer Adam Kraft, der 1507 im hohen Alter starb; die Maler Hans Bäuerlein und Jakob Walch; Albrecht Dürer, geboren im Frühling 1471, gestorben 1528, zugleich Maler und Kupferstecher, so wie Mathematiker; der Bildarbeiter Veit Stoß (geboren in Krakau 1447, starb 95 Jahre alt zu Nürnberg im Jahr 1542); der treffliche Erzgießer Peter Fischer in Nürnberg, gestorben 1530. (Ueber diese und andre deutsche Meister vergleiche man meinen Peurbach und Regiomontan.) — Antonio Allegri da Correggio, geboren 1473, gestorben 1513, lebte und wirkte am meisten in Parma, Mantua, Modena, Reggio. Von ihm die Verkündigung im Barfüßerkloster zu Parma; die Kuppel der Benedictinerkirche zu St. Johannes. Ein Gemälde, das er, um eine unbedeutende Rechnung auszugleichen, für einen Apotheker gemalt, galt bald nach seinem Tode 700 Zechinen. Pipi (Julio Romano), geboren 1492, starb 1546; Leonardo da Vinci, geboren 1443, gestorben 1516; Vecellio (Tizian), geboren 1477 zu Cadore, an den Gränzen des Friauls, gestorben 1576 zu Venedig an der Pest; Lucas v. Leyden, geboren 1494, gestorben 1533; Hans Holbein, geboren 1495, gestorben 1554 zu London; Guido Reni, geboren 1575 zu Bologna, gestorben 1642: Salvator Rosa, geboren 1516 zu Remblat, gestorben 1673; Gelée (Claude Lorrain) zuerst als Pastetenbäcker in Rom zur Kunst gezogen, war bei Toul in Lothringen 1600 geboren und starb im Jahre 1682, u. s. w.

In unsern Tagen hat die Malerkunst durch die nicht bloß neuerfundne, sondern zugleich sehr vervollkommnete Glasmalerei ein Mittel gewonnen, sich zu einer ganz neuen, höheren Form der Entwicklung zu verklären, bei welcher zu den künstlich gegebnen

Farben das natürliche Licht tritt. In der That, dieß sind verklärte Leiber, welche jene hehre Kunst darzustellen vermag. Dieser neue Aufschwung der Kunst hat in Bayern durch König Ludwig I begonnen. Die Dome zu Regensburg, zu Köln u. a. haben schon Werke der neuen Glasmalerei aufzuweisen; herrliche Glasgemälde nach den alten deutschen Meisterwerken verdanken wir auch Melch. Boisserée's und Dr. Bertrams wohlthätiger Anregung. Als einer der Wiedererfinder des Glasmalens kann mit Recht M. Siegm. Frank, geb. zu Nürnberg 1770, genannt werden.

Auch den Gang der Entwicklungsgeschichte der neueren Tonkunst können wir hier nur durch einige Namen und Zahlen der Jahre flüchtig andeuten. Doch vergleiche man hierüber Thibauts treffliches Buch über die Reinheit der Tonkunst, 2te Aufl. 1826. Hehr und tiefergreifend lauten die ältesten noch übrigen Kirchengesänge in Italien. Doch hatte schon frühe eine solche Entartung der Kirchenmusik begonnen, daß Papst Marcellus II im Jahr 1555 sie ganz abschaffen wollte), als Pietro Aloisio da Palestrina (auch Präuestinus genannt), geboren 1529 zu Palestrina, durch seine herrliche Messe, am Ostersonntag 1555, sie rettete und zugleich ihr eine neue, geistige Richtung gab. Er ward 1571 Capellmeister an der Peterskirche, starb 1592 am 2 Februar. Sein Leichenbegängniß wurde mit inniger Theilnahme von ganz Rom gefeiert, in dessen Gassen zugleich das herrliche Libera me, Domine des großen Meisters ertönte. — Der hochbegabte Orlando di Lasso (Roland Laß), geboren 1520 in den Niederlanden, gestorben 1594, hatte in München eine Singcapelle um sich gebildet, wie sie Deutschland noch nie sah, und schwerlich jemals wieder sehen wird (Thibaut a. a. O. 157). Ein herrliches Werk von ihm sind die Bußpsalmen, für Karl IX von Frankreich. — Marcello (Benedetto), geboren zu Venedig 1680, gestorben 1732, componirt die Psalmen; Händel (G. Friedrich), geboren zu Halle am 24 Februar 1685, wird schon durch seine Oper Almira (1704), dann noch mehr (in Venedig 1709) durch seine Agrippina, in Neapel durch Acis und Galathea bekannt. Seit 1710 Capellmeister in Hannover, dann in England, wo er schon durch seinen Rinaldo Liebling der Nation wurde. — Sein herrlichstes Werk der Messias. — Händel starb am 13 August 1759. Thibaut nennt ihn den Shakspeare der Tonkunst. Sein Leichnam ruht auch in der Westminsterabtei neben den Resten des großen Shakspeare. — Der große Sebastian Bach war aus einer schon vorlängst durch musikalische Talente reich gesegneten, aus Ungarn herstammenden Familie im Jahre 1685 in Thüringen geboren, frühe verwaist und dann zu seinem Bruder, der Organist war, gekommen. Da=

mals schon hatte sein brennender Eifer für die Tonkunst ihn getrieben, nächtlich beim Mondschein eine vom Bruder ihm hartnäckig zurückgehaltene Sammlung beliebterer Compositionen abzuschreiben und so ihn schon zeitig zur Fertigkeit gebracht: innerlich ganze Werke der Tonkunst, in ihrem Zusammenklang zu erfassen und auszuarbeiten. Als Jüngling lebte er in Lüneburg, von wo aus er öfter dem Orgelspiel des berühmten Reinke in Hamburg beiwohnte. Schon 1703 ward er Hofmusikus in Weimar, 1708 ebendaselbst Hoforganist, 1714 Capellmeister, 1717 nach Köthen berufen. Als er in demselben Jahre den damals fast 100jährigen, trefflichen Orgelspieler Reinke in Hamburg besuchte, und nun auch dieser ihn spielen hörte, sagte der Greis: er hätte geglaubt, das rechte, ächte Orgelspielen sey ausgestorben, er habe sich jedoch nun eines Andren überzeugt. Schon 1717 hatte Bach den berühmten französischen Virtuosen Marchand eben so besiegt, als zu Napoleons Zeit ein einfach erhabener Gesang von Scarlati die hundert Pariser Harfen. Bach starb 1750. — Pergolesi (Giovanni Battista), geboren 1707 zu Pergoli, gestorben 1739. — Hasse, geboren 1705 zu Bergedorf bei Hamburg, wird von dem großen Alessandro Scarlati (1724) gewürdigt und erkannt, findet in Venedig (1727) die berühmte Sängerin Faustina, starb 1783. — Christ. v. Gluck, geboren 1714 zu Weidenwangen in der Oberpfalz, wo sein Vater Jägermeister war. Zuerst Musikus beim Fürsten von Lobkowitz. Kommt schon 1738 mit Melzi (St. Martini) in seltsame Collision; componirt 1774 die von Bailli de Roulet gedichtete Iphigenie, welche 1782 zum 175sten Male in Paris gegeben wurde; er starb 1787. — Hiller, geboren 1728, verliert seinen Vater (Schullehrer zu Wendischossitz bei Görlitz), schon im sechsten Jahre und empfängt da, im Anhören des Liedes beim Leichenbegängniß, den ersten inneren Anstoß zu seiner nachmaligen Richtung als Componist der Kirchenmusiken. — Joseph Haydn, geboren den 31 März 1733, gestorben den 31 Mai 1809. Sein Vater, ein Wagner zu Rohrau in Niederösterreich, spielte die Harfe, wozu die Mutter lieblich sang; dieß weckte zuerst den Geist der Töne in Haydn. Von dem Schullehrer zu Haimburg kömmt er (durch Dechant Reuters Vermittlung) nach Wien, ist hier bis zum sechzehnten Jahr Chorknabe, duldet die äußerste Dürftigkeit, bis Metastasio ihm diese ein wenig erleichtert. Kommt 1761 zur Esterhazy'schen Capelle, 1790 nach London. — Mozart, geboren am 27 Januar 1756 zu Salzburg, fängt schon im sechsten Jahre seines Lebens an kleine Musikstücke zu setzen, wird im dreizehnten Capellmeister des Erzbischofs. Sein letztes Werk das Requiem. Er starb 1790 am 5 December. — Auch von der neueren Tonkunst, wie

von der bildenden Kunst wollten wir hier nur den Gang der Entwicklung von den ersten Keimen an bis zu den Höhepunkten der zuletzt vergangenen Jahrhunderte bezeichnen.

Die Wissenschaft.

§. 66.

Wie die Sprache zum Gesange, ja wie das Menschenlied, welches in Worten singt, zu dem lieblichen Ton der Flöte, so verhält sich die Wissenschaft zur Kunst. Denn die Wissenschaft, von welcher wir hier reden, ist selber verwandt, ja sie ist Eines mit dem Menschenwort und darum so alt als dieses.

Es könnte der Mensch nicht, wie ihn die gedankenmächtige deutsche Sprache nennet, ein Sinnender und Verstehender seyn, wäre er nicht zugleich ein Redender; nur das Wort machet den vorüber rinnenden Fluß der Erscheinungen zu etwas Gedenkbarem: zu einem Feststehenden für den erkennenden Geist. Und dieses Feststehende, das ihm gleichet, das von seiner eigenen Art ist, das hat der selbsterkennende Geist im Menschen von seinem Erwachen an gesucht, und wird dasselbe suchen, so lange sein Wesen in der Sichtbarkeit währet. Denn an ihm erst, seinem Ergänzenden, findet er sich selber.

Im großen Fruchtgarten der Erde, im fernen Osten, da war es, wo ein Baum des Erkennens wuchs, von giftiger Art. Neben ihm jedoch grünete ein Baum des Lebens. Und dieser mit seinen Früchten ist es eigentlich gewesen, nach welchem die anerschaffene Lust im Geist des Menschen: die Lust des Lebenden am Leben, verlangt hat und noch verlanget, so oft auch von Anbeginn an ihre Hand fehlgegriffen hat und noch fehlgreifet. Denn wie die Zunge des Menschen, so sehr dieselbe auch zum „unruhigen Uebel" geworden, ursprünglich zum Reden der Wahrheit gemacht ist und diese ihre Bestimmung noch immer von sich selber aussaget: so ist

die Kraft des Erkennens für jene Weisheit geschaffen, welche vom Anfang war, und das Streben und Bewegen dieser Kraft wird niemals eine andre sichre Ruhe finden, als die Ruhe zu den Füßen jener anfänglichen Weisheit.

Wir gehen der Geschichte der Wissenschaft nach zum Quell des Stromes, der im Verlauf der Tage zum großen Wasser geworden.

Gleicht der Mensch, wie mit Recht von ihm gesagt wird, anfangs dem Kinde, wohlan, so wird in ihm die Weise aller Menschenkinder gewesen seyn: aufs Wort zu merken. Denn wie dem Wandrer durch unbewohnte Lande, wäre diesen auch jede Gefahr fremd, fände sich dagegen in ihnen bei jedem Fußtritt die Fülle der Speisen und Lieblichkeiten, sängen auch zugleich Nachtigallen von jedem Zweige, dennoch erst das Herz wieder recht freudig schlägt, wenn er am Saum der blühenden Wüste die Töne der Menschensprache von neuem vernimmt: so verlangt schon der Säugling auf dem Arm der Mutter mehr noch als nach flimmerndem Spielwerk oder Süßigkeiten, nach dem freundlichen Wort, das ihn anredet; das Kind suchet, sobald es selber zu gehen vermag, sprechende Menschen auf. Sprechend erscheinen dem Spielenden die Blumen und Thierlein des Grases, sprechend alles was sichtbar ist, denn es ist überall und immer nur das zu ihm nahende, mit ihm redende Wort, nach welchem der Geist forschet; hinter und in dem vorübereilenden, vergänglichen Schein suchet derselbe ein feststehendes Seyn, von der Natur des im Wort verleiblichten Gedankens.

Der Wissenschaft Anfang ist die Sprache gewesen, und der empfangende Mensch hat alsbald wieder das Geschäft eines Gebenden geübt: er hat allen Dingen, die seine Hand berührte, sprechen gelehrt. Darum erscheinet die Kunst zu schreiben in der Geschichte der Wissenschaft gleichwie ohne Vater und ohne Mutter: ohne den Namen eines Erfinders

und Urhebers. Derselbe bewegende, allvereinende Geist, welcher in der erkennenden Seele mit der von außen kommenden Erscheinung das entsprechende Wort verband, der hat auch, nach dem Gesetz einer innren Nothwendigkeit, eben so wie die Gebärde zum Sprechen, zu dem hörbaren und gedenkbaren Wort ein sichtbares, sinnvolles Zeichen gesellt: das Zeichen der Schrift. Es hat das Alterthum, wie noch heutiges Tages die kindliche Meinung einiger Völker, nicht bloß dem gesprochenen, sondern auch dem geschriebenen Wort Kräfte von geisterhafter (magischer) Art beigelegt, und es staunet noch jetzt der vorüberziehende Nomade vor dem beschriebenen Berg mit betender Ehrfurcht, wie der Jäger des Nordens vor der Runenschrift des Gemäuers, während beide vor andern, augenfälligeren Kunstwerken, an denen keine Inschrift zu den später lebenden Geschlechtern redet, unbeachtend vorüber gehen. Und in der That, diese Ehrfurcht vor den Zeichen der Gedanken ist wohlbegründet; es ist, was sie bedeuten, von ewiger Natur; sie selber, aus uralter Vergangenheit, sind nicht bloß die Fußstapfen und Spuren des Vorüberwandlens jener Fremdlinge aus einer Welt des Geistigen, in welcher das Heim der Seele selber ist, sondern sie sind die offen gebliebenen Pforten, aus denen eine Welt der Hingeschiedenen noch immer zu uns, den leiblich Lebenden, herniedersteigt.

Was wir oben (im §. 46) von der Sprache des Menschen erkannten, das gilt auch von seiner Wissenschaft: es haben beide zuerst von jenem Bewegen gezeuget, das von oben ausging und welches den Menschen zum Sprechen des Wortes wie zum Erkennen führte. Wie die ältesten Sprachen der Völker in der Vielbedeutenheit ihrer Worte die kraft- und geistvollsten sind, wie die Grundbedeutung der Worte dieser ältesten Sprachen viel öfter eine Beziehung auf eine Welt des Uebersinnlichen und Göttlichen hat, als die der neuern

Sprachen; so wird auch in den ältesten Denkmalen der Weisheit der Völker als Hauptinhalt und Grundgedanke das Wort gefunden: von dem ewigen Anfang des offenbar gemachten Seyns; das Wort von dem Schöpfer und der Schöpfung der Sichtbarkeit. Es hat sich dieses Wort von einem ewigen Ausgang alles gedenkbaren Wesens am reinsten und vollkommensten bei solchen Völkern der Vorzeit erhalten, bei denen dasselbe am frühesten zu einem geschriebenen geworden war, und in großer, naher Uebereinstimmung finden wir deßhalb in den ältesten Büchern der asiatischen Völker, vornehmlich jener von semitischem Stamme, von dem Anfang aller Dinge und von den ältesten Geschichten unsres Geschlechts gezeuget.

Es erkennt denn die Weisheit, sobald sie zum Geist des Menschen sich gesellet, ein über Alle waltendes Göttliches an; dieses Göttliche aber in seinem Regieren und Walten erscheinet derselben als Gesetz. Darum sind alle ältesten Denkmale des menschlichen Wissens, bei den Indern wie bei den Hebräern, bei den Chinesen wie bei den alten Parsen, Bücher der Gesetze, welche bezeugen, daß auf demselben ewigen Grunde, aus welchem das Wesen des Menschen hervorging, auch jene Gesetze beruhen, welche unsrem Geiste den Rückweg zu dem ewigen Ursprung eröffnen. Diese Gesetze, ohne Wandel und ohne Veränderung, sie sind auch als fester Stand und als Lauf der Sterne in das Buch der Natur verzeichnet; darum hat die Weisheit der Alten frühe mit der Lehre von den Gesetzen für das Verhalten des Menschen zu Gott und zu dem Nächsten auch die Lehre von jenen Mächten und Bewegungen des Himmels aufgenommen, welche dem Menschen Gesetze geben für sein Verhalten zu der äußeren Natur, deren Erzeugungen, zur fest bestimmten Zeit ihm Nahrung darbieten und Kleider. Uebrigens ist in der Sternkunde der ältesten Zeit, wie in andern Richtungen

ihres geistigen Forschens, ein prophetisches Element gewesen, gleichwie in den Göttersprüchen des Musäus und der Sibyllinischen Bücher. Denn wie noch jetzt bei den Indern, so war bei den Aegyptiern und Chaldäern an den Ablauf der festbestimmten Zeiten des Sternenhimmels eine Erwartung geknüpft, von dem Beginnen neuer Zeiten, von dem Wiedererscheinen des sichtbar Göttlichen, von dem Wiederaufleben des Phönix, zu neuer, ewiger Jugend.

Wir finden bei einem großen Theil der Völker der alten Welt, wie noch heut bei den Indern, den Schatz des Wissens gleich wie ein Erbgut, nur im Besitz eines einzelnen Standes: des Standes der Priester. Dieser Stand ist es, welcher in alter Zeit, durch Enthaltungen und Weihungen, wie durch ein strengeres Befolgen des Gesetzes, die aufnehmende Empfänglichkeit für den geistig belebenden, bildenden Einfluß von oben sich bewahret, an dessen Wirksamkeit, vornehmlich zum Erzeugen jener Begeisterung, aus welcher alles höhere Erkennen kommt, das Alterthum glaubte. Sey es, daß dieser Stand häufig jene Eigenschaften nur geheuchelt, auf welche sein altes Vorrecht sich gründen sollte; sey es, daß er öfters sich selber wie das ihn ehrende Volk betrogen, gewiß ist es, daß seinem Entstehen ursprünglich jene wahrhafte Lehre zu Grunde lag: daß nur Der das Gesetz richtig verstehen und auf wirksame Weise dem Volke zur Befolgung anbefehlen könne, welcher selber der Vorschrift des Gesetzes treulich folget und nicht abweichet von seinen Geboten; daß nur Der Göttliches zu erkennen vermöge, in welchem selber ein göttlicher Wille lebt. Es sollte somit der Priesterstand ein Vermittler zwischen dem Göttlichen und Menschlichen, ein gereinigtes und geweihtes Gefäß für den belebenden Geist, ein Vorbild und Führer der Menge auf dem Wege der göttlichen Gebote seyn, und jener Stand hätte niemals die so oft bewunderte Macht über

Könige und Krieger und Volk, über Menschenalter und viele Jahrhunderte empfangen, wäre er nicht, wenigstens anfänglich und in vielen seiner einzelnen Glieder auch späterhin noch öfters das wirklich in einem augenfälligen Maße gewesen, was er seyn sollte und zu seyn sich rühmte.

Wenn aber in dieser alten Einrichtung, in dieser Feststellung der priesterlichen Würde, gegen das alltägliche Treiben und Geschäft des Volkes jener polarische Gegensatz des Naturreiches abgebildet war, welchen wir oben, in der Lehre von den Temperamenten als den magnetischen bezeichneten: wenn hier ein ganzer Stand der beschauenden Hingebung und der Bewirkbarkeit durch ein Göttliches sich weihete, während ein neben ihm stehender andrer Stand: der Stand der Herrscher und Krieger, die Bestimmung hatte, die Macht des göttlichen Gesetzes zu handhaben und in Ausübung zu setzen, sehen wir an einem andren Orte den polarischen Gegensatz der zweiten Art hervortreten, welcher der elektrischen Entgegensetzung der Körper, der Theilung des organischen Leibes nach beiden Seiten entspricht. Wie der Menschenleib (nach §. 24) erst dadurch seine äußern Vorzüge vor dem thierischen Leibe empfängt, daß sich an ihm, mit und neben dem magnetischen Gegensatz eines Obern und Untern, eines Hauptes und Rumpfes, auch der elektrische Gegensatz der beiden Seiten ausbildet, so hat auch die Weisheit der Völker nur dadurch ihrer wahren, göttlichen Vollendung entgegen reifen können, daß neben jener starren Abgränzung der Stände in ein erkennendes Haupt und die nicht erkennenden Glieder, die Gleichsetzung der Seiten: das Verhältniß des Bürgers zum andern Bürger, wie des einen Auges zum andern eintrat. Wir sahen bei der Lehre von den Temperamenten, daß der magnetische Gegensatz durch die Empfänglichkeit für den obern, allbelebenden Einfluß, so wie durch ein selbstthätiges Nachbilden

der Wirksamkeit jenes Einflusses begründet werde, während der elektrische durch und aus der Wechselwirkung des einen Einzelwesens mit den andren allen erzeugt wird. So hatte auch die alte Welt, bei der einen, vorhin erwähnten Richtung ihres Forschens nach Weisheit dem Quell dieser Weisheit unmittelbar, wie Gleiches dem Gleichen, Geist dem Geiste zu begegnen gesucht, und diese geheime, nur einem gewissen Stande vertraute Wissenschaft wollte ein Etwas für sich, und selber göttlicher Art seyn: bei der andren Richtung aber wagte das Forschen nur mittelbar, im Leben und Wirken der als gebrechlich sich erkennenden Menschlichkeit dem Quell des Erkennens sich zu nahen, und eine solche Wissenschaft wollte nichts für sich selber, sondern nur Etwas und Alles für Andre seyn, wollte nur als ein menschliches Suchen und Forschen nach dem Göttlichen erscheinen. Diese neue, fruchtbare Richtung hat sich deßhalb bald nach ihrem Beginn, neben der sogenannten Theosophie oder Gottesweisheit der andern Völker den bescheidenen Namen der „Liebe zur Weisheit oder die Philosophie" beigelegt und sich als Gemeingut nicht nur des einzelnen Standes, sondern Aller im Volke zu erkennen gegeben.

Wie ein Volk vor allen dazu erwählt war, daß es ein Gefäß der Offenbarungen Gottes und bis zur Zeit der Erfüllung ein verschlossener Garten für andre Völker seyn sollte; so ist ein andres Volk, vom Anfang seiner Geschichte an, dazu bereitet worden: daß es sollte ein fruchtbares Feld der Segnungen werden, welche Gott dem Geschlechte des Menschen durch andre Menschen, im Bund und Verkehr der wechselseitigen Liebe und Hülfleistung ertheilt; ein offnes Feld, dessen Früchte nachmals nicht dem einzelnen Volke, sondern allen Völkern zur Nahrung dienten. Das Volk der Abgeschiedenheit war Israel; das Volk des gemeinsamsten Wechselverkehres mit andren Völkern waren die Griechen.

Bei diesen hat sich jenes allgemeine Wissen zuerst gestaltet, welches, wie Herakleitos sagt, als das sicherste erscheint: das Erkennen, das für Alle ist, wie das gemeinsame Licht der Sonne, während das, was nur der Einzelne weiß und erkennt, ungewiß ist und zweifelhaft. Es ist dieses allgemeine Wissen auf seinem Wege nicht bloß ein Vorbild, sondern eine Vorbereitung für den Glauben des Christenthums gewesen, dessen Erkennen nicht für Einen oder für etliche Wenige allein, sondern ein gemeinsames, heilbringendes Gut für Alle werden sollte. Die Liebe zur Weisheit, so weit sie rechter Art war, ist nicht ohne ihre Erfüllung geblieben: sie hat den Weg gefunden und gebahnt, zu dem was sie liebte.

Auffallend ist der Unterschied zwischen dem Inhalt und der Form der Lehren der Weisheit, wie wir sie in den Tempeln und Priesterinnungen solcher Völker, wie die Aegyptier waren, und wie wir sie in dem freien Geistesverkehr der Griechen finden. Es wird der Schleier der Isis von keiner sterblichen Hand vollkommen gehoben, selbst dem unvollkommnen Erkennen des Geheimnisses der Schöpfung und Erhaltung der Dinge nahen sich nur Wenige, auf mühsamem Wege; Apis ist nur ein segnender Gott für die Aegyptier, wie Dagon für die Philister und Baal für Babylons Volk. Dagegen hatten schon Griechenlands älteste Weise: Thales und Pherekydes, Anaximandros und Anaximenes ihr Auge zu einer allerschaffenden Kraft erhoben und nach einer solchen sich umgeblickt, welche Alle umfangend, Allen gemeinsam sey, Allen nahe, die aus ihr das Leben haben und Seyn. Sey es auch, daß bei diesem Forschen das Auge sich täuschte; daß es das Allumfassende und Erschaffende, welches es suchte, bald in einem Wasser, bald in der Luft, oder in dem Aether und dem Feuer zu finden glaubte; immerhin gingen alle diese Lehren von der zuversichtlichen Hoffnung aus: die Mutter, welche die sichtbaren Wesen und vor

allen den Menschen geboren, müsse ihren Kindern nicht unnahbar ferne, sondern sie müsse von ihnen zu finden, von ihnen erfaßbar seyn. So wird dann dieser Alle bedenkende Geist bald als Weltseele, bald als Gesetz der Erfüllung oder εἱμαρμένη angeschaut: ein ewig Nothwendiges und Eines, vor dessen Macht Götter wie Menschen sich beugen.

Es hatte übrigens auch Griechenlands Weisheit auf ihrem offen vor Augen liegenden Wege denselben Gang der Entwicklung genommen, welchen die Wissenschaft der andern Völker in ihrer geheimeren Richtung durchlaufen hatte. Denn es waltet hierbei ein Naturgesetz von derselben unabänderlichen Art, als jenes, nach welchem der leibliche Mensch, er sey nun in der verborgenen Halle des Tempels oder in der Hütte am Heerwege geboren und erzogen, zuerst gehen und sprechen lernt, zuerst zu der Entwicklung der Theile des Mundes, wie der Zähne, hernach zu jener der andren Theile gelangt. Auch in Griechenland war die Wissenschaft aus einer Begeisterung geboren worden, gleich jener, welche die Kunst und alles Herrliche erzeugt, das der Mensch hat. Die ältesten Lehren der Weisheit waren Gedichte, bis, der Sage nach, Pherekydes die Kunst der ungebundnen Rede erfand, wodurch das Wort der Mittheilung wie dem allgemeinen Verständnisse dienstbarer ward.

Herolde und Verkündiger einer Erfüllung des Geistigen, welche kommen soll, sind jene Dichterheroën gewesen, welche die Sage als Musäus und Linus benennt. Mitten in der Mühe und den Kämpfen des vergänglichen Tages haben sie den unvergänglichen Frieden verkündet, der einst aus dem Streit geboren wird: einen künftigen Trost der Völker. Sie haben gezeuget von einem Leben, das nicht mit dem Leibe vergehet. Was sie sprachen, das hatte ihnen nach ihrem Maße der Geist gelehrt, welcher zur Stimme des athmenden

Menschen das verständige Wort der Rede gibt, zum Erkennen das Licht.

Mehr als bei irgend einem andren Volke der früheren Zeiten hat es hierauf der mütterlichen Weisheit gefallen, das Volk der Griechen auf menschlich spielende Weise zu seinem Lehrer-Beruf für das allgemein Menschliche, das in der Hütte wohnet wie im Königshause, zu bereiten. Die Erzieherin hat sich heruntergelassen zu den Kindern am Heerwege der Völker, hat ihnen auf liebliche Weise von menschlichen Dingen erzählt, hat den Homeros zum Gesange menschlicher Freuden und Leiden erweckt, zum Preise der gastfreundlichen Milde, welche der Wandrer bei fremden Völkern erfährt; zum Zeugen von einer Hülfe des Göttlichen, welchem die Noth des einzelnen Menschen nicht zu gering erscheint, sondern welche in Gefahren nahe ist und den Kampf zum Siege führt. Auch in Hesiodos hat sich jene Weisheit mit der Lehre von den Gestirnen herabgelassen zum Bedürfniß des Landmannes, hat diesem die Zeiten der Aussaat und Ernte verkündet. Selbst das Heer der Gestirne hat sich hier mehr als anderswo in Gestalten von menschlicher Art oder der Thiere des Hauses verkleidet; es hat Isis selber den Schleier abgelegt, den auch das kühnste menschliche Forschen durch seine Kraft ihr nicht zu entreißen vermochte.

Hierauf sehen wir die Weisheit der Griechen zu jenem nothwendigsten Werke sich rüsten, womit sie auch anderwärts das Geschäft des Tages begonnen: zu dem Werk der Gesetze für Staaten und Völker. Es wird in allen Gesetzen der griechischen Staaten als feste Grundlage vor Allem die Lehre gefunden: daß der Mensch für andre Menschen, der Bürger für andre Bürger, Alle für Einen, Einer für Alle da seyen. Die Gemeinde ist es, welcher alle Kraft und alles Wirken des Einzelnen von der Geburt an gehört; „für

das Gemeinwesen müsse man wirken und kämpfen, müsse man leben und sterben." Wie nahe die innre Weihe, welche den klaren Blick in das Bedürfniß und die natürlichen Wechselverhältnisse des Volkes verleiht, mit jener verwandt sey, welche zum Gesange die Macht gibt, zeigt sich an Solon, welcher Gesetzgeber wie Dichter war.

Was die zum Theil mit Blut geschriebenen Gesetze dem Menschen streng befahlen, dazu haben jene Weisen, von denen wir vorhin sprachen, ermahnend und freundlich beredend das Volk gestärkt. Sie haben, mit nährender Kraft sich an das Erkennen im Menschen gewendet, und so den Herrscher in diesem gebildet und erzogen, welcher allein die Begierden der Thierheit, die gegen das Gesetz sind, so weit dieß in menschlicher Macht stehet, zügeln und bändigen kann. Wie ein Leuchtthurm, ein Zeichen dem Schiffer im fernen Meere, erscheinet in jener Zeit Pythagoras mit den Seinen. Es sollte schon durch ihn nach seinem Maße gezeigt werden, daß außer und über der Erziehung für den sichtbaren Staat auch noch eine Erziehung für die unsichtbare, geistige Welt sey: daß es außer der Verfassung und den Gesetzen der einzelnen, unter sich streitenden, kämpfenden Völker auch eine Verfassung und Gesetze einer friedlichen, aus allen Völkern versammelten Gemeinde gebe, welche nicht durch äußere Macht und Furcht vor den Richtern, sondern durch gemeinsame Liebe zu Gott und durch Liebe des Einen zum Andern regiert und erhalten werde. Hiermit ist der pythagoräische Bund das Vorbild eines Bundes der Geister in der Liebe gewesen, welcher nachmals kommen sollte.

Auch die Dichtkunst begann bald nach jener Zeit, als Drama, zu der Seele des Volkes zu sprechen, so leicht vernehmlich und nahe, wie ein Mensch mit andren Menschen redet. Aus dem Gefängniß der Syringen und Pyramiden, wie der geweihten Hallen und Schulen der Priester, hat

Herodot die Geschichte entlassen und sie dem Umgang und Verkehr mit allen Völkern und Menschen wieder geschenkt. Einfältig und arglos, wie eine in der Stille erzogene Jungfrau, aber lieblich und mit bewegender Kraft, erzählt die Freigewordne von dem, was sie in der Heimath vernommen, und seitdem auf ihrem Wege durch Länder und Völker erfahren. Bald aber hernach zur Mutter vieler Kinder gereift, spricht sie mit der Würde der Herrin des Hauses und mit dem eindringenden Ernst der Erzieherin, durch Thukydides Mund, und mit der gebildeten Erfahrung der reichen Bürgerin, aus Xenophons Werken.

Jener nähere Umgang des Menschen mit den göttlichen Dingen, wie sich dessen die ägyptischen Priester rühmten, müßte freilich den Geist des Menschen in einer beständigen, demüthigen Beugung und Hingebung erhalten, läge nicht jenem vermeintlichen Annahen desselben zum Göttlichen eine Gefahr zur Seite, welcher auszuweichen durch eigne Kraft die Menschennatur unvermögend ist: der Wahn, daß der sterbliche Mensch selber zu einem Göttlichen, zu einem Höheren geworden sey, als alle andren Menschen sind. Darum erscheint der Weg jener bürgerlicheren, gemein menschlich redenden Weisheit, die sich bei den Griechen entfaltete, gefahrloser und fruchtbarer. In der That, die Lehre: daß der Mensch für andre Menschen, der einzelne Sterbliche für andre, gleich ihm gebrechliche Sterbliche da sey, wird im Innern unsrer Natur mit nicht minderem Widerstand zu kämpfen haben, als jene, daß er für das Gesetz des Göttlichen gemacht sey; und es kann dem natürlichen Menschen das Bemühen für andre Menschen zu leben und zu leiden, zu einer trefflichen Schule der beständigen Demüthigung werden. Es ist leichter sich vor dem Göttlichen aus Ehrfurcht zu beugen, als vor dem gleichartig Menschlichen aus Liebe, und in vollkommnerem Maße wird das letztere nie

bestehen können, ohne das erstere. Jener Weise des Volkes, welcher, hierinnen aufs vollkommenste entgegengesetzt den ägyptischen Priestern, die Alles wußten, zuerst bekannte, daß er nichts wisse, ist in der That durch die Schule einer beständigen Selbstdemüthigung und Verläugnung zur Meisterschaft der rechten Weisheit gekommen, bei welcher die Liebe zu den Brüdern in Gottesfurcht wurzelt. Nahe jenen Zeiten, da die Tempel von Stein und Holz versinken, oder von der sie zu Tempeln weihenden Gottesfurcht verlassen werden sollten, erbauete Sokrates, in der Armuth des demüthigen Bürgers, ein Haus der ewigen Weisheit aus dem unvergänglichen Gewebe der Menschenrede und des sichern menschlichen Erkennens. Unter Plato's reichbegabter Hand wird das Haus der bürgerlichen Einfalt zum hehr und herrlich verzierten Palaste, zu welchem der Herrscher und Eroberer im Reiche des Wissens: Aristoteles, Vorhallen und Schatzkammern voller Güter und Kostbarkeiten des Wissens hinzufüget. Und dieses ganze Gebäu, aus Menschenwort und Rede, unterlag nicht dem beschwerlichen Loos jener alten ägyptischen Tempel, welche die unbewegbare Last des Gesteines, sammt dem geheimen Wissen, das in und unter diesem verborgen lag, auf immer an den Boden heftete, auf welchem sie erwuchsen; sondern tragbar wie ein leichtes Zelt ist es von einem Volk der Pilgrime der Erde zu dem andern gekommen, hat allen gedient, allen seine Erquickungen und Güter geboten. Denn dieses ist das große Vorrecht der Wissenschaft so wie der Poesie vor der bildenden Kunst, daß jene, frei von den Beeinträchtigungen des Raumes und der Zeit, in ungetrübter Ruhe ein innres Reich beherrscht, während die hehre Kunst, weil sie das Gewand eines leiblich Gewordnen trägt, öfters, gleich der Blume, welche nicht zu entfliehen vermag, dem Sturme der äußern Elemente unterliegt.

Es muß uns in der Geschichte der Entwicklung der griechischen Philosophie, welche wir hier als Beispiel für die Geschichte der Wissenschaft überhaupt wählten, jene Aufeinanderfolge bemerkenswerth seyn, in welcher sich das Forschen und Erkennen von oben nach unten, von innen nach außen, über alle Gebiete und Stufen des menschlichen Wissens verbreitete. Der älteste Gegenstand der Betrachtungen ist auch hier die Natur des Göttlichen und Ewigen gewesen und das Verhältniß des Göttlichen zum Menschlichen, so wie jener Gesetze, welche alle Einzelnen zu einem Ganzen vereinen. Hierauf hat sich das Licht des Erkennens und Forschens über das Menschliche: über die Geschichten der Völker und Länder ergossen, zuletzt nach Allem über die äußere Natur, über die Geschichte der Dinge der Sichtbarkeit. Darum entstehet erst mit Aristoteles und seiner Schule eine eigentliche Naturwissenschaft. Es wird dieß immer der natürliche Gang des innren Forschens seyn: daß die Seele zuerst und vor Allem nach dem fragt, was zu ihrem eigenthümlichen Leben und Seyn am nothwendigsten und unentbehrlichsten ist: nach dem Element der Ernährung und Bekräftigung aus dem Quell alles Lebens. Hierauf erst, wenn sie den belebenden Odem und Nahrung empfangen hat, wird sie an die Ausschmückung und Verschönung ihres eigenen äußeren Wesens, zuletzt an die ausschließendere Beschäftigung mit den Dingen der Außenwelt denken. Die Seele zeigt hierbei, daß ihr Bedürfen und Sehnen nicht ein und dasselbe sey mit dem Bedürfen des Leibes; daß der Trieb der Selbsterhaltung aber in ihr eben so wie im Leibe unter allen Trieben der mächtigste sey. Uebrigens wird auch am Menschenleibe zuerst das Haupt mit seinen Theilen, hernach erst, fast in der Aufeinanderfolge der Lage von oben nach unten, werden die andern Glieder gebildet.

Als durch Sokrates und die ihm ähnlichen Schüler der

Bau des Erkennens, von welchem wir vorhin gesprochen, vollendet war, hat sich bald hernach, aus dem allgemeinen Verfall und Verderben des Geistigen geboren, jener Feind in denselben eingeschlichen, welcher überall auf Erden den Verfall der Kunst wie der Wissenschaft herbeigeführt hat. Wie wir schon vorhin sagten: die Hingebung des einzelnen Menschen zum heilsamen Verkehr mit andren Menschen wird nur so lange fruchtbar und kräftig bleiben, als die demüthige Hingebung gegen ein Göttliches bestehet; das Gefüge der Glieder zu einem Rechten und Linken kann am Leibe nur so lange lebendig bleiben und gedeihen, als der belebende Einfluß des Hauptes und seines Gehirns auf den unteren Körper noch kräftig ist. Die Inhaber des geistigen Gebäues aus Sokrates und Plato's Hand glaubten mit dem hörbar ausgesprochenen und leicht nachsprechbaren Worte auch die Lebenskraft zu haben, aus welcher jenes Wort erwachsen war; sie bedachten nicht, daß es nur die Begeisterung sey, welche das Wort gibt, nur der Geist, welcher das Wort, das der Mensch zum Menschen spricht, belebt. Dieser Geist aber wird nicht von unten, aus dem leiblichen Bemühen und Sorgen geboren, sondern er kommt dem Demüthigen von oben. Als nun jene Nachsprecher der Worte, ohne Geist, das ihnen gewordne Erbtheil der erkannten Wahrheit verwalteten und gebrauchten, ohne daß selber Wahrheit in ihnen war, da verkehrte sich dasselbe zum Widerspruch und zur Lüge, und es spottete die kühner werdende Zweifelsucht der sinnlichen Natur aller Lehren der Weisheit. Es erhub sich, wie ein Geschmeiß der Verwesung, aus dem noch jetzt Ehrfurcht gebietenden Leichnam, Epikurs Lehre, welche ohne ein Göttliches, ohne Geist und tieferen Sinn die in Thiere verwandelten Gäste der Kirke zu einem gleichsam pythagoräischen Bunde des gemeinsamen Fütterns und des Besuchens der Schwemme vereinigen

wollte. Neben der Schule des Epikur bemühete sich jene der Stoa vergebens durch die Mittel des Strengen und Bittern, so wie durch kräftige Salze der schon eingetretenen Verwesung zu steuern.

Da hat sich, als ihr der Tempel genommen war, welchen eine bessere Zeit ihr geweihet, die Weisheit, mit all den Ihrigen, hinausgeflüchtet vor die Stadt und ins freie Feld gerettet. Der nach Wahrheit forschende Geist hat diese, wenn auch nicht mehr bei den Menschen, doch bei den Thieren und Blumen des Feldes gefunden, und wenn auch der zweifelsüchtige Sinn sonst an Allem irre geworden: an diesen Bewegungen der Gestirne, welche heute noch unwandelbar dieselben sind, die sie vor Jahrtausenden gewesen, läßt sich nicht irre werden. Darum wendete sich jetzt der ganze Ernst und die noch ganze übrige Kraft der damaligen Zeit auf das Erforschen der Natur, und während Euklides und mit ihm Apollonius aus Pergamos unter der Herrschaft der für alles geistige Bewegen freundlich sorgenden Ptolemäer die Waffen schmiedeten, mit denen allein der Geist des Forschens den Mächten der unermessenen Räume zu nahen vermag, wagten Eratosthenes und nach ihm Hipparch und Posidonius die ersten Schritte in das Gebiet der wissenschaftlich berechnenden Sternkunde hinüber. Indeß hatten Herophilus und Erasistratus kühne Blicke in den Bau und die Bewegungen der innren Theile des Menschenleibes gethan, welche für das Erkennen der Gesetze eines allgemeinen Lebens eine nicht minder wichtige Grundlage bildeten, als Hipparchs Erforschungen des Sternenlaufes.

Der Zug hinaus ins Freie, hinaus in die sichtbare Natur, welcher damals alle Kräfte des Erkennens bewegte, war so unwiderstehlich und mächtig, daß sich ihm selbst die Dichtkunst jener Tage nicht zu entziehen vermochte. Kalli-

machos wie Aratos dichten Gesänge über die Gestirne und jährlich wiederkehrenden Bewegungen des Himmels; Nikander von Kolophon, welcher auch Metamorphosen und Georgika gesungen, kann dem Drange nicht widerstehen, Lehrgedichte über die Gifte und Gegengifte zu machen; der Sänger des Argonautenzuges: Apollonius, genannt der Rhodier, theilt seine Kraft und Zeit zwischen der Dichtkunst und der Mathematik. Ja selbst bei jenem ungetheilteren Festhalten an dem innren Beruf zur Dichtkunst, wie wir dasselbe an Theokrit, so wie bei Moschos und Bion erkennen, wird die Macht des die Zeit beherrschenden, geistigen Triebes bemerkt; denn auch der Gesang dieser Männer, als habe er es aufgegeben, den Stoff der Begeisterung im Geschwätz und in der großthuenden Nichtigkeit der Städte zu finden, flüchtet sich hinaus zu den Heerden und Bäumen und zu dem treusinnigeren Volk des Landes.

Es ist auch in dem Zuge, welcher die Menschengeister irgend einer besonderen Zeit jetzt zu diesem, dann zu einem andren gemeinsamen Werke treibt, ein Element, das von außen her, nicht aus dem Innren des Menschenwillens kommt; ein Element des Aufregens und Bewegens, das in seinem Gebiete jenem gleicht, wodurch ein Geschlecht der wandernden Vögel, alle zumal zum Wandern, hinüber und dann wieder herüber über das Meer geführt werden. Wie die Schwere den Lauf der Wasserbäche, so lenkt ein allgemeines Band, welches Alles bedenkend und den Bau des Tempels der Zeiten leitend die Bemühungen des einen Menschengeschlechtes an die des andren, vorhergehenden knüpfet, die Neigungen des Menschenherzens. Es wird dann die Schaar der Seelen sich willig der Leitung fügen, obgleich es nicht selten der waltenden Weisheit gefällt noch spät im Herbst die Rose der Sommermonate am Gesträuch zu entfalten, oder dem Boden noch einmal etliche Blüthen des Frühlinges zu entlocken.

Die letzten Samen der fruchtbaren Erkenntnisse und das Wissen der alten Zeit sind in einen Strom gefallen, welcher, bei seinem Ueberschwellen, durch alle Lande sich ergoß; welcher die Dämme zerriß, die das eine Gebiet der Meinungen und Sitten von dem andren schieden, den Boden erweichte und zugleich die Keime, die er aufgenommen, da und dorthin trug. Dieser, einer höheren Cultur des Landes mächtig vorarbeitende Strom war die Macht der Römer. Rom hat seine Wissenschaft wie seine Kunst aus Griechenland empfangen, welches der mächtigen Herrscherin der Völker diese Kinder des Geistes zugesendet, damit sie in ihrem Heere dienen, ihrem Wink gehorchen möchten. Rom hat nur in einem Gebiet des Wissens durch eigenthümliche, unübertreffbar große Kraft geglänzt, dieses war das Gebiet der Geschichte. Mit Recht hatte die Weltherrscherin vor Allem diese Wissenschaft, welche, mehr als die andren, Völker und Welt beherrscht, zu ihrer Freundin und Gesellin gewählt. Das Gedicht in römischer Zunge, das vor andren als ein bedeutungsvolles Eigenthum des römischen Geistes erscheint, ist jenes des Epikuräers Lucretius, welcher in der Begeisterung eines in der Irre gehenden, tiefen Sehnens, noch zuletzt in der Zeit der Heiden, die Nacht besungen, die bald nach dieser Zeit dem aufgehenden Licht einer ewigen Wahrheit weichen sollte. Außer diesem hat nach der oben (im §. 42) erwähnten Nothwendigkeit der innren Ausgleichung und Ergänzung der selbstthätigen, durch eine dieser entgegengesetzte passiv aufnehmende Richtung der Seele das ernste Rom, nach dem Geschäft seines Tages, an dem Lustspiele seiner Dichter sich ergötzt, welchen für diese Art des Drama's ein hohes Talent verliehen war, obgleich Plautus wie Terenz den Stoff wie die Einkleidung ihrer Stücke großentheils von griechischen Mustern entlehnten. Die Töne der lyrischen Begeisterung aus Horaz Munde schienen, wie

einst Pindars, einen neuen Frühling der Dichtkunst zu verkünden, und in der Wärme dieser schönen Tage sind auch des Dichters der Georgika, Virgils Werke, zur lieblichen Frucht gereift. Es folgte indeß auf den Nachfrühling mitten in der Zeit des späten Herbstes kein Sommer, und die Zeit des Gesanges war in dem alten Rom nur von kurzer Dauer. So haben auch die Redekunst wie die Philosophie nur zur Miethe in den hohen Mauern Roms gewohnt, ohne wahrhaftes Bürgerrecht zu gewinnen. Es waren die letzten Zweige aus dem Stamm der epikuräischen wie der stoischen Schule, an deren Früchten die Weisen Roms sich nährten und zum nachahmenden Werk begeisterten. Panätius von Rhodos, ein Schüler des Antipatros, stand zu den Zeiten des Scipio der Stoa vor, deren Lehren sich damals wieder ernstlicher den Lehren der Sokratischen Schule zu nähern suchten. Durch jenen Panätios ist Poseidonius von Apameia gebildet, ein Mann von vielseitigem, reichem Wissen, und von einem für das Erkennen der höheren Weisheit empfänglichen, milden Geiste. Dieser war der Lehrer des Pompejus, vor Allem aber des hochverständigen, kräftig sprechenden Cicero.

Ungleich häufiger jedoch als die ernstere Lehre der Stoiker hat in Rom die Lehre Epikurs Eingang gefunden, und in Italien selber blüheten um jene Zeit mehrere Schulen der Epikuräer, namentlich die des Siro. Wie sehr diese Lehre eines mit geistigem Scheine übertünchten Sinnentaumels in kurzem bei der Mehrzahl der sogenannt Gebildeten den Geschmack am Besseren vernichtet, den Sinn für das Wahre und Schöne, ja selbst für das Schickliche, gelähmt habe, das lehren uns die Klagen der ernsteren Schriftsteller des ersten Jahrhunderts; das lehrt uns die innre Armuth und Geschmacklosigkeit, welche aus der Wahl der Bücher, die man in Pompeji gefunden, hervorleuchtet, so

wie ein Theil der dort entdeckten Kunstwerke. So war denn dem spät emporgeschoßten, aus Griechenland nach Rom verpflanzten Stamme des Wissens und Erkennens alsbald das Mark genommen und die Kraft, welche den Trieb erzeugt. Die alte Gottesfurcht war gewichen und mit ihr zugleich die Begeisterung der höheren Art, durch welche allein alles bessere Werk des Menschen begründet wird. Nur in schnellerer Aufeinanderfolge wiederholte sich derselbe Gang der Entfaltung der einzelnen Wissenschaften, die wir vorhin an der griechischen Weisheit bemerkten. Das einmal erwachte Forschen nach einem bleibenden Eigenthum des Geistes, da es sich an dem entarteten Menschlichen zu schmerzlich getäuscht sahe, wendete sich zuletzt zur Natur, deren Gesetze und Mächte in unwandelbarer Herrlichkeit bestehen, mag auch das Menschliche ohne Aufhören sich entstellen und verwandeln. Zur Natur, in welcher ein allbedenkender, für Alle liebend sorgender Geist der Weisheit treulich waltet, wenn auch von dem Geschlecht des Menschen Liebe wie Verstand gewichen scheinen. In Plinius dem älteren hat sich der forschende Ernst über das große, hoch ummauerte Rom und selbst über die Gränzen seines fast unmeßbaren Weltenreiches hinaus in das noch unmeßbar größere Reich der Sichtbarkeit begeben, und hat hier, auf einem freilich nicht von ihm selber, sondern meist durch griechischen Fleiß gebahnten Wege Herrlichkeiten gesehen, gegen welche alle Herrlichkeiten der stolzen Stadt wie nichts zu achten waren. In der Pflanzenkunde wurden bald hernach durch Dioskorides den Cilicier neue Bahnen des Wissens durchmessen; die Ausbeute der Zergliederungs- und Arzneikunde der alten Zeit wurde durch Galen, die der Sternkunde und Erdbeschreibung durch Claudius Ptolemäus, den Aegyptier, in die reiche Vorrathskammer der Werke eingesammelt, welche, wie Plinius Bücher, während des langen

Winters der Wissenschaft, der nun eintrat, zur Ernährung und Freude der kommenden Geschlechter dienten.

Die Wissenschaft, welche, wenn sie einmal zum Leben gekommen, nie wieder sterben kann, schlug indeß, während sie in Westen nur noch selten gesehen worden, für einige Zeit ihre Wohnung in Osten auf, und besuchte von neuem ihre alte, seitdem verödete Heimath in Asien. In der Stille eines glückseligen Friedensreiches, welches damals am Ganges bestand, nahm jetzt die Dichtkunst und Philosophie in ganz neuer, eigenthümlicher Form von einer der altkräftigsten Völkersprachen Besitz, welche auf Erden sind. Es hat das hier entzündete Feuer Jahrhunderte lang geflammt, und dasselbe ist auch nachmals, als es schon am Erlöschen schien, von Westen her leicht wieder zu entzünden gewesen.

In knabenhafter Wildheit hatte der Glaube des Mohamed die jungfräuliche Wissenschaft verfolgt und den Schmuck ihr entrissen. Da entzündete sich unversehens in dem Eroberer eine Zuneigung gegen die Gemißhandelte, welche zur innigen, treuen Liebe ward. Der Stamm der Kalifen hat den geistigen Keim des Wissens, den er ausrotten wollte, gleichwie jene Königstochter am Nil die Hoffnung und den Trost eines gefangenen Volkes, selber in Obhut und Pflege nehmen müssen, und Bagdad wie Mosul, Marocco und Cordoba sind Zeugen des Ernstes und der Treue gewesen, mit welcher die Araber das ihnen von Gott ins Herz gegebene Geschäft der Pflege der Wissenschaft betrieben. Es wäre indeß auch hier wie anderwärts die Aussaat des Menschenwortes bald verdorben, ihre innre Wahrheit hätte sich zur Unwahrheit verkehrt, wäre nicht auf andre Weise dem Verderben gesteuert worden. Mit dem Christenthum zugleich sollte eine Zeit der Vollendung ihren Anfang nehmen, deren eigentliches Ziel erst ein fern künftiges Geschlecht erlangen wird.

Wie in der äußeren Natur von den beiden, oben erwähnten Polaritäten hier die eine, dort die andere vorzugsweise entwickelt erscheint; wie bei einigen organischen Wesen der Gegensatz der beiden Seiten in vorherrschendem Maße entfaltet ist, bei andern dagegen der magnetische, der zwischen einem Obern und einem Untern bestehet, der Menschenleib aber dadurch der vollendetste Organismus der Sichtbarkeit wird, daß in ihm beide Arten der Entgegensetzungen ins Gleichmaß treten; so hat das Christenthum die hohe Bestimmung, daß in ihm beide Richtungen der Weisheit der Völker, von denen wir vorhin sprachen: die Weisheit der Tempel wie die der Gassen, sich in Eins verschmelzen und durchdringen sollen. Vor Allem war der alten Welt jene zunächst und ausschließend auf das Göttliche gewendete Richtung fremd geworden, welche, bei allen späteren Entstellungen und Verkehrtheiten, dennoch die anfängliche der alten Tempelweisheit gewesen ist. Die Fremdes wie Eignes zerstörende, selbstthätige Kraft des Römerreiches kannte das demüthige Hingeben, welches allein den neubelebenden Einfluß von oben zu empfangen vermag, nur wenig. Darum mußte dem Geschlecht der Menschen zuerst durch Noth und Elend jene nächtliche Stille bereitet werden, durch welche das Ohr geschickt wird die Stimme der belehrenden Weisheit zu vernehmen; es mußte ihm das Licht der selbstthätig entzündeten Fackel, wie des traulichen Herdes auf einige Zeit verlöschen, damit das Auge empfänglich werden möge für die Strahlen des Morgensternes und den Schimmer des in Osten grauenden Tages.

Daß den ersten, von Gott erwählten Verkündigern und Boten des Heils die Fülle eines Erkennens, welches über Göttliches wie über Menschliches sich ergoß, verliehen war, lehren uns die Schriften. Es wurde aber dem nachfolgenden Geschlecht zunächst nur die lautere, nährende

Milch, nicht die stärkere Speise des Erkennens gegeben. Wir sehen in selbsterwählter und beliebter Beschränkung die Lehrer und Diener des Wortes der erstern Jahrhunderte alles Andre, wie es auch scheine, gering achten, damit sie vor Allem die eine, nothwendigste Erkenntniß empfingen, und sich erhielten. Es ist diese eine nothwendige Erkenntniß des Geistes: daß Gott in der Gestalt des sterblichen Fleisches dem Fleische sich genaht, daß alles Sehnen und Hoffen der Völker, ja das Warten aller Creaturen in Einem erfüllet sey, von solcher Staunen erregenden Tiefe und von solcher befriedigender Kraft, daß die Seele alsbald nicht mehr nach dem Wissen des Scheines fragt, noch sein begehrt. Denn wenn sie diese Fülle des Erkennens und in ihr Frieden ohne Aufhören, Sättigung ohne Ueberdruß gefunden, siehe da ist die ganze Welt des Erkennens eine andre geworden als sie vorhin war; es ist Alles neu worden. Denn es fällt nun nicht mehr auf das Werk des Sichtbaren das öfters unsichre und sich verdüsternde Licht der menschlichen Wissenschaft; sondern ein Licht gehet aus von Gott, zu erleuchten das Weltall. Die berechnende Astronomie, so viel sie auch seit Hipparchs Zeiten sich bemühte, hat noch kein Maß gefunden die Räume des Himmels zu messen; der Geist des Menschen aber, welcher das Wort kennet, das von Anfang war, der hat ein sichres Maß in seiner Hand, womit er der Himmel Gränzen misset: das ist die Höhe und die Breite und die Tiefe der Erbarmungen Gottes. Denn siehe, gerade so hoch als der Himmel über der Erde ist, lässet Gott seine Gnade walten über die so ihn fürchten.

Wenn denn die Seele in verborgner Stille mit ihren Augen den Bund geschlossen: daß diese nur aufsehen sollen nach Dem, was vom Geschlecht der Ewigkeit ist, da begibt sie sich in eine Schule der Weisheit, welche höher ist als die Weisheit der Isistempel und der sokratischen Lehrgebäude.

Aber auch in dieser Schule hat die ewige Lehrerin, welche hier lehrte, einen Gang des Unterrichts eingeschlagen, welcher vorbildlich in der oben erwähnten Erziehung der Völker zum menschlichen Wissen erkannt wird. Sie hat mit dem Wort, mit dem Lehren jener neuen Sprache begonnen, welche in jedem ihrer Töne von dem Drei in Einem und von dem Geheimniß zeuget: daß Christus gekommen sey in das Fleisch. An dem Erlernen dieser neuen Sprache sind die ersten Jahrhunderte vor Allem fest und gründlich geübt worden; dieser Sprache, deren Bedeutung und Gesetze feststehen müssen, daß auch kein Jota sich verliere noch verrücke, wenn anders der Grund des göttlichen Erkennens bleiben soll. Denn hier hat das Wort eine Macht, welche die Kräfte des sichtbaren, wie des unsichtbaren Wesens bewegt: es ist die Kraft des anfänglichen Wortes, durch welches Alles gemacht ist, was da ist. Hierauf: als der unverrückbare Grund des Wortes zu einem unantastbaren Heiligthum befestigt war, wurde der Menschenzunge auch der Gebrauch desselben gegeben. Diese Zeiten haben ihre hochbegeisterten Sänger und ihre Redner gehabt, deren Worte wie Feuerflammen die Seelen der Tausende entzündeten. Hier war noch eine andere, höhere Macht als in Demosthenes und Cicero's Reden; eine Macht, welche nicht bloß Brust und Arme zum Widerstand gegen die Bosheit und zum heldenmüthigen Kampf bewegte, sondern Geist, sammt Seele und Leib mit Kräften der Ewigkeit erfüllte: treu zu bleiben dem empfangenen Worte bis zum Tode. Hier sind in schwererer Entbehrung und Verläugnung, als die selbst auferlegte des Diogenes war, Lehrer einer Weisheit aufgetreten, die sich niemals zur Thorheit verkehren kann, und welche dem, der sie einmal gekostet, keinen Zweifel mehr übrig lässet, denn sie reiniget und bessert das Herz und macht die Menschenzunge zu einer Wahrheit redenden. Die Aufgabe, welche in diesen Schulen

einer neuen und doch ewig alten Weisheit den Jüngern täglich ertheilt wurde, das war eine Liebe zu Gott von ganzer Seele, von ganzem Herzen und aus allen Kräften, ohne Furcht noch Heuchelei; eine eben so warme Liebe zu den Brüdern, als zu sich selber. Diese Zeit hat Aerzte erzeugt, wie dieselben in den Schulen des Hippokrates und des Galen nicht zu finden gewesen, denn sie brachten mit dem Heil des Leibes zugleich das der Seele: sie stillten mit der äußren Noth und dem Mangel zugleich das innre Sehnen. Da sind Ackerbauer und Gärtner gewesen, welche ihre Kunst besser verstanden, als Columella sie ihnen zu lehren vermocht, denn siehe die Wüste der Länder ist durch den Fleiß und Segen ihrer Hände zu einem blühenden, fruchtbaren Garten Gottes geworden: die Dornen und Disteln sind verschwunden, es stehet das frische Gewächs da. Es fleucht allerdings der erkennende Geist mit Herodot und Livius freudig den Flug der Geschichte durch Länder, Zeiten und Völker, er stehet, in tiefer Bewegung, schweigend und von Mitgefühl bebend, vor dem Fels mit Donnergewölk bedeckt, welchen Tacitus mit seiner Hand beschrieb; welche Geschichte der Erde und der Himmel, der Völker und Zeiten ist aber jener gleich, die sich verzeichnet findet in den Büchern der Christen: der Geschichte, wie Gott geoffenbaret worden im Fleisch, die Geschichte wie er gewandelt mit den Menschen auf Erden als ein Mensch, wie er zum Tod im Fleisch erniedrigt und hindurchgedrungen zum Sieg, aufgehoben sey zur Herrlichkeit. In dieser einen Geschichte sind alle andren Geschichten der Völker und Zeiten umschlossen: denn siehe, das ist die Erfüllung, nach welcher alle Bewegung des Werdens und Wechslens der Begebenheiten, alles Aufblühen und Versinken der Weltenreiche hingerungen; willst du wissen, was Alexander der Macedonier gewollt, als er die Völker, die sich flohen und eines vom andern rissen, mit

eisernen Ketten zusammengeschlossen; willst du wissen, was das Waffenglück und die Macht der Römer gesucht und erstrebt, als sie die Völker und Länder unter das Joch eines neuen Weltenreiches gezwungen, so siehe das Christenthum an, welches das Joch hinwegnahm, das Reich aber in der Herrschaft des Geistes bestehen ließ. Fragst du, was alle Verfassungen der Völker, alle ihre innren Gesetze und Einrichtungen vorbedeutet haben, und wozu sie den Menschen gewöhnen sollten; das Christenthum als die Erfüllung der Vorbilder wird dir die Frage lösen.

Aristoteles und Theophrast, Plinius und Dioskorides hatten die Welt der sichtbaren Wesen in ihrer Verbindung und Zusammengesellung des einen zum andern, nach ihrer natürlichen Stätte, im Meere oder in der Luft, auf Bergen und im Thale betrachtet; diese neue Zeit des Erkennens sah zunächst Alles, was da ist und wird, in Beziehung auf Gott; das Geschöpf in der Urstätte seines Seyns und Wirkens: in dem Schöpfer. Da werden dann in allen Dingen nicht nur Kräfte des leiblichen Wesens bemerkt, sondern Kräfte eines Alle durchdringenden, ewigen Lebens. Es erkennt das Auge des Leibes an den sichtbaren Dingen einen gemeinsamen Zug der Aehnlichkeit, welcher dieselben unter einander zu Familien und Ordnungen verbindet; das Auge des zum neuen Erkennen gebornen Geistes bemerket in Allen einen Zug Aller zu Einem, einen Zug, der die anbetende Seele mit sich aufwärts führet zu dem Ausgang alles Vielfältigen.

So hatte diese neue Zeit des Geistes an der ganzen Welt des Erkennbaren zunächst nur das erforscht und verstanden, was diese Welt in Gott und durch Gott sey. Sie hatte hier an dem Abglanz einer Schönheit sich erquicket, eine innre Herrlichkeit geschauet, vor welcher das Licht der Sterne sich verbirgt und wie nichts ist. Als aber das

Christenthum seinen Völkern mitten in der Wüste blühende Länder geschaffen, als es ihnen, nach langem Kampf der gährenden und sich auflösenden Elemente, Reiche des Friedens und Wohnstätten des festen Rechtes erbauet, da eröffnete es dem Erkennen auch wieder die Aussicht nach der andern, einige Zeiten hindurch wie verschlossen gewesenen Seite. Der Mensch soll nicht bloß erkennen, was alles Gedenkbare in Gott und durch Gott ist, er soll auch bei dem höheren Licht, das ihm geworden, erkennen: was alle Dinge und Wesen für den Menschen und für einander selber sind. Und dieses ist die Wissenschaft in dem Sinne des classischen Alterthums.

Auch diese Wissenschaft erwachte von neuem bei den Völkern der Christenheit, als ihre Zeit gekommen war. Der Gang und Verlauf der Entfaltung ist damals wieder derselbe gewesen, als welcher er in der anfänglichen Geschichte der Wissenschaft erscheinet und zu allen Zeiten erscheinen wird: die Bildung für die neue Richtung des Geistes hat mit der Erlernung und dem Studium der alten Sprachen und Literatur begonnen. Mit der Zunge der alten Griechen zugleich ward dem forschenden Geschlechte auch der Geschmack an ihrer Wissenschaft, Hunger und Durst nach dieser gegeben, zugleich aber auch die Fähigkeit der begeisterten Rede, in der eignen, lebenden Muttersprache ertheilt. Denn die Zunge ist auch hier zugleich Organ des Geschmackes und des Sprechens, dienet zugleich dem Nehmen der Nahrung und dem Geben der Rede. Mit dem Wort zugleich ward den Völkern die Kraft der Beachtung und des Erfassens, selbst für die Natur und Beschaffenheiten der natürlichen und sichtbaren Dinge gegeben. Denn es wird vergebens seyn dem verwilderten Menschen, der nicht sprechen kann, die Kunde der Kräuter oder Steine lehren zu wollen; eben so wird keine wahrhafte Wissenschaft der Sinnenwelt erwachsen

können, ohne aus dem Boden des gründlichen Studiums der classisch gebildeten (alten) Sprache.

Seitdem hat sich bei allen Völkern des christlichen Europa's zu der einen höheren Richtung des Erkennens, welche ins Innre führet, auch die andre gesellt, die nach außen gekehrt ist. Es hat diese andre überall desto reichere, herrlichere Früchte getragen, je kräftiger sie von jener ersteren durchdrungen war. Wie jedoch bei allem menschlichen Bewegen, wie bei dem Gange der Glieder, jetzt die eine, dann wieder die andre Seite vorrückt, bis das Ziel der Schritte erreicht ist und beide nun an einem Ende der friedlichen Erfüllung ruhen: so hat auch in dem Verlaufe dieser neuern Zeit der Wissenschaften bald die eine, bald die andere Richtung vorgewaltet und, wenn einmal von der wahrhaften Wissenschaft die Rede seyn soll, so wird jede von beiden, ohne die andere, nicht als wahre Wissenschaft erscheinen, sondern diese wird nur da zu finden seyn, wo beide in gleicher Kraft sich durchdringen.

Es ist endlich, wie vormals, bei dem Verfall der Wissenschaften, die eine, höhere und ältere Richtung des Erkennens zurückgedrängt worden, und aus dem Gange der Forschungen verschwunden, so daß dieselbe, wo sie sich etwa noch gefunden, zu einer Abschließung in ihre verborgnere Tiefe genöthigt worden. Die Wissenschaft hat zuletzt sogar weniger das beachtet, was die Dinge und Wesen für einander selber und für die Natur des Menschen sind, als nur das, was sie für die besondere, eigenmächtige, und zugleich auch mißgeschaffene Vorstellungsweise eines einzelnen Wortführers der Wissenschaft sind. In einer solchen Lehre ist aber weder Wahrheit noch Treu noch Glauben, obgleich sie mit anziehender Macht die Jünger um sich her versammelt, weil sie ihnen scheinbar ein Recht und eine Macht in ihre Hände legt, welche nur Gott hat.

Die rechte Wissenschaft, wenn sie erkannt hat, was der Mensch für sich und was er durch Gott sey, wird auch erkennen, was alle Dinge wahrhaft für den Gedanken und für das Wesen des Menschen, was sie wahrhaft für einander selber sind.

Es ist ein Seyn, aus welchem alles Seyn gekommen; ein selbstthätiges Wirken, was dem Wirken aller Lebendigen seinen Anfang und seine Kraft gegeben. Der Geist aber, der alle Dinge hält und umfängt, machet das Wirken und Bewegen der einzelnen Dinge zu einem lebendigen, aus vielen Gliedern verbundenen Leibe, ja zu einem hehren Tempel der Gottheit. Und wenn die ersten Zeiten, auch des tieferen Erkennens, vor Allem nur das gesehen, was alles Gedenkbare um, in und durch Gott sey; so wird auch eine Zeit des Geistes kommen, welche in dem Licht des göttlichen Erkennens siehet und weiß, was Alles das was ist und war, Eines für das Andre, was Eines für Alle, Alles für Eines sind und seyn sollen. Und diese Wissenschaft des Göttlichen und des Menschlichen, des Geistigen und des Natürlichen zugleich ist die wahre Wissenschaft.

Erläuternde Bemerkungen. Das Erkennen ist nach Heraclit Allen gemeinsam; die mit Verstand Redenden müssen an dem, was Allen gemeinsam ist, fest halten, wie der Staat am Gesetz und noch viel fester (Stob. Sermon. III, 84: *ξυνόν ἐστι πᾶσι τὸ φρονεῖν. ξὺν νόῳ λέγοντας ἰσχυρίζεσθαι χρὴ τῷ ξυνῷ πάντων οἵωσπερ νόμῳ πόλιν, καὶ πολὺ ἰσχυρότερον*). Nach Ebendemselben sind die Wahrnehmungen nicht mehr trüglich zu nennen, sobald sie in den Erscheinungen der Sichtbarkeit das allgemeine, alldurchdringende Leben erfassen (Sext. Emp. contradict. VIII, 8); das Wahre ist das nicht Verborgene, Offenkundige (*ἀληθὲς τὸ μὴ λῆθον*), stätig und unabweisbar dem Erkennen sich aufdringend, wie eine niemals untergehende Sonne (id. ap. Clem. Alex. paed. II, 10. p. 196). M. v. hiezu die Bem. zu §. 20 und 40.

Das Weltganze, durch Liebe verbunden und verwaltet, kann, nach des Empedokles Lehre vom Geist des Menschen, nur vermöge

der in ihm selber wohnenden Liebe erkannt werden (Arist. phys. VIII, 1; Met. II. 4).

Der Gegenstand der vollkommnen Wissenschaft ist nach Plato die ewige Wahrheit; das Unveränderliche, von welchem allein mit Recht gesagt werden kann: es ist (Tim. 37). Wir nennen dieses ewige und unwandelbare Seyn Gott. Nur in Gott ist die wahre Weisheit, dem Menschen kann bloß Liebe zur Weisheit zuerkannt werden (Parm. 131; Phaedr. 278, d; 65, a). Die Wissenschaft des Menschen wird immer von neuem geboren; nur im göttlichen Erkennen ist ein wahres und ewiges Beharren (conv. 207). — Die Wissenschaft des vernünftigen Redens oder die Dialektik ist die wahre und höchste Wissenschaft, im Vergleich mit welcher Mathematik und Sternkunde, so wie die andren sogenannten Wissenschaften nur wie Jäger erscheinen, welche das Vorhandne einfangen, ohne den rechten Gebrauch desselben zu verstehen (Euthyd. 288, 290). Die eine, göttliche Wissenschaft stellt nicht nur das Schöne und das Wesen dar, sondern sie ist dieses selber (rep. VI, 506, e). In ihr ist eine Meßkunst höherer Art (Polit. 283, e), deren Maß zuletzt Gott ist (de leg. IV, 716, c).

Der Gegenstand der Philosophie, der Grund aller Wissenschaft, ist nach Aristoteles der Begriff des Seyenden (Met. IV, 2). Die ursprüngliche Richtung der Philosophie ist auf den Grund alles Seyns, auf Gott gestellt; sie ist demnach Theologie (Met. XI, 3, 7). Die Wissenschaft, welche das Seyn zu ihrem Gegenstand hat, ist nach Aristoteles die Logik, diese ist demnach mit der ursprünglichen Philosophie Eines. — Der Gegenstand der Wissenschaft kann nicht ins Endlose hinaus gelegen seyn, denn das Endlose flieht die Erkenntniß (Analytic. poster. I, 19). Es muß einen letzten Beweis, von den letzten Gründen, oder von dem allgemeinsten aus geben; denn wenn man immer weiter rückwärts noch einen Beweis fordern könnte, würde am Ende gar nichts bewiesen seyn (Met. IV, 4). Aber auch nach unten und außen hin muß ein Letztes angenommen werden, damit auch nach dieser Richtung hin die Beweise ihre Gränze haben. Und so wird die Wissenschaft ein Begränztes (An. post. I, 16; 19). So hat dann auch das Schlüssemachen seine Gränzen; denn über die höchsten Begriffe kann nichts erschlossen werden, weil ihnen kein andrer Begriff mehr beigelegt werden kann; die niedern Begriffe können auch nicht von einem Andern erschlossen werden, weil sie nicht ausgesagt werden können von einem Andren. Deßwegen herrscht das beweisende Verfahren durch den Schluß in unbeschränkter Freiheit nur über die mittleren Begriffe (Anal. prior. I, 27). — Es gibt mehrere Gründe der Wissenschaft; sie erkennt der Verstand (Eth. Eud. V, 6); sie liegen aber eben

sowohl in den obersten Begriffen als in den niedrigsten, über welche, weil der Verstand sie unmittelbar auffaßt, keine weitere Erklärung gegeben werden kann (An. post. I. 13; Eth. Eud. V, 8; 11). In Beziehung auf sie ist aber auch kein Irrthum möglich, außer nur beziehungsweise. Die Begriffe können wir treffen oder nicht treffen, aber ein Betrug kann hierüber nicht stattfinden, denn erst in dem Satze, welcher Begriffe mit einander verbindet, kann ein Irrthum vorkommen (Met. X, 10; de anim. III, 6). — Ueber den Begriff braucht und vermag man keinen Beweis zu führen; man kann, wie bei dem Satz des Widerspruches (welcher der oberste Grundsatz genannt wird, Met. IV, 3), nur zeigen, daß die entgegengesetzten Annahmen falsch sind. Es gibt zwei Arten der Gründe der Wissenschaft: 1) die aus welchen und 2) die von welchen bewiesen wird. Jene sind allgemeine Gründe, diese sind den einzelnen Wissenschaften eigenthümlich. Jede Wissenschaft hat ein andres Geschlecht des Seyenden zu ihrem Gegenstande; jede soll aus dem ihr eigenthümlichen Geschlechte ihre Beweise führen, nicht aber diese aus andren, ihr fremden Wissenschaften entlehnen (Analyt. post. I, 7). Dieß sind die besondern Gründe der Wissenschaften; es gibt aber außer diesen auch allgemeine oder Axiome, durch welche die Wissenschaften unter einander verwandt und verbunden sind, und es gibt eine oberste Wissenschaft, welche die Grundsätze aller übrigen Wissenschaften erforscht (Analyt. post. I, 8; Top. I, 2; Met. VI, 1; XI, 7). — Das Wißbare (ἐπιστητόν) ist verschieden von dem durch den Verstand Gedenkbaren (νοητόν), Anal. post. II, 18; Ethic. Nic. VI, 6). — Ueber dem Verstand gibt es einen andren Herrscher, das vom Verstand (vom selbst erkennenden Geiste) Gedenkbare, welches erst in der Berührung mit dem Verstand eine wirkliche Einsicht begründet (Met. XII, 9). — Der Mensch hat zuletzt doch keinen sichren Anfangs- und Haltpunkt für seine Forschungen, als die Erscheinungen; an ihnen darf man nichts mäkeln, ihnen darf man nichts vergeben; frevelhaft würde es seyn, sich in seinen Gedanken zum Mitbildner der erscheinenden Welt aufwerfen zu wollen (Met. I, 5; de coelo II. 13, und diese gesammten Ansichten des Aristoteles über Wissenschaft zusammengestellt in Ritters Gesch. d. Ph. B. III).

Die Wissenschaft ist nach Philo ein festes und unwandelbares Erfassen (des Erkennbaren), welches auf unerschütterlichem Grunde ruhet – ein deutliches, klares Sehen (de cong. quaer. erud. 444). Der wahren Wissenschaft soll die Kunst dienen (id quod a Deo mittant. somn. 567, ed. Mang. I, 621). M. v. die Definition der Wissenschaft von Zenon, bei Diog. Laërt. VII, 47 u. 165; Suidas s. v. ἐπιστήμη; Sext. Emp. adv. Math. 166; Clem. Alex. Strom. II, 454.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehen wir, so weit dieß

zur Erläuterung des vorstehenden §. und zum Zweck dieser Untersuchungen dienlich scheint, zu einigen Angaben über die Hauptmomente der Geschichte der Wissenschaften über, welche freilich fast nur auf Namen und Zahlen sich beschränken müssen. Ohnehin wollen wir auch hier, wie bei der Geschichte der Kunst, als ausreichend erläuterndes Beispiel zunächst nur die Entwicklungsgeschichte der Wissenschaften bei den Alten hervorheben.

Wie bei jedem einzelnen Menschen das Erkennen und Wissen mit dem Sprechenlernen und Sprechen beginnt; wie in neuerer Zeit das Wiedererwachen der Wissenschaften von der Wiedererneuerung des Studiums der Sprachen ausging, so hat überhaupt und ursprünglich bei unsrem Geschlechte die Wissenschaft mit der Sprache zugleich ihren Anfang genommen, welche, wie nach Plato alles wahre Wissen (Phileb. 63, e), nur durch ein Werk prophetischer Begeisterung im Menschen erzeugt werden konnte. Die Sprache war das Hinzufügen des ergänzenden und erfüllenden Elementes, was zu jedem sichtbar Erscheinenden hinzugehört und hinzugedacht werden muß (nach §. 4), zu diesem sichtbar Erscheinenden. Jenes Ergänzende, jenes unsichtbare Complement der Sichtbarkeit, liegt in der Region des Geistigen; liegt im Innren der menschlichen Seele. Es ist der dem Menschen eingepflanzte λόγος oder das Wort, welches aber selber nur in und mit dem andren zu ihm gehörigen Pole in dem leiblich Gewordenen und Erscheinenden die Vollendung seines Seyns findet. Indem mithin das innre, geistige Complement mit dem sichtbar Erscheinenden in Berührung tritt, entsteht das Wort der Menschenrede, in welchem die im Geist des Menschen wohnende Idee mit der äußren Erscheinung eins geworden ist. Sobald dann aber der selbst erkennende Geist des Menschen aus dem äußerlich Erscheinenden oder Gedenkbaren und zu diesem das Wort empfangen, mußte er auch wiederum, vermöge der selbstthätigen, selberschaffenden Kraft in seinem Innren, diesem Wort eine äußre Form des Erscheinens hinzufügen: das Uebertragen der hörbaren Worte in ein sichtbares Zeichen; der Versuch zu schreiben hat sich deßhalb eben so uranfänglich und eben so nothwendig zum Sprechen gesellt, als die Gebärden der Hände und die Mienen, womit ein redender Mensch seine Worte begleitet. Darum nennt uns auch das Alterthum als Erfinder der Wortzeichen den Thout oder Thoyt, in welchem dasselbe zugleich den Geber der Gesetze, den Urheber der vollendeten Sprache, so wie der Musik und Gymnastik verehrte, ja unter dessen Namen es die schaffende Kraft der Begeisterung selber anzudeuten schien (Sanchuniathon ap. Euseb. in praep. ev. L. I. c. 9; Jablonsky Pantheon Aeg. III, p. 165; C. Meiners Religionsgesch. d. ält. Völker. Ueber das Entstehen

der Schreibkunst überhaupt vergl. m. Th. Astle: the Origin and Progress of Writing, Lond. 1784; Wachter, Naturae et scripturae concordia, 1762; J. L. Hug, die Erfindung der Buchstabenschrift, 1801; Chr. Fr. Weber, Vers. einer Gesch. der Schreibkunst, Göttingen 1807).

Die einfache Schrift der Buchstaben ist bereits im dritten Jahrtausend vor Christo ein Eigenthum der semitischen Stämme gewesen, denn jene Aufzeichnungen von astronomischen Beobachtungen der Chaldäer, von denen, nach dem Zeugniß des Simplicius, der Begleiter Alexanders: Kallisthenes, dem Aristoteles Kunde gab, reichten bis auf 1903 Jahre von der damaligen Zeit (im Jahre 331), mithin bis auf 2234 Jahre vor Christo zurück. Daß aber das alte semitische Alphabet das ursprüngliche gewesen sey, welchem alle Alphabete der mit Buchstaben schreibenden Völker nachgebildet worden sind, das zeigt auf unwidersprechliche Weise ein Vergleich der verschiednen Alphabete in ihrer ältesten, uns bekannt geworden, ja noch in ihrer jetzigen Form (Tabula Alphabetorum Ed. Bernardi, ed. a Carol. Morton, Lond. 1759; Büttners Vergleichungstafeln der Schriftarten verschiedener Völker, 1771; Ulr. Fr. Kopp, Bilder und Schriften der Vorzeit, Mannh. 1821). Nicht ohne tieferen Grund sagt deßhalb Eichhorn (Gesch. d. Literat. I, S. 19. d. 2ten Aufl.): „Die wichtige Erfindung der Buchstabenschrift ist daher höchst wahrscheinlich nur Einmal in der Welt gemacht worden." In der That, eben so wenig als der verwilderte Mensch, welchen eine irregehende Gelehrsamkeit unsrer Tage den Urmenschen zu nennen beliebte, in seinem jetzigen Zustande vermögend seyn würde, durch eignen Witz sich jene Sprache zu erschaffen, die ihm aus alter Ueberlieferung geworden ist; so wenig würde derselbe im Stande seyn, das sichtbare Zeichen des Wortes in der Schrift der Buchstaben zu erfinden, wäre es ihm auch verstattet, noch Jahrtausende lang in seiner Abgeschiedenheit von dem Quell aller Bildung zu verharren. Das wunderkräftige, sichtbare Zeichen des Wortes scheint eine Schöpfung derselben anfänglichen Begeisterung gewesen zu seyn, welche dem Menschen das hörbare Wort gab.

Statt der unscheinbareren Form der Buchstabenschrift hat sich das die Leiblichkeit über Gebühr liebende Volk der Aegyptier (m. v. den vorhergehenden §. 65) die Gestaltensprachen der Hieroglyphen gebildet. Es war dieß eine Geheimsprache, zu deren Verständniß nur ein langjähriges Bemühen den Zugang eröffnete, und obgleich die ägyptischen Priester bis herab in die Zeiten der persischen Herrschaft, wie es scheint ausschließend und sogar noch unter dem Reich der Römer, selbst neben der Buchstabenschrift in Hieroglyphen schrieben; obgleich die hermetischen Säulen, gleich steinernen Mumien

uralter Weisheit, mit heiliger Scheu beachtet und sorgfältig in den Syringen verwahrt wurden; obgleich eine eigne Classe der Priester: die Hierogrammateen nur zur Auslegung der Hieroglyphen bestellt war: geschah es dennoch, daß während noch der Orden der Priester in all' seinen alten Einrichtungen bestand, während derselbe noch immer fortfuhr sich der Hieroglyphenschrift zu bedienen, viele der ältesten Denkmale dieser Art von den Hierogrammateen selber nicht mehr gelesen und verstanden wurden (Fr. Sam. Schmidt de sacerdot. et sacrif. Aegypt. in opusc. quibus res antiquae, praecipue Aegyptiacae explanantur, 1765; Eichhorn a. a. O. S. 23). Es hat sich auch hiebei gezeigt, daß die Form, welche der nothwendige, innre Drang des gestaltenden und bewegenden Geistes gibt, von beständigerer Art sey als jene, welche die künstelnde Hand und selbstthätige Vernunft des Menschen erfindet. Die Hieroglyphen der alten ägyptischen Pyramiden schweigen für uns noch immer; während die in Buchstaben geschriebnen Bücher des Moses ohne Aufhören ein Geschlecht nach dem andern zur Weisheit, die von Anfang war, geführt und zu Gott gerufen haben. Ueber die Hieroglyphenschrift vergl. m. unter andern Georg Zoëga, de origine et usu obeliscor. 1796; so wie Précis du système hiéroglyphique des anciens Égyptiens, par Champollion le jeune, Paris 1824; J. W. Pfaff über die Hieroglyphen; F. A. G. Spohn 1824; G. Seyffarth 1825; Sylv. de Sacy im J. des Sav. 1827 p. 542 sqq., 589 sqq. — Auch die Schrift der Chinesen ist ursprünglich eine Art Hieroglyphenschrift.

Das Material, auf welches geschrieben wurde, war gewiß nicht bloß, wie bei den älteren Babyloniern, Ziegelsteinmasse oder Stein und Metall, sondern schon in sehr früher Zeit ein leichter Tragbares: wie Holz, Baumrinden und Baumblätter, thierische Häute, Wachs und Leinwand. Die Benutzung des Papyrusrohres zum Material, worauf geschrieben wurde, sollte nach Plinius (VII, 37; XIII, 11) schon über drei Jahrhunderte früher ihren Anfang genommen haben, als Aspasius Byblus (um 334 vor Christo) ein eigentliches, vollkommnes Papier daraus bereiten lehrte. Etwa seit dem dritten Jahrhundert vor Christo benutzte man auch das Pergament als Schreibmaterial, während dem täglichen Bedarf oder den Vorübungen der Schriftsteller Tafeln mit Wachs überzogen dienten. In den Zeiten des Moses erscheint das Schreiben als eine bereits sehr geläufige Kunst, welche auf Holzstäbe (4 Mos. 17, 2), wie auf Stein (2 Mos. 34, 28) und in Büchern (2 Mos. 24, 7) geübt wurde. — Die zu uns gekommenen Bücher des Alterthums bilden meist Rollen; erst im fünften Jahrhundert nach Christo kam die Form der viereckigen Bücher mit Deckeln auf.

Von den schriftlichen Denkmalen einer wahren, tiefergründenden Weisheit gilt dasselbe, was oben (§. 46) von den Sprachen gesagt worden: jene Schriften sind die ältesten, in denen die einfältigste, kindlichste Form mit der höchsten Gotteskraft vereint ist. Dieses Gepräge der innren Wahrheit des Geistes, dieses Gepräge des höchsten Alters tragen vor allen Denkmalen der vorchristlichen Zeit die mosaischen Urkunden. Ein gelehrter Scherz, welcher unter der Hand zum Ernst wurde, hatte den Einfall erzeugt: daß die herrlichen Gesänge des Homers, deren innre und äußere Einheit so augenfällig ist als bei irgend einem andren Werk des Geistes eines Menschen, aus Stücken zusammengesetzt seyen, welche von sehr verschiednen Menschen und Menschenaltern gedichtet wären. Obgleich dieser Einfall auswärts nur wenige Theilnahme gefunden: so gefiel dennoch das Ungeheure desselben in Deutschland so wohl, daß man alsbald ihn auch auf andre Werke des Alterthums anwendete. Es sollten unter andren nicht bloß die Schriften der Propheten mit Einschiebseln späterer Art („denn kein Mensch könne ja voraus wissen, was künftig sey") versetzt, sondern namentlich selbst die Bücher des Moses, etwa im siebenten Jahrhundert vor Christo, aus sehr verschiednen Stücken zusammengefügt seyn. Diese Vermuthung wird sich indeß, bei tiefer und weiter fortgesetzter Forschung, leicht widerlegen lassen, und es erscheint als ein ganz besonders großes Verdienst des deutschen, treumeinenden Ernstes, daß er für alle Völker und Zeiten Fragen des Zweifels auch gegen das Unbezweifelbare aufregt, aber dann auch selber gründlich diese Fragen beantwortet. Moses, der eigentliche Verfasser des Pentateuch, lebte von 1563 bis 1442 vor Christo. — Als eines der ältesten Werke der Weisheit, die durch Menschen und zu Menschen sprach, kündigt sich auch durch seinen Inhalt das Buch Hiob an. — Samuel lebte von 1122 bis 1052 v. Chr.; David der Gesalbte von 1076 bis 1006; Salomon, der gekrönte Weise, Dichter und Lehrer, von 1026 bis 966; gleichzeitig mit ihm und David die Verfasser mehrerer Psalmen. Die Propheten Joël und Amos weissagen um 790 vor Christo (nach Andren Amos und Micha schon 870); Jonas vor 784; Jesaias zwischen 760 — 742; Hoseas zwischen 784—729; Micha zwischen 758 - 600; Nahum etwa um 600; Habakuk und Obadia um 610 und 611. Jeremias lebt zwischen 642 bis 588; Zephanja um 640; Ezechiel um 600; Daniel weissagt schon im Jahr 590; Haggai und Sacharja um 520; Maleachi 443. — Jesus Sirach schon um 237 hebräisch, etwa im Jahre 131 vor Christo ins Griechische übersetzt.

In einer sehr frühen Zeit sind auch die heiligen Bücher der Inder in der Sanscritsprache verfaßt, namentlich die Vedas,

Purana (woraus Bagavadam) und die Grundzüge zu Menu's Gesetzbuch. M. vergl. Fr. Schlegel über die Sprache und Weisheit der Inder 1808. — Wie in China, wo Confucius (geb. 551, gest. 478 vor Christo) den Stoff, welchen ihm die heiligen Bücher und Ueberlieferungen der ältesten Zeit darboten, zu einem Ganzen ordnete und zusammenfaßte, und wie in Persien, wo Zoroaster (um 666 oder 525 vor Christo) aus diesen alten, ehrwürdigen Baumaterialien sein neues Lehrgebäude des Parsismus errichtete, scheint auch in Indien die Hand einer spätern Zeit das Erbgut des Wissens aus den früheſten Zeiten unseres Geschlechts gefunden und benutzt zu haben.

Das Volk der Griechen hat zuerst jene alte Wahrheit, welche Herakleitos so vielfach aussprach, durch die That bewährt: die Wahrheit, daß das die rechte Weisheit sey, welche ein allverständliches Gemeingut aller Menschen zu werden vermag; das die rechte Weisheit, was seine ergreifende, Theilnahme erweckende Kraft an allen Seelen erweiset. Wie die alte Sage wollte, hatte sich schon in den Gesängen des Thrakiers Orpheus (um 1250 vor Christo) diese allbewegende, Seelen beherrschende Macht des Wissens offenbart; des Wissens, welches nicht ein Eigenthum des einzelnen Priesterordens, sondern des ganzen Volkes, ja aller Völker der Erde seyn soll. Als Lehrer des Orpheus wird uns Linos aus Chalkis genannt; mit jenen beiden noch die begeisterten Sänger von Hymnen und Göttersprüchen: Pamphus, Olen, Eumolpus, Philammon und Musäus (von ihm schon ähnliche Orakel oder prophetische Weissagungen, als die später unter dem Namen der sibyllinischen begriffnen waren. M. v. Sibyllina Oracula, illustr. ab D. Jo. Opsopoeo, Par. 1599; ed. Servat. Gallaeus, Amst. 1689.).

Ein vereinendes Band der Völkerstämme und Zeiten, ein Band der gemeinsamen Aufregung bildete durch seine unsterblichen Gesänge Homer (aus Chios oder Smyrna), welcher gegen 277 Jahre nach der Zerstörung Troja's oder 907 Jahre vor Christus lebte. Weder Lykurg, der schon um 890 vor Christo wenigstens einen großen Theil dieser Gesänge, welche er auf Creta von einer Homeridenfamilie des Kreophilus vernommen, mit sich nach Griechenland brachte, noch Solon und die Pisistratiden, durch deren Bemühen (zwischen 594 bis 512 v. Chr.) es möglich wurde, daß die Ilias und Odyssee an den Panathenäen konnten vollständig abgesungen werden, auch nicht Aristoteles und Kallisthenes, selbst nicht die Alexandrinischen Grammatiker Zenodotos und Aristarchos haben daran gezweifelt, daß Homer in seinen epischen Gedichten er selber sey; die neueste Zeit hielt es sogar für unwahrscheinlich, daß jemals ein Homer gelebt habe. — Fast zu der gleichen Zeit

mit Homer (um 900 v. Chr.) sang Hesiodos aus Kumä in Aetolien, dann zu Askra in Böotien, seine Theogonie. — Als Dichter und Flötenspieler zugleich wirkte der Athener Tyrtäus (um 682 v. Chr.) erhebend auf Sparta's Heldenjugend. — Alkäus und Sappho, beide aus Mitylene auf Lesbos um 600; Anakreon aus Tejos in Jonien 532; Pindaros aus Theben in Böotien, geb. 519, gest. 425 v. Chr. — Der Fabelndichter Aesopus aus Phrygien, der Sage nach Anfangs Sklave, später zu Sardes am Hofe des Crösus hochgehalten, lebte um 570 v. Chr. — Solon, Gesetzgeber und Elegieendichter 594. — Der Dichter solcher dithyrambischen Chöre, welche mit Festtanz und Mimik verbunden den Ursprung des Drama's bildeten, Arion, lebte um 624 zu Korinth; Thespis um 594 zu Athen; Aeschylos aus Eleusis, geb. 525, gest. 456, wetteiferte noch im Jahre 460 mit Sophokles. Von seinen 75 Tragödien sind nur 7 erhalten. — Sophokles aus Athen (geb. 498, gest. 406) hatte auch gegen 100 Tragödien und satyrische Dramen gedichtet, von deren ersteren uns noch 7 übrig geblieben sind. — Euripides aus Salamis (geb. 480, gest. 405) hatte gegen 75 dramatische Gedichte vollendet, von denen wir noch 19 Tragödien und ein satyrisches Drama: den Kyklopen, kennen. — Aristophanes, dessen Geburtsort unbekannt ist, der aber in Athen Bürger war, lebte von 431 bis 386 v. Chr. Von seinen 54 Lustspielen besitzen wir noch 11, unter andren das erste: die Acharner, und das letzte von allen: den Plutos.

Schon im sechsten Jahrhunderte v. Chr. werden uns Cadmus von Milet und Akusilaus, mehrere Menschenalter später (um 504 v. Chr.) Hekatäus aus Milet und Xanthus aus Lydien als Forscher der Geschichte genannt; es hat indeß vor Allen zuerst Herodot (484 bis 408 v. Chr., gebürtig aus dem dorischen Halikarnassos, erzogen aber zu Samos) den Griechen und anderen späteren Völkern die Kunst gelehrt, die Geschichte der Menschen und Völker zu erzählen. Der Athener Thukydides (geb. 470, gest. gegen 403) und des Sokrates Schüler: Xenophon (etwa von 444 bis 355) haben neben jenes des großen Halikarnassiers ihre Meisterwerke der Geschichte hingestellt, an denen sich manches spätere Geschlecht bis zu dem unsrigen herab erfreut hat und innerlich gestärkt. Von dem Ktesias aus Knidos, Kriegsgefangenen und Leibarzt des Artaxerxes (um 383 v. Chr.), haben wir nur Bruchstücke eines größeren Werkes. Der länder- und sternkundige Anaximandros von Milet lebte um 610.

Die Weisheit der Völker, Philosophie genannt, hat in Griechenland als erstes Werk ihres Bemühens die Gesetze der Völker hervorgebracht. Lykurg in Sparta um 890; Philolaos in Korinth

um 726; Solon in Athen 594. — Die sieben Weisen: Pittakos, Periandros, Bias, Cheilon, Kleobulos, Thales, Solon, lehrten durch gehaltvolle Sprüche. Thales aus Milet (um 610) leitet den forschenden Blick durch die Betrachtung der Sinnenwelt auf die höhere, vom Ursprung der Dinge; Pherekydes aus Syros (um 550) sprach die Lehre der drei Wirklichkeiten des Seyns unter der Form der Zeit, der Materie und des Zeus oder Aethers aus; Anaximandros aus Milet (um 580) erkennt vor und über dem Endlichen ein Unendliches an. Pythagoras aus Samos (geb. um 584, gest. gegen 505) führt den Geist des Menschen in die Mitte seines verborgenen Innern, daß er hier Gott finde und mit ihm allein sey; Herakleitos aus Ephesos lehret, daß das Offenkundigste und allgemein Erkennbare zugleich des Erkennens und Forschens Würdigste sey. — Aus der Schule des Pythagoras nennt uns das Alterthum den Empedokles aus Agrigent (um 444), welcher das bloß innerliche Wunder der Seele in ein äußerliches und sinnliches verwandeln wollen; Ocellus Lucanus (um 500), dann die Physiker Philolaus und Archytas, so wie den Timäus (um 400). — Es hat die Schule der Eleaten erkannt, daß unser Erkennen, selbst des sinnlich Wahrnehmbaren, erst in einem übersinnlichen Ergänzenden seine Vollendung und Erfüllung finde. Xenophanes aus Kolophon lebte um 550; Parmenides 460. Mitten in Bewegungen der Elemente und leiblichen Uranfänge, mit deren Erforschen Leukippos sich beschäftigt, ahndet und erkennt Demokritos von Abdera (gest. 404) ewige Gesetze der Natur und der allgestaltenden und erhaltenden Weisheit.

Athen, ein Sammelplatz der nach dem Nichts forschenden und von dem Nichts mit scheinbar Etwas sagenden Worten redenden Sophisten (um 444), wird zu einer Schule der Weisheit, welche das ewig Seyende erkennt durch Sokrates (geb. 469, gest. 400). Sein treuer Schüler und Geschichtsschreiber Xenophon wurde schon oben erwähnt; von Aeschines aus Athen sind noch Gespräche des Sokrates vorhanden. Aus den andern Schülern des Sokrates hat Aristipp (um 400) von Kyrene jener Lust, welche nur im ewigen Geiste wohnet, ein Wohnhaus im vergänglichen Fleisch zu erbauen gesucht; Antisthenes aber (um 404), und noch mehr Diogenes von Sinope (414 bis 324) strebten vergeblich dem vergänglichen, in den Banden des Bedürfnisses gehaltenen Leibe jene Unabhängigkeit anzumaßen, welche nur ein Eigenthum des Geistes seyn kann.

Aristokles, genannt Platon (geb. 430, gest. 347), Sohn des Ariston, hat nicht bloß in sich und in den Geschlechtern der späteren Zeiten die Sehnsucht nach der alten, ewigen Heimath der Ideen,

im Innern der Menschenseele erweckt, sondern er hat als ein kühner Schiffer den Weg um den Welttheil des sinnlichen Scheines herum nach jenem Heimathlande gefunden und Kunde daher gebracht. In Plato's Werken wehet ein Geist des prophetischen Erwartens und Hoffens, das seine Erfüllung im Christenthum gefunden. Plato zeuget, wie ein Auge, das mitten im Dunkel für das Licht gemacht und bereitet ist, von einem Lichte, welches kommen sollte und welches gekommen ist. Wie alles tiefere und weitere Erkennen nur durch innere Begeisterung erzeugt und bekräftigt werden kann, so hat sich auch das Wissen durch jenen Aufschwung, der in Plato war, zu einem Gipfelpunkt der Geschichte der Wissenschaft erhoben, als welchen wir allerdings Aristoteles aus Stageira (geb. 384, gest. 322) anerkennen müssen. Er war der Sohn des Arztes Nikomachos, wurde seit 368 Plato's Schüler und nachmals Lehrer des Welteroberers Alexander. Aehnlich hierin seinem berühmten Schüler, hat Aristoteles die Reiche des Wissens vom Aufgang bis zum Niedergang erobert, die alten Ordnungen derselben erschüttert und neue gegeben, Alles unter ein von seinem Willen ausgegangenes Gesetz zwingend, ohne hierbei in dem tiefsten Innern der eroberten Reiche so liebend und vertraulich, so häuslich und bekannt zu werden und in ihnen sich niederzulassen, als dieß Plato gethan.

In Tyrtamos, genannt Theophrastos von Eresos auf Lesbos (geb. 370, gest. 285), setzt sich hauptsächlich die eine Richtung des Forschens seines Lehrers Aristoteles fort, welche auf Naturwissenschaft gewendet ist.

Als Plato's Schüler und Nachfolger in der Akademie erwähnen wir des Speusippos, wie des Xenokrates; als Aristoteles und Theophrast's Nachfolger die Peripatetiker, besonders des dritten Jahrhunderts: Aristoxenos aus Tarent (schon um 318) und Straton aus Lampsakos (um 250). Es war zuletzt die Philosophie, zu welcher sich die Stimmführer beider Schulen bekannten, aus einer Kunst wahr und recht zu reden, nur zu einer Kunst viel zu reden geworden. Unfähig ward die Sucht zu scheinen jenes redlichen Ernstes, welcher hindurchdringt zum Erkennen des Seyns; denn diese Männer, welche das Gewand der alten Meister trugen, ohne selber Meister zu seyn, suchten in allem Erkennbaren nicht das Licht, das die Welt erleuchtet, sondern einen umkleidenden Nebel-Schimmer für ihre eigene Blöße. So ward die sogenannte Philosophie jenem Bilde gleich, das Michal nahm und legte es ins Bett und legte ein Netz von Ziegenhaar zu seinen Häupten und deckte es mit der Decke zu. Da geschah es, daß vielleicht auch in redlicheren Seelen das oft getäuschte Forschen nach Wahrheit auf

diesem Wege zu einem Zweifeln an aller Wahrheit: zur Skepsis wurde. Unüberwindlich im Wortkampf, einerlei was er vertheidigte, war schon Pyrrhon der Skeptiker, welcher anfänglich Maler, dann Soldat unter Alexander dem Macedonier gewesen (lehrte um 340). Sein Schüler, Timon aus Phlius, welcher vorhin auf dem Theater im Chor getanzt hatte und Dichter, Philosoph und Arzt zugleich seyn wollte, stellte das System der Zweifelsucht auf eine Spitze, auf welcher es nicht lange sich schwebend erhalten konnte: es brach in sich selbst zusammen, und die Schule der Skeptiker stand verlassen.

Die so entstandene und fühlbar gewordene Lücke suchte die damalige Zeit von zwei Richtungen her auszufüllen. Epikur, geb. zu Gargettos bei Athen um 341 (gest. 269), durch eine Lehre, welche zwar nicht ohne Götter, wohl aber ohne ein Göttliches war, und in welche dennoch, seine Vertheidiger mögen zu seinen Gunsten sagen was sie wollen, an die Stelle der reinen, hehren Lust, welche der Geist gibt, eine Lüsternheit der Phantasie getreten war. Auf Epikur waren die Künste beider Eltern übergegangen; die der Mutter, welche abergläubige Streiche und altvettelische Zaubereien übte, und jene des Vaters, welcher als Lehrer derselben die damalige sogenannte Grammatik betrieb. — Dieser Richtung gegenüber gestaltete sich in Zenon aus Kittios auf Kypros (geb. 362, gest. 264) und in seinen Schülern Kleanthes aus Assos (um 265), vornehmlich aber in Chrysippos aus Soloi (279 bis 207), die allerdings ernster erscheinende Lehre der Stoa, welcher jedoch bei der kräftigen Entwicklung und Festigkeit der äußern Schale die eigentliche innere Fülle und geistige Fruchtbarkeit des Kerns abging. Gleichzeitig mit den Stiftern der beiden Schulen und vielleicht auf kräftigere Weise belehrte das atheniſche Volk durch seine treuen Sittenspiegel der Zeit: der Komödiendichter Menandros (geb. 342, gest. 290 v. Chr.), den sich Terenz zum Muster gewählt, während das Vorbild des Plautus Philemon aus Soloi war (lebte um 260).

Aus der Wurzel und dem Stamme der Philosophie waren indeß zwei Schößlinge hervorgegangen, davon wenigstens der eine noch in spätere Zeiten hinüber sich kräftig erhielt, als der Hauptstamm in seinem Innern bereits faul geworden. Die Redekunst, welche schon Perikles und Alkibiades als Meister geübt, wurde von dem Zeitgenossen des Sokrates, dem Lysias (geb. 459, gest. 379), in höherer Vollkommenheit jedoch von Isokrates (geb. 436, gest. 338) gelehrt. — Der Redner Lykurgos lebte von 408 bis 328; der edle Demosthenes (aus Päanium in Attika) von 385 bis 322; Aeschines 393 bis nach 318.

Der andere Schößling der Wurzel des gemeinsamen Wissens war jener der Mathematik, so wie der Naturkunde und Medicin. Die letztere war durch den Asklepiaden Hippokrates aus Kos (lebte von 460 bis 372, oder wie Andere wollen 352) zu einer frühen Meisterschaft erhoben. Diokles von Karystos (um 365), so wie Praxagoras aus Kos (um 347), begründeten hierneben die sogenannt dogmatische Schule, während sich die Heilkunst in der Hippokratischen Form durch Eudoros und Chrysippos aus Knidos erhielt. Neben Hippokrates dem Arzt hatte sich ein Hippokrates aus Chios (um 450) um die wissenschaftliche Vollendung der Mathematik und Geometrie verdient gemacht; Archytas (um 400) um Mechanik; Eudoxos (370) und Pytheas (338) um Stern- und Länderkunde.

Diese Richtung des philosophischen Forschens nach der Welt der sichtbaren Erscheinungen hin erhielt sich auch in ihrer vollen Kraft, ja sie gewann noch an Umfang und Vollendung, als mit dem Reich der Ptolemäer in Aegypten für die griechische Literatur eine Periode des neuen Wiederauflebens begann. Wir wollen die Früchte dieser spätern Zeit, welche die vollkräftige griechische Sprache getragen, hier noch vorerst betrachten, ehe wir zu der Geschichte der Wissenschaft bei den Römern übergehen.

Es hatte bei der Zertheilung der Reiche, welche Alexander der Macedonier erobert, Aegypten das Glück gehabt, dem Fürstenhause der Ptolemäer anheim zu fallen, welche mit königlicher Milde der Kunst wie der Wissenschaft pflegten. Es erwachten indeß nur wenige Zweige dieser beiden von neuem, einige aber, die im Vaterland erst im Aufschossen gewesen, erschlossen sich kräftig unter dem günstigen Himmel, und brachten jetzt ihre ersten Blüthen und Früchte. Unter den Dichtern, welche, wenn auch nicht alle in Alexandrien lebend, dennoch durch den Einfluß der neuen Alexandrinischen Bildungsperiode erwachten, nennen wir Philetas aus Kos (um 300), von welchem zwar nur wenige Fragmente sich erhielten, der jedoch als Vorbild des Propertius Erwähnung verdient. Lykophron aus Chalkis (275), Erfinder des Anagramms und schwülstiger Tragiker; Kallimachos Battiades aus Kyrene (272), mythologischer Hymnendichter und Historiker; Aratos aus Soloi in Kilikien (274), wird astronomischer Elegiendichter; Theokrit aus Syrakus (275), der Idyllendichter, war in Alexandria gebildet oder hatte wenigstens einige Zeitlang hier gelebt; gleichzeitig mit ihm dichteten Bion aus Smyrna und Moschos aus Syrakus; Apollonius, genannt Rhodius, weil er, obgleich aus Alexandria gebürtig, einige Zeit in Rhodos gelebt hatte, Dichter der Argonautika und zugleich Mathematiker und Astronom, so wie

Bibliothekar in Alexandria (um 196 v. Chr.). Gleichzeitig lebte und dichtete am Pergamenſiſchen Hofe Nikander von Kolophon (160) Lehrgedichte über die Gifte und Gegengifte, zugleich aber Georgika und Metamorphoſen. Später (um 100 v. Chr.) ließ die Muſe noch einmal in griechiſcher Zunge einige liebliche Töne, wie Geſänge der herbſtlich fortziehenden Vögel, bei dem Syrer Meleagros (aus Gadara) erwachen, der zugleich, ſo wie der Theſſalier Philippos, Epigramme der älteren Dichter zuſammengeſtellt hatte, welche verloren gegangen ſind, während die des Sardiers Straton (um 130) ſelbſt noch im 10ten Jahrhundert von Konſtantinos Kephalos (910) und Maximus Planudes (1330) benutzt und ausgeſchrieben wurden.

Redner waren um jene Zeit Aiſchines in Rhodos; Tiberios in Alexandria (um 200). Geſchichtsforſcher, an deren Werken, auch wenn ſie auf anderm Boden erwuchſen, der Einfluß der Alexandriniſchen Form unverkennbar iſt, ſind Polybios aus Megalopolis (geb. 204, geſt 123), von deſſen 40 Büchern über die Geſchichte jener Zeiten (von 220 bis 146 v. Chr.) nur noch fünf vollkommen erhalten ſind; Dionyſios aus Halikarnaſſos, welcher Rom in ſeiner blühendſten Zeit (31 bis 10 v. Chr.) geſehen und beſchrieben; Diodorus der Sicilier (aus Argyrion) lebte und ſchrieb ebenfalls unter Auguſtus; Nicolaus von Damascus (8). Von den chronologiſchen Werken des Timaios, Apollodoros und Kaſtor kennen wir aus anführenden Stellen der Alten kaum noch den Titel. Erdbeſchreiber waren und zugleich Aſtronomen: Eratoſthenes aus Kyrene (geb. 276, geſt. 195), Bibliothekar zu Alexandria um 228, deſſen mathematiſche Geographie wir ziemlich vollſtändig durch Strabo kennen. Er berechnete zuerſt, der Wahrheit ziemlich nahe kommend, den Umfang der Erde. Hipparchos aus Nikaia (geſt. 125) ward der Begründer der wiſſenſchaftlichen, auf unmittelbaren Beobachtungen ruhenden Aſtronomie, in ihrem ganzen nachmaligen und noch jetzigen Umfang; Poſeidonios aus Rhodos lebte um 86. Gleichzeitig ſchon mit Eratoſthenes hatte Euklides (um 280) in Alexandria gewirkt und die Grundzüge der reinen Mathematik für alle Zeiten entworfen (ſein Commentator Proklos lebte erſt um 450); Apollonius aus Pergamum erläuterte (um 250) die Kegelſchnitte; Archimedes aus Syrakus (287 bis 212) begründete für immer die Mechanik auf wiſſenſchaftliche Weiſe; Heron (um 210) ſchrieb über Automaten und Kriegsmaſchinen; Geminos aus Rhodos (70) gab auf leicht faßliche Weiſe die Grundlehren der Aſtronomie. — Der Beſchreiber unglaublicher Dinge, der Alexandriner Palaiphatos, lebte um 320. Aus dem Gebiet der Naturkunde gab Antigonos wunderbare Er=

zählungen (um 270), und um dieselbe Zeit lebte und schrieb der Physiognomiker Melampus. Namhafte Aerzte und Zergliederer jener Zeit, welche wir im somatischen Theile dieses Werkes öfters erwähnten, waren Herophilus aus Chalcedon (um 280) und sein Zeitgenosse Erasistratos aus Kos, deren Schulen später bei der gewaltsamen Entfernung der meisten griechischen Gelehrten aus Alexandria (135), die des ersteren in Laodikäa, die des letzteren in Smyrna, blüheten. — Das empirische System der Arzneikunde vervollkommnete Philinos aus Kos (um 250); das sogenannte methodische (dem Brownianismus verwandte) Asklepiades, aus Prusa in Bithynien, welcher um 110 in Rom lebte.

Das alte Rom, in welchem in uralter Einfalt ein Volk erzogen und gehärtet wurde, welches unter andern Völkern die Bestimmung des Eisens hatte, sang noch, bis in jene Zeiten, in denen die griechische Litteratur unter Alexandrinischem Einfluß ihre letzten Nachblüthen trieb, seine saturnischen Festgesänge, welche Weissagungen in sibyllinischem Geiste, Lobpreisungen der Götter und ermuthigende Töne der Schlachten enthielten. Da wurde das Volk durch Livius Andronicus (um 238 v. Chr.), einen Griechen aus Tarent und Freigelassenen des M. Livius Salinator, mit den Werken der griechischen Dichtkunst bekannt; denn, obgleich in roher Sprache, übersetzte derselbe außer mehreren Hymnen die Odyssee des Homer sowie griechische Lustspiele. Ihm folgte in dem Geschäft der Verpflanzung griechischer Muster auf römischen Boden Qu. Ennius, aus Rudiä in Calabrien (geb. 240, gest. 170 v. Chr.), welcher zuerst in Sardinien der Lehrmeister des älteren Cato im Griechischen gewesen, dann von diesem mit nach Rom geführt war. Es hat vermöge eines Gesetzes der wechselseitigen Anziehung der sich ganz entgegengesetzten Stimmungen des Gemüthes, das wir in den vorhergehenden Untersuchungen öfters betrachtet haben, das ernste Rom ein ganz vorzügliches Gefallen am Komischen gefunden, und deßhalb ist vor Allem in Rom das Lustspiel zu einem hohen Grad der Vollendung, wiewohl meist nach griechischem Muster, gelangt. Cn. Nävius aus Campanien (gest. 233) war mehr nur Uebersetzer in des Livius Andronicus Weise gewesen. Voll eigenthümlicher Kraft dagegen und Fülle des natürlichen Witzes hatte sich M. A. Plautus aus Sarsina in Umbrien (gest. 184 v. Chr.) nach dem Muster der Griechen gebildet, und es erhub P. Terentius Afer (geb. 194, gest. 161 v. Chr., Freigelassener des Terentius Lucanus) das römische Lustspiel zu einer noch jetzt Bewunderung erregenden, classischen Vollendung.

Bemerkenswerth erscheint es, daß die Römer, so glücklich in dem komischen Drama, für das Trauerspiel fast ganz ohne Sinn

und Anlage erschienen; vielleicht deßhalb, weil sie bestimmt waren in der That und persönlich auf dem Theater der Weltbegebenheiten ein ungeheures Trauerspiel der Völker aufzuführen. Wir kennen deßhalb die Tragiker Pacuvius (um 180) und selbst den Freund des Virgil und Dichter des Thyestes: den L. Varius, nur dem Namen nach, und die Trauerspiele des L. An. Seneca (geb. 1, gest. 65 nach Chr.) erregen kein großes Verlangen nach diesem verloren gegangenen Zweig der römischen Poesie. — Bedeutender jedoch und kräftiger entfaltete sich die römische Dichtkunst nach andern Seiten hin. So in des Titus Lucretius Carus (geb. 97, gest. 53 v. Chr.) Lehrgedicht, das auch von psychologischer Seite betrachtet ein merkwürdiges Werk ist, da es in den gesunden Zwischenzeiten gedichtet ist, welche der durch einen Liebestrank vergiftete Sänger mitten in den Perioden völliger Geistesabwesenheit genoß. Allgemeiner gepriesene oder doch bekannte Namen sind P. Virgilius Maro (aus Andes bei Mantua, geb. 71, gest. 19 v. Chr.), welcher sich durch innere Kraft hoch über das geistlose epikurische System erhob, in welches sein Lehrer Siro ihn zu führen versuchte; Qu. Horatius Flaccus aus Venusia in Apulien (geb. 67, gest. 20 v. Chr.); P. Ovidius Naso aus Sulmo in den jetzigen Abruzzen; Caj. Valerius Catullus, von der Halbinsel Sirmio im Veronesischen (geb. 87, gest. 48 v. Chr.); Alb. Tibullus aus Rom (gest. 19 v. Chr.); S. Aur. Propertius aus Umbrien (geb 58 v. Chr., gest. 8 n. Chr.); M. Annäus Lucanus (aus Corduba in Spanien, gest. 60 n. Chr.); Caj. Silius Italicus (geb. 25, gest. 100 n. Chr.) zugleich als Redner bekannt.

Höheres und Bedeutenderes als in den meisten andern Gebieten der Wissenschaften zusammengenommen hat Rom auf dem Boden der Geschichte aufzuweisen. Es hatte schon Ennius (um 200 v. Chr.) seine Annalen und Liv. Nävius, sein Zeitgenosse, die Geschichte des zweiten punischen Krieges, beide in Versen beschrieben, während Qu. Fabius Pictor (um 220 v. Chr.) und L. Cincius Alimentus Geschichte in ungebundener Rede erzählten. Um Geschichte und Chronologie machten sich der ältere Cato (um 200 v. Chr.), so wie Marc. Ter. Varro (60 Jahre v. Chr.), der letztere auch um römische Sprachkunde verdient. Es wurde indeß die Geschichte fast mehr als anderswo sonst zu äußerer Würde erhoben, als Julius Cäsar (geb. 101, gest. 44 v. Chr) das Heldenschwert mit dem schreibenden Griffel vertauschte, und als Beschreiber der Geschichten der gallischen und bürgerlichen Kriege auftrat. — C. Nepos aus Hostilia starb 29 v. Chr. — C. Sallustius Crispus aus Amiternum im sabini-

schen Gebiet, geb. 86, gest. 36 v. Chr. — Titus Livius aus Padua, geb. 60 v. Chr., gest. 13 n. Chr., ist der blühende Jüngling unter den Geschichtsforschern; C. Cornelius Tacitus (geb. 60 n. Chr., im Jahre 97 Consul) erscheint dagegen als der unter Kampf und Leid frühe gereifte, tiefblickende, erfahrene Mann der Geschichte. — C. Suetonius Tranquillus aus Rom, geb. 70, gest. 121 n. Chr. — Qu. Curtius Rufus um 69. — C. Vell. Paterculus geb. 20 v. Chr., gest. 31 n. Chr.

Die Philosophie der Römer, welche wir aus Cicero's Werken am besten kennen und in ihrem wohlmeinenden Ernste würdigen lernen, stammte in gerader Linie von den jüngsten Sprößlingen der griechischen Schulen ab. Durch Diogenes aus Babylon, einen der Nachfolger des Zenon, wurde im Jahre 170 v. Chr. die stoische Philosophie nach Rom verpflanzt. Hier wurde dieselbe von Panätios aus Rhodos (um 140 v. Chr.) öffentlich gelehrt und, von Scipio und Lälius begünstigt, wirkte dieselbe bedeutend auf die Bildung der Rechtskunde so wie der römischen Rednerkunst ein. Obgleich dem Namen nach Stoiker, verehrte dennoch Panätios den Plato vor allen andern Weisen des Alterthums „als den Homer der Philosophen." — Der Lehrer des Cicero und des Panätios Schüler, Posidonios von Rhodos (geb. 134, gest. 50 v. Chr., Stifter einer Schule auf Rhodos) war Geograph, Mathematiker, Physiker und Philosoph. Obgleich er vielleicht der gelehrteste unter allen Stoikern war, bekannte er dennoch, daß die frühere Zeit besser und kräftiger philosophirt habe; die Philosophie der Griechen stamme aus alter Ueberlieferung des Orients ab. Die Lehre des Posidonios näherte sich wieder ganz jener der älteren sokratischen Schulen; selbst die Mantik wurde von ihm wieder vertheidigt. Aus Rhodos zeichneten sich auch zu derselben Zeit als Lehrer der Philosophie des Aristoteles und als Grammatiker aus: Tyrannion und Andronikos. — Der Lehrer dieser auf römischem Boden einheimisch gewordenen Philosophie für viele künftige Geschlechter, M. Tull. Cicero aus Arpinum, war geb. 108, gest. 44 v. Chr. — L. Ann. Seneca wurde schon vorhin erwähnt.

Noch im Jahre 31 nach Chr. erzählte Phädrus (von Geburt ein Thracier, Freigelassener des Kaisers Augustus) äsopische Fabeln. Bald aber entwickelte sich in der römischen Poesie die derselben bei der natürlichen Neigung des Volkes sehr nahe liegende Anlage zur Satyre. In ihr thaten sich hervor Aul. Persius Flaccus aus Volaterrä in Etrurien, geb. 34 v. Chr., gest. n. Chr. 62; T. Petronius Arbiter, gest. 66 n. Chr.; Dec. Jun. Juvenalis aus Aquinum, geb. 38, gest. nach 119 n. Chr. — Ein später, nicht

sehr kräftiger Zweig der lyrischen und epischen Poesie erzeugte sich noch in Publ. Papir. Statius aus Neapel, geb. 61, gest. 96 n. Chr. — Als Redner that sich hervor C. Plinius S. Cäcilius aus Novocomum (geb. 62, gest. 110); das Lehramt der Redekunst bekleidete unter Vespasian M. Fab. Quinctilianus aus Calahorra in Spanien, geb. 42 n. Chr., gest. nach 118. — Historischer Excerptenmacher und zugleich Dichter war Luc. Annäus Florus (vor 117). — Redekünstler, Sprachlehrer und gelehrter Compilator war Aulius Gellius, um 160 nach Chr.

Um die Länderkunde macht sich Pomponius Mela aus Spanien (um 41 n. Chr.) verdient; mit einer Art von chronologischer Astronomie beschäftigt sich schon Nigidius Figulus, Cicero's Freund, um 45 v. Chr; übrigens hatte Rom in diesem Gebiet so wenig Tüchtiges aufzuweisen, daß Jul. Cäsar bei seiner Kalenderverbesserung den Sosigenes aus Alexandria zu Hülfe rufen mußte; ein Lehrgedicht astronomischen Inhaltes sang Marcus Manilius (um 9 n. Chr.), welches noch immer von kräftigerem Geiste zeugt, als jenes des Julius Firmicus Maternus (gest. um 340), obgleich diesem die seitdem mehr zum Gemeingut gewordenen alltäglicheren Kenntnisse der wissenschaftlichen Astronomie nicht fern liegen konnten. — Ueber Baukunst schrieb ein treffliches Werk: M. Vitruvius Pollio um 29 n. Chr.; über Wasserleitungen Sext. Jul. Frontinus (gest. 106); den Ackerbau wählten schon zum Gegenstand ihrer wissenschaftlichen Betrachtung: M. Porcius Cato (geb. 235, gest 159 v. Chr.); M. Terentius Varro (der bereits erwähnt wurde); Jun. Moderatus Columella aus Cadiz (um 85 v. Chr.). — Die Arzneikunde behandelten als Schriftsteller Aurelius Cornelius Celsus aus Rom oder Verona, um 14 n. Chr.; Scribonius Largus (vor 50 n. Chr.). — Die Meteorologie Seneca.

Einer auszeichnenden Erwähnung verdient der fleißige Sammler und Lehrer vieler späteren Jahrhunderte im Gebiet der gesammten Naturgeschichte: C. Plinius Secundus aus Verona, geb. 23 n. Chr., gest. 79. Die Kühnheit des Planes, so wie der Umfang des wissenschaftlichen Gebäudes, das er in seinen Werken aufstellt, wird sich die Achtung aller Zeiten erhalten.

Wir wenden uns nun zu einigen selbstständigen Erscheinungen im Gebiete der Litteratur auf fremdem Boden, obgleich in den Zeiten römischer Herrschaft eigenthümlich entwickelt.

Der in diesem Werk oft erwähnte, merkwürdige Philo Judäus stammte aus hohenpriesterlichem Geschlecht und war von reich begüterten Eltern zu Alexandria in Aegypten 30 Jahre vor Christus geboren. Er gelangte später in dieser Stadt zur Würde des Ma-

gistrats. — Im vierten Jahre der Regierung des Caligula, mithin 40 Jahre nach Christo, nennt sich Philo einen Greis: welche Benennung nach dem Buche Pirke Avoth den Juden erst im 70sten Jahre zukam. Erst im Jahre 49 n. Chr. kam der Apostel Marcus nach Aegypten, schwerlich konnte demnach Philo in seinem mit jugendlicher Begeisterung geschriebenen Werke de Therapeutis christliche Mönchsorden im Sinne haben: eben so wenig darf angenommen werden, daß er bei andern seiner Werke christliche Schriften vor Augen hatte (m. s. die Einleitung zur Ausgabe seiner Werke von Mangey). Andere Philosophen, welche in griechischer Zunge lehrten, waren Epiktet aus Hierapolis in Phrygien, Freigelassener des Kämmerers des Nero, des Epaphroditus. Er war später Lehrer der Philosophie zu Nikopolis (etwa 94 bis 117). — Um dieselbe Zeit Theon aus Smyrna. — M. Aurel. Antonius st. 180. — Gleichzeitig mit ihm Maximus Tyrius. — Witziger Schriftsteller auch über Philosophie war Lukianos aus Samosata, der in derselben Zeit lebte. — Sextus Empiricus, der gelehrte und scharfsinnige Arzt aus Mitylene, lebte um 190.

Geschichtliche Werke schrieben Nicolaus Damascenus, sogenannter Philosoph, Dichter und Geschichtsforscher, lebte am Hofe Herodes des Großen, der ihn im Jahre 5 zum Gesandten nach Rom an Kaiser Augustus gebrauchte; Flavius Josephus aus Jerusalem, geb. 37 n. Chr., gest. nach 93. Der edle Plutarchus, aus Chäronea in Böotien, vor 49 nach Chr. geb., starb um das Jahr 130, war in den letzten Jahren des Vespasian Lehrer der Philosophie in Rom, unter Trajan Consul, unter Hadrian Procurator von Griechenland. Appianus aus Alexandria schrieb um 147 n. Chr.; Dio Cassius Coccejanus aus Nicäa in Bithynien, geb. um 155, gest. 229, brachte einen großen Theil seines Lebens in Rom zu, war um 218 Statthalter zu Smyrna. Pausanias, der Reisebeschreiber, wahrscheinlich aus Cäsarea in Cappadocien, lebte um 174 n. Chr.; Flavius Arrianus (aus Nicomedia in Bithynien) war unter Kaiser Hadrian Statthalter von Cappadocien (um 134), lebte etwa bis 161 n. Chr. Er beschrieb aus älteren Quellen die Thaten Alexanders. Claudius Aelianus aus Präneste in Italien, war um 220 Lehrer der Rhetorik zu Rom. Diogenes Laërtius um 250 n. Chr.

Im Gebiet der Länderbeschreibung thaten sich hervor: Strabo aus Amasea in Cappadocien vom Jahre 26 v. Chr. bis 17 n. Chr.; Dionysius Periegetes (aus Charax) beschrieb seine Reise nach dem Orient, die er auf Augusts Befehl gemacht, in Versen. Um

Länder- und Sternkunde zugleich erwarb sich ein unsterbliches Verdienst Claudius Ptolemäus aus Ptolemais Hermeiu in der Thebais um 138 n. Chr. Zu Canopus, in der Nähe von Alexandrien, in einem Zimmer des Tempelgebäu's des Serapis, lebte dieser fleißige Forscher nach der abgeschiedenen Weise der alten ägyptischen Priester. — Einer der größten Pflanzenkenner des Alterthums war Pedanius Dioskorides, aus Anazarbus in Cilicien, um 64 n. Chr. — Aerzte: Xenokrates Aphrodisius, aus Aphrodisium, um 37; Scribonius Largus, unter Tiberius und Claudius, um 50; Soranus aus Ephesus, in Alexandria gebildet, um das Jahr 100; um dieselbe Zeit Rufus aus Ephesus und Archigenes aus Apamea. Vor allen Andern jedoch Claudius Galenus aus Pergamus, von 113 bis 200 n. Chr.

In die Zeiten der ersten Jahrhunderte gehören noch der gelehrte Rabbi Akiba (gest. 120), welcher das Buch Jezirah schrieb; Rabbi Juda Hakkadosch aus Sepphoris, gest. nach 200, welcher die Mischna zusammenstellte. — Aus selbstständigem Stamm erwachsen, blühete um jene Zeit auch in Indien die Dichtkunst mit andern Zweigen des menschlichen Wissens zugleich. Es lebte um 50 n. Chr. Kalidasa, der Verfasser der Sakontala, und in den nächsten Jahrhunderten vor Christo hatte schon Vyasa seine Mahabharatta gesungen, Vischnu-Sarma die Hitopadesa gedichtet. — Sendebad: die sieben Weisen (um 100 v. Chr.) — Jojadeva der Lyriker dichtete seine Gita-Govinda um 120 n. Chr.

Schriftsteller späterer Zeit von vorherrschend wissenschaftlicher Richtung. Historisch wichtige: Eunapios aus Sardes (um 395) gab Lebensbeschreibungen; Joannes Stobäus, Sammler (um 500); Simplikios (549). Auch Kleomedes, zugleich Astronom (nach 300); Salvianus (485). — Platonische Philosophen: Alkinoos (160), Verf. einer Einleitung in die Platon. Philosophie; Aristoteliker: Alexander Aphrodisiensis aus Karien, um 200 n. Chr. Lehrer in Athen. Celsus 170. Sogenannte Neuplatoniker: Alex. Patamon, vor 200; Ammonios Saccas (gest. 241); Plotinos aus Lykopolis (205 bis 270); Porphyrios aus Batanea (geb. 223, gest. 304); Jamblichos aus Chalkis in Cölesyrien (gest. 333). Christliche Schriftsteller dieser Richtung: Synesios aus Kyrene (geb. 378, gest. vor 431), Bischof zu Ptolemais. Sein Ausleger Nicephorus lebte erst um 1360. — Nemesios, Bischof zu Emesa, um 400. — Proklos der Lykier, geb. 412, gest. 485; Damaskios der Syrer (525). — Die Schule der Neuplatoniker in Athen wurde von Kaiser Justinian (529) aufgehoben; Isidorus aus Gaza, Simplikios

und Damaskios, welche diese Auflösung erlebten, zogen sich ins persische Reich, von da (533) nach Aegypten zurück. — Mathematik und Astronomie blühten noch immer in Alexandria. Um 390 lebte Alex. Pappus, der Geometer; Theon der Alexandriner um 365, seine gelehrte Tochter Hypatia ward 415 in einem Volksauflauf ermordet.

Die Rechtsgelehrsamkeit in jener wissenschaftlichen Form, in welcher dieselbe von den christlichen Jahrhunderten vollkommen ausgebildet worden, hat ihren Ursprung in der alten Gesetzgeberin vieler Völker und Zeiten: in Rom, genommen. Formeln zur Einleitung und Führung der Processe sammelte schon Appius Claudius und machte sein Schreiber Cnejus Flavius (305 vor Chr.) öffentlich bekannt. — Die seitdem neu erfundenen Formeln brachte Sextus Aelius Catus (um 202) zur Kunde des lesenden Volkes; Lehrer des Rechtes war schon um 254 v. Chr. Tiberius Coruncanius; berühmte Rechtskundige der nächsten Jahrhunderte vor Christo: Q. Mucius Scävola, Servius Sulpicius, App. Cl. Cäcus u. A. Unter Augustus entstehen die Schulen des (strengen) Labeo und des Capito. Zu der Schule des Ersteren gehören Proculus (25), Pegasus (70), Celsus I u. II (120); zu der des Letzteren C. Cassius Longinus (25), Cöl. Sabinus (95), Priscus Javolenus (100), Salvius Julianus (131), Gajus 160), dessen Commentare über die Institutionen die Hauptquelle der Justinianischen Institutionen bilden; Aemilius Papinianus (geb. 140, gest. 212); Domitius Ulpianus aus Tyrus, gest. 228; Jul. Paulus (gest. 235); Herennius Modestinus (245). — Schon seit Hadrians Regierung hatte Rom (135), seit Alex. Severus (im Jahre 231) Berytus eine berühmte Schule der Rechtsgelehrsamkeit. Die erstere bestund bis nach 500, die andere bis 570, seit 420 war hierzu in Konstantinopel eine dritte gekommen. Der Lehrcurs dauerte fünf Jahre. — Die Constitution Valentinians III 426; der Codex Theodosianus 438. — Eine neue Epoche für die Rechtsgelehrsamkeit begann mit Kaiser Justinian, welcher veranlaßte, daß unter Leitung seines Hofkanzlers Tribonian aus allen kaiserlichen Constitutionen von Hadrianus Zeiten an der Codex Justinianus (aus mehr denn 200 Schriften) zusammengetragen wurde, bestehend aus 50 Büchern, welche unter 422 Titeln 9123 Gesetze umfaßten. Die Vollendung dieses riesenhaften Werkes, der sogenannten Pandekten, fällt in den Monat April 529; der Nachtrag dazu wurde vollendet 534, und früher noch als die Pandekten war das Compendium derselben unter dem Namen der Institutionen ausgefertigt worden.

Durch die Väter der Kirche hatte indeß auch, seit dem zweiten Jahrhundert, ein Theil der Litteratur begonnen, welcher bald eines der wichtigsten Elemente der Geistesbildung wurde. In griechischer Sprache schrieben: Justin der Märtyrer aus Sichem, geb. 89, st. 164; Athenagoras aus Athen, in Alexandrien um 165; Theophilos, Bischof zu Antiochien, 177; Tatianus aus Assyrien, Schüler Justins des Märtyrers, st. 176; Hermias vor 200; Irenäus, Bischof zu Lyon, st. 209; Clemens Alexandrinus st. v. 218; Origenes aus Alexandria, des Clem. Al. Schüler, war geboren 185, st. 253 an den Folgen der Peinigungen, welche er unter Decius erlitten; Gregorius Thaumaturgus aus Neocäsarea, durch Origenes zum Christenthum bekehrt, war seit 240 Bischof; Methodius, Bischof zu Olympus, um 311 enthauptet; Athanasius aus Alexandrien, geb. 296, starb 373; Cyrillus aus Jerusalem, starb zu Cäsarea 386; Epiphanius aus Palästina, seit 368 Bischof zu Constantia auf Cypern, st. 403; Cyrillus aus Alexandria starb 444; Chrysostomus aus Antiochien, geb. 354, gest. 407; Theodoretus aus Antiochien, geb. 393, gest. 457, war Bischof zu Cyrus in Syrien; Basilius Magnus aus Neocäsarea in Antiochien, geb. 316, st. 379; Gregorius Nazianzenus aus Nazianzus in Cappadocien, geb. 317, gest. 391. Die Geschichte der christlichen Kirche schrieben: Eusebius aus Palästina, geb. 264, st. 340; Hermias Sozomenus, geb. bei Gaza in Palästina um 450; Evagrius aus Epiphania in Cölesyrien, geb. 536. Von den Schriften des Philostorgus (um 423) und Theodorus Lector (nach 525) besitzen wir nur Bruchstücke.

Lateinische Kirchenväter: Tertullianus aus Carthago st. 220; Minucius Felix aus Afrika um 220; Cyprianus aus Carthago wurde im J. 258 enthauptet (Novatianus 251); Arnobius aus Afrika, durch einen Traum zur Annahme des Christenthums bewogen, im J. 297; Lactantius Firmianus, der Lehrer der Söhne Constantins, schrieb um 325; Ambrosius aus Gallien? Bischof zu Mailand, st. 398; Hieronymus Striton, aus Striton an den Gränzen von Dalmatien und Pannonien, geb. 330, starb 420; Augustinus aus Tegaste in Afrika, geb. 354, gest. 450.

Syrische Kirchenväter: Ephrem Syrus st. 378; Philoxenus und sein Chorbischof Polykarpos um 500; Mar Aba um 536; Thomas von Heraklea, Bischof von Germanicien, 617; Paul, Bischof von Tela, 617.

Gesänge und Gebete voll Kraft, Würde und Einfalt, aus diesen ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche hat neuerdings

von Bunsen in seinem reichen „allgem. evang. Gesang- und Gebetbuch zum Kirchen- und Hausgebrauche" (Hamburg bei Perthes) gesammelt.

Schriftsteller des Mittelalters. Die Werke des classischen Alterthums, so kostbar und selten, waren gerade durch die Lust der mächtigern Sammler, welche dieselben zu Bibliotheken aufhäuften, der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt worden. So hatte die reichste alte Büchersammlung in Alexandria dreimal das Loos einer zuerst theilweisen, dann gänzlichen Vernichtung betroffen (47 v. Chr., dann 391 n. Chr und zuletzt 640 durch die Araber). Die von Constantius und Julian in Konstantinopel angelegte Bibliothek verbrannte 477, und auch die wieder neu angeschafften Sammlungen traf dasselbe Loos in den Jahren 610 und 713. Dennoch hatte Griechenland, namentlich in den Klöstern der Inseln und in Konstantinopel, noch viele treffliche Ueberreste des alten Bücherreichthums, der hier auch häufig durch Abschriften vervielfältigt wurde. In Athen hatte sich bis auf Justinian eine Schule der Philosophie neben der berühmten Schule der Grammatik und Redekunst erhalten; außer diesem besaßen Konstantinopel, Alexandria, Antiochien, Berytus, Edessa und Nisibis berühmte Unterrichtsanstalten. Aus diesen noch immer sehr begünstigenden Elementen konnte sich indeß im neuen griechischen Reich nur noch ein schwacher Nachtrieb der alten griechischen Litteratur erzeugen, deren Zeit dahin war. Dichter: Nonnus 410, Pelag. Patricius aus Eudocia vor 460; Tryphiodorus 518; Leo der Weise st. 911; Philippus Solitarius um 1080; Cyr. Theod. Prodromus st. nach 1143; Joh. Tzetzes aus Konstantinopel lebte noch 1185; Manuel Philes aus Ephesus, geb. 1275, st. 1340; Maximus Planudes, Sammler äsopischer Fabeln, 1350. — Um das Studium der alten Litteratur und Sprache machten sich verdient: der schon erwähnte Joh. Stobäus (um 500); Joh. Philoponios, Lehrer in Alexandrien, um 640; Photius aus Konstantinopel, Lehrer Leo des Philosophen, starb 891; Joh. Zonaras um 1110; Suidas, Verfasser des berühmten Wörterbuchs, um 975 oder nach Andern um 1150; Antonius, Sammler von Sentenzen, 1110; Gregorius Pardus, Metropolit zu Corinth; im 13ten oder 14ten Jahrh.; Eustathius, geb. 1155, gest. 1194; Thomas Magister 1327; Varinus Phavorinus, Verfasser eines griechischen Wörterbuchs, 1537. Außer diesen: Georg Lecapenus 1350; Demetrius Triclinius 1400; gleichzeitig Eman. Moschopulus und Chrysoloras; Michael Apostolus 1453; Bessarion aus Trapezunt, geb. 1395, gest. 1472; Theodorus Gaza aus Thessalonich,

geb. 1398, gest. 1478; Georg von Trapezunt aus Kreta st. 1486; Constantinus Lascaris st. 1493; Janus Lascaris st. 1515; Demetrius Chalkokondylas aus Athen, Lehrer zu Perugia, Florenz u. s., gest. 1510; Marcus Musurus gest. 1517.

Griechische Geschichtschreiber der ersten sechzehn Jahrhunderte: Zosimus nach 425; Olympiodorus, Dichter, Chemiker und Geschichtsforscher, aus Theben in Aegypten, schrieb 407 bis 425; Procopius aus Cäsarea in Palästina um 562. — Byzantinische Geschichtschreiber: Zonaras 1118; Nicetas Acominatus st. 1206; Nicephorus Gregoras aus Heraklea im Pontus (geb. 1295, st. 1359), war auch Astronom; Nicolaus Leonicus nach 1467; gleichzeitig Joh. Ducas. — Als Chronographen sind bemerkenswerth: G. Syncellus um 806; Theophanes, geb. 784, st. 818; Nicephorus aus Konstantinopel, geb. 758, gest. 828; J. Malelas um 900; G. Cedrenus 1057; Sim. Metaphrastes 1140, schrieb auch Leben der Heiligen; Leo Grammaticus; Joh. Scylitzes um 1080; Georg Phrantzes, geb. 1401. Außer diesen: Georg Pachymeres 1242; Georg Codinus lebte noch 1453.

Geographen: Stephanus aus Byzanz vor 500; Cosmas Indicopleustes 550. — Mathematiker: Proclus 485; Marinus nach 485; Eutocius aus Ascalon um 500; M. C. Psellus. — Astronomen: Thius 500 und Leontius. — Chionades mußte sich im Jahr 1250 seine Kenntnisse in Persien holen. — Alchymisten: Stephanus Atheniensis um 640; Cassianus Bassus 912. — Aerzte: Oribasius um 430; Aëtius 500; Alexander von Tralles st. vor 565; Theophilus Protospatharius 610; Palladius vor 600; Paul Aeginata 668; Stephan von Athen 630; Nonus 959; Simeon Seth 1071.

Der Geschichtschreiber der Armenier: Moses von Chorene um 462. Vorzüglich wurden aber die Syrer Lehrer der Araber seit 622. Die Schriften der griechischen Astronomen, Naturforscher und Aerzte wurden seit Almansors Regierung (753 bis 775), noch mehr unter Harun al Raschid (768 bis 808) und Almanon (813 bis 833) ins Arabische übersetzt. Hiebei thätig: Joh. Mesve aus Damask, ein christlicher Arzt, um 800, so wie sein Schüler Honai Ebn Isaak. — Aeltere, eigenthümliche Dichter hatten die Araber schon an Amril Kais (um 550), Tarafah, Zoheir, Hareth, Antara u. A. — Der Koran, entstanden 622 bis 625. — Dichter nach Mohammeds Zeit: der Kalife Ali Ibn Abutaleb 660; Abu Nauwas aus Bassora 830 und gleichzeitig mit ihm der Samm-

ler der großen arabischen Anthologie: Abu Theman; Bochtari 880; Motenebbi 965; Abul Ola 1058; Thograi 1100; Ebn Faredh st. 1234. (Der Fabeldichter Bidpai oder Bilpai sollte schon im 9ten Jahrh. v. Christo oder doch zu Alexanders Zeit gelebt haben.) Ferner erzählte wunderbare Sagen, als Antars Leben, Abunai schon um 800; vor Allen Hariri, durch Rückerts meisterhafte Uebersetzung uns Deutschen näher gebracht, geb. 1054, st. 1120. — Abu Dschafar Ebn Tofail 1150. — Geschichtschreiber: Hescham Alkhelebi, Sammler von Geschlechtsregistern, 819; Alwakedi 822; Abu Obeidah Mehmar st. 825; Ebn Kotaibah 889; Abu Dschafar Muh. Ibn Dschoxair Attabari 838 bis 923; Said Ibn Patrik 876; Masfudi Kothbeddin in Kahiro 957; Abilara 1058; Bahaoddin Ebn Scheddad 1090; Abu Abdallah M. Ebn Ahmed 1200; Abdollatiph 1180 bis 1225; Greg. Abulfaradsch 1226 bis 1286; Georg Elmacin, Christ, geb. 1223, st. 1302; Abulfeda, geb. 1273, st. 1332; Fachreddin 1300; Almakrizi 1368 bis 1441; Arabschah, Beschreibung des Lebens Timur Chans, st. 1450. — Um Länderkunde machten sich verdient: Wahab 851 und Abuseid 907; Ebn Haukal 901 bis 968; Masudi 957; Al Edrisi um 1180; der schon erwähnte Abulfeda. — Mathematik und Astronomie wurden gefördert durch Mohammed Ben Musa (820), den ersten Schriftsteller über Algebra; Thelit Ben Corrah um 850; Omar Ben Ibrahim; Abumasar (gest. 883) fertigt astronomische Tafeln; Al-Fergani (Alfraganus) um 883; Albateni (Albategnius) st. 928; Dschebar Ben Afla (Geber) um 1050; Arzachel 1080; Alhazen 1100; Almansor 1150; Abn Ragel und Alkabiz unter Alphons; Ebn Roschd (Averrhoes), auch Arzt und Rechtsgelehrter, st. 1217. — Die Philosophie, besonders des Aristoteles, betrieben eifrig: Sajeg 1140; Alfarabi 954; Ebn Sina (Avicenna) der große Arzt, geb. 980, st. 1036; Algazali 1061 bis 1127; Tophail 1150. — Naturforscher: Kazwini 1283; Ebn Baithar st 1248. — Alchymisten: der schon erwähnte Geber oder Dschafar; Ebn Zohr (Aven Zohr) st. 1168, und Ebn Roschd (oder Averrhoes). — Aerzte: Ahrun, der zuerst die Pocken beschreibt; Serapion 820; Alkindi um 850; Rhazes 860 — 940; Ali Ebn Abbas 994; Ebn Sina, Avicenna, schon erwähnt; der jüngere Serapion 1070, u. f. — Rechtsgelehrte: Omar al Nasarfy 1142; Ibrahim von Aleppo st. 1549.

Später als bei den Arabern erwachte der alte Sinn für Kunst und Wissen bei den Persern. Der Dichter Ferdusi lebte um

1020; Anvari 1200; Saadi 1175 bis 1292; Haphyz st. 1413. Der Geschichtsforscher Abu Said um 1275; Turan Schah 1377; Mirkhond 1432 bis 1498; Abdollatif al Kazwini st. 1552; Algoffari st. 1567; Abul fazal lebte gegen 1590; Ferischta 1600; Fani nach 1650. — Astronomen: Althusi 1183 — 1244; Ulugh Beigh st. 1450.

Es hatte indeß auch in den Abendländern, neben jenem innren Werk der Menschenbildung, von welchem wir oben im §. sprachen, ein mehr in die Augen fallendes, äußeres der Erziehung zum Wissen fortbestanden. In Südfrankreich und Spanien erwachte der Geist der Dichtkunst zuerst, wie man meint, an dem Hof der Berengare aus dem aragonischen Hause (von 1100 bis 1245). Fast gleichzeitig hiemit ergriff aber die Lust des Gesanges alle christlichen Völker des Abendlandes, von Spanien bis gen Island. Als berühmten Troubadour nennen wir Wilhelm, Graf von Poitiers, von 1071 bis 1126; als den größten Beförderer der Kunst Raymund Berengar V, st. 1245. — Größere Werke der Dichtkunst der südlicheren Länder waren: der Amadis von Gallien, welcher spanischen Ursprungs seyn soll. Die Sagen von Karl dem Großen, angeblich von Turpin, seit 1110, die von König Arthur durch den welschen Benedictiner-Mönch Wilhelm von Monmouth seit 1138 in England besungen. Arthurs Thaten; die sinnvolle Sage vom heiligen Graal scheint überhaupt normannischen Ursprungs. — Indessen hatte auch Deutschland eine kräftige Zeit der Dichtkunst. Das Lied der Nibelungen, dessen Stoff schon um 990 zusammengetragen war, scheint bereits vor 1200 gedichtet. Das Heldenbuch, meist nach altgothischen Sagen, dichteten Wolfram von Eschenbach (st. 1227) und sein Zeitgenosse Heinrich von Ofterdingen. Andre Dichter dieser Zeit: Heinrich von Waldeck 1190; Hartmann von der Aue 1200; Walther von der Vogelweide 1240; Klingsor aus Siebenbürgen (st. 1250 ?); Gottfried von Straßburg 1220 u. f.

Die Schule der Arzneikunde zu Salern, um 1087 durch Constantin den Afrikaner begründet; die Schule zu Montpellier und Paris um 1220. — Schulen der Rechtsgelehrsamkeit: das Benedictiner-Kloster Bec in Frankreich; Bononien, seit 1128, durch Pepo und Irnerius gehoben. — Naturforscher: Albert der Große 1193 bis 1280.

Es bereitete sich nun allmählich durch die erneuerte Bekanntschaft mit dem ausgebreiteten Wissen der Alten ein Wiedererwachen der Wissenschaft vor. Auch diesem ging, vorzüglich in Italien, ein neuer, höherer Aufschwung der Dichtkunst voraus.

Von den Vätern der neuern Dichtkunst nennen wir hier nur einige der ältesten: Dante Alleghieri (eigentlich Durante), geb. im Mai 1265, verliert früh seinen Vater durch den Tod. Er empfängt schon im 9ten Jahre durch den Anblick der Beatrice einen tiefen Eindruck, bemüht sich eifrig im ganzen Gebiete der damaligen Wissenschaft; ficht heldenmüthig als Ghibelline für Florenz und Bologna gegen die Guelfen. Beatrice st. 1289. Dante verwaltet bis zum 35sten Jahre hohe Würden in seinem Vaterlande, wird dann von Karl von Anjou verbannt, und von diesem zum Tode des Scheiterhaufens verdammt. Geht als Flüchtling umher. St. 1321 zu Ravenna bei Guido Novello. — Franz Petrarca, geb. am 13 Jul. 1304, gest. am 8 Jul. 1374. Sein Vater war Dante's Freund und mit diesem zugleich verbannt. Ist bis ins 20ste Jahr Jurist, lebt dann ganz der alten Litteratur und Dichtkunst, meist zu und bei Avignon (Laura, geb. 1308, gest. 1342). — Giovanne Bocaccio da Certaldo, geb. 1313 zu Florenz, erwacht zur kräftigeren, geistigen Richtung am Grabmal des Virgil bei Neapel, im 28sten Jahre des Alters. Früher Kaufmann, später Gesandter, öffentlicher Lehrer, Erklärer des Dante. Er stirbt 1375. — Lodovico Ariosto, geb. 1474 zu Reggio, wo sein Vater Commandant war. Sein Orlando furioso wird 1515 gedruckt. Ariost st. 1533. — Torquato Tasso, geb. 1544 zu Sorento, st. 1595. — Louis von Camoens, geb. 1524, gest. 1579, dichtet das Heldengedicht der Portugiesen: die Lusiade, lebt und stirbt in vieler äußerer Noth. — Michael de Cervantes Saavedra, geb. 1547 zu Alcala de Henares, st. 1616 zu Madrid. Er hatte 1572 in der Schlacht bei Lepanto den linken Arm verloren; lebt als Gefangner in Algier bis zu seiner Ranzionirung im Jahre 1581. Werke: die Galathea, der Don Quichote, Persiles und Sigismunda und die Novellen. — Der allbekannte William Shakspere war geb. den 23 April 1564 zu Stratfort, unter zehn Kindern seines Vaters (der ein Handschuhmacher war) das älteste. Er verheirathet sich schon im 18ten Jahre, treibt Wollenhandel; um 1592 (zu London) schon Theaterdichter und Acteur. Stirbt 1616.

Die Wissenschaften im engern Sinne begannen auch in der neueren Zeit wie zu allen Zeiten der Geschichte unsers Geschlechts mit dem Studium der Sprache, und zwar der hochgebildeten des Alterthums, besonders der Griechen. Wie mit einem Schlage erwachte jetzt die selbstständige Forschung nach allen Richtungen hin und mit ihr die höchste Entfaltung der Kunst. M. v. hierüber meine kleine Schrift: Peurbach und Regiomontan, Erlangen 1828. Uebrigens hat von hier an der Baum des wissen-

schaftlichen Erkennens so viele sich nahe gleichende Blätter getragen, daß ihre Menge nicht zu zählen ist. Nach der Zeit der vielen Blätter wird jedoch dereinst wieder besser und reicher die der Blüthen und Früchte folgen.

Die Erziehung zum Wissen.

§. 67.

Von dem Werk der Erziehung, bei welchem sich vor Allem die Macht und Ohnmacht der Seele an andren Seelen kund zu thun vermag, heben wir, dem beschränkenden Plan dieser Untersuchung gemäß, nur Eine Seite zur Betrachtung hervor: die Erziehung zu jenen psychischen Fertigkeiten, wodurch die Seele des Menschen von der des Thieres (nach §. 40 und 46) sich unterscheidet. Auf andre Seiten des Gegenstandes hat schon ein Theil des Inhaltes der §§. 32, 33, 41, 58 hingedeutet, und wird es noch mehr der Inhalt des nächsten Abschnittes thun.

Hierbei muß vor Allem beachtet werden, was die Erziehung und Bildung durch Menschen der noch jugendlichen Menschenseele zu geben vermag, und was nicht der Mensch, sondern nur Gott zu geben vermöge. Denn des Milon von Kroton Kraft, welcher durch Herakleïsche Thaten Hellas in Staunen setzte, die Stärke und Schnelle der Füße, welche an Philonis und Philippides Bewundrung erregten, können nicht alle Hellenen haben, wohl aber kann jeder Gesunde den Gebrauch der Finger und Arme, jeder die Bewegung der Füße lernen. Jene Gabe des lebenskräftigen Erzählens, welche die Seele der Tausende, die zu Olympia's Spiel versammelt waren, mächtig ergriff, als der Vater der Geschichte sein Buch von der Menschen und Völker Geschick vor ihren Ohren las; jene Kraft und innre Bewegung der Rede, durch welche Cicero, wie mit Heeresmacht, den Feind aus den Mauern trieb und Rom befreite, hat nicht jeder mit der

Stimme begabte Mensch, sondern, wie die schönere oder kräftigere Gestalt des Leibes, sind jene Güter der Seele ein Geschenk, das Gott verleihet welchem er will. Reden dagegen über das Geschäft des Marktes und Hauses kann jeder geistig Gesunde lernen; und es vermag selbst der Indianer am Delaware-Strome mit einer wörtlichen Treue das nachzuerzählen, was er, vorhin Unerhörtes und nie in den Sinn Gekommenes, aus dem Mund des europäischen Lehrers vernommen.

Das Licht des Tages und die Farbenpracht der Auen wird, wie jede Empfindung, den sehenden Augen und dem fühlenden Leibe ohne ihr Zuthun gegeben; es stehet dagegen in der Macht des Leibes, beim Licht des Tages und auf den grünenden Auen, nach Gefallen sich zu bewegen. So finden wir auch in der Entwicklungsgeschichte des Menschengeistes ein Element, welches unsrer Natur, ohne ihr Wollen und Laufen, gegeben wird und wieder genommen, wie die Glieder des Leibes und ihre ausgezeichnetere Kraft; und wir lernen in dieser Natur eine eigenthümliche Kraft kennen, welche, nach ihrem Gefallen, jenes verliehene Element bewegt und gebraucht, und welche in der Uebung des Bewegens selber beständig wächst und vollkommner wird.

Die Kraft des freien Willens, welche die einzelnen Glieder bewegt, versammelt zuletzt alle ihre Richtungen, wie im gemeinsamen Brennpunkt, am Organ der Stimme und Sprache; und es ist kein andres Glied des Leibes, welches der Mensch nach seinem Gefallen mit solcher Leichtigkeit und Schnelle bewegen könnte, wie die sprechende Zunge und Kehle (nach §. 24). Was demnach die Seele des Menschen in das Gebiet der Sprache hinübernahm und mit dem Arme des Worts erfaßte, das ist nun ihr eigen, wie ein Glied des Leibes, und sie vermag es nach Willen zu bewegen. Auf diese Art, durch die Verwandlung der Dinge in Wort und

Zeichen der Sprache, gewinnt der Geist des Menschen zu seinem Dienst das Reich der Natur, mit seinen hehren Gestirnen und den irdischen Körpern; er gewinnt die ganze Schöpfung der Kunst.

Das Hinübernehmen des von außen gegebenen Elementes in die Region des innren, freien Bewegens: in die Sprache, so wie die Uebung des freien Bewegens an dem Empfangenen, soll denn vor Allem das Werk der Erziehung der Seele zum Wissen seyn. Hierdurch allein gelangt sie zum Besitz der innren Güter, welche Gott unsrer Natur zum Eigenthum verliehen. Denn die Namen, welche der Geist der Sprache durch den Menschen der frühesten Zeit den Dingen gegeben, das Wort, das die Weisheit von oben in Moses Herz und Mund gelegt, das Lied der Begeistrung, welches Orpheus von der Wesen Entstehen gesungen, sind, sobald sie zur Menschensprache sich verleiblicht, für immer in die Gewalt des Geistes gekommen.

Wie die bildende Kraft des Leibes die Glieder zuerst schafft und gestaltet, ehe der Wille sie zu bewegen vermag; so ist der Vorausgang alles Wissens eine von oben verliehene Gabe der Kunst. Die Erstlinge der Heerden und der Früchte des Feldes hatte die alte Zeit der Gottheit geweiht, den späteren Ertrag des Landes aber zur eignen Vergnügung gebraucht; es hat dieselbe das erste Bewegen der Kraft des Wissens nach oben, zu dem Göttlichen gerichtet, weil es von diesem ausgegangen, und erst später die Wissenschaft zu menschlichem Geschäft benützt. Auf dieselbe Weise soll auch bei der Erziehung zum Wissen die jugendliche Seele zuerst zur kindlichen Betrachtung der Thaten Gottes unter den Menschen geführt werden.

Nicht jede Menschenstimme ist zum wohlklingenden Singen geschickt; es vermag jedoch auch die schwächere Kehle der Zunge und den Lippen den Laut des hörbaren Wortes

zu geben. Mit Recht unterscheidet deßhalb der Sprachgebrauch die gebundene und freie Rede. Nur die letztere, nicht der seltner verliehene Gesang, stehet ganz in der Macht des freien Willens, und ist immer zum Dienst des Menschen bereit. Da es nun die Bestimmung der Wissenschaft ist, die innere Welt der Seele dem freien Walten des Geistes zu unterwerfen: so hat dieselbe immer in ihrem Entwickeln den Gang aus dem stets bewegten Aether der Dichtkunst hinab, nach dem mütterlichen, feststehenden Boden des gewöhnlichen Sprechens genommen, wie die bewegende Kraft im Nerven von oben nach unten geht. Orpheus und Musäus, Homer und Hesiod hatten früher von der Welt des Sichtbaren und Unsichtbaren gesungen, ehe Thales, der älteste der sieben Weisen, die Stimmen der Begeisterung in die beständigere, leichter zu erfassende Form der Worte faßte. Thespis hatte das Loos der sterblichen Menschen schon längst zu einem Kunstwerk der Bühne gemacht, ehe der große Halikarnassier dasselbe einfach und klar in seiner Geschichte erzählte; vor Cicero's Tagwerk des Forschens hatte Lucrez die Bahn des gleichartigen Strebens betreten. Diesen Vorgang, in der Geschichte der Erziehung unsres Geschlechts, auch bei der Bildung des Einzelnen beachtend, soll der Erzieher in der jugendlichen Seele den Zug zu der Welt des geistigen Erkennens durch die Werke einer höheren, menschlichen Begeisterung wecken und bekräftigen. Er soll indeß bedenken, daß hier noch nicht seines Weges Ziel und Ende sey. Es ist die Aufgabe der Wissenschaft: die Samen und Keime des Geistigen aus der bewegten Himmelsluft der höheren Begeisterung, in welcher jene zuerst schweben, herunter, in den fruchtbaren Grund der Seele zu nehmen und hier sie zu verleiblichen. Erst was die Hand erfasset, ist durch diese beweglich; so soll die Wissenschaft das hohe, nur dem begeisterten Gemüth verständliche Geheimniß der Begeisterung, der

allen Menschen gemeinsamen Vernunft erfaßlich, und so in dieser den gleichsam noch unsichtbaren Anfang sichtbar machen und verleiblichen. Es gilt dann auch von dieser Richtung des geistigen Strebens das schon vorhin erwähnte Wort eines tiefblickenden Weisen: „Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes," denn es soll, dieß ist das letzte Ziel der wahren Philosophie, alles was der Menschengeist in seinem geheimnißvollen Innren heget und beweget, alles das was die Seele durch die äußren Sinnen erfaßt, zum feststehenden Wissen: auch das Verborgene soll klar und offenbar werden. Und diesen Weg einer innren Verleiblichung soll auch die Erziehung des einzelnen Menschen zum Wissen nehmen.

Die vier Säulen, welche den Tempel der Wissenschaft tragen, die vier Elemente, aus denen die Welt des Erkennens sich bildet und gestaltet, sind allerdings Sprache und Mathematik (mit Naturbeschauung), Geschichte und Philosophie.[1] Auf jenem Wege, den die Erfahrung alter Zeiten gebahnt hat, beginnt dann die wissenschaftliche Bildung mit dem Ergreifen und Ueben der vollkommneren, reineren Menschensprache, so wie diese die ältere Welt (nach §. 46) im Vorzug vor allen späteren Zeiten besessen hat; zu der Kraft der Sprache gesellet sich schon frühe das hehre Element der Geschichte. Die Mathematik ist als Mutter oder Schwester nahe verwandt mit der Kenntniß und Betrachtung der Natur, deren Zeichensprache der jugendliche Geist öfters erst dann in ihrem tieferen Sinne deuten und reden lernen kann, wenn er vorhin die näher verwandte, lebenskräftige Sprache der Worte erlernte. Des Gebäudes höchster Gipfel ist eine Philosophie der Thatsachen und des Wortes, seiner uraltesten, tiefesten Bedeutung nach.

Doch dieser allgemeinere Gang der Erziehung zum Wissen ist für das vielartige Bedürfniß der Menschenseelen nicht der ausschließende und einzige. Das Beispiel einiger

der gepriesensten Meister im Wissen, die Jugendgeschichte eines Linné und selbst die eines Isaak Newton lehret uns, daß der Aufschwung der Menschenseele zu den höchsten Regionen des Wissens nicht an die gewöhnliche Stufenfolge unsres Schulunterrichtes gebunden sey; der berühmte Bayle, welcher die andern Gebiete des Wissens so mächtig umfaßte, fühlte sich unfähig, selbst zum Begreifen des Pythagoräischen Lehrsatzes. Der erste Lichtstrahl, welcher die Seele zum Aufmerken auf die Stimme des Geistes und hiermit zum wahrhaften Erkennen weckt, kann von sehr verschiednen Seiten her auf dieselbe fallen.

Daß es das Wort der Sprache sey, welches zunächst die Seele zum Wissen führt, unterliegt keinem Zweifel. Aber es gibt ein solches Wort, welches älter ist als die Werke des classischen Alterthums, welches Allen zugänglich, Allen verständlich, mehr denn jede andre Lehre der Schulen die Kraft in sich trägt, den Menschen zu Dem zu erziehen, was er auf Erden seyn und werden solle.

Erläuternde Bemerkungen. Zu einem Theil des Inhaltes des vorstehenden §. vergleiche man das reichhaltige Werk meines verstorbenen Freundes Dr. F. G. Chr. Schwarz: Die Erziehungslehre. Schon bei den Aegyptiern, deren wissenschaftliche Cultur freilich kein allgemeines Volkseigenthum, sondern zum großen Theil ein wohlverwahrtes Kleinod der Tempel war (nach §. 66), begann der wissenschaftliche Unterricht mit dem der Sprache. Es lernten die Kinder im Chor vereint zuerst das Lesen (Plat. de leg. VI. s. fin.), und diese Kenntniß, so wie die Fertigkeit des Schreibens, des Rechnens und der Feldmeßkunst wurde selbst bei dem Volke, wenigstens bei jenem Theil desselben, welcher Künste trieb, gefunden (Diodor. I, 81). Der eigentliche wissenschaftliche Unterricht begann damit, daß die Schüler die Volksschrift, dann die hieratische Schrift erlernten, deren sich die Priester zum Geschwindschreiben bedienten. Endlich wurde ihnen auch das Verständniß der hieroglyphischen Schrift eröffnet, welche man wieder in eine kyriologische und eine symbolische unterschied (Clem. Alex. Stromat. V, 4). Von den Israeliten wissen wir (aus 2 Mos. 12, 26 u. f.; 5 Mos. 11, 19), daß die erste Zucht und Belehrung der Kindheit

in dem Erlernen des geoffenbarten Wortes bestand. — Es wurden bei den Athenern die Knaben vom 7ten Jahre an zuerst im Pädagogium, in den Elementen der Sprache unterrichtet, später erst in der Musik u. s. Nach Plato sollte das Kind, sobald es die Menschensprache verstehen könnte, Mythen vernehmen (rep. II, 246); der eigentliche wissenschaftliche Unterricht beginnt mit dem Auswendiglernen der besten, ausgewähltesten Stellen der Muster der Sprache (leg. VI und VII); die höhere Geistesbildung bestehet in der Kunst recht und wahr zu sprechen, oder in der Dialektik (Soph. 252 und anderwärts). — Aristoteles empfiehlt außer diesem vornehmlich die Rhetorik, welche von dem Schüler des Sokrates, von Isokrates, so wie von Aeschines auf würdige Weise, von den Sophisten aber in gekünstelter Art gelehrt wurde. So war der Anfang und das Ziel der wissenschaftlichen Erziehung bei allen höher cultivirten Völkern des Alterthums die Ausbildung der Sprache.

Von C. v. Linné ist es bekannt, daß er als Knabe so geringe Fortschritte im Sprachunterricht der lateinischen Schule machte, daß sein Vater ihn zum Schusterhandwerk bestimmen wollte. Auch der große Isaak Newton genügte als Knabe auf der Schule zu Grantham den Anforderungen der Lehrer und den Erwartungen seiner Mutter so wenig, daß diese ihn zu einem Landwirth brachte, damit er die Geschäfte des Bauernstandes erlerne. Hier, in der Stille, entwickelte sich an der Beschäftigung mit Mechanik seine Neigung zur Mathematik, und als er durch die Verwendung eines Oheims dem Schulstudium wieder gegeben wurde, da bildete sich die Anlage für die mathematischen Studien in ihm so mächtig aus, daß er schon als angehender Student in Cambridge die Achtung des damals berühmten Mathematikers Barrow sich gewann, und schon im 24sten Jahre die Grundzüge der Infinitesimalrechnung, so wie des Gesetzes der Schwere fand. Von J. Bayle's Unwissenheit und Ungeschick im Gebiet der mathematischen Wissenschaften sprachen wir bereits oben §. 42. Er, welcher nach seinem eignen Geständniß den pythagoräischen Lehrsatz nie begreifen konnte, wußte Montaigne's großes Lehrbuch auswendig.

Der berühmte Buffon sagte zu einem Bewunderer seines Styls, es sey daran eben nichts Besonderes; ein Andrer würde dasselbe vermögen, wenn er die gleiche Aufmerksamkeit anwendete. Hierin liegt eine große Wahrheit auch für das Geschäft der Erziehung zum Wissen, dessen Hauptaufgabe es seyn und bleiben muß, die Aufmerksamkeit zu erregen und zu erhalten. Vor allem soll der Mensch „lernen aufs Wort merken."

VII. Die Herrschaft des Geistes.

Die Gränze.

§. 68.

Wir nahen uns hier der Gränze eines Reiches, welches schon jenseits dem Gebiete dieser Untersuchungen über die Geschichte der Seele, und höher als dasselbe gelegen ist. Es verstattet uns deßhalb die Lage des bisher gewählten Standpunktes nur einige, wenig eingehende Blicke in die Lehre von der Herrschaft des Geistes, welche, ihrer ganzen Natur nach, näher der religiösen Betrachtung, als der wissenschaftlichen Forschung stehet.

Wenn du in der frischen Fülle der Jugend, da der Tag des Lebens heiter strahlte und warm, den Drang der Natur gefühlt, zu aufwallend kräftigem Bewegen; oder wenn andre Male, als des Nebels Hülle auf der Natur gelastet, des Lebens Kraft und froher Muth, sammt der Hoffnung selber, dir gewichen schienen, und der beängstete Sinn von nichts mehr träumte, denn von stetem Dunkel und Wehe: da war das, was du empfandest, die Herrschaft des Leibes. — Wenn im grünenden Thale zwischen der Alpen grauem Gewänd hin, am Bache des Gletschers, das Lied der Hirten ertönte, und der Freund, den du geliebt wie

dich selbst, an deiner Seite sich freute, oder wenn bald nachher, in unlieblicher Fremde, auf den Sarg des Freundes mit der Scholle des Erdreiches zugleich die Thräne fiel, da war das, was du empfandest: die erwärmende, aufjauchzende Lust deines Wesens, wie der erstarrenmachende Schmerz, die Herrschaft der Seele. Es reichet die Gränze dieser Herrschaft bis zu dem Erwachen eines Sehnens, welches vergeblich in dem ganzen, sichtbaren Bereich der Leiblichkeit, wie selbst in dem unsichtbaren der Seele, nach Erfüllung fraget: ein Sehnen, das mich, wie der Jäger die Beute, unversehens, mitten auf dem Wege der Herrlichkeit und der Lust des Lebens beschleichet, und das selbst zu dem seelenerhebenden Anblick des Pythischen Apolls, oder mitten unter den Werken der mit heißer Begier erfaßten Menschenweisheit, zum Bilde der ernst und milde blickenden Pallas Athene sagt: „du bist es nicht." Es ist auch noch in diesem Sehnen, das mir auf Aeschylus' ernstem Kothurn, wie in Plato's weisem Gespräch, theurer und näher verwandt erschienen, als Molière's Lachen, mehr zerstörende als gestaltende Kraft, und es schreckte mich selbst in den Stunden solcher tieferen Schmerzen öfters des Thiasos Getümmel (§. 65), das die Seele zum Tode hinführt und nicht zum Leben. Dennoch ist hier die Gränze der Herrschaft des Geistes. Denn jenes Sehnen lüftet die verhüllende Decke des Leibes und öffnet den Zugang zur Seele für den befruchtenden Thau und Strahl von oben.

Sie selber aber, die hehre Herrschaft des Geistes, hast du kennen gelernt, wenn du in Freud wie in Leid nicht mehr nur das Sehnen, sondern den tiefen Frieden der Erfüllung empfunden; in der Schwachheit des Vergänglichen und Wandelbaren die unwandelbare Kraft der Ewigkeit; im Tod das Leben. Denn hier ist die Macht, welche das Wesen der Sinnlichkeit, mit seinem Schmerz und mit seiner

Lust, nicht nur besiegt, sondern zur göttlichen Art erhebt und verklärt.

Erläuternde Bemerkungen. Den Inhalt dieses siebenten Hauptabschnittes hat der Verfasser in mehreren andren seiner Schriften, namentlich in seinem „Alten und Neuen aus dem inneren Gebiet der Seelenkunde" weiter erörtert. Besser jedoch wird man das, was dieser Abschnitt nur kurz andeutet, entwickelt finden in Joh. Fr. v. Meyers Inbegriff der christlichen Glaubenslehre, Kempten 1832, und in H. E. Schmieders christlicher Religionslehre, Leipzig 1833, so wie in andern Schriften von verwandtem Geist und Inhalt.

Die Macht des Geistes über das Leibliche.

§. 69.

Der Geist ist (nach §. 49 u. 50) die Kraft, welche das Leibliche gestaltet; er ist die Ursache alles lebendigen Erregens und Bewegens. Wenn die Seele des Menschen zuweilen, wie dieß so viele, weiter oben erwähnte Thatsachen bezeugen, an dem Leibe eine wundervoll heilende, umgestaltende Kraft bewies, so hat ihr hierzu der Geist aus seiner Lebensfülle das Vermögen geliehen.

Sobald, auf dem vorhin erwähnten Wege, die Seele mit der Natur des Geistes sich überkleidet, dann wird, von der Kraft des neuen Lebens, auch der sterbliche Leib durchdrungen und vergeistigt. Ein innrer, fröhlicher und friedlicher Zustand der Kindheit kann dann selbst in die krankende und ergrauende Hülle ein unaussprechliches Gefühl des Wohlseyns und der lieblichen Ruhe ergießen, welches, wie wir oben gesehen, an dem mehr als hundertjährigen Leibe des ehrwürdigen Thaddäus a Tacko selbst nach dem Tode noch sichtbar war. Mitten unter den Todesschmerzen des Leibes dichtete und sang Franciscus von Assisi ein Loblied, welches Gott preiset für das Geschenk der lieblich wärmenden Sonne, für die Lichter der Nacht: den Mond

und die Sterne; für den erfrischenden Sturmwind und das nährende Wasser, zuletzt aber, vor Allem, für den freundlich zur Heimath führenden Bruder: den Tod. Die Geschichte der Helden, welche für das Reich des Geistigen kämpften, und das Leben ließen, weiß viele ähnliche, und noch staunenswürdigere Beweise für die siegreiche Macht, die im Geiste über leibliche Schmerzen, über Krankheit und Tod ist.

Wenn man die oben (im §. 61) erwähnten Fälle, welche für den heilenden und bewegenden Einfluß der Seele auf den Leib sprachen, mit jenen vergleicht, in denen sich der Geist als gestaltender und belebender Ursprung des leiblichen Seyns erwies, dann müssen wir uns an das Verhältniß der ägyptischen Zauberer und ihrer Macht, zu Moses und zu seiner Kraft erinnern. Dem Tag konnten jene nicht sein Licht nehmen, nicht die Kräfte des Himmels lenken, noch die Erstgeburt tödten, oder vom Tod erretten. Ein aufmerksames und geübtes Auge unterscheidet leicht die wahrhaft umgestaltende und Neues schaffende Kraft des Geistes, so wie sich dieselbe in älterer und neuerer Zeit am Leibe mächtig erwies, von jener heilenden Kraft der Seele, welche bloß als Aufregung des inwohnenden Lebens sich kund gibt. Darum geschahen durch die Macht des Geistes Thaten in der Welt des Leiblichen, welche, wie jener alte Zeuge aus eigner Erfahrung sagte, „von Anfang der Welt an nicht erhört waren." Aber der Geist wirket an der Natur des Menschen noch viel Höheres als leibliche Heilungen.

Erläuternde Bemerkungen. Eine weniger bekannte Geschichte merkwürdiger, leiblicher Heilung, durch Kraft des Geistes, findet sich im Leben der Beata Sturmin (der sogenannten würtembergischen Tabea) S. 101. Hierher die Worte des vom Tyrannen gequälten Anaxarchos: *πτίσσε τε Ἀναξάρχου ἀσκόν, Ἀναξάρχον γὰρ οὐκ ἂν δύναιτο.* Diog. Laërt. IX, 58; Gataker ad Antonin. p. 309. — Mehreres hierher Gehörige in meiner Symbolik des

Traumes und in meinem Alten und Neuen, so wie in Kanne's Sammlungen.

Die Macht des Geistes über die Seele.

§. 70.

Als in den Zeiten der Angelsachsen Germanus, und als später Luithard und seine Gefährten nach England kamen, da wirkte der feierlich liebliche Gesang, der Anblick der innigen Andacht, mächtig erhebend auf die Seele des Volkes; es genasen, wie uns dieß glaubwürdige Zeugnisse versichern, viele Kranke. Größer aber, als diese Thaten des Geistes am äußeren Menschen, waren die, welche am innren geschahen; denn bald sahe das Auge unter dem vielen, noch immer gebrechlich Menschlichen und Widerstrebenden ein Land, da Gerechtigkeit und Frieden sich küßten, da Bruderliebe und Treue bei allen Ständen walteten. Diese Kraft denn des Heilmittels, das der Geist gibt: die Seele umzugestalten, zur Art des Göttlichen, hat sich vom Anfang an bis zu unsern Tagen an Allen, die dasselbe treu und recht gebrauchten, herrlich bewährt, und bewährt sich noch immer so. Dieß bezeugt die Erfahrung „einer Schaar die Niemand zählen konnte," es bezeugt dasselbe die Geschichte ganzer Völker; wie noch in unsren Tagen die der Bewohner der Südseeinseln und der Südspitze von Afrika. Dem Menschen die rechte Demuth und zugleich die Heldenkraft zu geben, auch die liebsten, tiefest gewurzelten Neigungen der sinnlichen Natur einer höheren, göttlichen Liebe aufzuopfern, das stehet nicht in der Macht der Seele; das vermögen auch nicht die guten, das Höhere vorbereitenden Engel der Wissenschaft und Kunst. Liebe zu Gott und den Brüdern, Demuth und Gehorsam, Zucht und Ordnung sind die unverkennbaren Früchte der Weisheit, welche nicht der

Mensch aus eigner Kraft erfand, sondern welche Gott ins Herz gab.

Auch auf andre Weise zeigt jenes Heilmittel die unsterbliche Natur des Geistes, die in ihm lebt. Die Reiche der Völker und ihre Herrlichkeit sind, wie die Gemäuer der Städte und Fürstenpaläste, in Trümmer versunken: die weisen Einrichtungen Lykurgs und Solons sind aus dem Leben verschwunden; aber seit länger als drei Jahrtausenden hat sich bei dem merkwürdigen Volk der Juden das von Gott geoffenbarte Gesetz noch in seinem hehren Ansehen und in Wirksamkeit erhalten. Und dieses Element der göttlichen Offenbarung ist dann auch später, in seiner vollendeten und verklärten Gestalt, siegreich durch die drohenden Waffen der Feinde, durch die Flamme der Scheiterhaufen und die Zertrümmerung alles äußerlich Bestandnen hindurchgegangen, und wird, in seiner Gotteskraft, länger bestehen, als die unmächtige Zeit des Spottes und des widerstrebenden Hochmuthes.

Erläuternde Bemerkungen. Ueber den Anfang des vorstehenden §. vergl. m. Stolbergs Leben des Königs Alfred von England. — An der Tafel eines großen Fürsten des vorigen Jahrhunderts ward einst über die Grundlehren des Christenthums und über die Wahrheit der heiligen Schrift gespottet. Der Fürst, welcher übrigens selber dem Christenthum entfremdet war, bemerkte, daß einer der vornehmen Gäste, der von ernsterer Gesinnung war, mißbilligend zu dem Gespräche schwieg. An diesen wendete er sich und ersuchte ihn: er möge doch, wenn er dieß könne, mit wenig Worten einen Beweis für die Wahrheit der Bibel sagen. Der Gast antwortete: „Eure Majestät, die Juden," und der Fürst, welcher die schlagende Kraft dieses Beweises fühlte, wendete sogleich das Gespräch auf einen andern Gegenstand. Hierher gehören noch vorzüglich, als Beweis für das Gesagte, solche Lebensbeschreibungen geistig durchgebildeter Menschen, wie namentlich J. M. Sailer, Gottfr. Arnold, Terstegen, Reiz und Kanne sie aufgezeichnet und zusammengestellt haben, so wie die Berichte der Missionen.

Die Macht des Geistes über den Geist.

§. 71.

Es spricht das Buch der Bücher von einer Gewalt, welche selbst das Himmelreich zu erleiden vermag, und die ihm Gewalt thun, die reißen es an sich. Welch' andre Kraft aber als eine himmlische selber, könnte den Himmel bewältigen, welch andre Macht als eine göttliche, vermöchte Gott zu bewegen? Darum ist es nach dem Wort der Offenbarung nicht der Leib, es ist nicht die im athmenden Blute lebende Seele, sondern es ist der Geist aus Gott, welcher die Thaten des Gebetes thut.

Dieß sind die Thaten, durch welche der in den anscheinend Schwachen mächtige Muth nicht bloß Einen Feind oder ein Heer von solchen Feinden besiegt, welche Fleisch und Gebein haben, sondern durch welche derselbe die ganze Welt mit ihren Mächten überwindet.

Wie das Kind zu seinem Vater, so spricht der durch den Geist betende Mensch zu seinem Gott. Dieser aber, der Vater, welcher des Kindes Flehen vernimmt, ist zugleich der Herr über alles Wesen und Seyn der sichtbaren, wie der unsichtbaren Welt. Darum, wie das Kind durch Liebe den starken Arm des Vaters, so bewegt der im Menschen betende Geist die Macht des Schöpfers, und durch diese die Schöpfung der Dinge.

Jene Weisheit, welche schon Hippokrates dem Arzte vor Allem empfiehlt, ist die Weisheit des Gebetes; das Leben des Sokrates, so erzählt ein Schriftsteller des Alterthums, war ein beständiges Gebet. Wie viel ernstlicher sollte der, welchem die Kraft des Wortes, durch das die Welt geschaffen worden, in Mund und Herz gegeben ist, dieser Kraft gebrauchen und der Vorrechte genießen, die ihm bereitet sind.

Erläuternde Bemerkungen. Der Glaube an die Kraft und Nothwendigkeit des Gebetes bei allem Werk und Anliegen des Menschen war bei allen geistig gebildeten Völkern des Alterthums so tief gewurzelt und so allgemein verbreitet, daß schwerlich ein bedeutender Schriftsteller aus der Blüthenzeit der alten Litteratur gefunden wird, in welchem nicht einzelne Stellen von jenem Glauben zeugten. Alle unsere Werke, Reden, ja unsere Gedanken sollen mit Gott anfangen (Plat. epist. 8; Xenoph. ration. redit. in fin.; Cicer. de leg. II, 4; Liv. in fin. proëm.; Jamblich. vit. Pythag. init.). Alle, die nur einigermaßen Verstand haben (πάντες ὅσοι καὶ κατὰ βραχὺ σωφροσύνης μετέχουσιν), werden, nach Plato, bei all ihrem Werk, es sey groß oder klein, zuerst Gott anflehen (Platon. Tim. 27, m. v. Crit. init; Plut. de Is. et Osir. princ.). Das Unglück des in Wahnsinn tobenden Ajas und sein Fall kam daher, daß er das Gebet und den Beistand der Götter verachtete (Sophocl. Ajac. flagell. 828 seqq.), und einer ähnlichen Schuld wurde das furchtbare Ende Pherekydes' des Syrers beigemessen (Cael. Rhodigin. lect. antiqu. L. X, 70). Gebet war so in das Leben der Völker verwebt, daß der Auf- und Niedergang der Gestirne (Plat. legg. X, 887, e) mit Gebet gefeiert, alle Geschäfte des Privatlebens, alle Unternehmungen des Staates damit begonnen wurden (m. s. viele hieher gehörige Stellen aus den Alten, zusammengestellt in Tob. Pfanneri systema Theologiae gentilis purioris. Basil. 1679, p. 362 seqq.). Selbst Lucretius, im Begriff gegen das Daseyn der Götter zu zeugen, kann sich nicht enthalten, beim Beginn seines Gedichtes diese Götter um ihren Beistand anzuflehen. Gott, der Alles sieht, weiß und vernimmt (Hesiod. oper. et dies L. I, v. 265. Pindar. Ol. Od. I, v. 102), der Alles vermag (Pindar. Olymp. Od. XIII, v. 116 seqq.; Pyth. Od. X, v. 75 seqq.; Plat. de leg. X, 901) und Alles bedenkt (Socrat. ap. Xen. Mem. L. I. c. 4 sect. 18), muß auch, dafür bürgt uns seine Güte (Plat. legg. X, 901, e) und Weisheit um Alles, auch um das Kleinste in dem großen Haushalt seiner Schöpfung sich bekümmern und für dasselbe sorgen, wie ja dieß schon der Mensch für Werke seiner Hand zu thun pflegt (ib. 902 seqq.). Doch soll der Mensch vor Allem beim Gebet des ihm verliehenen, selbsterkennenden Geistes gebrauchen: er soll um das Gute, um das Beste bitten (Socrat. ap. Xen. Mem. I. c. 3 sect. 1; Platon. Alcib. secund.; Juvenal. Satyr. X, in fin.), nicht um Erfüllung seines Eigenwillens (οὐ τοῦτο εὐκταῖον οὐδὲ ἐπείκτεον, ἕπεσθαι πάντα τῇ ἑαυτοῦ βουλήσει, Plat. legg. III, 687 e). Wir dürfen aber, wenn wir uns ihm in dunklen und ernsten Dingen bittend nahen, Gott wie einen guten Vater anflehen (Phil. de mund. incorrupt.

938, ed. Mang. II, 487), welcher das Gebet des Menschen erhört (id. SS. leg. All. III. 101, ed. M. I, p. 130). — Wenn der Mensch Gott lobt, thut er dasselbe, was die Himmel ohne Aufhören thun, deren Harmonien uns, wenn wir sie vernehmen könnten, zum Entzücken hinreißen würden (id. qu. a Deo mittunt. somn. 580, Opp. I, p. 625). Vom Gebet zu Gott darf uns nicht die Unbegreiflichkeit des göttlichen Wesens abhalten.

ὅς τις ποτ᾽ εἶ, σὺ δυστόπαστος εἰσιδεῖν
Ζεὺς, εἴτ᾽ ἀνάγκη φύσεος εἴτε νοῦς βροτῶν
ἐπευξάμεν σε. (Eurip ap. Sext. Emp. contrad. VII. 128)

Auch noch bei dem angehenden und mit schnellen Schritten dem Untergang entgegeneilenden Verfall des Glaubens an ein Göttliches erhielt sich als altgewohnte Sitte die Anwendung des Gebetes, welches selbst die Herrscher des großen Weltenreiches öffentlich für das Volk darbrachten (Plin. in Panegyr. Trajan.). Und selbst da, als das nüchterne, flache Raisonnement des unclassischen Zeitalters das nahe Beginnen der Barbarei schon ankündigte, sprach die Afterweisheit des damaligen Geschlechtes mit noch ganz anderer Achtung vom Gebet, als die ihr ganz ähnlich lautende eines späteren Tages. Denn nachdem Maximus Tyrius (diss. XXX: an orandus sit Deus, ed. Davis. 320, 322) auf die uns wohlbekannte Weise zu erweisen gesucht hat, daß das Beten unnöthig sey, indem Gott um des Einzelnen willen am Laufe des Ganzen nichts ändern könne noch wolle, — — der Gute aber auch ohne sein Gebet das empfinge, was ihm gebühre u. s. w., gesteht er dennoch ein, daß Sokrates nicht bloß selber gebetet und Andre zum Gebet ermahnt habe, sondern daß sein ganzes Leben ein beständiges Gebet gewesen sey; daß Pythagoras gebetet habe und jeder Freund der Götter.

Die Stellen über das Gebet, auf welche sich im vorstehenden §. unmittelbar bezogen wurde, sind: a) Matth. 11, 12; Sir. 35, 21; Röm. 8, 26; 1 Cor. 12, 3; Marc. 13, 11; b) 2 Kön. 19; 1 Joh. 5, 4. 5; Röm. 8, 37; c) Röm. 8, 26; Matth. 21, 22; Marc. 11, 24; Jac. 5, 17; d) Hippocr. de decent. ornat. p. 25, conf. Galen. de opt. medic. phil. p. 9.

Die Religion.

§. 72.

Wohin auch, von der Geburt an bis zum Grabe, der Mensch sich reißet; was er auch schaffe und thue, er fühlt sich überall, sey es gern oder ungern, von einem Band ge-

halten, das seinen Geist verknüpfet mit einem Reich des Geistigen; durch ein Band, das ihn zurückzeucht aus der Fremde des Vergänglichen nach einem Heim der Ewigkeit. Wie die Stimme eines Lesenden, der dieselben Worte immer von neuem und ohne Aufhören von neuem lieset, wiederholt ihm eine Stimme in seinem Innren das Wort: es ist ein Gott, der dich erschuf und erhält, ein Gott, welcher all' dein Thun siehet und richtet, ein Gott, den du fürchten sollst und lieben.

Das ist der Zug der Furcht und der Liebe, welcher, wie das Wehen der Luft alle die vielfältigen Blätter des Waldes, so alle Kinder des einen Volkes, ja die ganze Schaar der Völker zumal beweget und sie hintreibet zu dem Gott ihrer Väter und ihres Landes, ja zu dem Herrn über Alles.

Und kein andres Band knüpfet so fest, so tief, so innig Seele an Seele, Herz an Herz, als das Band der gemeinsamen Religion.

Erläuternde Bemerkung. Die eine der Deutungen des Wortes Religion, auf welche oben im §. angespielt worden, findet sich bei Cicero (Nat. Deor. II. 28).

Der Christenglaube.

§. 73.

Wo ist, so sprach zu Israel der Mann, welchen der Herr erkannt hatte von Angesicht zu Angesicht; wo ist ein so herrliches Volk, zu dem Götter also nahe sich thun, als der Herr unser Gott, so oft wir ihn anrufen? — So war Israel vor andren Völkern herrlich, als die Furcht Jehovahs und mit ihr der Frieden Gottes in seinem Herzen wohnten wie in seinen Hütten; als das Gesetz Jehovahs seines Weges Licht und seines Lebens Lust war.

Der ersten Väter Trost und Hoffen ist gekommen, der Völker Sehnen ist gestillt, in der Mitte der Zeit: Gott ist geoffenbaret im Fleisch. Jene Herrlichkeit des Herrn, welche einst „das Haus des Herrn erfüllte, daß die Priester nicht konnten vor derselben stehen," diese ist nahe zu uns getreten, und hat sich versenkt in menschliche Gestalt. Siehe, so bekennt der Mund der Zeugen: das Wort, das von Anfang war, wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit: eine Herrlichkeit, als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit. Ja wir zeugen von dem, das wir gehört haben, das wir gesehen haben mit unsren Augen, das wir beschaut haben und unsre Hände betastet haben.

Hier ist mehr denn Moses, hier ist mehr denn das Gesetz, durch welches Israel herrlich war. Denn siehe, das, was dem Gesetz unmöglich war, sintemal es durch das Fleisch geschwächet ward, das that Gott und sandte seinen Sohn in der Gestalt des sündlichen Fleisches und für die Sünde, und verdammte die Sünde im Fleische. So sind wir Gott versöhnet durch den Tod seines Sohnes, und es ist der Glaube an Ihn, durch welchen wir finden Versöhnung der Sünde, Rechtfertigung, Heiligung — Seligkeit ohne Ende.

Es ist die Wallfahrt des Christen, durch die Nacht des Lebens, ein Wandeln des Kindes an des Vaters Hand. Denn der Führer, mit seinem festhaltenden Arme, tritt zu ihm in der Taufe, welche in der Kraft jenes Wortes geschieht, das Leib und Seele erschuf, und das zur Seele den Geist giebt. Er, der getreue Führer, erleuchtet den Pfad des Dunkels durch sein Wort, nähret und stärket die Kraft des Müden durch sein Sacrament.

Allerdings erscheinet unter den offenkundigsten Dingen dieses als das größe Geheimniß: wie Gott selber ein Mensch

geworden, wie der, welcher von Anfang war, gelitten und gestorben, aus Liebe für die Sünder. Denn eine solche Liebe wird selber nur durch eine Liebe begriffen, die nicht vom Geschlecht des Fleisches ist, sondern welche der Geist aus Gott dem Geist des Menschen giebet. Es erscheint als ein Geheimniß, wie in dem Namen eines Gekreuzigten und in dem Glauben an ihn eine solche Kraft seyn konnte, daß vor ihm die stolze Macht und die Herrschaft des hochgebildeten Heidenthums sich beugen; daß alle „um das Grab der alten Eitelkeit tanzenden Nymphen" vor ihm haben entweichen müssen. Unbegreiflich der Vernunft erscheint es: wie die gläubige Liebe zu einem Gekreuzigten die Macht der Sinnlichkeit bewältigen, die Seele heiligen und dieselbe sättigen könne mit einem Frieden, der nie endet. Unbegreiflich erscheint es, wie ein Hinzunahen zu Gott, in dem Namen eines Menschensohnes, Thaten wirken könne, zu deren Vollbringen die Kraft aller Helden und Starken im Lande nicht hinreichet. Ein Geheimniß der Vernunft ist es, wie das Göttliche so ganz zu dem leiblichen Menschen sich hinzuthun könne, daß es, in leiblicher Wesenheit selber, von ihm empfangen wird, inmitten des Sacraments. Ein Geheimniß der Vernunft alles Weben und Wirken des Geistes von oben, in und durch die von ihm beseligte und geweihete Natur des armen Menschen.

Was jedoch der selberherrschenden, hochgebildeten Vernunft geheim ist und verborgen, das verstehet auf dem Arm der Mutter ein demüthig liebendes Kind.

Erläuternde Bemerkungen. Die Stellen, worauf der §. sich bezog, sind: Deut. 4, 7; 1 Kön. 8, 11; Hagg. 2, 10; 4, 8; Joh. 1, 14; 1 Joh. 1, 1; Röm. 8, 3; 3, 38; Joh. 3, 8; 1 Cor. 2, 14. Ueber den Ausdruck in leibl. Wesenheit vergl. man unter andern Dr. G. Chr. Knapps Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre nach dem Lehrbegriff der evangel. Kirche, herausg. von C. Thilo, 2ter Theil, Art. XIX, §. 146, S. 502. — Wir nehmen

es als bekannt an, und lassen ohne Widerspruch es gelten, daß die sogenannten Imponderabilien: Licht, Wärme, Elektricität, Magnetismus sich nicht so wie andre Dinge unsrer Körperwelt auf der Wage wiegen lassen, daß für sie das Maß der Schwere, dessen wir uns bei diesen bedienen, für jene ganz unbrauchbar sey, obgleich die Realität solcher Imponderabilien in unläugbarer Weise durch ihre Wirksamkeit (als Leuchten, Erwärmen u. s. w.) sich kund gibt. Warum sollten wir denn Anstand nehmen zu bekennen, daß der Maßstab unsres natürlichen Erkennens für jene Region des geistigen Seyns, welche der Christenglaube umfasset, unzureichend und unbrauchbar sey, obgleich die Kräfte jener Region ohne Maß und Ende sich wirksam erweisen. Wer sich in die Nähe eines wärmestrahlenden Körpers stellt, der erfährt an sich die Kräfte der Wärme, ohne diese zu sehen, er genießt die Helle des Lichtes, ohne dieses wiegen zu können.

Die Kirche.

§. 74.

Es redet „ein Gefangener des Herrn" von einer Einigkeit im Geist, durch das Band des Friedens, in dem Alle, welche würdiglich wandeln des Berufes auf die Eine, gemeinsame Hoffnung, Ein Leib sind und Ein Geist. Denn sie Alle haben Einen Herrn, Einen Glauben, Eine Taufe, Einen Gott und Vater Aller, der da ist über Alle und durch Alle, und in Allen. Wie die Glieder Eines gemeinsamen Leibes durchdringt sie zumal die Kraft des Lebens, welche ausgehet von dem Haupt der Gemeine: der Geist der Liebe, die sich dargegeben für die Gemeine, auf daß sie dieselbe heiligte und beseligte.

Dieses ist die Kirche, gegründet auf einen Felsen: die Kirche, von welcher der Mund der Wahrheit saget, daß die Pforten der Hölle sie nicht werden überwältigen.

Zwar, gleich ihrem Haupte, welches vorangegangen durch des Todes Schmach und Schmerz zur Herrlichkeit, ist auch die Kirche hier auf Erden eine leidende und streitende; doch sie lebet und stehet fest in der Zuversicht des Sieges,

den der Kampf gebären wird; im Vorschmack eines seligen Findens und Anschauens Dessen, das sie hienieden gesucht, ersehnt und geglaubet hat.

Nur in dem lebendigen Verband der Liebe und des gemeinsamen Glaubens Aller an Einen und Aller zu Einem ist Heil und Wohlfahrt des Geistes; denn nur so lange er am Weinstock bleibet, grünet und gedeihet der Rebe.

Erläuternde Bemerkungen. Stellen, die zum vorstehenden §. gehören, sind: Eph. 4, 3 bis 6; Eph. 1, 22; 4, 15; Col. 1, 18; Eph. 5, 25, 26; Matth. 16, 18; 1 Cor. 15, 31; 2 Cor. 4, 9, 10; Röm. 8, 37; Joh. 15, 4.

Das Ende.

§. 75.

Es wartet ein unerschütterlich festes Hoffen in der Seele des Menschen, wenn die Hütte des irdischen Leibes zerfällt, eines Baues von Gott, eines Hauses, das ewig ist im Himmel. Ja es harret mit uns die Creatur der Offenbarung eines Neuen, da die Gebundenheit zur Freiheit, die Gebrechlichkeit zur Herrlichkeit heranwachsen wird. So ist auch den Völkern, so ist dem ganzen Geschlecht des Menschen, im Liede wie in der Offenbarung, von einer Zeit gesagt, welche zukünftig ist, von einer Ruhe der Kinder, im Hause des Vaters. Die schöne Erde mit dem Schmuck ihrer Auen und den hehren Vesten ihrer Gebirge wird nicht für immer ein Feld des Unfriedens und des eitlen Geschreies der Empörer, ein Thal des Jammers und der Thränen bleiben. Es ist uns im Wort verheißen: siehe, es wird Alles neu werden und Erde und Meer wie der Himmel sollen voll werden, Seines Lobes. Dann werden die Geschlechter der Erde in Frieden beisammen wohnen, gleichwie in einer Stadt, deren Mauern Heil und deren Thore Lob heißen. Wie aus Abend und Morgen der einzelne Tag,

so wird in der gesammten Zeit der Völker aus dem Weinen des Abends die Freude eines Morgens kommen, welchem ein Licht leuchtet, das nicht mehr untergeht.

Erläuternde Bemerkungen. Stellen der Schrift, auf welche sich der vorstehende §. bezog, sind: 2 Cor. 5, 1; Röm. 8, 19. 20. 21. 22 und die schöne Erläuterung dieser Stelle bei Epiphanius (Haer. 64); Hebr. 4, 9; Esa. 65, 17 u. f., 66, 22; 2 Petr. 3, 13; Esa. 11, 9 u. f.; Hab. 3, 14; Esa. 60, 18; Ps. 30, 6.

Einige hierher gehörigen Stellen aus der Religionslehre der Heiden finden sich schon in den Bemerkungen zum §. 45 u. a. Von den sibyllinischen Gesängen bis herab zu denen der Edda hatte sich unter den Völkern die Erwartung von einer letzten großen Katastrophe der Sichtbarkeit, von einer Verwandlung derselben wie durchs Feuer erhalten (Comm. Sibyll. L. II et III ap. Er. Schemid. Or. 3 de Sibyll. — Sophocl. ap. Clem. Alex. Strom. L. V; Plut. de Orac. defect. 415. Ovid. Met. I, Fab. 7; consol. ad Liv.). Das Feuer sollte nach Heraklit das Ende der Dinge seyn, wie es der Anfang derselben gewesen. (Plut. de plac. ph. I, 3; Arist. Met. I, 3); denn nur dieselbe Schöpferkraft, welche die Welt hervorrief, kann die festen Bande ihres jetzigen Bestehens wieder auflösen. (Plat. Tim. 527.) Aber diese letzte Katastrophe dachten sich schon die Stoiker nach dem Maß ihrer Einsicht als eine Läuterung und Wiedererneuerung (Plut. adv. Stoic. 17; de plac. ph. II, 9; Stob. ecl. I, 390; Euseb. praep. ev. XV, 40). Uebereinstimmend mit dem geoffenbarten Wort lehrten die Väter der Kirche eine künftige Zeit der Verherrlichung und verklärenden Verwandlung. (Hieron. comment. in Esa. c. 51 et 65; August. de civitat. Dei XX c. 14, add. c. 16; c. 1 ad Cor. VII, 31).

Schubert, Gotthilf Heinrich <<von>>,

Die Geschichte der Seele

Bd.: 2

Stuttgart [u.a.] 1850